

Wiener Beitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

1 8 2 3.

---

October, November, December.

Za  
1582  
ara



Diese wöchentlich drey Mal, nämlich am Dienstaq, Donnerstaq und Sonnabend erscheinende Zeitschrift umfaßt in vielseitiger Richtung Alles, wodurch das Leben der gebildeten Stände vorzugsweise geschmückt und erheitert wird, und liefert darüber in anziehender Manigfaltigkeit ausschließend nur Original-Aufsätze.

Der Beyfall des Publikums hat sich im In- und Auslande für diese Zeitschrift gleich bey ihrer Entstehung so entschieden ausgesprochen, und ist seitdem fortwährend so merkbar aesthetisch, daß der Herausgeber nichts unterlassen darf, diesem Unternehmen einen fortdauernd wachsenden Werth zu sichern.

Die wöchentlich mit dem Donnerstags-Blatte erscheinenden kolorirten Modenbilder nach Original-Zeichnungen des Costume Directors der k. k. Hoftheater, Hrn. Philipp v. Stubenrauch, und gestochen von dem rühmlichst bekannten Hrn. Franz Stöber, werden ihre bisher allgemein anerkannte Schönheit behaupten.

Der Pränumerations-Preis für Text und Kupfer ist hier in Wien

vierteljährig 15 fl., halbjährig 30 fl., und ganzjährig 60 fl. W. W., oder  
6 fl., — 12 fl., — 24 fl. C. M.

Außwärtige in allen Provinzen des Kaiserstaats, welche mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Oberst-Hofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter sich zu wenden ersucht werden, zahlen halbjährig 33 fl. und ganzjährig 66 fl. W. W.

Für größtenteils Besondere des Lesepublikums sind der Text und die Modenbilder zu trennen zu haben. Die Abnehmer des Textes allein, zu welchem jedoch die Musik und alle außerordentlichen Beylagen gehören, zahlen

vierteljährig 7 fl., halbjährig 14 fl. und ganzjährig 28 fl. W. W.  
oder — 2 fl. 48 kr. — 5 fl. 36 kr. — 11 fl. 12 kr. C. M.

Der Preis der Modenbilder allein bleibt mit Vorausbezahlung

vierteljährig auf 10 fl., halbjährig auf 20 fl. und ganzjährig auf 40 fl. W. W.  
oder — 4 fl., — 8 fl., — 16 fl. C. M.

festgesetzt. Doch bleibt es den Pränumeranten des einen oder der andern unbenommen, gegen Daraufbezahlung der resp. ergänzenden Summen die Kupfer oder den Text (in so weit die Auflage zureichen wird) nachzuschaffen.

Diese Trennung des Textes und der Kupfer und die vereinzelte Verabfolgung derselben findet jedoch nur hier in Wien und im Wege des Buchhandels Statt. Mit der Post kann, zur Vermeidung der sehr leicht sich erachenden Verwechslungen, nur die bisherige Versendung, nämlich des Textes und der Kupfer, gemeinschaftlich erfolgen, daher es auch bey dem oben bemerkten Preise sein Bewenden hat.

Um die hier angegebenen Pränumerationspreise sind noch einige Exemplare der bisherigen sieben Jahrgänge dieser Zeitschrift auf allen angeführten Wegen zu haben.

Das Honorar ist auf fünfzehn Thaler Sächs. Corr. für den Druckbogen festgesetzt, und dem Belieben der Schriftsteller überlassen, dasselbe gleich nach dem Abdruck, oder nach halbjährlicher Berechnung zu fordern.

Im Wege des Buchhandels wird die Zeitschrift von nun an, gleich allen andern literarischen Journalen, in monatlichen Heften mit einem Umschlag versehen, sowohl mit als ohne Kupfer um die angeführten Pränumerationspreise in Commission bey Hrn. Carl Gerold in Wien zu haben seyn, und man ersucht die löbl. Buchhandlungen Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates sich an selbe mit ihren Bestellungen zu wenden.

Aufgeschnittene oder beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Einsendungen aller Art geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Der Herausgeber.



eis  
en  
ns  
  
ny  
es  
hs  
  
di  
p  
r  
  
ez  
fe  
en  
  
re  
ff  
  
en  
ie  
  
en  
ur  
a,  
d)  
  
en  
  
nd  
bs  
  
en  
te  
rb  
es  
  
nb



Mit 13 Modelkupfern u.  
1 Rest Noten



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.  
1823.

---

Viertes Quartal des achten Jahrgangs.

---

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.





Rara

Za  
8582





# Inhaltsverzeichnis

des vierten Quartals des achten Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

## Anzeigen der, auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

- Lezte dießjährige Vorstellungen der italiänischen Sänger-Gesellschaft mit den Rossini-  
schen Opern: La Donna del Lago und la Cenerentola, mit einem Erinnerungs-  
wort über die Leistungen der Sgra. Fodor-Mainvielle und des Sgr. Lablache. 982.
- Der gelbe Mann, locale Posse mit Gesang, Buch und Musik von Albin Pfaller. 983.
- Der Empfehlungsbrief. Lustspiel von C. Töpfer. 998.
- Euphemia von Avogara. Oper. Musik vom Herrn Capellmeister Riotte. 1019.
- Sintram, nordische Sage, nach Walthar Scott, von Herrn Schuhmacher, Musik vom  
Herrn Capellmeister Ritter von Seyfried. 1035.
- Der weiße Pilger, Ballet von Herrn Cajetan Gioja, in die Scene gesetzt von Herrn  
F. Gioja. Musik von mehreren Meistern. 1043.
- Esfer, ein Trauerspiel nach dem alten Stücke dieses Namens bearbeitet, von Herrn  
Matthäus von Collin. 1055. 1062.
- Der Wolfsbrunnen. Zauberspiel mit Chören, Tänzen und Märschen, Musik von Herrn  
Capellmeister Fr. Roser. 1071.
- Euryanthe, romantische Oper von Helmina v. Chezy, gebornen Freyhinn von Klende,  
Musik vom königlich sächsischen Capellmeister Carl Maria von Weber, unter per-  
sonlicher Leitung des Herrn Componisten aufgeführt. 1102. 1109.
- Das Mädchen von heute, und nach zehn Jahren. Original-Lustspiel von Julius von  
Voss. 1131.
- Glückliche Täuschung, Oper aus dem Italiänischen: l'inganno felice, übersezt von G.  
Grünbaum. Musik von Rossini. 1151.
- Zaire. Trauerspiel nach Voltaire, neu in die Scene gesetzt. 1158.
- Sympathie. Lustspiel von Lebrun 1165.



- Der Großpapa. Lustspiel in einem Act nach dem Französischen der Herren Scribe und Melesville, von Castelli. 1166.
- Titus der Gütige. Oper von Mozart. 1167.
- Der Herbsttag. Lustspiel in fünf Aufzügen, von A. W. Iffland. 1174.
- Der Apotheker und der Doctor, komisches Singspiel in zwey Aufzügen von Stephanie dem Jüngern. Musik von Dittersdorf. 1175.
- Siguna. Melodram in drey Aufzügen. Musik von Conradin Kreutzer. 1191.
- Das Hotel von Wiburg. Lustspiel in drey Acten, von Claren. 1206.
- Der neue Narciss, anakreontisches Ballet von Ph. Taglionii. 1215.
- Die schöne Müllerinn, Oper zum ersten Debüt der Mlle. Weisknecht. 1231.
- Über die Leistungen des Herrn und der Frau Wächter aus Pesth in den Opern: der Freyschütze, und Don Juan. 1232. 1264.
- Alles wahr! Posse in zwey Acten nach Scribe. 1263.

#### Beurtheilende Anzeigen musikalischer Leistungen.

- Übersicht der neuesten englischen, musikalischen Literatur und Kunst. 1007. 1026.
- Nachricht, die Erfindung der poetischen und musikalischen Würfel betreffend. 1101.
- Über eine musikalische Akademie des Hrn. Alois Moscheles, den 29. November d. J. 1207. 1215.
- Über ein Concert des Hrn. Johann Hindle. 1239.
- Anzeige der musikalischen Blumenlese des steyermärkischen Musikvereins. 1240.
- Ankündigung einer großen musikalischen Akademie zum Vortheil des Pensions-Instituts der Wittwen- und Waisen der Tonkünstler. 1248.
- Anzeige vom Benefice des Hrn. Ignaz Ritter von Seyfried mit der Ochsennennette. 1216.
- Anzeige der aufzuführenden Oper Rosamunde von Cypern, von Helmina von Chezy, gebornen Freyinn von Klende. Musik von Schubert. 1248.

#### Literarische und artistische Kunst-Nachrichten.

- Neueste Arbeiten des Glasmalers Mohn im Ritterschlosse zu Lachsenburg. 968.
- Ankündigung des Porträts des Erfinders der Schutzpockenimpfung Dr. Eduard Jenner, gestochen von W. Schary, nach einem Gemälde von W. Hobday. 992.
- Nachricht über eine zu Leipzig zu haltende Versteigerung von Kupferstichen und Handzeichnungen. 999.
- Briefe über die Dresdner Kunstausstellung. 1053. 1069. 1093. 1119. 1125.
- Beurtheilung des II. Theils der Ceres (Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuss), herausgegeben von Franz Gräffer. 1060.
- Beurtheilung des Taschenbuchs: Huldigung den Frauen, für 1824, von Castelli. 1101.
- Über Nicolay Fürst's vermischte Schriften in II Theilen (1823). 1118.
- Beurtheilung der romantischen Erzählungen von Julie Nordheim, herausgegeben von Carl Barriés. 1184.
- Spiegel der großen Welt und ihrer Forderungen, von Caroline von Woltmann. Pesth und Leipzig. 1280.



## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Augsburg. 1173.

» Berlin. 989. 1189. 1197. 1277.

» Dresden. 1040. 1270.

» Mailand. 1079. 1254. 1261.

» Neapel. 966. 974. 1095.

» Paris. 1010. 1012. 1034. 1228. 1245.

» Pesth. 1078. 1086.

» Prag. 1198.

## Biographische Notizen.

Biographie des Frey Lope Feliz de Vega Carpio. 1021. 1029.

## Mannigfaltiges.

über die Landschaftsmaterische Bedeutung der Inseln, von Hrn. Ferd. Ma. Wertheim. 980.

über Stubenerwärmung, und Vorschlag zu einer Prämie, sammt Nachschrift des Herausgebers dieser Zeitschrift. 1001. 1002.

Kamtschatka, aus dem Russischen. 1031.

An die Redaction dieser Zeitschrift in Betreff der Stubenerwärmung durch erwärmte Luft, von Hrn. Professor Meißner. 1045.

über die wesentlichen Vorzüge dieser Heizungsmethode vor andern. 1177.

Gedanken über die Entstehung der Hagelwetter. 1065.

Etwas über Gemmen. 1067.

Die Grotte von Cornial, von Hrn. Pannasch. 1121.

Erster Entwurf eines Scenariums der Euryanthe, Operndichtung für C. M. von Weber von Helmina von Chezy, gebornen von Klence. 1128. 1137.

Außerung der Redaction, betreffend die in der 123. Nummer ausgeschriebene und in der 128. durch Herrn Professors Meißner Berichtigung erledigte, Preisaufgabe für die Auffindung eines Mittels: das Rauchen der gußeisernen Öfen bey Heizung mit erwärmter Luft ganz unmöglich zu machen. 1133.

Kosmologische Betrachtungen über die Bahnen der Himmelskörper, von J. J. Littrow. 1133. 1145. 1153. 1161.

Der Salon des Théâtre Italien zu Paris, von F. M. W. 1185. 1195.

Einige Bemerkungen über die neuen Quers- und Flügel- Pianoforte mit dem Resonanzboden über den Saiten, von J. Jac. Goll und Comp. 1199.

Naturgemälde, von J. J. 1222.

Über das Schauspielwesen der vereinigten Staaten in Nordamerika. 1223. 1229.

Über Peter Anton Fonk, von Helmina von Chezy, gebornen Freyinn von Klence. 1239.

Seltene Berechnung. 1248.

Einiges über Bauchrednerey, bey Gelegenheit des hier anwesenden Ventriloquisten, von Gräffer. 1255.

Ankündigung, diese Zeitschrift betreffend. 1271.



Romantische Dichtungen, Erzählungen, Sagen, Märchen, Novellen.

- Die beyden Bettern. Erzählung von Baron von Mittitz. 961. 969. 977. 987. 993. 1003. 1013.
- Der Blutbecher. Novelle aus dem Magyarischen, übersetzt von Georg von Gaal. 1037. 1048.
- Vorschule zu einer Grammatik der Liebe. Erzählung von Ernst Wohl. 1073. 1081. 1089. 1097. 1105. 1113.
- Der Einsiedler auf dem St. Michaelsberge, vaterländische Sage nach dem Magyarischen des Herrn Alex. von Kisfaludy, von Georg von Gaal. 1169. 1179.
- Die Seifenblase, von Carl Gottfr. von Leitner. 1183.
- Das Lager bey Berlin, von Baroninn de la Motte Fouqué, gebornen Freyinn von Briest. 1201. 1209. 1217.
- Die Dankbarkeit, ein persisches Märchen aus dem Englischen, übersetzt durch Fodor Graf von Caracjay. 1225.
- Die Ruinen von Anzur, italiänische Novelle von Magdalena Freyinn von Callot. 1249. 1257. 1265. 1273.

Gedichte, Lieder, Sonette, Romanzen.

- Sängers Liebchen, von Franz von Erco, Akademiker. 965.
- Liebchens Nähe, von Johann Gabriel Seidl. 982.
- Im Herbst. 989.
- Die Welt ein Schacht, von Johann Gabriel Seidl. 997.
- Entbehrung, von A. C. Rossotti. 997.
- Sonett. 1007.
- Sehnsucht. 1033.
- Der Jüngling und der Nachtschmetterling, von Carl Gottfried von Leitner. 1047.
- Höfny's Lied an Denis. 1057.
- Allemannisches Lied an einen Vogel, von Gottlieb von Leon. 1061.
- Des Malers Klage, von Carl Gottfried von Leitner. 1073.
- Alboin, von M. Ent. 1149.
- An die Quelle des Marienbades. 1197.
- Die Allvergänglichkeit an Julien, aus dem Spanischen des Don Christoval de Mesa, von Gottlieb von Leon. 1165.
- Süden und Norden, von F. F. 1172.
- Bergmannisches Gedicht, von Carl Stegmayer. 1183.
- Das Schneeglöckchen, von Radda. 1188.
- Allemannisches Lied. Rundgesang von Gottlieb von Leon. 1228.
- Der Klausner, altböhmische Sage, von Carl Egon Ebert. 1233. 1241.
- An die junge Freundin Anagora aus Milet, eine neuentdeckte Ode der Sappho, übersetzt von J. Rudolph Wylß, dem ältern. 1260.

Gelegenheitsgedichte.

- Das graue Liebchen. 972.
- An die Gewohnheit. 974.



- Lied zum St. Carolusfeste an den Hofmaler und Custos der k. k. Gallerie im Belvedere, Herrn Carl Ruff, von Helmina v. Chezy, gebornen Freyhinn von Klendke. 1100.
- Wollte doch Gott! von derselben. 1183.
- Grätz und dessen Umgebungen an einem Herbstabende, vom Schloßberge aus besehen, von Dr. Hofbauer. 1193.
- Die liebende Blinde, an die k. k. Hofschauspielerinn Sophie Miller als Gabriele im Drama gleiches Namens, von Johann Graf Mailath. 1253.

S i n g e d i c h t e.

- Hypeophylus.
- Freundschaftlicher Rath. } Von G. J. Loebisch. 1017. 1018. 1026.
- Voreiligés Urtheil. }
- Die Namensträger. }
- Korallen von Wilhelm Freyherrn von Eyb. 1018.
- Epigramm. 1093.

Charaden und Räthsel.

- Logogryph, von Franz von Erco, Akademiker. 1024.
- Zweysylbige Charade, von J. C. Passy. 1077. 1277.
- Zweysylbige Charade. 1086.
- Räthsel. 1118.
- Charade. 1137.
- Viersylbige Charade, von J. C. Passy. 1165.
- Drehsylbige Charade, von demselben. 1206. 1228.
- Zwehsylbige Charade, von F. H. S—f. 1269.

M u s i k = B e y l a g e.

Nro. 156. Auf dem Wasser zu singen. Gedichtet von Leopold von Stollberg. — In Musik gesetzt von Franz Schubert.



Handwritten text in the upper section of the page, appearing to be a list or a series of entries, though the individual words are difficult to discern.

Handwritten text in the middle section of the page, continuing the list or entries from the upper section.

Handwritten text in the lower-middle section of the page, showing further entries or a continuation of the text.

Handwritten text in the lower section of the page, appearing to be a list or entries, similar to the upper sections.

Handwritten text in the lower section of the page, continuing the list or entries.

Handwritten text in the lower section of the page, appearing to be a list or entries.

Handwritten text in the lower section of the page, continuing the list or entries.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 2. October 1823.

118

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die beyden Bettern.

Erzählung von Carl Borromäus von Mittih.

Herr Ludwig von Else hatte nach dem Tode seines Vaters das Infanterie-Regiment, in welches er, diesem entschiedenen Soldatenfreunde zu Liebe, getreten war, verlassen. In der That konnte wohl niemand unpassender zum Waffenhandwerk gefunden werden, als eben er. Von ansehnlicher Größe, dick und fett, aber von engen Schultern und schmaler Brust, verriethen seine blaugrauen Augen ohne Brauen, sein weißgelbes weiches Haar, seine dünne Stimme, seine wachsähnlichen Hände, die er ungemein sorgsam pflegte, dem Beobachter unter der männlichen Gestalt ein sehr unmännliches Wesen. Aus lauter Temperaments-Tugenden zusammengesetzt, war er mäßig im Essen und Trinken — bey schwachem Magen, gleichgültig gegen das schöne Geschlecht — bey kaltem, langsam schleichenden Blute, ordentlich in seinen Angelegenheiten — bey einem gewaltigen Hang zum Geiz, sanft und verträglich — bey großem Respect vor blanken Klingen und Pistolen. Mit diesen Anlagen liebte er nur eins außerordentlich — sich selbst; Ruhe und Bequemlichkeit. Seiner Vaterschwester, einer alten, aber kräftigen Witwe, die sich von ihrer Hestigkeit bisweilen zu einem recht männerhaften Fluch hinreißen ließ, war das weichliche, unmännliche Wesen ein täglich Ärgerniß. Um ihn daraus aufzustören, hatte sie ihrem Bruder dem Major, in dessen Hause sie, seit er Witwer war, lebte, unaufhörlich angelegen, seinen Sohn Soldat werden zu lassen. „Aber Schwester, er taugt ja offenbar durchaus nicht dazu!“ — erwiederte der erfahrene Mann oft. „Thut nichts“ — meinte die Dame — „wird der Bengel auch kein Soldat, so wird er doch ein Mann. Das derbe, frische Kriegshandwerk wird den Träumer schon wecken!“ — Allein Ludwig blieb ungeweckt, ob schon nicht ungeneckt. Die Vorwürfe seiner Obern, die Spöttereien seiner Cameraden konnten ihn weder männlich, noch lebendig machen. Er seufzte nicht, er klagte nicht, verrichtete seine Dienspflichten auf die gewohnte herzlichschlechte Weise,



der Tante muthmaßliches furchtbares Codicill, konnte er sich doch einer süßen Behaglichkeit über die so reichlich erfolgte Transpiration nicht entschlagen, denn die Recette des Eau de Perse verlangte ausdrücklich „une activité de l'organe de la peau“ — und o Wonne — Welch ein beruhigendes Resultat ließ sich nicht von einer Hautthätigkeit erwarten, bey der er selbst ganz unthätig bleiben konnte und doch bereits wie ein Braten dünstete! So waren anderthalb Stunden vergangen, ohne daß er noch zum Entwurf seiner künftigen Handlungsweise gegen die Tante hatte gelangen können. Er beschloß, noch ein halb Stündchen abzdämpfen, dann die Scheidewand zu heben, die ihn von der Außenwelt trennte, und einen Blick in den Spiegel zu wagen. Gewissenhaft saß er bis zum letzten Glockenschlage verschleiert, dann enthüllte er sich behutsam und trat nicht ohne hörbares Herzklopfen vor den Spiegel. Ein Blick und — o Seligkeit — der Teint war wieder *reposé*, klar zum Zerblasen, und jene ominösen Zeichen verschwunden. „Die liebe, heftige Frau“ — schmunzelte der Selbstbefriedigte, völlig Versöhnte — „sie meint es immer gut mit mir und wird es auch dießmal so böß nicht gemeint haben!“ Er trat an den Tisch, entschlossen, dem Himmel Alles zu überlassen, und die angefangene Nadel abzuwickeln, als ein gewaltiges Pochen ihn erinnerte, daß die Thür noch seit jenem Act von innerer Selbstschauung verschlossen sey. Der Bediente hatte seinen Herrn von irgend einem bösen Zufall überrascht geglaubt, und schon Anstalt gemacht, die Thür einzuschlagen. Er begnügte sich indessen, als er ihn so wohl aussehen fand, ihm die Ankunft seines Veters, des Herrn Herrmann von Else, zu melden, der ihn zu sprechen wünsche. Dieser Vetter, nachdem er sich daheim zur Universität vorbereitet, war wegen ausgebrochener Insolvenz seines Waters in fremde Kriegsdienste gegangen, und hatte, nach einigen glänzenden, tapfern Thaten, seit einigen Jahren nichts wieder von sich hören lassen. Herr Ludwig glaubte ihn im Felde oder in einem Hospital an seinen Wunden, den Folgen seiner tollkühnen *Bravour*, verstorben, und wußte nicht recht, ob er ihn empfangen solle oder nicht, da er aller Vermuthung nach ein wüster Bursche war, bey dem es am besten heißen mochte: drey Schritte vom Leibe! — Da indeß der Bediente auf näheres Befragen angab, daß der junge, etwa einige zwanzig Jahr alte Mensch sehr sanft und bescheiden aussehe, auch ziemlich ärmlich gekleidet sey, so glaubte Ludwig die Gelegenheit, mit einem abgesehenen Anzuge und einigen Thalern sich die Tante wieder geneigt zu machen, nicht versäumen zu dürfen, und hieß den Vetter herein führen. Ein schlanker, sonnegebräunter Jüngling von edlem Ansehn, eine breite Narbe über die Stirn, schwarzem Haar und Aug, und einem angenehmen Ausdruck von Güte, trat mit einiger Schüchternheit in's Zimmer. „Ey, ey“ — rief Herr Ludwig — „ey, ey, Vetter Herrmann, so jung, so tapfer, erst sechs Jahr Soldat, und schon wieder ausgedient?“ Herrmann erwiederte, die nach dem Frieden eingetretene Reduktion der Armee habe natürlich die Ausländer zuerst betroffen. Ihm zwar habe man eine Anstellung in einer Festung versprochen, allein er gestehe, daß er nichts Schlimmers kenne, als den Festungsdienst im Frieden, dann aber sey der Ort so weit von seinem Vaterlande entfernt gewesen, daß er doch Bedenken getragen sich dahin zu exiliren.

„Alles gut,“ — meinte Herr Ludwig, allein er begreife nur nicht, wovon



der junge Mann leben wolle, wenn er nicht etwa eignes Vermögen besitze, oder die Frau Tante im Hinterhalte habe. „Sie spotten bitter“ — erwiederte Herrmann. „Es muß Ihnen bekannt seyn, daß von unsern Vätern nur der Thirige reich war, der meinige aber sein Vermögen in unglücklichen Speculationen zugesezt hatte. Daß unsre Tante noch lebe, glaubte ich kaum. Sie wissen aber auch, daß sie mit meinem Vater, wegen seiner Insolvenz und seiner der Familie mißfälligen Heirath, gänzlich zerfallen war. Auf deren Unterstützung zu rechnen wäre daher wohl mehr als vermessen, — und daß man als Soldat keine Schätze sammeln —“

„Nun aber“ — fiel Herr Ludwig, als ihm der unausweichliche Wohlthätigkeitsact immer näher rückte, mit ängstlicher Stimme ein — „was soll denn nun werden? Der angebliche Reichtum meines Vaters ist wenigstens auf mich nicht gekommen, und wenn du glaubst?“ — „Ich habe“ — fiel Herrmann erröthend ein — „eh ich zum Regiment ging, hier einige Schulkenntniße erworben und diese fortgesetzt. Im Auslande fand ich Gelegenheit in den Lieblingsstudien meines Vaters, der Botanik und Chemie, Fortschritte zu machen, und so hoffe ich in einer der hiesigen Apotheken vielleicht als Provisor ein Unterkommen zu finden.“

„Hm, hm,“ — brummte Herr Ludwig, dem ein Botaniker und Chemiker zur Pflege seiner Blumen, und zur Bereitung seiner mancherley Schönheitsmittel doppelt willkommen war, die er ihm mit einem Dachstübchen, einem ganzen Kock und einem Antheil an seinem Tisch salariren konnte — „hm, hm, Wetter, davon ließe sich sprechen. Bis du mit einem Principal in Unterhandlung getreten bist, könntest du mir wohl mit deinen Kenntnissen nützlich seyn, wofür ich dir Wohnung, Kleidung und Kost verspreche.“

„Mit tausend Freuden“ — versetzte Herrmann — „nichts wünsche ich mehr als nützen und meine Studien fortsetzen zu können!“ — Sonach war der Handel abgeschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### S ä n g e r s L i e b c h e n .

Ich hab' ein Liebchen jung und schön,  
Und Liebchen ist mir hold,  
Und meiner Liebe zartes Flehn  
Lohnt süßer Minnesold.

Wenn banger Schmerz und Sorg' mich quält,  
Zieh ich mein Liebchen an die Brust;  
Von ihrem Frühlingshauch befeelt,  
Ergreift mich stille Lust.

Und ihrer Stimme Zauberklang  
Löst meines Kummers Band,  
Und horch'! da tönr's wie Sphärensang  
Aus einem bessern Land!



Ihr aus dem Busen dringen Töne  
Und werden in Accorden laut,  
Und alles Hohe, Reine, Schöne  
Strömt aus des Sängers Braut.

Begwungen von der Töne Macht  
Lausch' ich dem Harmonienfluß,  
Und neu ein Leben mir erwacht  
In der Gefühle reinem Guß.

Tief in dem Busen halt' mir's wieder,  
Was süß aus Liebchens Brust erschallt,  
Und hin in's Morgenland der Lieder  
Zieht's mich mit heiliger Gewalt.

Da werden süße Töne wach,  
Die ungeahnt in mir geruht,  
Sie strömen, ein melod'scher Bach,  
Hervor auf des Gefanges Flut.

Und länger kann ich's nicht mehr tragen,  
Von Thränen wird mein Auge feucht;  
Drum will ich's meinem Liebchen klagen,  
Wie Liebe mir die Wangen bleicht.

Franz von Erco, Akademiker.

### Correspondenz-Nachricht.

Neapel, im July 1823.

Auf beynahe allen Theatern ersten Ranges dieser Halbinsel gibt die Sommerzeit für den Musikfreund die färglichste Ausbeute. S. Carlo macht wenigstens in quantitativer Hinsicht hiervon eine Ausnahme. Die auf andern Theatern nicht übliche Abschließung mehrjähriger Contracte mit Sängern und Tänzern, machen hier die Wiederaufführung schon bekannter Piecen ohne große Schwierigkeit möglich, und unterbrechen die erneuerte Monotonie der alten Leyer bisweilen auf eine angenehme Weise. Auch die Sitte, das Namens- und Geburtsfest Sr. Maj. des Königs und J. k. H. des Kronprinzen und der Kronprinzessin durch Aufführung eines neuen großen Ballets, oder einer neuen Oper zu begehen, dann die jedesmalige siebenzehntägige Verschließung der Theater während der St. Januarius-*Octave* in den Monaten May und September gestatten die gewöhnliche Berechnung des Theaterjahres nach Stagionen nicht, sondern machen die Annahme einer mittleren Zeit nothwendig.

In der lezt vergangenen halb *primavera*, halb Sommerzeit hatten wir eine neue große Oper: „Alfredo“ vom Maestro Donizzetti; eine Cantate „Argia“ vom Maestro Raimondo; ein großes Ballet: „Tippoo-Saib“ von Tagliolini; ein kleineres: „I due Svizzeri“ von Huf; die Wiederaufführung der „Gundeberga“ von Gioja und der „Vestalin“ von Sponcini, dann — die englische Pantomime des Herrn Lewin: „La chiave d'oro.“

Wer kennt Alfred nicht? möchte man mir zurufen, wenn ich einen Auszug aus dem Buche geben wollte. Gut! aber wer fände in diesem *pasticcio* jenen großen Helden, der als Harfner verkleidet ins Lager des dänischen Königs Guthrum drang, um



es auszukundschaften, und dann sieggekrönt die Stützen seines Throns besetzte, und den Grund zur nachmaligen Größe des brittischen Reichs legte? Einen verzagten, ärmlichen Menschen sehen wir, der, um seine Unthätigkeit zu verbergen, der Aneiferung der ihn aufsuchenden Gemahlinn, und der Verheuerung eines Freundes, daß ein starkes Heer seine Befehle erwarte, bedarf.

Der Dichter, Herr *Totola*, hat nicht einmal das einfache Geschick, die historischen und bekannten schönen Momente seiner Helden zu benützen; von poetischer Darstellungsgabe oder dramatischer Behandlung ist ohnehin keine Rede, und man könnte mit jenem Pariser Satyriker ausrufen: „les bonnes choses que l'on ne trouve pas dans ce livre, il faut les chercher ailleurs!“

*Donizetti* hatte das Unglück, mit dieser Oper keinen Beyfall zu ernten. Würden die Umstände, unter welchen sie gegeben wurde, genau erwogen, so dürfte die wahre Ursache des Mißfallens größten Theils im ganz kalten Vortrage des Herrn *Nozzari* (*Alfred*) gefunden werden, welchen Fehler sich dieser Sänger sonst nie abmerken ließ. Denn mit der Fackel der Unparteilichkeit beleuchtet, zeigt sich zwar der, jungen Tonsetzern immer anklebende Fehler ermüdender Länge, und der in neuern Zeiten zu häufige Gebrauch der Janitscharen-Musik, aber eben so unverkennbar sind sehr viele gelungenere Scenen. Die Oper beginnt mit einer kurzen, martialen Introduction in D-dur und reißt sich beim Aufgehen des Vorhangs an ein Duett: „*Vieni Eduardo*“ in G-dur zwischen der Gemahlinn *Alfreds*, *Amalie* (*Signora Feron*), und seinem Freund *Eduardo* (*Signor Botticelli*), welche *Alfred* aufsuchen. Beyde wurden gut ausgeführt und mit Beyfall belohnt. *Alfreds* erste Arie: „*Non è di morte il fulmine*“ in B-dur ist ebenfalls gut, wurde aber nachlässig gesungen; besser gelang das Septett im Finale des ersten Acts: „*Oh come dal grembo*“ in F-dur, und das Finale selbst hat viele Energie. Im zweyten Act ist außer einer zu langen Arie des *Nozzari* ein sehr gelungenes Duett zwischen ihm und *Mad. Feron*: „*La tromba mi chiama, la patria m'invita*“ in E-dur. Die Schluß-Arie der prima donna: *Torna a gioir quest alma, splende sereno il cielo*“ in B-dur ist in dem, dieser Sängerin eigenen Genre geschrieben, und hatte, von ihr vorgetragen, Beyfall. Übrigens war diese Oper mit alleiniger Ausnahme der *Signora Feron* von Sängern und Orchester nicht einstudiert, Costüms und Scenen waren alt und schlecht.

Einziger und geschickter Schüler des braven Compositours einer *Ginevra*, einer *Medea*, einer *Cora* &c. trachtet *Donizetti* sichtbar nach der Wahrheit des scenischen Ausdrucks, und Verwebung moderner Musik mit dem Immergrün classischer Kunst. Gelingt es ihm auch nicht immer, so ist er darin doch glücklicher, als die meisten seiner jugendlichen Zeitgenossen.

*Raimondo's* Cantate: „*Argia*“ hat der Tenor *Rubini* durch eine Arie: „*Al fianco al mio tesoro*“ in D-dur, die ganz in seinen Orden liegt, und mit Gefühl und Geselligkeit vorgetragen wurde, gerettet. Die Musik ist weiter nichts als ein leeres Tongemisch, in der alltäglichen, schon zum Gemeinen herabgesunkenen Affenmanier, und selbst obige Arie würde mit Stillschweigen übergangen worden seyn, hätte der Sänger nicht die Caprice gehabt, mit ihr zu brilliren. Nach einer langen Pause hat sich auch *Signora Dardanelli* in dieser Cantate wieder auf dem *S. Carlo-Theater* gezeigt. Ein Duett zwischen ihr und Herrn *Rubini* sprach nicht an. Diese Künstlerin scheint *Virgil's*: „*Labor omnia vincit*“ nur wenig Geschmack abgewonnen zu haben. Schade für die gute Stimme, womit sie die Natur begabte. —

*Signora Feron* gab die „*Giulia*“ in der Bestalinn mit vielem Beyfall. Für mich war diese Aufführung eine Mischung von Freude und Leid; denn aus der ganzen Oper waren nur die Arie der *Julie* — das Duett und Terzett des zweyten Acts anzuhören. Nur mit tiefem Seufzen konnte ich den übrigen Verstümmelungen dieser großen Composition behöhnen, und hatte Mühe, das Skelett der herrlichen Chöre zu erkennen. *Signor Nozzari* gab den *Licinius*. Nach seiner gewöhnlichen Weise concentrirte er auch hier alle Kraft auf eine Scene, und glänzte nach Kräften im Duett und Terzett des zweyten Acts.

Der erste Act begann unmittelbar mit dem Duett zwischen *Licinius* und *Giulia*



(Signor Orlandi) mit Hinweglassung des Recitativs; der zweyte Act wurde ganz, vom dritten nur die beyden letzten Scenen gegeben.

(Der Schluß folgt.)

### Neueste Arbeiten des Glasmalers Moh n im Ritterschlosse zu Lachs- senburg.

Seit dem Jahre 1813 befindet sich Gottlob Moh n in Wien. In demselben Jahre verfertigte er einige Fenster mit Glasmateren für die Ritterburg des k. k. Lustschlosses Lachsensburg, welche Arbeit jedoch im folgenden Jahre (1814) unterbrochen wurde. Im Jahre 1821 befahl ihm Seine Majestät der Kaiser, die mit Öhl gemalten Fenster durch neue mit eingebrannten Farben zu ersetzen. Die nachfolgende Beschreibung der neuesten Arbeit des Künstlers wird von seinem Fleiße und zugleich von dem Eifer zeugen, mit welchem er sich bestrebt, diese Kunst wieder stets mehr empor zu bringen. — Im Speisesaale der erwähnten Ritterburg, in der Mitte eines sehr großen gothischen Bogfensters, befinden sich die Brustbilder Ihrer Majestäten des Kaisers Franz, und Höchstseiner selbiger Gemahlinn, der Kaiserinn Maria Theresia, in Lebensgröße. Der Kaiser ist im bloßen Haupte, in einer goldenen Rüstung, umgeben mit dem Purpurmantel, mit Edelsteinen besetzt, in den Händen den Herrscherstab und den Reichsapfel. Die Kaiserinn im Ritter-Costüme; auf der goldenen Hauptbedeckung eine kleine Hauskrone. Um diese Bilder sind in einem großen Kreise von gothischen Rosetten und Verzierungen die kleineren Porträte des Erzherzogs Kronprinzen Ferdinand, des Erzherzogs Franz Carl, der Erzherzoginnen Maria Louise, Leopoldine, Clementine, Caroline, Maria Anna, des verstorbenen Erzherzogs Joseph, nebst den Devisen, des Kaisers: *Leges et Fides*, und der Kaiserinn: *Imitare malim quam vocari*. (Beide Devisen sind altlateinische Schrift.) — Diesen Kreis umgeben, gleich einer Glorie, die Kronen des Kaiserhauses von Ungarn, Böhmen, Syrien, des venetianisch-lombardischen Königreiches, und des Erzherzogthumes Oesterreich; dann die Wappen von Oesterreich, Lothringen, Steyermark, Kärnten, Schlesien, Tyrol, Krain, Burgund &c.; ferner eine große Anzahl im reinsten gothischen Geschmacke gemalter Verzierungen. Das ganze Fenster macht einen brillanten Eindruck, wenn die Sonne ihre Strahlen durch die glänzenden Farben und durch die auf eine ganz neue Art angebrachten Steine in den verschiedenen Kronen bricht. Dieses Monument der kaiserlichen Familie, welches, nach den Urtheilen der Kunstverständigen, Jahrhunderte dauern kann, bestehet aus 24 Fenstertheilen und aus beyläufig 3000 Stücken Glas, und doch bildet dieses Chaos von Kleinigkeiten ein harmonisches Ganze. Unter den Farben zeichnet sich besonders die erst neu erfundene rothe durch ihre Reinheit und ihren hohen Farbenslanz aus. B.

### B e r i c h t i g u n g.

In No. 117 dieser Zeitschrift S. 956, Z. 9 heliebe man statt „Brust“ zu lesen: Lu st.

### M o d e n b i l d' XL.

Oben: Ein Crepp-Hut mit Blonden garnirt und mit Federn und Blumen geziert, von zwey Seiten dargestellt.

Mitte: Ein Blond-Häubchen mit ~~Blonden~~

Unten: Ein Gros-de-Naples Neglige-Hut mit Bandschleifen von zwey Seiten dargestellt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.





*W. Sch. del.*

*J. Schöberl sc.*



**R**

Don  
hier  
dam  
(Bu  
f. f.  
in 2

**D**

Di  
an  
de  
tri  
ste  
ste  
ser  
da  
ga  
th  
mi  
ter  
We  
for  
de  
st  
sch  
die  
ste

sei  
ein  
er  
fre  
ba



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 4. October 1823.

119

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die beyden Bettern.

(Fortsetzung.)

Während Herrmann nach der Post ging, um sein Felleisen und seine Paar Bücher herbeyzuschaffen, ließ Herr Ludwig ein Dachstübchen zurecht machen, die allernöthigsten, höchst einfachen Möbeln hineinsetzen, und suchte dann aus seiner Garderobe ein unscheinbar gewordenes Kleidungsstück aus, das dem Better übel und böß paßte. Indessen gab sich bey dieser Gelegenheit die tröstliche Wahrheit kund, daß die wenigsten Menschen so schlimm sind, als sie scheinen, und daß man sie durch Bescheidenheit und Sanftmuth am sichersten entwaffnet. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß Herr Ludwig mit diesem Zuwachs seines häuslichen Stats, von welchem voraus zu sehen war, daß er ihn in den ersten Paar Jahren wohl kaum los werden dürfte, anfangs gar nicht einverstanden war; und wäre Herrmann im Selbstgeföhle seines Werthes mit militärischer Derbheit aufgetreten, so würde sich Herrn Ludwigs Gemüth gar bald, gleich einer Auster, zugeklappt haben. Allein des Betters schüchternes, stilles Wesen, seine präsumirte Brauchbarkeit, entwaffneten den reichen Mann, und er ließ nicht nur in das Stübchen bessere Geräthschaften setzen, sondern warf auch den abgeblichenen Flausrock, den er schon unter den Händen hatte, bey Seite, und legte einen Anzug zurecht, in welchem Herrmann sich anständig konnte sehen lassen. Dieser war der beste Mensch, den man wünschen konnte; einer von jenen glücklich gemischten Charakteren, die in sich selbst die beste Bürgschaft des Glückes tragend, auch diejenigen beglücken, denen sie zu Theil geworden, und sie überall Freunde finden lassen.

Bev der kräftigsten Männlichkeit blieb er dennoch weich, nachgebend, und seine Weltkenntniß konnte ihm kein unbilliges Mißtrauen gegen die Menschen einflößen, die er fast überall gut gefunden. Immer freundlich und heiter, war er gegen gütige Behandlung höchst dankbar; voller Geduld und Nachsicht mit fremden Schwächen, die er oft gar nicht zu bemerken schien. Er richtete sich bald im Hause seines Betters ein, und seine Verträglichkeit mit den Dienstbo-



then, seine Aufmerksamkeit auf Herrn Ludwigs Wünsche, so wie seine Sorgfalt für dessen Liebhabereyen, machten ihn demselben nach Verlauf von einigen Monaten ganz unentbehrlich. Ja, Herrn Ludwigs Wohlbehagen an dem jungen Manne ging so weit, daß er ihn nach Verlauf eines Vierteljahres neben seinem Wohnzimmer einquartieren wollte, was indeß der kluge Herrmann, um sich auch nicht den Schein einer Annahme zu geben, dankbarlichst ablehnte. Wenn er für Herrn Ludwig allerhand Wasser und Salben bereitete, und dieser neben ihm am Herde stand, so war es natürlich, daß sich zwischen ihnen eine Unterhaltung anspann, die, je häufiger, desto zwangloser werden mußte. Man beschloß hier, daß, sobald die Frau Tante von ihrer Geschäftsreise zurückgekehrt sey, Herrmann ihr die Aufwartung machen müsse. Es geschah, und der Jüngling hatte dort keinen leichten Stand. Hestig und kräftig wie sie war, empfing sie ihn schlecht genug, und warf ihm nicht nur seines verstorbenen Vaters unsinnige Heirath, sondern auch sein eignes Abgehn vom Militär bitter vor, welches sie geradehin einen bettelstolzen dummen Streich nannte. Ja, weil sie Lust zu poltern hatte, so mußte Herrmann auch die Geschichte ihres Bruders mit Ludwig hören, wobey dessen Biographie bis auf den laufenden Tag eingeschaltet wurde. Er blieb so geduldig dabey, wie wir ihn kennen gelernt haben, und freute sich nur im Stillen, den Charakter seines Betters, den er trotz der Übertreibungen der Tante doch im Ganzen sehr klar aufgefaßt fand, eben so richtig, nur viel gelinder, beurtheilt zu haben. Als die Tante Vulcana geendigt hatte, fragte sie in nicht viel weniger barschem Tone, was die beyden Taugenichtse nun neben einander zu beginnen dächten? Herrmann entwickelte bescheidenlich seinen Plan für die Zukunft, und wie ihm der Better, großmüthig genug, gegen allerhand kleine Dienstleistungen Wohnung, Unterhalt und Kleidung gäbe. Zwar schien die eifrige Zürnerinn durch eine so vernünftige Antwort besänftigt, aber sie meinte doch, bis die Erfahrung sie nicht anders belehre, müsse sie Herrmann für einen Thunichtgut halten, denn der Apfel falle nicht weit vom Stamme. Damit er indessen doch sähe, daß sie auch ein Herz habe, schenkte sie ihm einen Ducaten, und gebot ihm, über drey Tage bey ihr zu Mittag zu speisen. Dankbar küßte Herrmann die Hand der Polsternden, und eilte nach Haus, um Herrn Ludwig die ganze Begebenheit, so weit sie ihm zu wissen frommte, vorzutragen.

Herr Ludwig hörte den Bericht mit großer Aufmerksamkeit an. Daß es je dem Jüngling einfallen könne, weitaussehende Plane zu schmieden, um sich bey der Tante in Gunst zu setzen, und wohl gar sich die Erbschaft allein zuzuwenden, dergleichen — das wußte er gewiß — kam nicht in Herrmanns ehrliches Herz, seinen bescheidenen anspruchslosen Sinn. Und gewiß, Herr Ludwig von Else beurtheilte das schöne Gemüth seines Betters richtig, und konnte deßhalb keinen Anstand finden, am folgenden Tage, als Herrmann eben Salbe gegen Falten in der Stirn am kleinen Herde neben dem Wohnzimmer kochte, ihm zu entdecken, daß er etwas auf dem Herzen habe, wovon ihm dieser helfen könne. Dem Jüngling sagen, daß man seiner bedürfe, daß er irgendwo Gutes zu schaffen vermöge, hieß seine ganze Seele in Flammen setzen, und sich im Voraus seiner lebendigsten Theilnahme versichern. Herr Ludwig wußte das wohl, und erzählte nun mit beweglicher Stimme, wie er bisher immer mit der Frau Tante in den besten und freundschaftlichsten Verhält-



nissen gestanden, und diese gütige Zuneigung gewiß stets eben so herzlich als ehrfurchtsvoll erwidert habe — bis ein Schritt, den er leider ohne erst der verehrten Frau Genehmigung darüber einzuholen, gethan, diese mit einem solchen eminenten Zorn gegen ihn erfüllet, daß — hier unterbrach ihn die Rührung, und des weichherzigen Herrmanns Augen glänzten feucht — daß sie sich hinreißen lassen, zu erklären, wie sie ihm nicht nur ihr ganzes Vermögen, zu dessen Erbe er bisher stillschweigend bestimmt gewesen, entziehen, sondern auch damit den unendlich schmerzhaften Verlust ihrer Liebe verbinden, und überhaupt ganz und gar nichts mehr von ihm wissen wolle. Hier verbarg der geehrte Redner sein Gesicht, und Herrmann bebte. Kaum wagte er unter vielen Entschuldigungen die Frage, welches denn das schwere Vergehen sey, wofür ihn die Frau Tante so entsezlich bestrafe? „Du kennst mich, mein Vetter“ — erwiderte Herr Ludwig mit gepreßter Stimme, freundschaftlich seine beyden Hände auf des Jünglings Schultern legend — „du weißt, daß ich nicht schlimm bin, und keinem Geschöpf, geschweige einem Menschen, je etwas zu Leide thun könnte. Deshalb besteht denn auch mein unschädliches Thun in der Pflege meiner Vögel, Affen und Blumen, in den Übungen einiger kleiner Geschicklichkeiten, und in der Sorge für meine Gesundheit. Nun bekenne ich, daß die grausame Härte, mit welcher man Menschen und Thiere beym Militär behandeln zu müssen glaubt, mir stets ein Gräuel war, und ich mich lange aus allen Kräften widersezte, in diesen Stand zu treten. Mein Vater sowohl, als die Tante überhäuften mich mit Vorwürfen und Schmähungen, nannten mich weibisch, verzärtelt, unmännlich. Ich mußte gehorchen, und trat im vier und zwanzigsten Jahre meines Alters ein. Der bald erfolgte Tod meines Vaters gab mir die Freyheit wieder, und ich verlangte den Abschied um so schneller, als mich eine gänzliche Nervenschwäche während des Urlaubs überfallen hatte, und am Zurückkehren hinderte. Kaum erfuhr die Tante diesen Schritt, so ließ sie mich kommen, redete mir erst zu, mein Gesuch zurückzunehmen, da ich mich aber standhaft dagegen weigerte, so erhob sich jener unglückselige Sturm, dessen entsefliche Folgen für mein Herz ich dir so eben geschildert habe. Dieß und weiter nichts ist die Ursache. Und da mir nun an der Liebe der verehrungswürdigen Frau unendlich mehr liegt, als an dem todten Mammon, so beschwöre ich dich, guter Vetter, wenn du bey öftern Besuchen im Hause der Tante Gelegenheit findest zur Sühne zu reden, — thu es, du verpflichest mich dir auf ewig. Ich biete die Hände mit Freuden dazu. Denk', welchen Eindruck es in der Welt machen, wie man mich als einen Geächtesten, Verfluchten ansehen müßte, wenn bey dem Tode der Tante ich als enterbt bekannt würde! Wahrlich, ich überlebte es nicht!“ — Die Beyden trennten sich, und Herrmann begann über das Gehörte nachzudenken. Daß der Vetter nicht zum Soldaten geschaffen, so wie daß er zu viel Weiches in seinem Wesen habe, gestand er sich ein, aber ihm dünkte, deshalb, daß sich jemand, sobald ihm auf eine erlaubte Art die Möglichkeit gegeben, nach seiner Eigenthümlichkeit eine Lebensweise ausuche, sey er weder zu tadeln noch anzuseinden, geschweige denn zu enterben. Daß die Tante sehr heftig, sehr hart seyn könne, davon hatte er an sich selbst die Erfahrung gemacht; auch sey es doch wohl zu streng, einer bloßen Grille wegen, wie ihre Vorliebe für den Soldatenstand es war, einen unbescholtenen Verwandten durch Enterbung vor



der Welt gleichsam an den Pranger zu stellen. Dagegen begriff er, daß Kraft jener Freyheit zu handeln, die er für den Better Ludwig in Anspruch nahm, auch die Tante mit ihrem Eigenthum nach Gefallen schalten könne. Indessen that es ihm leid, unter seinen nächsten Verwandten eine solche feindselige Stimmung zu wissen, und er versprach heilig seine Bemühungen nicht zu schonen, um das alte gute Vernehmen wieder herzustellen. Des Betters ausdrückliches Gebot und seine eigne Einsicht hieß ihn zu dem intendirten Liebeswerke die beste Zeit abwarten. In den nächsten Wochen war sie nicht zu finden, denn die zwey- oder dreyimal, daß er die Tante besucht, und bey seinem Eintritts-Compliment auch eine Empfehlung vom Herrn Better Ludwig mit ausgerichtet, hatte sie es die ersten Male zu überhören geschienen, das letztere Mal aber sehr bestimmt erklärt, daß sie sich alle Erwähnung des Betters Ludwig verbitte, indem sonst Better-Herrmann die Thür verschlossen finden würde. Wollte also der letztere seiner Absicht nicht selbst schaden, so mußte er schweigen, wozu ihm auch sein Brotherr, dem er aufrichtig davon sagte, riefh. Wir haben die Tante als eine heftige, aber charaktervolle Dame kennen lernen, der nichts in der Welt so zuwider war, als Faulenzerey und unkräftiges, weibisches Wesen. Zu auffahrend, um einer weiblichen Erziehung selbst vorstehen zu können, hatte sie den Plan, junge arme Mädchen zu erziehen, aufzugeben, aber sie war mit den wackersten Männern der Stadt aus allen Berufsweisen bekannt, und wo ihr von diesen die Gelegenheit im Stillen Gutes zu thun, dargeboten ward, da that sie es auf eine wahrhaft edle und großartige Weise. Daß sie den jungen Herrmann nicht ganz sich selbst überlassen würde, war voraus zu sehen; sein Lebensplan hatte ihr gefallen, weil er auf etwas Nützlichendes zielte, und bestärkte sie in dem, was sie für Pflicht hielt, nämlich ihn aus Ludwigs Händen zu reißen, eh er ihn habe verderben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Folgende beyden Gedichte wurden in einem gesellschaftlichen Zirkel über denselben Gegenstand einer Dame und einem Manne aufgegeben, und ersteres von dieser, das zweyte von jenem bearbeitet.

#### Das graue Liebchen.

In der Kindheit ersten Tagen  
 Half ein Mädchen, grau verhüllt,  
 Mir die kleinen Sorgen tragen,  
 Blieb ein Wunsch mir unerfüllt.  
 „Wißt du künftig mir vertrauen?“  
 Sprach sie mild, „so folge mir!  
 Durch des Lebens dunkle Auen  
 Ebne ich die Pfade dir.“

Und ich ließ mich sorglos leiten  
 An des grauen Liebchens Hand;  
 Doch bald lockten mich die weiten  
 Berge, fern vom Heimathland.



Sieh'! da fielen bange Thränen  
Ihr vom bleichen Angesicht;  
Wohl ergriff auch mich ihr Sehnen,  
Doch — sie fesselte mich nicht.

Fremde, liebliche Gestalten  
Drängten sie bald aus dem Sinn;  
An der Neuheit Reiz zu halten,  
Sahen mir köstlicher Gewinn;  
Doch auch dieser, bald entschwunden  
Wie die freud'ge Jugendlust,  
Half nur immer mehr verwunden  
Diese unruhvolle Brust.

Da erschien versöhnend wieder  
Selbst am fernsten Meeresstrand,  
Tönend, wie der Heimath Lieder,  
Mir des grauen Liebchens Hand.  
Wie mit zauberischem Schlage  
Schuf sie bald zum Heiligthum,  
Mir die schwer verlebten Tage  
In ein freundlich Eden um.

Saß an einem Spinnerädchen,  
Emsig, still, und gleich bewegt,  
Zählte jeden Tag ein Fädchen,  
Das sie fromm zurückgelegt:  
Rief mit wohlbekanntem Weisen  
Ruhe mir und Trost zurück;  
Selbst des Kerkers drückend Eisen  
Mildert sich vor ihrem Blick.

Doch der Liebe heißes Glühen,  
Wie der Schönheit Rosenpracht,  
Müssen bald vor ihr verblühen,  
Unterliegen ihrer Macht.  
Nur der Freundschaft zartes Ranken  
Schmiegt sich willig an sie an;  
Weil sie keinem eitlen Schwanken,  
Keinem Wechsel unterthan.

Wo ihr Mantel sich verbreitet,  
Bleibet Haß und Feindschaft fern;  
So ertrug, von ihr geleitet,  
Ich des Lebens Launen gern.  
Gutes lehrte sie erkennen,  
Böses milderte ihr Licht;  
Sie zu fassen und zu nennen,  
Dieß vermocht' ich dennoch nicht.

Da erhob sie ihre Rechte,  
Sprach im süßen Elfenton:  
„Tröstend sandten höh're Mächte  
Mich dir zu von ihrem Thron;  
Denn ich fehlte an dieß Leben  
Noch im späten Alter dich;  
Nimmer kannst du mir entstreben,  
Die Gewohnheit nennt man mich.“



## An die Gewohnheit.

Kennst du die böse Zaub'rinn wohl?  
Vor Alter trüg und starr,  
Doch schöner Ränk' und Tücken voll,  
Wie Fanfertlusch einst war.

Hast du ein Weib, wie Engel schier,  
So anmuthreich und schön,  
Die Zauberinn verhebt sie dir,  
Du magst sie nicht mehr seh'n.

Lebst du in Reichthum, Pracht und Ehr',  
Von Groß und Klein geliebt,  
Und wenn's im Paradiese wär',  
Dein Glück, es wird getrübt.

Sie nimmt, was Fleiß und Muth gewann,  
Pracht, Reichthum, Ehre, Gut,  
Das heißt, sie nimmt die Freude dran,  
Erkaltet Sinn und Blut.

Sie hegt und pflegt das Laster, gibt  
Ihm immer neuen Reiz.  
Wer Wollust, Spiel, Verschwendung liebt,  
Wein, oder Lüge, Geiz,

Den hält sie ach! so fest umstrickt,  
Er windet sich nicht los,  
Er bleibt, aus seinem Gleis gerückt,  
Gebannt in ihren Schooß.

Schon manche Ritter hatten kühn  
Die Unholdinn bekriegt,  
Doch fruchtlos blieb ihr rühmlich Müh'n,  
Fast wurden all' besiegt.

Drum böse Here, bis in's Grab  
Ich steige, bleib' von mir!  
Früh warf dein drückend Joch ich ab,  
Und nimmer dien' ich dir.

## Correspondenz-Nachricht.

Neapel, im July 1823.

(S c h l u ß.)

Tippo-Sahib (Tippo-Sahib) heißt der Held eines neuen Ballets von Herrn Tagliani gleichen Namens. Es ist der erste, in welchem ich gegenwärtig noch lebende, höchste Würden bekleidende, Staatsmänner namentlich aufführen sah.

Man erinnert sich ohne Zweifel noch der Entstehung der englischen Herrschaft über einen großen Theil Hindostans, und der endlichen Befestigung derselben am Schluß des vorigen Jahrhunderts durch die Zernichtung des Tippo-Sahib, Sohn des durch seine Usurpation gegen die gesetzmäßigen Rajah's von Mysore berühmten Hyder-Aly. Tippo, nach seiner ersten gegen die Engländer verlorenen Schlacht, ist eben im Begriff, seine Schätze in ein unterirdisches Gewölbe zu bringen, worin er den letzten Abkömmling der legitimen Rajah's verborgen hatte, als er die Flucht dieses Prinzen gewahr wird, und darob ergrimmt, den Aufseher unter den furchtbarsten Martern hinzurichten befiehlt, welcher jedoch durch einen Abtrünnigen des Tippo gerettet wird. Das

Wolf  
tung  
Bald  
Garte  
gegen  
von d  
bunde  
fehlt  
sicher  
diesen  
ihm d  
und l  
gleich  
schen  
in des  
ihn, t  
gibt si  
Waff  
die ve  
Begle  
wieser  
von s  
Kinde  
Bestü  
werde  
sichtig  
englis  
sich n  
lichen  
versch  
S  
Schat  
wie es  
lassen  
rische  
E  
für d  
Aufse  
mache  
einen  
d. h.  
aus d  
fecte.  
tralisf  
D  
fern 2  
von H  
ferm 2  
tet eri  
druck,  
S  
Es fa  
ahnu  
müth  
staura



Volk seiner Residenzstadt Seringapatnam hatte sich zur Dankagung für seine Erhaltung in der letzten Schlacht im Tempel versammelt, und erwartete ihn mit Ungeduld. Bald sieht man mehrere allirte Stämme einziehen, deren Häupter in einem prachtvollen Garten empfangen werden. Während diesem erscheint ein englischer Parlamentair. Der gegenwärtige Herzog von Wellington, damals Sir Arthur Wellesley, Obrist in den von dem General Harris in Ostindien commandirten englischen Truppen, wird mit verbundenen Augen vorgeführt, und übergibt die Bedingungen, unter welchen sein Befehlshaber von der Belagerung absteht und Frieden schließen will, wenn er ihm zur sichern Erfüllung derselben seine beyden Söhne als Geiseln sendet. Tippeo verwirft diesen Vorschlag gänzlich, und entläßt Sir Wellesley. Sein Feldherr Sied-Sahah stellt ihm die Nothwendigkeit eines Waffenstillstandes, wenn auch nur auf einige Tage, vor, und bietet ihm seine eigenen beyden Söhne, an Alter und Größe denen des Sultans gleich, an, um mit den Kleidern der Prinzen angezogen, den General Harris zu täuschen, und als vermeintliche Geiseln zu desto sicherer Erhaltung des Waffenstillstandes in dessen Lager zu senden. Tippeo, gerührt von so viel Anhänglichkeit und Treue, umarmt ihn, und überläßt ihm die Ausführung seines großmüthigen Projectes. Sied-Sahah begibt sich in zahlreichem Gefolge in das englische Lager. Schon wurde ein achttägiger Waffenstillstand zu Anknüpfung weiterer Friedensunterhandlungen zugestanden, und die vermeintlichen Prinzen als Geiseln übernommen, als der kleine Rajah mit seinem Begleiter im englischen Lager ankömmt, und Harris vorgeführt wird. Es wird nun bewiesen, daß er der rechtmäßige und einzige Sprößling der Rajahs ist, seine Ahnen von Hyder-Aly des Thrones beraubt wurden, und die Geiseln nicht Tippeo-Sahah's Kinder sind. Sied-Sahah wird mit bittern Vorwürfen überhäuft entlassen, und die Bestürmung der Stadt Seringapatnam in der kommenden Nacht beschlossen. Indessen werden im Innern der Stadt alle Vertheidigungsanstalten getroffen. Tippeo-Sahah besichtigt selbst seine Festungswerke. Er wagt sich allein außer die Mauern, und wird von englischen Officieren tödtlich verwundet und ausgeraubt. Mit den letzten Kräften rafft er sich noch auf und schleppt sich innerhalb der Stadt, wo er bald darauf und in dem nämlichen Augenblick in den Armen seiner herbengeeilten trostlosen Gattinn auf der Straße vercheidet, als die englische Fahne auf den Stadtmauern aufgepflanzt wird.

In wie weit es die Delicatesse gegen Emblèmes der Staaten beleidige, wenn auf Schaubühnen Uniforms und Fahnen einer Nation zu Gegenständen der Belustigung, wie es hier geschieht, profanirt werden, muß einem Jeden selbst zur Beurtheilung überlassen werden, hier handelt es sich vorzüglich nur darum, in wie weit moderne historische Facten im Allgemeinen zu Sujets für Ballets geeignet sind.

Schauspiele, noch mehr aber Ballets, sind mehr oder weniger Gemälde, welche für die Ferne berechnet sind, und also in gewisser Beziehung eine Übertreibung in Auflegung der Farben zur geschickten Hervorbringung des gehörigen Effects unerlässlich machen. Diese Übertreibung der Haupt- und Nebenumstände wird aber im Zuschauer einen widerlichen Contrast hervorbringen, wenn sie ihm in frischem Andenken sind, d. h. das Gemälde nahe gerückt wird. Auf der andern Seite ist nur natürliches Colorit aus den Farben des alltäglichen Lebens von keinem oder nur einem langweiligen Effecte. Daher die Untauglichkeit beynah aller modernen historischen Facten zu theatralischen Sujets.

Das gegenwärtige hat den Vorzug, in einem Welttheile zu spielen, welcher unsern Augen entfernt liegt, und durch Berichte von Reisenden, und die Schreibseligkeit von Romanenhelden zur Heimath alles Wunderbaren und Bezaundernden geschaffen, unserm Vorstellungsvermögen unter dem Reflex eines Himmels erscheint; dessen ungeschaltet erregt die moderne Uniformirung der englischen Truppen einen unangenehmen Eindruck, den nur die ihm zur Seite stehende asiatische Pracht mildert.

Im Ganzen entsprach dieses Ballet den Erwartungen des Publicums nicht völlig. Es fand darin, und zwar nicht mit Unrecht, einen zweyten Sefostris, d. h. eine Nachahmung desselben, fast Scene für Scene, und die Darstellung selbst gewann das Gemüth mehr zu Gunsten des Tippeo-Sahah, als der Engländer, welche doch als die Restauratoren der rechtmäßigen Thronerben erscheinen; beydes zeigt von einer Schwäche



des Compositions-Vermögens des Herrn Taglioni. Im Ballabite zeichnet sich ein, von Heren Hulin componirtes, von ihm, den Signoren Legros und Baquemoilin vortreflich ausgeführtes Pas de trois, nebst dem Passo, detto delle Tende, ferner ein Tanz von dreßsig Bajadereu aus, welche im Gefolge Sied-Sahch in's englische Lager kamen, um den Unterhandlungsvorschlägen geneigteres Gehör zu verschaffen.

Die Costüms sind äußerst mannigfaltig und reich; die Verschiedenheit der indischen Stämme bot der Administration Gelegenheit zu Ausübung ihrer Freygebigkeit dar, welche sie diesmal auch lobenswerth benützte. Die Musik, vom Maestro Carlini, hat sehr liebliche Motive.

Unter allen mimischen Künstlern des hiesigen Theaters zeichnet sich der junge, talentvolle Signor Demasier (Lippo-Sahch) sehr vortheilhaft aus. Das Interesse, welches die Lebhaftigkeit und der Ausdruck seines Spiels im Zuschauer hervorzurufen weiß, verbreitet sich über das ganze Stück. Ihm zur Seite steht für die mimischen Parts die Signora Conti, über deren Kunstleistung schon anderswo mit mehr Ausführlichkeit gesprochen wurde. In diesem Ballet hat sie nur zwey Scenen. Ihr Contract wurde auf allerhöchsten Willen noch auf ein Jahr verlängert.

Das kleine Russische Nachwerk: „I due Svizzeri“ könnte eben so gut i due Mar-motti heißen, und hat nur in so ferne einigen Werth, als es zu einem Pas de deux, getanz von Signor Hulin und Signor Baquemoilin, Veranlassung gibt. Die königlichen Theater haben durch dieses vortrefliche Tänzerpaar eine sehr gute Acquisition gemacht. Reinheit der Pas, Precision und Grazie vereinigen sich in beyden, und machen dem italiänischen Publicum alle Defecte seiner Schule noch fühlbarer.

Herr Lewin mit seiner Pantomime: „la chiave d'oro,“ und „il giardino incantato“ machte auf dem königlichen Theater del Fondo — fiasco. Eine gedrängte Menge von Zuschauern, deren Hälfte aus Engländern bestand, welche zu Unterstützung des einheimischen Talents schon acht Tage vorher sich der Logen und gesperrten Sitze versicherten, wurde durch den eben nicht sehr bescheidenen Anschlagzettel \*) in diesen nuovo genere di spettacolo gelockt. Der Vorhang rollt auf. Anfangs bleibt das Publicum zweifelhaft, bis endlich das unaufhörliche Prügeln und Fallen des armen Pantalons ein so lautes Pfeifen erregte, das nicht einmal durch die Schnellkraft des Harfenins gedämpft werden konnte, und nur dem Geklatsche der Matrosenhände erlag.

Die Pantomime ist ausgegangen vom Süden, und von ihrem Vaterlande Italien, welches keinen Geschmack mehr an ihr fand, seit Jahren vertrieben, zog sie nach Norden, wo sie noch nicht so allgemein gekannt war. Gehaltlosigkeit der Handlung, Mangel an malerischen Scenen, ganz alltägliche gemeine, abgedroschene Späße, eine Musik von Harfenisten des vorigen Jahrhunderts, als da ist die Weise: „Wer niemals einen Rausch hat g'habt“ ic. oder: „Es reiten drey Reiter zum Thore herein“ waren keineswegs geeignet, der, durch die Lebhaftigkeit eines Volkes erlirten Gattung von Unterhaltung eine günstige Wiederaufnahme zu bereiten. Außerdem liegt der Schwerpunkt dieser Art Pantomime ganz in der Maschinerie, welche hier zu unvollkommen, und mit jener Wien's, wo sie gefallen haben soll, in keine Vergleichung zu bringen ist. Heute ist diese Pantomime nur eine Unterhaltung des gemeinsten Pöbels geworden.

\*) Er beginnt in diesen Ausdrücken: Nel presentare a quest' inclito Pubblico il primo saggio d'un nuovo genere di teatrale divertimento credo mio indispensabile dovere, di far palese al medesimo, che invitato a venire ad esporlo ne' reali Teatri di Napoli, non l'interesse mi sedusse, ma bensì la gloria, ch'io potessi acquistare etc.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 7. October 1823.

120

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die beyden Vettern.

(Fortsetzung.)

Bevor jedoch die Tante etwas für Herrmann that, wollte sie wissen, ob er es verdiene. Zu dem Ende vereinigte sie das nächste Mal, als Herrmann bey ihr zu Mittag speisen sollte, den Rector der gelehrten Schule, einen furchtbaren Grammatiker — und den Besitzer der ersten Apotheke in der Hauptstadt, als Botaniker und Chemiker gleich berühmt. Ihnen entdeckte sie den Plan, Herrmann ganz unvorbereitet zu prüfen, und von ihrer vieljährigen Freundschaft durfte sie schonungslose Wahrheit, wie sie wünschte, erwarten. Feindinn aller Umschweife, erklärte sie daher dem Jüngling, als er eintrat, was ihm hier bevorstehe, und wie es sein eigener Schade sey, wenn er von seinem Fleiß und seinen Kenntnissen ihr zu viel gesagt und also mit Schaden bestehen werde. Herrmanns Antwort verrieth Fassung, Bescheidenheit und Verstand. Er sey keineswegs geeignet, bey den wenigen Einsichten, deren er sich rühmen könne, solchen furchtbaren Richtern gegenüber zu stehen, auch hätte er nicht zu übersehen, daß bey seinem mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde und auf dem Lande ihm die neuesten botanischen und chemischen Entdeckungen fremd geblieben seyn müßten. Er könne daher in den beyden letztern Wissenschaften nur über die Hauptprincipien und die Geschichte der Wissenschaft, so wie über die merkwürdigsten Systeme und die abweichendsten Meinungen Rechenschaft geben. „Ja, Vetterchen,“ — rief die Tante entzückt über den Beyfall, den die beyden Gelehrten seiner Antwort gaben, — „ja, Vetterchen, das habe ich mir gerade so ausgedacht; ohne Vorbereitung, ohne Bücher zum Nachschlagen, da muß es klar werden, ob du was gelernt hast, oder nicht. Vor allen Dingen will ich wissen, wie es mit den alten Sprachen bey dir bestellt ist, denn ich habe nicht vergessen, daß unser Oheim, der gelehrte, selige Mauritius von Else, immer sagte: er könne sich durchaus keinen Gelehrten denken, in welchem Fache des menschlichen Wissens man immer



wolle, ohne Kenntniß der alten Sprachen; wenigstens der lateinischen. Mein alter Freund hier, der Herr Rector, hat deßhalb die Güte gehabt, ein Paar Büchelchen mitzubringen, die uns darüber in's Klare setzen können, und ich bitte ihn nur sofort anzufangen. Der Rector, gründlich bis zur Pedanterie, verfuhr scharf mit dem Candidaten. Indesß dieser blieb nichts schuldig und exponirte die vorgelegten griechischen und lateinischen Autoren so fertig, erläuterte sie grammatisch, archäologisch und antiquarisch so befriedigend, daß der alte Mann ihm ein „bene dixisti“ über das andere zurief, und als sich Herrmann endlich auch noch zum lateinisch Sprechen erbot, und sich hierin recht tüchtig geübt zeigte, da ward ihm ein lautes, „optime, dilectissime fili“ zu Theil und er mit einer Umarmung des alten Schulmannes beehrt, die er in diesem Augenblicke nicht gegen die des blühendsten Mädchens vertauscht haben würde. Die Reihe kam nun an die Botanik und Chemie. Herrmann hatte selbst angegeben, wie weit er sich hinein gewagt habe, und die Natur der beyden Disciplinen brachte es mit sich, daß in einem Zeitraume von ein Paar Stunden nur das Wesentlichste berührt werden konnte. Indessen hatte die Kluge Tante doch mehrere inländische und fremde Gewächse herbeygeschafft, die Herrmann untersuchen und deren Beschreibung nach botanischen Grundsätzen niederschreiben mußte. Hierin, als seiner Lieblingswissenschaft, war er ganz zu Hause, und als endlich die Prüfung geschlossen ward, und die Tante das Gutachten der beyden Examinatoren einholte, so fiel es dahin aus, daß Herrmann ein sehr offner Kopf, mit trefflichen Vorkenntnissen ausgerüstet, und nichts mehr zu wünschen sey, als daß ihm die Gelegenheit gegeben werde die so schön begonnene Laufbahn fortzusetzen. Die Tante, nicht weniger heftig in ihrer Zärtlichkeit als in ihrem Zorn, war so überrascht, daß ihr ein Strom von Freudenähren entstürzte. Sie riß den hoffnungsvollen Nissen an ihre Brust, würgte ihn aufs liebevollste, und nannte ihn die Freude ihres Alters, den Wiederhersteller des Glanzes ihrer Familie, der durch den gelbhaarigen Esel — sie zeigte nach der Straße, in welcher Ludwig wohnte — ganz verblieben sey. Als die beyden Männer sich empfahlen hatten, öffnete sie ihre Chastouille, nahm fünfzig blanke holländische Ducaten, die sie in ein grün sauberes Beutelchen steckte, und Herrmannen in den Busen schob. „Da nimm das für die ausgestandene Angst; kleide dich so sauber, als es unter euch jungen Leuten Mode ist; für deine Wäsche Sorge ich, so wie ich von heut an alle Collegien an der hiesigen Universität bezahle, die du hören mußt. Und daß du's weißt, morgen ziehst du hierher, denn nicht eine Stunde mehr sollst du mir bey dem hasenherzigen Flachskopf bleiben.“ —

„Verehrte Tante“ — fiel Herrmann ein — „Ihre mütterliche Liebe rührt mich unaussprechlich, aber verderben Sie Ihr schönes Werk nicht durch eine Bedingung, die mir unmöglich zu erfüllen ist. Ich verlasse den Better Ludwig in den nächsten zwey Jahren auf keine Weise.“ —

„Wetterjunge!“ —

„Zürnen Sie nicht, ich darf nicht anders. Ich wäre Ihrer Güte unwerth, wenn ich mich gegen den Better undankbar zeigte. Er hat mich aufgenommen, gekleidet, beherbergt, als ich mit ein Paar Groschen in der Tasche in meine Vaterstadt kam, und niemand sich um mich kümmerte. Die Gefälligkeiten, die ich ihm erweisen konnte, sind so nichts bedeutend, daß ich mich schämen würde,



ihrer zu erwähnen. Für so viel Wohlthaten, die er mir seit drey Monden unausgeseht und stets auf die edelste, freundlichste Weise erzeigt, hat er sich das Einzige ausbedungen, daß ich mich bemühen möchte, ihm Ihr Herz, Ihr Wohlwollen wieder zuzuwenden. Und während er mich bey Ihnen weiß, er sich vielleicht mit der süßen Hoffnung schmeichelt durch meine Bemühungen Ihnen wieder nahe zu kommen, sollte ich ihn schmähen hören, sein Haus verlassen, seine kleinen Liebhabereyen vernachlässigen und — wenigstens dem Scheine nach — auf die Seite derer treten, die ihm nicht wohlwollen? Nein, auf keine Weise, und Gott verhüte, daß ich mich Ihrer Liebe, seines Vertrauens und meiner selbst so unwürdig zeige!"

„Narr du, der du dir einreden liehest, es sey dem schäßigen Filz um meine Liebe zu thun! Längst hätte er sich die durch nützliche Beschäftigung anstatt seines Schlaraffenlebens gewinnen können, wenn es ihm darum zu thun wäre. Süße Hoffnung sich mir zu nähern — ha, ha, ha — mich zu beerben, wenn ich dumm genug wäre, einen Pfennig in seine Hände kommen zu lassen! Aber —"

„Frau Tante" — fiel ihr Herrmann kurz in die Rede, indem er seinen Hut nahm und nach der Thür schritt — „ich mag nicht länger Schmähungen über einen Verwandten anhören, der, mag er Schwächen haben, mir nie anders als achtungswürdig erschienen ist. Noch viel weniger — er reichete ihr den grünen Beutel — mag ich mir sie bezahlen lassen!" —

„Donner!" — fuhr die Tante heraus, setzte aber gleich nach — „ehrliebe Haut, bleib hier. Zwar hast du Unrecht und bist mit sehenden Augen blind, indessen mit der Zeit wirst du das wohl einsehen lernen. Einstweilen hast du mich dein braves Herz nicht weniger als deinen guten Kopf achten lernen. Geh' in Gottes Namen in deine Wohnung zurück, und nimm mir zu Lieb die lumpigen Paar Ducaten mit. Mit meinem Versprechen bleibt's aber fest, und du kömst dreyimal in der Woche zu mir zu Tisch, Sonntags, Mittwochs und Sonnabend. Hörst du? die Hand darauf!" —

Herrmann küßte die dargebotene Hand und eilte nach Haus, voll Freude und Dank gegen den Himmel, der sich seiner so sichtlich angenommen. Herr Ludwig hörte ihn klingeln und ließ ihn bitten, doch ja gleich zu ihm zu kommen. „Stell dir vor, Herrmann" — rief er ihm in Thränen entgegen — „was mir für ein Unglück passirt ist!"

„Um's Himmels willen, Sie erschrecken mich; was denn?"

„Ich hatte mich auf die Bergere gelegt um auszuruhen, nachdem ich den ganzen Morgen Filet gestrickt, daß mir die Finger schmerzten, und in der Sonnenhitze wenigstens zwanzig Pfund Potpourri gemacht hatte, so, daß mir der Kopf ganz schwach war. Ich wusch mich mit Rosenwasser, und weil mich die Lippen vom Salzstaub brennten, so strich ich mir sie mit Traubenpommade à la Ciprés und schlummerte sodann ein. Was geschieht! Ein fürchterlicher Spectakel weckt mich; Jacobine, mein Lieblingsäffchen, hat sich seinen Käfig aufgehakt, ist auf die Console gesprungen und läßt sich die pommade à la Ciprés trefflich schmecken. Ich will ihn haschen, er springt fort, reißt mit seinem langen Schwanz die Rosenwasserflasche herunter, die in tausend Stücke zerbricht. Nun werde ich wild, und schlage nach ihm, versehe ihn aber und treffe la vierge incomparable, sie stürzt und reißt meine beyden Pagoden, meine



Kostbaren Magots de la Chine sich nach. Mein Liebling, der die Zunge heraushängt und mit dem Kopfe dazu wackelt und von dem die Tante, als sie noch gut war, immer behauptete, ich sehe ihm zum Sprechen ähnlich — der ist, dem Himmel sey Dank! unbeschädigt, aber Schwarzel im Kasten hat ein Ohr verloren, und die vierge incomparable — morsch entzwey!”

„Beruhigen Sie sich, lieber Vetter; ich hoffe alles wieder gut machen zu können. Die vierge incomparable ist auf dieses Jahr freylich verloren; indessen die theure Zwiebel bleibt Ihnen ja doch; auch habe ich eine in meinem Zimmer bis zur Blüthe gebracht, die ich Ihnen zu Ihrem Geburtstage überreichen wollte, und die dreyzehn Glocken mehr hat als die verunglückte. Die Rosen-Essenz und die Pommade à la Ciprés koche ich noch heut, und wenn Schwarzel nur ein Ohr verloren hat, so stelle ich ihn bestimmt wieder her, da ich ja den echt porcellanen ohne Gefahr in's Feuer bringen darf.”

„Ach du gibst mir das Leben wieder” — rief Herr Ludwig entzückt — „aber nun sag, was du so ewig lang bey der Tante gemacht hast?” Herrmann erzählte, wie alles gekommen, was er alles bestanden, so wie welchen Streit er mit der Tante der Wohnung wegen gehabt. „Und was hast du beschloffen?” — fragte ihn Herr Ludwig — „wo wirst du in's Künftige wohnen?”

„Wo? Nun bey Ihnen, bester Vetter. Ich werde Sie doch nicht verlassen, wenn Sie mich nicht wegjagen.”

„W e g j a g e n” — meinte der Vetter, das Wort stark betonend — „bewahre Gott — indessen — ich meinte nur so — da die Tante dir es anbietet — du könntest deßhalb immer bey mir aus- und eingehen, deine kleinen Geschäfte besorgen. —

Herrmann ward blutroth, indeß der Vetter mit der Tabaksdose spielend auf den Boden sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Über die landschaftsmalerische Bedeutung der Inseln.

Malte Brun macht in einer Beurtheilung der Recherches historiques sur Angers et le Bas-Anjou, par M. Bodin etc. (im Journal des Debats vom 15. September) bey Gelegenheit der schönen Loire-Inseln, folgende treffliche Bemerkungen, die wir bloß am Ende etwas verändert und mit einigen angemessenen Zusätzen begleitet haben.

„Man erinnere sich, daß Virgil und Ovid um die Wette geeifert zu haben scheinen, wer die schönste Schilderung des griechischen Archipels entwerfen würde, die Anhänger des Classischen und Verächter des Romantischen werden es uns also wohl vergeben müssen, wenn wir bey dieser Gelegenheit eine Untersuchung über die Quelle dieses Behagens anstellen, das der Anblick einer auch nicht sehr malerischen Insel vor allen andern landschaftlichen Ansichten in uns erregt.”

„Eine Insel bietet dem Auge, wie dem innern Sinne (der Einbildung) einen bestimmter umrissenen Gegenstand als irgend eine Parthie des festen Landes dar; eine Insel hat so zu sagen Individualität, und verschmilzt nicht in der allgemeinen Masse der schönen Natur; wir können ihre Formen und



Umriffe verfolgen, und mit unserer Einbildung ein eben so vollkommenes Bild von derselben, wie von einer Person, einer Statue, einer isolirten Gestalt in einem Gemälde, entwerfen."

„Ein von dem Azur eines Sees, oder den tiefdunkeln Fluten des Oceans umsäumtes Eiland gibt schon an und für sich selbst einen malerischen Gegenstand, während die schönste Landschaft nur dadurch malerisch wird, wenn man solche aus einem Gesichtspuncte erblickt und auffaßt, wo sie von Bäumen, Felsen, Gebäuden umgrenzt und zu einem abgeschlossenen Ganzen umrissen wird."

Die Inseln haben ferner den pittoresken Vortheil, daß sie ihre Wellenumriffe zweifach zeichnen, dieselben Baum- und Buschwipfel, die sich in die blauen Lüfte empor wölben und vom Horizont abheben, wiederholen sich im Wasser, und die Strom- und Fluß-Eilande entschädigen uns durch die optischen Täuschungen, welche ihr in einer durchsichtigen ruhigen Woge gespiegeltes Bild hervorbringt, für die Einförmigkeit ihrer Formen.

Die Nebengelände scheinen mit ihren duftigen Traubengehängen in dem smaragdnen Flusse zu schwimmen, und neue Pappelwölbungen den Eingang in eine unterseeische Landschaft zu eröffnen. Der Schiffende wähnt die den Rudern entgegenschwellenden Früchte fast brechen zu können.

Die größten Schönheiten der Inseln entspringen indeß aus einer kühnen Gestaltung und einer eigenthümlichen Vegetation; so lassen die aus dem Schooße eines Eilandes im stillen Ocean sich emporwölbenden Kokospalmen dasselbe als einen der ungestümen Zärtlichkeit und dem Kosen der Windsbraut hingegebenen schwimmenden Garten erscheinen; und in den Seen von Canada oder der scandinavischen Halbinsel, gleichen die von regungslosen ungeheueren Tannen umkränzten Inseln, Pflanzen-Pyramiden.

„Eine Insel als ein an sich umgrenztes Ganze, und dennoch von einem grenzen- und rastlosen Elemente umgürtet, bietet der Phantasie einen dichterschem Spielraum als irgend eine Landschaft des Festlandes dar. Jede verschieden gestaltete und ausgestattete Inselform und Gruppe erweckt neue Allegorien; dieses von Felsen umgürtete und mit alten Eichen bekränzte Eiland, das sich aus dem beschäumten, von wilden Orkanen gepeitschten Wogenschooße emporhebt, erinnert an jene erhabnen, großartigen Geister und Charaktere wie Burke und Genè, die in, vom Taumelgeiste des Aufruhrs ergriffenen Zeiten, sich kühn und einsam und ernstwarnend über die Wogen der Revolutionen und Völkerempörungen erhebend, vielfach verkannt und angefeindet, der Gegenstand der dankbaren staunenden Bewunderung der unparteyischen Mit- und Nachwelt werden."

Jene lachende, von reizenden Gebüschern umsäumte und durchflochtene, und von einem klaren und friedlichen See umspülte Insel-Au, erinnert an jene heitern, edlen schweizerischen Lebensweisen, an jene Bonnet und Bonstetten, deren dem Studium der Natur und der Freundschaft geweihtes Leben, der unnachahmlich liebliche Dichter, der treffliche Matthiesson in seinen Erinnerungen so anmuthig geschildert hat; doch wir kehren nun zu den reizenden Eilanden des französischen Nationalflusses zurück.

Ferdinand Maria Wertheim.



## L i e b c h e n s N ä h e.

Es wogt in mir, — es ringt in mir,  
 Und ringt sich nimmer los:  
 Der Himmel dort, das Leben hier  
 Erscheint mir schön und groß:  
 Ja! Ja! Ein Lied — ich weiß es fast —  
 Hat Keim in meiner Brust gefaßt.

Und in dem Lied' — ich fühl' es ja, —  
 Da herrscht ein warm Gefühl,  
 Dem Mond verwandt, den Sternen nah,  
 Doch ist's noch im Gewühl.  
 Die Lösung nur, der Zauber fehlt,  
 Der aus dem Chaos schafft die Welt.

O Gott! da naht es still heran,  
 Jungfräulich durch die Nacht:  
 Ein Auge, lachend sternenan,  
 Von Sternen angelacht:  
 Und mondhell strahlt der helle Tag,  
 Der auf den fernem Bügen lag.

Nein! nein! Ich hab' es nicht verbannt:  
 Mein Liebchen nahte mir;  
 Und mein Gefühl, dem Mond verwandt,  
 Den Sternen nah, galt — Ihr.  
 Ihr Mund, ihr Aug' nur hat gefehlt: —  
 Und aus dem Chaos steigt die Welt.

O eine Welt! so schön so reich,  
 Ein Leben, wie so traut,  
 Ein Lieben, wie so sternengleich,  
 Ein Singen, wie so laut!  
 Ja! was mir selbst noch Räthsel war,  
 Durch Liebchens Nähe ward mir's klar!

Johann Gabriel Seibt.

## I t a l i ä n i s c h e O p e r.

Den 28. September gab die Gesellschaft italienischer Operisten die zwen und achtzigste und letzte diesjährige Vorstellung auf dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore, nämlich La Donna del Lago, von Rossini. Die vorhergehende war La Cenerentola, von demselben Meister. Signora Fodor-Mainvielle hatte in der früher gegebenen Oper, Semiramide, bereits die Reihe ihrer Kunstleistungen geschlossen, und wenn man von den außerordentlichen Beweisen der Theilnahme des Theaterpublicums, besonders während der beyden letzten Darstellungen dieser Künstlerinn und am Schlusse derselben, wie aus der Vergleichung des zahlreich versammelten Auditoriums mit dem beträchtlich verminderten in den folgenden Vorstellungen schließen darf, so äußerte die Entfernung der allgemein geschätzten Sängerin schon ihren Einfluß. Ungeachtet des, wie man wohl ohne Übertreibung sagen kann, gesteigerten Beyfalls, den die Erscheinung der Signora Fodor immerfort erregte, zeigte sich dennoch der Enthusiasmus an den beyden letzten Abenden in einem weit höhern Grade, und unverkennbar sprach die Nührung der Scheidenden sich aus, obwohl Dank und



Urschied nur durch stummen Ausdruck des Gefühls sich offenbaren konnten. Die Künstlerinn soll mehrmals außer der Bühne geäußert haben, sie achte den in Wien erhaltenen Beyfall über jeden anderen Gewinn. Diese schmeichelhafte Aufnahme und die enthusiastische Würdigung bewogen sie auch in den letzten Tagen, ihre etwas früher festgesetzte Abreise noch zu verschieben, und so genossen die Kunstfreunde das Vergnügen, ihre vorzüglich glänzenden Kunstleistungen auch jetzt mehrmals bewundern zu können. Hier fügen wir zu der bereits genannten Semiramide die Parthie der Caroline in Cimarosa's Matrimonio Segreto, und der Rosina im Barbieri dei Seviglia. Es dürfte eine schwere Wahl seyn, wenn man einer dieser drey erwähnten ganz bestimmt den Vorzug geben wollte; indessen würde doch wohl die größere Zahl der Verehrer unserer Künstlerinn für die Rosina sich erklären. Unvergeßlich bleibt uns ihr Talent und ihre Anspruchslosigkeit in jeder Leistung, so wie die dankbare Erinnerung an die kunstsinigen Bewohner dieser Kaiserstadt auch sicher die geschätzte Meisterinn des Gesanges in der Ferne stets begleiten wird.

Zugleich mit ihr erfreute uns in den vorzugsweise hier erwähnten Tondichtungen der als Sänger und Darsteller ausgezeichnete Künstler, Signor Lablache, durch Wiederholung seiner trefflichen Productionen, nämlich des Figaro, des Jeronimo (in der zuvor angeführten Oper Cimarosa's), und des Assur in der Semiramis. So groß die Verschiedenheit dieser drey Charaktere ist, wenn man auch nur auf ihre mimischen Erfordernisse Rücksicht nehmen will, so vereinigt sie dieser Künstler dennoch durch den Stempel glänzender Virtuosität, den er ihnen auszudrücken weiß, zu einem dreifachen, unzertrennlichen Denkmahl seiner Kunst; und Zuschauer, die selbst auf hohen Rang im Kreis der Künstler Anspruch machen dürfen, auch vermöge ihres Talents, wie ihrer Einsicht und Erfahrung, eine entscheidende Stimme haben, gestehen unverhohlen, daß Signor Lablache in den genannten Leistungen keinen Nebenbuhler scheuen darf. Auch hier würde es den Kunstfreunden nicht so leicht werden, eine dieser Darstellungen vor der andern auszuzeichnen, doch möchte wohl Jeronimo zuletzt den Preis gewinnen, sowohl durch die Originalität der charakteristischen Entwicklung, als durch den Contrast, worin dieser taube, wunderliche Alte mit der Individualität des Künstlers steht. Auch ihm wurden die unverkennbarsten Merkmale reger Theilnahme und kunstsiniger Würdigung bis zum Ende seiner Leistungen zu Theil, die lange noch im Kreis der Freunde und Verehrer seiner Kunst, mit immer frischen Kränzen der Erinnerung geschmückt, bestehen werden.

### Singspiel.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien den 27. September zum ersten Male: Der gelbe Mann. Locale Posse mit Gesang in zwey Aufzügen. Buch und Musik von Albin Pfaller. (Seitenstück zum Gespenst auf der Bastey.)

Es läßt recht fein, wenn ein Verfasser zugleich unter Buch (Text) und Musik den Namen setzen kann. Seine Gedanken in letzterer auszudrücken, das erfordert etwas mehr, als sie durch Sprache und Schriftcharaktere zu bezeichnen, die man mit der Muttermilch einsaugt, und aus dem ABC-Buch lernt. Man muß z. B. nicht nur die Zeichen, deren man sich bloß in der Kunstsprache bedient, vollkommen inne haben, sondern auch die Regeln der Composition gelernt haben, und den Umfang der Instrumente kennen. Unsere poetischen und prosaischen Kleinmeister, die sich anticipando in alle literarische und belletrische Institute (Zeitschriften, Taschenbücher u. dgl.), wo es ihnen gelingen will, eindrängen, und ihre Namen, wie gewisse Reisende und Spaziergänger, auf Tisch und Wände schreiben, pflegen in's Feld hinein zu reimen, ohne sich um die Metrik zu bekümmern, schreiben darauf los, ohne sich je nach den Regeln des deutschen Stils umzusehen. Herr Albin Pfaller hat sich's indessen mit seiner Musik ganz bequem gemacht, und sie aus mancherley bunten Läppchen und Flicken zusammen gesetzt, gleich jenen buntscheckigen Decken, die betagte Frauen zuweisen mit großem Fleiß zusammensüßeln, und die in ihrer Art nicht übel lassen. Eben so ist auch

d acht  
lärnth  
ar La  
in der  
eschloß  
Theat  
kerinn  
melten  
schlie  
ihren  
gerthen  
den  
rade,  
und



hier alles zusammen getragen und benutzt, wie sich's eben fügt und wie es paßt; es fügt sich aber hin und wieder leicht genug, und paßt zuweilen ziemlich gut.

Das Stück anfangend, so glaube man nicht etwa, daß der gelbe Mann einen Bezug auf den uralten, bekannten schwarzen Mann in der Komödie habe! Dem Verfasser war es vielleicht um einen colorirten Geist zu thun, so wie es auf dem Volkstheater einen rosenfarbnen gibt; er erfann daher ein Individuum, das im Leben aus lauter Ärger gelb wurde, und seine Gemüthsart sammt dem Colorit im Geisterreich beybehielt. Auch auf die Kleider ging das colorische Temperament des gelben Mannes über. Das heißt doch wohl Charakterfestigkeit besitzen, und Charaktere schildern! — Dieser Geist macht einen Besuch auf der Oberwelt, mischt sich in die Angelegenheiten seiner Familie, verwandelt sich einige Mal und — weiter nichts. Doch ja! er wird durch ein Schreiben des Pluto schnell zurückgerufen. — Das Stück hat eigentlich eben so wenig einen Schluß, wie einen Anfang, aber das Ende ist doch auf eigne Weise drolzig. Poffen! wird man sagen! — Eine Poffe soll es auch nur seyn; zuweisen sieht es aus, wie eine Travestie; Herr N. Pfaller hätte es auch ein Quodlibet nennen können. Oft fallen einem die alten, nicht sehr bedeutenden Worte aus der Oper (Hieronymus Knicker) ein. „So fängt hier im Sommer der Fasching schon an?“ Denn es zeigt sich überall ein bequemer Tummelplatz für die gute Laune der Bühnenkünstler, die sie nach Gefallen auch benützen. Übrigens gibt es Stücke, die so anspruchlos sind, daß sie jedem Vorwurf entchlüpfen; es ist so ganz und gar nichts dahinter, daß man sie nirgends anfassen kann; sie sind so albern, wie man sagt, daß man wider Willen darüber lachen muß. Will man indessen streng und zugleich gerecht gegen das Besagte seyn, so darf nicht geläugnet werden, daß sich Blicke einer leichten, fecken Komik darin zeigen, und diese sind so glücklich überall vertheilt, daß die leeren Zwischenräume eben nicht ermüden. Dabey hat das Stück etwas allgemein Charakteristisches, das heißt Geisterartiges: es ist völlig durchsichtig, ohne Grund und Boden. Wenn man auch auf die Erscheinung losgehen, und ihm einen Streich versehen wollte, man würde in die Luft hauen, und über sich selbst nur lachen müssen.

Das Spiel war gerundet und gefügig, nur die Figur des Bräutigams trat ein wenig grell hervor. Herr Spigeder gab den Herrn von Sechseck mit einer angemessenen, launigen Trockenheit. Er kommt hier zwar in den Fall, locale reden zu müssen, aber er weiß sich sehr geschickt zu helfen, durch einen leichten Anklang, ohne alle Anstrengung, die ausländischen Zungen ohnehin niemals gelingt, und statt Komik, viel eher noch den Reim darauf erzeugt. Seine deutliche Aussprache des Textes im Gesang ist auch etwas werth. Hr. Neubreuck führte die deutsch-französische Scene des Marquis, ohne mehr, als recht und billig zu charginen, sehr ergeßlich aus, und der gelbe Mann hatte dem Komiker hin und wieder gewisse Eigenthümlichkeiten zu verdanken, die diesem immer wohl gelingen.

### Theater = Anzeige.

Donnerstag den 9. d. M. wird auf dem k. k. priv. Theater an der Wien, zum Vortheil des Schauspielers Herrn Moritz Rott, aufgeführt: *Sinham*, nordische Sage in drey Aufzügen, nach Walter Scott, mit Maschinerien und einer neuen Schluß-Decoration. Die Musik ist vom Herrn Ignaz Ritter v. Seyfried. Sowohl die Neuheit des Gegenstandes, als Fleiß und Verdienste des genannten Schauspielers lassen eine zahlreiche Versammlung der Freunde dieser Bühne erwarten.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Donnerstag, den 9. October 1823.

121

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorkaufzahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die beyden Vettern.

(Fortsetzung.)

Ludwigs Absicht war, Herrmann aus dem Brote loszuwerden und doch die Arbeit thun zu lassen. Eine widrige Empfindung kam in sein Herz. Sollte die Tante doch Recht haben? Er beschloß, den Vetter auszuhorchen, und setzte prüfend hinzu, die Tante habe es ihm allerdings mehrmal dringend angeboten, und sie sey dem Vernehmen nach reich genug die Ausgabe gar nicht zu fühlen. Herr Ludwig war über des Veters kluge Bemerkung entzückt und versicherte, die Tante sitze im Golde, während ihm die Soldatenjahre viel gekostet hätten. „Ja“ — fuhr Herrmann fort — „aber die Tante ist großmüthig, und scheint mich wegen meines Vischens Latein in's Herz geschlossen zu haben. Wenn ich nun zu ihr ziehe und sie mir, außer Wohnung, Unterhalt, Kleidung und den theuern Collegien, auch noch ein ansehnliches Taschengeld gibt, so geht das ja alles einmal an der Erbschaft ab, die Ihnen doch unbezweifelt einmal zufällt, wenn der kleine Streit erst ausgeglichen ist. Ich armer Bursche kann freylich nichts wieder erstatten!“ —

Herr Ludwig sah seinen Vetter mit einem unbeschreiblich dummen Gesicht an. Er war verzweifelt auf's Eis geführt. Sollte Herrmann wirklich unerfahren genug seyn, auf die Erbschaft gar keine Rechnung zu machen? War es nicht im Gegentheile höchst wahrscheinlich, daß er, bey der täglich wachsenden Gunst der Tante, dereinst alleiniger Erbe seyn dürfte. Ihn zu der Tante ziehen lassen, hieß ihm nicht nur die Thür weisen, sondern ihn auch der alten Frau völlig in die Arme werfen, wo er dann leicht mehr Schaden thun konnte, als das betrug, was er in Ludwigs Hause verzehrte. Blieb er, so kostete er freylich viel, da man ihn schon der Tante wegen immer besser halten mußte. — Je mehr Ludwig überlegte, je peinlicher ward seine Lage. Immer tiefer senkte sich die Unterlippe der Tabaksstraße zu, die den Busenstreifen herab lief, immer mehr zogen sich die Wangen hinunter. Wie Blitze eines aufsteigenden Gewitters zuckte es bald in den Augen, bald in dem rechten



oder linken Mundwinkel. Ein stöhnender Laut ließ sich vernehmen, und da Herrmann dem Gepreßten nicht durch Zusprache zu Hülfe kam, so brach er in einen Strom von Thränen und in wahrhaft kindisches Geheul aus. Voll Mitleid und Verachtung nahm Herrmann das Wort, tröstete ihn, machte ihm begreiflich, wie er schon um seines eignen Vortheils willen ihn im Hause behalten müsse, da im entgegengesetzten Fall die Tante sich schwerlich versöhnen würde. Dabey versprach er ihm, wenn er einst Professor seyn würde, die pünctliche Erstattung aller für ihn gehaltenen Ausgaben. Herrn Ludwigs Thränen stockten, ein Sonnenblick flog über sein verzerrtes Gesicht. Vorsichtig, als fürchtete er orientalische Perlen zu zerdrücken, trocknete er die Thränen auf seinen Wangen, musterte im Spiegel seinen Anzug und benachrichtigte den Wether, daß er, um noch eine rechte Überlegung anzustellen, spazieren fahren wolle, worauf er, ohne Herrmanns Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer trippelte.

In einer lästigen Stimmung betrat der Jüngling sein Zimmer. Es ward ihm klar, daß die Tante Ludwigen nur zu richtig beurtheile, daß der Wether ein charakterloses, verweichlichtes Geschöpf sey, und so gewaltig von der leidigen Geldliebe beherrscht werde, daß eine echte Empfindung von Freundschaft oder Anhänglichkeit in ihm gar nicht aufkommen könne. Diese Stimmung ward ihm bey seiner gewöhnlichen Heiterkeit sehr peinlich. Um sich zu zerstreuen, nahm er sein System der Chemie vom Bücherbrette und studierte so emsig, daß ihm der Kopf ganz warm und der Abend, ehe er sich dessen versah, herangerückt war. Er fühlte allen Groll aus seinem Herzen verschwunden, und machte die tröstliche Erfahrung, daß, wie im Physischen, so auch im Moralischen, jede Säure ihr Kali habe, von der sie verschluckt und aufgenommen werde, und daß für die recht fressende Säure des Mißmuths, Studieren das trefflichste Resorbens ist. Kopf und Herz waren in ihm wieder ganz die alten, und als jetzt Ludwig in's Haus hereinfahrend, ihm mit der Hand zuwinkte, so flog er mit der gewöhnlichen freundlichen Heiterkeit hinab, den Wether zu empfangen, der ihm das Resultat seiner Überlegung mitzutheilen verhieß. Weil Herrmann am Herde die vergeudete Pommade wieder herstellen mußte und deswegen Phiolen und Ziegel herbeygeschaffte, so ließ Ludwig das Abendessen in das Nebenzimmer bringen, das nur durch eine Tapetenthür von der chemischen Werkstätte getrennt war, so daß er indeß speisen, Herrmann arbeiten, und ebenfalls etwas genießen konnte. Nachdem er tüchtig zugelangt, sich dreyz-, Herrmann ein mal Wein eingeschenkt hatte, begann er seine Mittheilung. Nachdem er lange hin und her gesonnen, habe er sich überzeugt, daß es doch eigentlich mit Jacobinen nichts sey. Zwar habe ihn das Thier unbeschreiblich lieb und sey so klug, daß es ihm alles an den Augen absehe und ihm augenscheinlich nur die Sprache fehle. Ja neulich habe sie neben ihm gefessen, als er Tapissierie gearbeitet. Sie hatte schon alle einzelnen Fädchen und die abgewickelten Röllchen zum Fenster hinausgeworfen. Eben wollte sie nun über die Schattirung von Grün gehen, deren Zusammensetzung Herrn Ludwig acht Tage gekostet, hatte schon das Pfötchen ausgestreckt und schielte nach ihm. Da sagte er leise: „Pfui Vine, vernünftig seyn!“ und augenblicklich setzte das Thier das ergriffne Röllchen wieder hin und zwar gerade dahin, wohin es in der Nuance gehörte. Nun frage er billig, was könne ein Mensch

mehr t  
die S  
mit ih  
nem Z  
ich all  
chen f  
Pomm  
men?  
will je  
und se  
will f  
ja, S  
Fomn  
mein  
sich f  
ter e  
was  
Kohl  
ter f  
ten  
ihren  
war  
nun  
auch  
thur  
etwa  
Zen  
sell  
sey  
hig  
noch  
hen  
und  
gen  
ren  
un  
ler  
ter  
ein  
ih



mehr thun? „Wie gesagt“ — fuhr er fort — „s ist eine liebe Seele, der nur die Sprache fehlt; da sie ihr aber nun einmal fehlt, so kann ich auch nicht mit ihr sprechen. Wie lange wird's dauern, so hast du ausstudiert, gehst deinem Berufe nach und erhältst dich selbst, wie das ein jeder soll. Dann bin ich allein und soll Tapissier arbeiten, Gold drieseln, Jacobinen und die Pappchen füttern, meine dreyhundert Hyacinthen besorgen, meine Essenzen und Pommaden kochen, den Potpourri sammeln — wo soll da die Zeit herkommen? Ich würde erliegen und mein Haus zu Grunde gehn. Nein, nein. Ich will jemand um mich haben, der mir hilft, mit mir spricht, wenn ich sprechen will, und schweigt, wenn ich zum Reden keine Lust habe. Mit einem Worte ich will heirathen.

„Heirathen?“ lachte Herrmann, setzte aber sich besinnend hinzu — „ja, ja, Sie haben so Unrecht nicht, und wenn Sie ein Mädchen finden —“

„Schon gefunden!“ — rücherte Herr Ludwig. „Schon gefunden!“

„Schon? Ey da gratulire ich. Nun, und wenn —“

„Hoho, so weit sind wir noch nicht. Ich meine nur, ich habe gewählt, und es kommt jetzt nur bloß darauf an, daß mich das Mädchen will; indeß ich denke — mein Auseres, mein Vermögen, meine unabhängige Lage — nun, das wird sich finden. Die Person, die ich gewählt habe, ist die hinterlassene einzige Tochter eines hiesigen steinreichen Kaufmanns, sie heißt Ernestine Wiesener — Aber was hast du denn, du wirst ja blutroth? Gewiß hast du dich tüchtig verbrannt?“

„Der Tiegel war verzweifelt heiß geworden“ — meinte Herrmann, die Kohlen noch heftiger anblasend.

„Das Mädchen ist, wie gesagt, steinreich und von ihrer verstorbenen Mutter so erzogen, daß man an ihr eine Frau bekommt, wie sie heut zu Tag selten sind, die nämlich zweymal schweigt, ehe sie einmal spricht, ihren Mann „den Herrn“ nennt und in Toilette und Kost nicht verwöhnt ward. Seit sie Waise ist, lebt sie hier bey einer alten Verwandten, die aber — nun kommt das Schlimmste — eine Jugendfreundinn von unserer Tante ist, auch beständig da steckt. Deshalb kann ich meine Werbung nicht persönlich thun, sondern muß sie durch jemand thun lassen, der auch bey der Tante etwas gilt und in der Sache zu meinem Besten sprechen kann; und dieser Jemand — bist du.“

„Ich?“ — rief Herrmann ganz erstaunt und wandte ein, daß er Mansfeld Wiesener kaum einmal gesehen. Allein Herr Ludwig erwiederte: das sey ihm gerade recht. Nach so kurzer Bekanntschaft sey man noch ganz ruhig und unbefangen, der beste Beobachter. Indessen solle er auch weder heut noch morgen hingehn, und einstweilen möge die Sache noch auf sich beruhen. Er möge ihm nun jetzt einmal sagen, ob er bey der Cavallerie gestanden und Jagdliebhaber sey? Herrmann bejahte beyde Fragen, die ihm sonderbar genug in des Betters Munde klangen, und setzte hinzu, daß, wenn er nicht, während er in einem Dorfe einquartiert gelegen, bey dem gelehrten Pfarrer Latein und Griechisch so fleißig getrieben, er noch bey weitem besser hätte schießen lernen, da es in jener Gegend einen Überfluß an Wildpret gegeben. Der Beter war entzückt und bat ihn in der Gewehrhammer des sel. Majors von Else ein Paar Jagdgewehre auszusuchen. Die Ärzte — setzte er hinzu — haben ihm seiner Vollblütigkeit wegen körperliche Bewegungen, wie Reiten und Ja-



gen angerathen, und da ihm diese allein zu üben gar zu langweilig dünkte, so solle ihn Hermann begleiten. Auch habe er schon an den Jäger auf seinem Gute geschrieben, ihm ein gut abgerichtetes Jagdhündchen hereinzubringen, und sobald dieser da sey, wolle er sogleich auf das nahe Revier vor der Stadt, wo der Förster durch des seligen Majors Empfehlung angestellt, ihm schon oft des Jagdvergnügens zu genießen angeboten.

Man trennte sich um zur Ruhe zu gehen, und da der Name des Mädchens, welches Herr Ludwig mit seiner Hand zu beglücken dachte, dem jungen Herrmann eine unruhige Nacht zuzog, so müssen wir hier nachträglich erwähnen, was es damit für eine Bewandniß hatte. Ernestine Wiesener, deren Familienverhältnisse wir schon kennen, war beynähe täglich mit ihrer Verwandten bey der Tante, und da diese in ihrer Lebendigkeit nichts auf dem Herzen behalten konnte, so wußte Ernestine schon den Tag nach Herrmanns erstem Besuch, daß ein zweyter Taugenichts von Wetter angekommen sey, der zwar den Krieg mit großer Auszeichnung mitgemacht, nun aber aus desto sträflicherer Trägheit abgegangen sey und dem Herrn Wetter Ludwig wolle faullenzen und Salbe kochen helfen. Ernestine, ein reizendes Geschöpf von achtzehn Jahren, so gut als schön, voll der mildesten Güte, hatte dennoch gern in der beyden alten Frauen Klagen über die heutigen jungen Männer eingestimmt, theils weil sie wohl begriff, wie leid es Ludwigs Tante thun mußte, ein Paar Taugenichtse als die Erben ihres Familiennamens und Vermögens zu sehen, theils weil sie in der That vor der dicken, quabblichten Gestalt Herrn Ludwigs, seitdem sie wußte, wie er diese salbte, wusch und balsamte, einen wahren Ekel hatte. Ihrer echt natürlichen, reinen Weiblichkeit war nichts in der Welt so zuwider, als ein weichlicher, verzärtelter Mann oder ein Modegeck, und man kann denken, daß sie von dem neuen Ankömmling in der Eissischen Familie eine nichts weniger als vortheilhafte Meinung bekam. Ja sie hatte ihn, da er sich Ludwigen zugesellte, auch unter einem ähnlichen Bilde gedacht, und konnte um so weniger begreifen, wie sich ein solches Subject im Kriege habe auszeichnen können. Nicht wenig war sie daher verwundert, als sie eines Tages, wo sie mit ihrer Verwandten bey der Tante speiste, einen schlanken, sehr schön gewachsenen jungen Mann wahrte, mit sonneverbrannten Wangen und einer breiten Narbe über der Stirn, die sehr deutlich durch die dunkeln Locken, die sie überschatteten, hindurch blickte. Er grüßte ehrerbietig, aber weder ängstlich, noch kriechend. Seine Stimme klang mild, kräftig, weder ein seufzender Tenor, noch ein schnarrender Bass, sondern in jener anmuthigen Mittellage, die dem weiblichen Ohr und Herzen gleich wohl thut. Auch Ernestinens Herz bewegte sich bey diesen Lauten, und als er freundlich und gesprächig sich bewies, ohne im mindesten laut oder unbescheiden zu seyn, da strich ihr weißes, blaugeädertes Händchen mit weich gekrümmtem Zeigefinger mehrmals die braunen reichen Locken aus der Stirn, als wolle sie heller sehen, und ihre fromm und treu blickenden Nehaugen flogen blitzschnell auf den Teller, als sie Hermanns festem, doch angenehmen Blick begegneten. Mit wahrer Ängstlichkeit harrte sie, wenn er nun endlich einmal die geckenhafte Seite herauskehren würde, und da sie vergeblich darauf wartete und man vom Tisch aufstand, war sie überzeugt, daß die schöne Maske Verstellung sey, denn die Tante hatte ihn als einen Taugenichts angekündigt, und diese würdige Frau



Konnte nicht Unrecht haben. Sie ward daher dem Heuchler ordentlich gram und vermied ihn um so geflissentlicher, als sie fühlte, daß er ihr gefährlich werden könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

### I m H e r b s t.

Vöglein hoch in blauen Lüften,  
Sprich: wohin im raschen Flug?  
„Zu des Südens Balsamdüften  
Zieht mich's hin mit mächt'gem Zug!“

Warum senkst du weckend nieder,  
Holde Rose, nun dein Haupt?  
„Will nun schlafen, bis sich wieder  
Meine Krone neu belaubt.“

Warum naht ihr Dämm'rungsstunden  
Schon so früh mit feuchtem Thau?  
„Frühling ist ja längst verschwunden,  
Stiller wird's auf Feld und Au!“

„Leiser stets, da Alles scheidet,  
Schlägt der Puls des Lebens fort,  
Und des Todes Fittich breitet  
Bald sich über jeden Ort!“

Muß denn Alles, Alles ziehen?  
Fragt mit Beben wohl das Herz!  
„Mag das Irdische entfliehen,  
Hoffend schwing' dich sternwärts!“

X. G. 3.

### Correspondenz-Nachricht.

Berlin, den 25. September 1823.

Lange hab' ich auf Nachrichten von Hieraus warten lassen, weil ich selbst lange auf die Bestätigung derjenigen gewartet habe, mit welcher ich den Anfang machen wollte, um diesem Schreiben Wichtigkeit und Werth zu geben. Unser Kronprinz vermählt sich mit der bayer'schen Prinzessin *Elise*. Ich versuche es nicht, Ihnen einen Begriff von der Freude zu geben, welcher sich hier Alles, von den hohen Betheiligten, bis zum letzten Einwohner Berlins überläßt. Heute reiset der Kronprinz nach München ab, wohin sein vormaliger Erzieher, der wirkliche geheime Legationsrath *Uncillon* ihm bis Freysingen vorausgeeilt ist. Man verspricht sich von dieser Verbindung das Glück unsers hochgeliebten Kronprinzen, dessen Wahl sie ist, und welchem keine Eigenschaft des Geistes und Herzens fehlt, seine künftige Gemahlinn durchaus glücklich zu machen. Es werden schon Anstalten, aber nur die nöthigen, getroffen, denn schon hat der Prinz, bekanntlich ein Feind von Prunk und Gepränge, die gewohnte Gratulationscour zwar nicht abesagt, aber doch bis zu seiner Rückkehr verschoben. Die Prinzessin, eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechts, hat sich seit einiger Zeit bey ihrer Großmutter, der Markgräfinn von Baden, in Bruchsal, und nachher mit der Königin ihrer Mutter, in Carlsruhe aufgehalten, von da sie nach München gereiset ist, ihren



königlichen Bräutigam zu empfangen. Wie ungern lege ich mir die Pflicht auf, von diesem so Manches hier mit Stillschweigen zu übergehen, was seinem Herzen und seinem Geiste so viel Ehre machen würde.

Das diesjährige Herbstmanöver war seit mehreren Jahren nicht so glänzend, so vollständig und von so langer Dauer gewesen. 36 bis 40,000 Mann, worunter 16 Regimenter schwerer und leichter Cavallerie, haben 14 Tage lang, in zwey Heere getheilt, von denen der Kronprinz das eine anführte, theils nach entworfenen Dispositionen manövriert, theils die Schlacht bey Großbeeren (1813) wieder dargestellt. Abwechselnde Hitze und Kälte sind den Kriegern im Lager, in Cantonirungen, auf dem Vivouac, wie sich's denken läßt, empfindlich, und der Gesundheit Mancher nachtheilig gewesen. Im Ganzen hat es aber weniger Unglücksfälle abgegeben, als von der Länge und der Sertigkeit der Kriegsspiele zu erwarten gewesen wäre. Im Ganzen soll der König übers aus zufrieden gewesen seyn.

Nicht so sehr war es mit den Bauten der Fall. Hier wird überhaupt langsamer gebaut, als bey Ihnen, auch wohl Manches, erst seit Kurzem gebaute, weil es dem Umsturz droht, niedergerissen und neu aufgeführt. Auf königlichen Befehl soll die Schloßbrücke, deren letzter Termin der 1. May 1824 war, schon zum 1. Nov. d. J. zwar nicht vollendet, doch zum Überfahren eingerichtet seyn. Wir haben sehr elegante, dabey aber (wie unsre Alten und Erfahrenen behaupten wollen) keine soliden Baumeister.

Die neue Einrichtung — eine Nachahmung und Tochter der Dresdner *Struves* schen, — mit den künstlichen Bädern von Carlsbad, Teplitz u. s. w. hat den besten Fortgang und verdient ihn nach dem Urtheile der Kenner, d. i. der Kranken und der Ärzte. Wenn das so fortgeht, wird man bald in St. Petersburg und Kamtschatka baden und alle Brunnen trinken können. Überall muß sich die Natur von der Kunst verdrängen lassen, vorzüglich aber im Elemente des Wassers, der Dünste, des Feuers und der Luft. Die Erde allein mit ihren Producten läßt sich nicht — extrahiren, obschon die Treibhäuser auch ihr Recht geltend machen wollen. Nur findet man hier, daß sich die Bade-Anstalt ihre wohlfeile Kunst — theuer bezahlen läßt. Doch es trete nur erst Concurrenz ein, und bald werden die Preise fallen, wie z. B. bey den Fuhrwerken. In dieser Hinsicht ist es so weit gekommen, daß man um den halben, und sogar zwendrittel Preis wohlfeiler, und um die Hälfte und zwey Drittel schneller reiset, als ehemals. Keinen Meilenstein, wohl aber ein Denkmal sollte das Publicum unserm jetzigen General-Postmeister *Nagler* setzen. Zu des Grafen *Schulenburg-Kehnerts* Zeiten spottete man über dessen Kunst, die preussischen Staaten zu vergrößern, ohne ihnen einen Zoll breit Landes zuzusetzen, weil er die Meilen kürzer machte, und so die Meilenzahl vermehrte. Jetzt sind zwar nicht die Meilen, wohl aber die Zeit, in welcher man sie durchläuft, abgekürzt. Eine Caricatur (die ich aber nicht gesehen) stellt *Schulenburg* an der Heerstraße schlafend, und neben ihm Postillonpferde und Passagiere, ebenfalls schlafend vor, mit den Worten: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ — und gegenüber, *Nagler* mit Sieben-Meilen-Stiefeln vorschreitend, eine Peitsche und ein Stundenglas in der Hand. *Segebart* sieht Beyden aus einem Fenster des ehemaligen Posthauses zu. Was die Posten, die Correspondenz, die Bequemlichkeit der Reisenden seit der neuen Verwaltung gewonnen haben, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Alles lobt den neuen General-Intendanten, außer den Pferden und Unterbeamten. Er selbst hat auch sein Steckenpferd; er sammelt die Original-Schriftzüge (*fac simile*) großer und berühmter Männer. Als Wohlthäter der Geschäftsmänner und Reisenden darf seine Handschrift in der Sammlung nicht fehlen.

Unser Theater war nahe dabey, seinen General-Intendanten zu verlieren. Er ist einer der Mitbewerber zur Oberhofmarschallsstelle beyhm Kronprinzen gewesen. In der allergnädigsten Antwort hieß es aber: „das Theater könne ihn nicht entbehren; seine Verdienste wären allgemein bekannt und nicht zu ersetzen.“ Daß er aber nicht immer auf Rosen — wenigstens nicht auf dornenlosen — gehe und liege, ist eben so allgemein bekannt und unvermeidlich. Ein Grand-maitre des *plaisirs* arbeitet selten für die seinigen, und sieht das Theater nicht, wie der Zuschauer, von vorne, sondern in den Cou-lissen und hinter den Decorationen.



Es sind seit meinem letzten Schreiben ein Paar Monate vergangen. Wir sahen eine Menge Gastspielende. Herr Devrient und Ull. Schröder aus Dresden, führten zuletzt selbst hier ein Schauspiel in der Kirche auf, und ließen sich trauen. Die Braut erntete einen, seit langer Zeit nicht so reichlich gespendeten Beyfall; der Bräutigam gefiel dem Publicum weniger, doch ist Spiel und Person bey Herrn Devrient (dem Neffen des unsrigen) lobens- und beachtungswerth, nur jener noch zu schulgerecht und die Kunst zu sichtbar. Von ihr — der Sängerin Schröder — wie von Ull. Urspruch, (als Schauspielerinn) und Madam Bespermann: (der Sängerin aus München) hätte ich zu viel zu sagen, wenn ich nur die Hälfte ihrer Verdienste aufzählen wollte. Nur selten und sparsam zeigen sich solche Meteore an unserm Schauspielhimmel. Noch eine erfreuliche weibliche Erscheinung war Mad. Maurer aus Stuttgart, welche auch Thnen, mit ihrem Gatten, gewiß noch vortheilhaft erinnerlich ist. Beyde sind ehemalige Zöglinge unserer Bühne: sie hat im Spiel und Organ große Familienähnlichkeit mit ihrer Schwester, der ehemaligen Ull. Schaffner, nachherigen Mad. Devrient, und seit einigen Wochen, Mad. Komitsch. Er hat im Tragischen, wie in der *Vis comica* seit seiner Entfernung von hier, so bedeutende Fortschritte gemacht, ist bey seiner Kräftigkeit und Hefigkeit, so sehr Herr seines Spiels und seiner Haltung geworden, daß ihm zu einem vollkommenen Schauspieler nur — eine Hungercur fehlt, die diesen zweyten *Eclair* etwas weniger wohlbeleibt zu machen vermöchte. Er gab uns den Grafen von Savern, den Faust u. s. w. in der höchsten Vollendung. Zu früh rief ihn sein Beruf nach Stuttgart zurück. Einige Götter und Göttinnen *minorum gentium*, womit dieser Sommer gesegnet und heimgesucht war, übergehe ich. Es waren Planeten und Cometen, aber keine Sonnen.

Am des Königs Geburtstag (den 13. August) hatten wir auf der Bühne, durch des neuen Opern-Regisseurs Herrn Carl Blume thätige Einwirkung, die liebliche Wiedererscheinung der Oper Richard Löwenherg. Dieses Meisterwerk, so wie *Winters unterbrochenes Opferfest*, und *Mehuls Teufel* je besser, sind als die Morgenröthe einer bessern Sonne anzusehen, die auf unsrer Opernbühne, statt Donnergekrach, Sturmgeheul, Hagelwetter u. s. w. einen heitern Tag herbeiführen wird. Die große Oper benutzte die Zeit des Herbstmanövers und der hier anwesenden fremden Herrschaften, um die *Bestalin*, *Cortez*, *Olympia*, den Festgesang u. s. w. zu geben. *Gabriele von Castelli*, die *Liebe zu Abenteuern von Vogel*, das Porträt der Mutter von Schröder, *Servantes* Porträt und einige unbedeutende kleine Lustspiele und Possen wurden eingestreut — so daß nur, bey einer kurzen Abwesenheit im August und September, wenig oder nichts verloren ging. Jetzt haben wir die beyden *Galcerensclaven*, welche in Paris so großes Aufsehen machen, und mit einem neuen Ballet ausgestattet sind. Das Stück ist an sich widerlich, und wird zum Theil gräßlich gegeben. Zwey Tänzer aus Paris, die nach Rußland gehen, Ull. Hüllin\*) und Herr Richard, haben ein Paar Mal getanzt; sie mit einnehmender Kunst und Grazie, er mit Kraft. Doch geben wir mit Recht unserm ersten Tänzerpaar (*Mlle. le Mierre*, und Herrn *Hoguet*) den Vorzug.

Am Königstädter Theater wird nun aus allen Kräften gearbeitet, und da es Tugendkräfte sind, so geht der Bau zum Erstaunen vorwärts. Mit Recht hat jemand, als von dem Fortgange des Vereins zur Bekehrung der Juden und von der Langsamkeit des Unternehmens gesprochen wurde, gesagt: „Gebt die Sache den Juden in Entreprise, und sie wird schnell und gut vor sich gehen.“ Ein witziger Israelit hat sogar das Geschäft umkehren, und einen Christenbefehrungsverein stiften wollen.

Als Vorstadttheater wird das Königstädter unfehlbar Glück machen, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Es gibt keine freyen Entreen. 2) Es macht wohlfeilere Preise. 3) Es führt Stücke ohne Prunk auf. 4) Es wird Debüts gestatten, und eine Schauspielers-Pepiniere bilden. 5) Ein kleines Personale von Ober- und Untergestellten halten. 6) Nicht

\*) (Die ehemals als kleine Hüllin in Paris und London einen so großen Ruf hatte.)



täglich spielen. 7) Oft Neues geben. 8) Dem Geschmace seines Publicums schmeicheln. 9) Auf die neueren Stücke nicht so lange warten lassen, als das große Theater.

Wir dürfen von dem Verfasser der Clytemnestra und der Bräute von Arragonien, Herrn Michael Veer, bald ein drittes Trauerspiel erwarten: der Paria. Nach dem Urtheile der Kenner soll es des jungen Dichters beste Arbeit seyn. Wie es heißt, sind von einem hiesigen bekannten Schauspieldichter Parodien von Müllners Jngurt und Albaneserin im Werke. Von St. Schüke ist im neuesten Theater-Almanach Houwalds Heimkehr beißend und scharf parodirt worden, so daß diese Gattung kritischer Satyre auf deutschem Boden Wurzel zu schlagen anfängt.

### K u n s t = N a c h r i c h t.

In London wird das sehr ähnliche Bildniß des unsterblichen Erfinders der Schutzpocken, Dr. Eduard Jenner, gestochen von W. Sharp, nach einem Gemälde von W. Hobday, angekündigt. Ein wohlgetroffenes Bildniß dieses großen Wohlthäters der Menschheit muß jedem Menschenfreunde willkommen seyn. Die Größe des Portraits soll dem des berühmten Hunter, ebenfalls vom Hrn. Sharp gestochen, gleichen, nämlich die Länge 16 $\frac{1}{2}$ , die Breite 13 $\frac{1}{2}$  Zoll, auch wird es eben so gearbeitet seyn. Zu Ende des Jahres 1824 dürfen die Subscribenten auf den Empfang desselben rechnen. Der Preis für Probe-Abdrücke (oder vor der Schrift) ist 3 Pfund 3 Schilling Sterling; für gewöhnliche Abdrücke 1 Pf. 1 $\frac{1}{2}$  Sch. Das Interesse dürfte das durch erhöht werden, daß diese Arbeit die letzte seyn wird, die von dem berühmten Grabstichel des genannten Künstlers hervorgeht.

Wer frühe Abdrücke zu erhalten wünscht, besiehe sich darum an R. Ackermann, Repository of Arts, 101, Strand, in London, — hier in Wien aber an die Carl Gerold'sche Buchhandlung zu wenden, welche auf Probdrücke zu 31 fl. 30 fr., und auf spätere zu 10 fl. 45. fr. C. M. Subscription annimmt.

### M u s i k = A n z e i g e.

Herr Ignaz Schuppangh, wird gegen Abonnement von 10 fl. W. W. für sechs Vorstellungen im kleinen Saale des musikalischen Vereins unter den Tuchlauben im rothen Jgel, Quartetten aufführen, wozu nur die classischen Werke eines Haydn, Mozart, Beethoven, Duslov und Spohr gewählt werden. Der Anfang findet den 15. October Statt, und die Fortsetzung an jedem folgenden Mittwoch, bis zur bestimmten Zahl. Eintrittskarten sind zu haben in der Kunsthandlung der H. H. Carlo Mechetti am Michaelerplatz, wie auch bey den H. H. Sauer und Leidesdorf in der Kärnthnerstraße. Man darf erwarten, daß die Production solcher Meisterwerke in einer, jezt leider! zu sehr vernachlässigten Gattung von Composition einen zahlreichen Kreis von Kunstfreunden vereinigen, und das Unternehmen des geschätzten vaterländischen Tonkünstlers lohnen werde.

### M o d e n b i l d X L I.

Kleid von Persequin mit Atlas und Blonden gepuht. Das Bonnet von Gaze-bril-lante ist mit weißen Rosen geschmückt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



zeichnen.  
gonien,  
ch dem  
t, sind  
s Albas  
walds  
Satyre

Schutz  
emalde  
shltthäs  
s Pors  
, gleis  
rbeitet  
selben  
Schifs  
te das  
hnten  
  
ann,  
Carl  
, und

B. für  
auben  
y dn,  
g fins  
, bis  
H.  
des  
Meis  
sition  
es ges

ebriß



*Per Schöber*

*F. Schöber. sc.*

XII.

*Wiener Moden.*

*121.  
1823.*



**S**

Don  
hite  
dant  
(Su  
t. t.  
in 2

**S**

fru  
Si  
da  
er  
lãc  
sch  
de  
ph  
ur  
go  
M  
Z  
fei  
fo  
S  
er  
de  
m  
ho  
ül  
G  
ch  
D  
p  
fo  
a



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Sonnabend, den 11. October 1823.

122

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen in viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die beyden Bettern.

(Fortsetzung.)

Herrmanns Versuche, Ernestinen Rede abzugewinnen, blieben durchaus fruchtlos. Er gab es endlich auf, und beurlaubte sich, innig gekränkt. Ihr Bild saß tief in seinem Herzen, und er mußte sich unaufhörlich wiederholen, daß es von ihm, einem armen Burschen, der sich Glück wünschen könne, wenn er es dereinst zum Provisor in einer Apotheke bringe, doch wohl mehr als lächerlich sey, zu der jungen, schönen, reichen, von glänzenden Freyern umschwärmten Ernestine die Augen zu erheben. Nicht weniger lästig war ihm der Gedanke, wenn es möglich wäre ihre Gunst zu gewinnen, daß er alsdann ohne eignes Vermögen von dem ihrigen leben müsse. Der Mann von der Frau unterhalten — ein so widriges Bild für Herrmanns Ehrgeiz, daß er sich der ganzen süßen damit verknüpften Gedankenfolge nicht länger hingeben wollte. — Was mochte aber Ernestine empfinden, als sie einige Wochen später von der Tante die Geschichte von Herrmanns glorreichem Examen und den Beweis seines eben so trefflichen Herzens erfuhr? „Seit diesem Tage“ fuhr die Tante fort, Ernestinen mit bedeutenden Blicken fixirend, — „habe ich eine wahre Hochachtung für den jungen Mann, und liebe ihn wie meinen Sohn. Bleibt er so, so vermache ich ihm nach zwey Jahren mein ganzes Vermögen, und das blonde Mondkalb in der breiten Straße bekommt nicht einen Heller. Und meinem Herrmann will ich eine Frau aussuchen, daß er seine Freude dran haben soll!“ — Ernestine, die ganz zufällig bey dieser Äußerung über und über roth geworden, verlor eben ihre Nadel, und mußte sich nothwendig zur Erde bücken, um diese zu suchen, die sich doch — über das blinde Mädchen! — in das blendend weiße Tüchelschen gesteckt fand, das so ungestüm von dem darunter klopfenden Herzen auf und nieder getrieben wurde. Natürlich pries sie die mütterliche Liebe der guten Tante, sobald sie sich aber allein sah, so warf sie sich desto härter das Unrecht vor, das sie Herrmann, wenn auch ohne ihre Schuld gethan, und versprach sich häufig, ihm ihre Über-



eilung abzubitten, sobald sie ihn wieder sehen würde. Eine Verkältung, die ihre Verwandte vierzehn Tage lang an's Zimmer band, verschob zwar den Vorfall, erkältete ihn aber keineswegs. Wir wünschen jedem unserer Leser Glück, dem seine Freundin ein Unrecht zu vergüten hat. In solchen Augenblicken erheben sich auch die unbedeutendsten Mädchen zu Engeln, die ausgezeichneten zu wahren Seraphinen der Liebe und Holdseligkeit. Kein Opfer ist ihnen groß und schwer genug, und was Jahre nicht herbeiführen konnten, das bringt dem Glücklichen ein solcher Götteraugenblick auf dem blütenduftigen holden Munde der Geliebten freywillig entgegen.

Kehren wir zu Herrmann zurück, der nach einer unruhigen Nacht sich zeitig in die Gewehrkammer begeben, zwey prächtige goldverzierte Versailler Doppelflinten nebst Cartouchen ausgesucht hatte, und sich auf sein Stübchen begab, um die Schlösser einzuöhlen, Steine aufzuschrauben, und was dergleichen weidmännische Maßregeln mehr waren. Im Vorzimmer traf er einen Bauer von Ludwigs Gute, der den verlangten Hund gebracht. Nero hieß das prächtige, starke, braunzottige Thier, das, als es Herrmann mit zwey Flinten im Arm gewährte, erst verständig den Kopf auf eine Seite legte, die Ohren spitzte, und den langen, rauhen Schwanz in wagrechter Richtung still hielt, um zu sehen, was sich begeben würde, als aber nichts erfolgte, freundlich wedelnd nach Herrmann zudrängte. Dieser ließ ihm die Schlinge lösen, drückte den wackern Jagdgefährten mit brüderlicher Zärtlichkeit an's Herz, und setzte ihm sogleich einen Topf des köstlichsten Fressens vor, um sich seiner Geneigtheit zu versichern. Herr Ludwig sah es gern, daß Herrmann erst einige Spaziergänge an Nero's Seite machte, damit man von seiner Brauchbarkeit und seinem Gehorsam sich erst überzeugen könne. Die beyden Männer hatten sich indessen elegante Jagdanzüge bestellt, und man erwartete den nächsten schönen Tag zum ersten Versuche. Endlich brach ein prächtiger Herbstmorgen an. Die Luft war frisch, kühl, aber ohne Bewegung, und die gelben Baumblätter säuselten lautlos zur bereiften Erde nieder. Auf Stopfeln und Wiesen lagen Millionen glänzender Thautropfen in den Teppichen nächtlicher Weberinnen verstreut. Um sieben Uhr hatte man ausziehen wollen; um halb acht hatte Herr Ludwig die letzte Lage lait virginal auf sein Gesicht getragen, um acht Uhr war sie trocken und man brach auf. Herrmann gab dem Wetter das ungeladene Gewehr aufgezogen in die Hand, und bat ihn, sich von der Güte der Schlösser zu überzeugen. Ungeschiedt griff dieser zu, berührte die Abzüge, die Schlösser schlugen blitzschnell los, und wenig fehlte, daß nicht Herr Ludwig das Gewehr vor Schreck auf die Erde warf. Herrmann sah wohl, daß der Wetter noch kein Gewehr in der Hand gehabt hatte, und beschloß, ihn im Freyen zu seiner Sicherheit damit bekannt zu machen. Noch ein Schreck stand dem salbenduftenden Jäger bevor, eh' sie aus dem Hause traten. Nero hatte sich nämlich versahren, und kam nun auf Herrmann's Pfiff laut bellend wie ein Pfeil die Treppe herabgeschossen. Als er die beyden Jäger sah, war er vor Freuden außer sich, und machte ellenhohe Sätze, indem er bald Herrmann bald Ludwigen die Wangen leckte. „Pfui, pfui, abscheuliches Vieh — Jungfernwasser — Wundbalsam —“ so schrie dieser aus allen Kräften, und konnte sich über Nero's Größe und grimmiges Ansehn gar nicht zufrieden geben, indem, wie er sagte, er ein niedliches Spitzchen, einen Vo-



Iogneser oder etwas Ähnliches erwartet. Er ruhte auch nicht, bis Herrmann hinaufgesprungen, Niech- und Wundwasser geholt, und die Wange, die Nero's Zunge und Pfote berührt, gestrichen und gewaschen hatte, bey welcher Operation das umstehende Hausgesinde mit Mühe das Lachen verhielt. Endlich ging es vorwärts, und Nero trieb mit seinem Gebell die ganze Nachbarschaft an die Fenster, die sich nicht wenig wunderte, Herrn Ludwig in solchem Aufzug zu sehen. Indessen schritten die beyden Nimrode ohne sich umzusehen vorüber, wobey der ältere, wegen Herrmanns weitausgreifendem Jägerschritte, von Zeit zu Zeit mit ein Paar schnellen Schrittschritten nachhüpfen mußte. Die Tante, deren Arbeitstisch, wie sich bey einer so lebendigen Frau von selbst versteht, am Fenster stand, hatte mit ihren Falkenaugen die beyden Jäger bemerkt, als sie in die Straße kamen, und Herrmanns schlanken Wuchs, seinen raschen Schritt zu erkennen geglaubt, aber durchaus nicht über die nebenher rudernde, dickbeinige, viereckige Gestalt in's Klare kommen können. Ihr Auge versicherte zwar, das sey niemand anders, als der Nefte Ludwig, aber das eben konnte die Tante ihren Augen nicht glauben. Indessen waren die Beyden näher gekommen. Schnell machte sie das Fenster zu, und hätte viel drum gegeben, wäre Ernestine oder ihre Verwandte da gewesen, um mit ihr den Gecken recht auslachen zu können, der wie ein Mann thun wollte. Allein ohne Absicht — das war sie überzeugt — ohne Absicht legte sich Ludwig ein so ungeheueres Opfer nicht auf, und das nächste Mal, wenn Herrmann zu Tische kam, sollte er alles haarklar beichten müssen. Da Klingelte es draußen, und hereingeheht wie ein junges Reh kam Ernestine, außer Athem vor Gil und Lachen. „Mit der Base“ — stotterte sie — „da — da geht es vortrefflich, aber — sie schickt mich Sie zu fragen — was denn der dicken Madam (so nannten die Spötterinnen Herrn Ludwig) begegnet sey?“ Im Jägerkleide mit Hund und Gewehr habe man die Beyden zum Thor hinausschreiten sehen, und die ganze Straße sey in Aufruhr. — So wichtig, so satyrisch, so beißend sich aber auch die beyden Damen in Muthmaßungen ergingen, so konnten sie doch keinen zulänglichen Grund ausfindig machen. Aber den Spaß wollten sie haben, die Herren zurückkommen zu sehen, und deshalb setzten sie sich mit ihrer Arbeit an's Fenster. Hier gab ein Wort das andre, und die kluge Ernestine wußte das Gespräch so geschickt zu leiten, daß die Tante die ganze Geschichte von Herrmanns Ankunft, ihrer anfangs so geringen Meinung von ihm, seinem Examen und dabey dargethanen Vortreflichkeit von Kopf und Herz, ihren Plan, ihm ihr Vermögen zuzuschreiben, und ihm, wenn er ausstudiert habe, eine Frau auszusuchen — zum fünfzigsten Male zum Besten gab. Ernestine sog alles, was von Herrmann gesagt ward, mit stillem Entzücken ein, ein Paar Stunden vergingen den Plaudernden unbemerkt, und sie wurden so warm, daß die Tante ausrief: „Und wenn er dich nun wollte, Tintchen? sagtest du wohl nein?“ — Oh aber diese antworten konnte, rief die Tante schon wieder: „Tintchen, sieh' mal, da kommt Herrmann allein zurück, der muß herauf und Red' und Antwort geben!“ — „Prächtig, prächtig!“ — entgegnete diese und klopfte in die kleinen Hände, und sprang im Kreise umher. Die Tante hatte indeß das Fenster aufgerissen und parlamentirte mit Herrmann. — „Ich habe keine Zeit, liebe Tante“ — rief er — „ich bin voll Staub und habe auch den Hund bey mir!“ — „Ey so komm



wie du bist, Wetterjunge, du sollst keine fünf Minuten aufgehalten werden!" — Mit ein Paar Sägen war Herrmann die Treppe hinauf. Er trat rasch ein, das Gewehr über die Schultern gehangen, Nero hinter ihm, und grüßte flüchtig die Damen. — „Nun sag', mein Sohn, welcher tolle Gedanke deinem Herrn Wetter durch den Kopf gefahren ist?" — „Toll?" — fragte Herrmann sehr ernsthaft, wie alle Mal, wenn die Tante über Ludwigen losziehen wollte — „warum denn toll? Er leidet an Vollblütigkeit, der Arzt hat ihm tüchtige Bewegung verordnet, Reiten, Fahren, Jagen; an Alles dieses will er sich nun nach und nach gewöhnen." — Während er so sprach, hatte Ernestine kein Auge von ihm verwendet, der in der Enapp anliegenden Jägerkleidung, erhitzt vom raschen Gang, das Haar nachlässig aus der Stirn gestrichen, in der unwillig verweilenden, fast trockigen Stellung, wirklich bildschön aussah. Sie faßte Muth, ihm mit der freundlichsten Stimme, während die Tante unmäßig lachte, zu sagen, daß bey der Sorge, die Herr Ludwig für seine Gesundheit trage, man sich verwundern müsse, ihm dergleichen heftige Erschütterung vom Arzte vorgeschrieben zu sehen. Herrmann warf den Kopf rasch nach Ernestinen herum, sah sie einen Augenblick an, und sagte dann kurz ab: „Der Schein trügt bisweilen, Mademoiselle!" — „Na, warum kömmt du denn allein zurück?" fragte die Tante. „Weil der Wetter von seinem ersten Versuche sehr ermüdet ist, und nach Hause fahren will! — Ich empfehle mich bestens!" — Mit diesen Worten war er zur Thür hinaus, und Ernestine in einem Winkel, wo sie in aller Eil vier oder sechs Thränchen weinte. „Brauskopf, der Herrmann!" — brummte die Tante — „ganz wie mein seliger Bruder, und da bey eben so warm, so seelengut. Hätte er nicht einen Bauerkerl schicken können? Nein, da läuft er selbst, daß er kaum mehr Athem hat. Und der blonde Langohr läßt das auch so geschehen. Wie war er denn mit dir, Tintchen? Ich dächte ziemlich kurz ab?"

„Ich hab' es nicht besser um ihn verdient," — erwiderte Ernestine halblaut. — „Auf Ihre Schilderung hin, hatte ich einen Gecken erwartet, und ihn deßhalb, als ich ihn bey Ihnen das erste Mal sah, kurz abgefertigt, — denn ich hielt sein männliches, edles Wesen für Verstellung. Er fühlte, daß ich ihm Unrecht that, ich erfuhr das erst spät nach seinem Gramen. Nun kann ich's ihm nicht verdenken, daß er mich mit derselben Münze bezahlt!"

„Poffen! Poffen! — Butter an der Sonne!"

„Winterbutter" — versetzte Ernestine — „wenn ich in Ihrem Gleichniß bleiben darf — und die ist verzweifelt spröde und unbiegsam!"

„Poffen, sag' ich und setze meinen Kopf zum Pfande, er liebt dich und du wirfst seine Frau!"

Ernestine stürzte der Tante in die Arme, und bedeckte sie mit Küßen. Es war das erste Mal, daß sie ihre und Ernestinens Wünsche so deutlich aussprach.

(Die Fortsetzung folgt.)



## Die Welt ein Schacht.

Seh' ich so hinan zur gesirnten Nacht:

Da scheint mir das weite Land  
Wohl oft ein reicher Felsenschacht,  
Unendlich ausgespannt;

Und, auf blauem Grunde, der Sternenschein,  
Womit sie die Decken geschmückt,  
Erscheint mir als Erz, als Edelgestein,  
Das, funkeln, die Wände durchsticht. —

Und tief im geräumigen Schachte lebt  
Ein Leben von Lust, von Schmerz,  
Und rennet und klettert und wühlet und gräbt  
Hinein in des Schachtes Herz.

Und über die bunten Stollen zieht  
Ein Ringen und Klingen daher:  
Wie Tanzweiser hier, dort wie Todtenlied,  
Hier hüpfend und dort schwer.

Hier wollustathmender Liebesstreit,  
Dort wildes Gezänk und Geschäum:  
Hier lauter Jubel, da stilles Leid,  
Dort Freundschaft beym Lämpchen daheim. —

So ist's im Schachte; doch wo geht  
Ein Ausweg aus dem Schacht?  
Wo führt's zu den Lüften hinan, wo weht  
Frey' Leben hinab in die Nacht?

Es muß wohl ober der Decke seyn  
Ein Land, ein Lohn, ein Licht;  
Ha! wach' ein Treiben, wann einstens herein  
Der Tag der Ausfahrt bricht! —

Johann Gabriel Seidl.

## E n t b e h r u n g.

„Lerne entbehren“ — dieß ist des Lebens hilt'res Geboth —

„Und die süßesten Wünsche ersticke in fühlender Brust.“

Vieles muß sich der Wille, der ernste, kräftig versagen,  
Und in der Neigungen Kampf erringst du wohl endlich den Sieg.

Eines nur vermag ein fühlendes Herz nicht zu tragen,

Und der Entbehrungen schwerste, ist: missen ein liebendes Herz.

H. G. Hoffmann.



## Schauspiel.

Auf dem k. k. Hoftheater an der Burg den 4. d. M. zum ersten Mal: Der Empfehlungsbrief. Lustspiel in vier Aufzügen, von Dr. Carl Töpfer.

Die Versammlung war zahlreich und von angenehmen Erwartungen belebt. Auch hat der Verfasser in einigen früheren Stücken, worin er eine glückliche Anlage für das Lustspiel und Gewandtheit in der Behandlung desselben, in so fern hier von Naturgaben und Kenntniß des Bühneneffects die Rede ist, an den Tag gelegt, dazu wohl berechtigt. Welche Fortschritte er seitdem gemacht, und wie es ihm mit seinem neuesten, hier zu besprechenden Werk gelungen, das wird sich aus dem Folgenden ergeben. Jesdermann war begierig, den Empfehlungsbrief kennen zu lernen, und man erfuhr bald, daß dieser sich in den Händen des Friß v. Bollerfeld befinde, der von seinem grillenhaften Onkel an das Brechtische Haus recommandirt ist, wo er mit Emmy, der Tochter des Emanuel Brecht, eine Heirath schließen soll, ohne daß beyde Hauptinteressenten sich gesehen haben. Eine andre Unbekannte hat bereits sein Herz gewonnen; er übergibt daher das Schreiben seinem Freund, dem jungen Vater Adolph von Sellen, der jene Emmy leidenschaftlich zu lieben versichert, und bittet diesen sogar, ihn von der unwillkommenen Braut bald zu befreien. Gleich nachher gereut es ihn; denn der Onkel meldet ihm nicht nur sehr nachdrücklich, daß er schnell eintreffen werde, und alles in Ordnung zu finden hoffe, sondern Friß erfährt auch, daß seine geliebte Schöne Emmy Brecht heiße. Hierin liegt jedoch ein Irrthum, denn beyde Brüder haben Töchter, beyde heißen Emmy. Brecht liebt die Tochter des Tobias, der Vater die andere. Fort ist der Freund indessen sammt dem Brief. Angekommen in dem Hause der Gebrüder Brecht, übergibt er aber diesen nicht, sondern verliert ihn; Bruder Emanuel findet ihn, unterrichtet sich von dem Inhalt, geht jedoch dem Überbringer entgegen, ohne sich etwas merken zu lassen, und erstaunt nicht wenig, da der junge Mann unter seinem wahren Namen und Charakter sich empfiehlt; weil er dieses aber nur für eine scherzhafte Finte hält, so nimmt er Adolph von Sellen und Friß Bollerfeld für eine und dieselbe Person. Als nun der wirkliche Friß gemeldet wird, glaubt Vater und Tochter sich betrogen. Dem alten Diener Valthasar wird aufgetragen, den Betrüger, wenn er eintritt, fortzuschaffen. Dieser Unfall begegnet leider dem ankommenden Onkel, der hierauf ein anderes Haus bezieht, und gerade das, wo Emmy, des Tobias Tochter, unter Aufsicht einer Verwandten, der Cousine Stengel, lebt. Als der Nefte bald nachher an diesem Haus den Anblick seiner Schönen zu erlächeln sucht, stößt er auf den Onkel, der seine Nachbarinnen gar nicht kennt. Dieß führt eine lustige, aber auch ziemlich gedehnte Scene herben. Zwischen den jungen Leuten wird endlich durch Blumensprache und Schrift ein Bündniß geknüpft und sogar eine Entführung beschlossen. Als der Vater Nachricht davon erhält, freut er sich und legt Allen, die darum wissen, Stillschweigen auf. Der Onkel, der durch ein Mißverständniß, deren es genug in diesem Lustspiel gibt, das Mädchen sich gewogen glaubt, befördert die Entführung unwillkürlich. In dieser Hauptscene treffen sämtliche Personen nun zusammen. Aber auch hier gibt es noch manche Explication, um die Identität der Einen und der Andern zu erweisen; doch Ende gut, alles gut! Die Doppelhochzeit wird geschlossen, der Vorhang fällt auch über diese lustigen Erscheinungen, und befriedigt die Erwartungen der Menge.

Wir haben bey der Inhaltsanzeige nur die Hauptmomente angegeben; alle Irrungen und Verwirrungen aus einander zu sehen, würde zu umständlich seyn. Die Handlung ist etwas weitläufig ausgesponnen, es findet aber keine natürliche Entwicklung Statt. Dem Stück scheint es an Grundlage und an Consistenz zu fehlen, darum läßt der Genuß auch keinen angenehmen Nachgeschmack zurück. Nur der erste Theil des ersten Actes kam den Erwartungen vortheilhaft entgegen; schon der folgende, wo bloß die glückliche Darstellung der beyden Brüder Tobias und Emanuel die Aufmerksamkeit beschäftigte, ließ eine Leere zurück. Der Anfang des zweiten brachte wieder Anregungen hervor, am Schluß machten sich jedoch mancherley Besenklichkeiten kund, auch waren die Zuschauer schon etwas lauer geworden. Einzelne



Äußerungen und komische Züge brechen wohl im Verlauf der Begebenheiten hervor; der Eindruck verschwindet aber mit derselben Schnelligkeit, und es stellt sich nach und nach fast eine Mattigkeit ein. Nicht an Komik fehlt es diesem Lustspiele, die Ingrez- dienzien sind vielmehr theilweise nur zu sehr darin gehäuft, das Lustige streift manch- mal zu sehr ans Possenhafte, man vermisst die sichtende Hand, den ordnenden Fleiß, die Glätte; es schmeckt zu sehr nach dem gewöhnlichen Theatermechanismus, jene Frische und Leichtigkeit des Anstrichs und der Behandlung, die sich in andern Produc- ten des Verfassers zeigen, scheinen ihn dieß Mal auf eine ungünstige Weise zu dem nicht immer sehr erspriesslichen *se laisser aller* verführt zu haben. Nicht nur zu dem sich gehen lassen, darf man sagen, sondern auch zur Aufnahme alles dessen, was ihm in den Weg kam; so daß dieser Empfehlungsbrief, ungeachtet mancher guten Intention und mancher glücklichen Idee, sich im Ganzen weder durch Inhalt, noch durch Styl auszeichnet.

Die wirksamste Parthie ist unstreitig die Zusammenstellung der beyden Kran- ken, nämlich des Tobias, der krank in der Einbildung ist, und der Cousine, die sich nur so stellt. Dennoch hat dieser Bestandtheil nicht Kraft genug, das Andre gänz- lich zu durchdringen, oder die lange Reihe von Begebenheiten aufrecht zu erhalten. Übrigens könnte auch die Rolle der verstellten Kranken aus einem andern Gesichtspunct aufgefaßt werden. Der eingebildete Kranke wenigstens soll doch an ihre Verstellung glauben können; sie darf wohl affectiren, ohne die Affectation zur Schau zu legen. Die meisten Individuen sind ohnehin stark genug markirt.

Daß auch die Schlussscene so gespreizt ist und die Conversation auch hier sich in die Länge zieht, läßt sich mit dem Bühnentact des Verfassers am wenigsten in Einklang bringen. Wir zweifeln übrigens im Geringsten nicht, daß ihm künftig etwas recht Halt- bares gelingen wird, wenn er zu seinem Vorrath von komischen Stoff etwas ernsteren Sinn mitbringt.

Herr *Costenoble* hielt den eingebildeten Kranken *Tobias* in den Grenzen des Natürlichen, und gerade dadurch sprach sich der Contrast am besten aus, und der Dar- steller wirkte mit dem glücklichsten Erfolg. In der letzten Scene am Fenster nahm er eine raschere Bewegung, und die etwas lange Conversations-Schleppe, die auch durch diesen Theil des Stücks sich hinzieht, wurde dadurch etwas kürzer.

Herr *Rüger* gab dem jovialen, biederherzigen *Manuel* eine Menge feiner und nichts desto weniger äußerst wirksamer Züge, die sich unmöglich alle wiedergeben lassen. Wir erinnern hier nur an die erste Scene mit dem Maser, wo er diesen auf die gutmüthigste Weise mystificirt, und an die Unterredung mit *Emm*.

*Frig Volterfeld* ist in der ersten Hälfte des ersten Actes am Bedeutendsten. Herr *Korn* gab ihm hier für das ganze Stück, durch Feuer und Lebendigkeit des Spiels, komische Ironie und tragikomischen Pathos, wozu Eifer und Verlegenheit ihn führten, einen glänzenden Relief.

Mad. *Korn* war als *Emm*, Tochter des *Tobias*, eine angenehme Erschei- nung, wie immer. Das Geständniß ihrer Gefühle für *Adolpb* von *Sellen* gegen ih- ren Vater verdient ein Kunstgebild des pantomimischen Ausdrucks genannt zu werden.

Der alte Diener *Balthasar* gewann eine recht glückliche Individualität und sichere Haltung unter den Händen des Herrn *Rüger*. \* — \*

### K u n s t - N a c h r i c h t.

Den 24. des nächsten Monates wird zu Leipzig eine bedeutame Versteigerung an Kupferstichen und Handzeichnungen Statt finden. Unter den ersteren befinden sich viele ausgezeichnetere, seltene in *Barth's* *Peintre graveur* nicht vorkommende Stücke, dann eine große Anzahl von Abdrücken vor der Schrift *ic.* Auch sind einige Incunabeln,



Manuscripte und neuere Bücher von Belang darunter. Der 115 Seiten starke Katalog, betitelt: Notices des estampes et des dessins etc. ist von dem hier lebenden großen, vielerfahrenen und in diesem Fache ausgezeichneten Kunstkennner und eben so berühmten Sammler Herrn Jos. Grünling verfaßt, und kann daher nicht als ein gewöhnliches ephemeres Licitations-Verzeichniß, sondern als ein aufbewahrenswerthes Nachschlagbuch betrachtet werden. Die Künstler, von denen dabey Blätter vorkommen, sind: Rembrandt, Waterloo, Füger, G. F. Schmidt, Dietrich, Demarcey, Hopfers, Claude-Lorrain, Vischer ic.; von flamändischen, italiänischen, französischen, englischen ic. Meistern folgen ganze Reihen. Unter den Handzeichnungen ist ganz besonders die, nach dem berühmten Raphael'schen Gemälde von Seydelmann dargestellte Madonna merkwürdig, wornach der einzige Müller seinen unvergleichlichen Kupferstich gearbeitet hat. Sämmtliche Kupferblätter sind nach den geschätztesten Katalogen, und nach Bartsch's Peintre graveur aufgeführt. Aufträge werden von den vorzüglichsten Kunsthandlungen, oder von dem geschwornen Schatzmeister Herrn J. G. U. Weigl in Leipzig selbst übernommen.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Datura suaveolens.* Wohlriechender Stechapfel. Aus Mexico.  
*Ehretia Beurreria.* Ovale Ehretie. Aus Jamaika.  
*Eugenia australis.* Australischer Jambusenbaum. Aus Australien.  
*Hibiscus syriacus fl. albo pleno.* Syrischer Hibiscus. Aus Syrien.  
*Piper glaucescens.* Zügelbaumblättriger Pfeffer.  
*Plumeria alba.* Weiße Plumerie. Aus Jamaika.  
*Samolus littoralis.* Meerstrands-Pungen. Am Meeresstrand von Südeuropa.  
*Scabiosa leucantha.* Weißblühende Scabiose. Von Krain und Süd-Frankreich.  
*Senecia rosmarinifolius.* Rosmarinblättriges Kreuzkraut. Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.  
*Sophora occidentalis.* Abendländische Sophore. Aus Westindien.  
*Solanum auriculatum.* Geöhrtter Nachtschatten. Aus Madagascar, Isle de France, Bourbon.  
*Talinum Anacampseros.* Nabelkrautartiges Talinum. Vom Vorgebirg der guten Hoffnung.  
*Talinum patens.* Rispenblütiges Talinum. Aus America.  
*Tournefortia volubilis.* Rankende Tournefortie. Aus Jamaika und Mexico.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 14. October 1823.

123

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertel. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über Stubenerwärmung und Vorschlag zu einer Prämie.

In unsern nördlicheren Zonen kann die Erwärmung unserer Wohnungen wohl zu den wichtigsten Bedürfnissen gerechnet werden. Je gemäßigter ein Himmelsstrich ist, um so mehr haben dessen Bewohner von der Kälte des Winters zu dulden, weil sie sich nur unvollkommen dagegen zu verwahren verstehen; je kälter hingegen, um so mehr hat die Noth, jene fruchtbare Mutter aller Erfindungen, gelehrt, die Kälte, diesen Todfeind des Lebens, mit Erfolg zu bekämpfen.

Wenn man vom Vulcanus famulans des Leutner A. 1723 an, bis jetzt zu Meißners zweyten Auflage seines Werks über die Heizung mit erwärmter Luft, alles durchliest, was über Ofen und Heizung geschrieben wurde, so findet man, ungeachtet diese Abhandlungen eine mäßige Bibliothek bilden, dennoch keine genügende Antwort auf die Hauptfrage. Selbst in Wien, wo in dieser Hinsicht viel geleistet wurde, wo erst neuerlich die vortrefflichen Gussstahlföfen über alle andern Arten einen glänzenden Sieg davon trugen, hört man nur zu häufig noch Klagen über nicht zu erheizende Zimmer, über Ofen, die rauchen, wenn conträrer Wind geht, ic. Dieser Gegenstand ist daher noch keineswegs erschöpft, und eine nähere Beleuchtung desselben dürfte jetzt, wo uns bald der kalte Hauch des Winters unangenehm treffen wird, nicht am unrechten Orte seyn.

Alle Sparöfen, und derer sind Tausende (Schreiber dieses hat allein mehrere Hunderte, theils selbst besorgt, theils im Gebrauch gesehn), haben Vorzüge und Nachtheile; die örtlichen Umstände ziehen die erstern oder die letztern hervor, und bestimmen, welche Art eines Sparofens, gerade an dem Orte, wo man ihn braucht, am passendsten sey. Viele verdienen diesen Namen gar nicht, und sind bloß Spielwerke, wie z. B. das Phlogoskop; an welchem man, das Bergnügen, in einem gläsernen Cylinder die röthliche Kohlenflamme abwärts brennen zu sehen, durch die Unannehmlichkeit erkaufen muß, daß bey der geringsten Unachtsamkeit der Cylinder in Stücken springt, und das Zimmer sich mit Kohlengas verpestet. Andere, wie z. B. Thiloriers, Haufs Fumivores, Winklers Thermolampe, endlich der brauchbarste von Allen, Prechtls kleiner Verkohlungssofen, der nebst dem Holzsparen, auch wirklich so viel Nebengewinn schafft, daß man die Erwärmung ganz umsonst hat, ist zu kostspielig in der Anschaffung, oder zu schwer im Stande zu erhalten, oder erfordert in der Behandlung einen solchen Grad von Auf-



merksamkeit, daß er schon darum eben so zeitraubend, als holzsparend, nie allgemein eingeführt werden wird. Auch paßt er nicht in die Wohnungen der Reichen und Wohlhabenden.

Die Heizung mit Wasserdämpfen hat viel für sich, jedoch ist die erste Anlage so kostspielig, und die Leitung derselben fordert solche Sorgfalt, daß sie nie in kleinen Wohnungen, folglich nicht bey der Mehrzahl des Volks, sondern nur in großen Anstalten, wo man allenfalls einen eigenen Heiz-Inspecteur bezahlt, mit Nutzen angewendet werden kann.

Alles, was wir nur immer von den aller künstlichsten und complicirtesten Erwärmungs-Anstalten fordern können, und was einige von ihnen auch zum Theil und bedingt leisten, das gewährt uns unbedingt, und im ausgedehntesten Sinn, die Heizung mit erwärmter Luft, sie verdient daher allgemein und ohne Ausnahme eingeführt zu werden. Allein auch hier finden Schwierigkeiten Statt. Man kann sich hierzu nur der eisernen Ofen mit Vortheil bedienen. Blechöfen kosten viel, gehn der unvermeidlichen Holzsäure-Erzeugung wegen bald zu Grunde, es müssen also gußeiserne genommen werden, welche man an den Fugen wohl verkitten muß. Raucht ein gewöhnlicher Ofen, so verschmiert man ihn mit frischem Kitt, weil man überall leicht dazu kommen kann, und dem Übel ist abgeholfen; nicht so bey dem in einer Heizkammer eingefetzten Meißner'schen Ofen, zu dem man nur schwer, oft wohl gar nicht kommen kann. Der Luftzug treibt dann den Rauch in das Zimmer, und die Klage gegen die Luftheizung ist vorhanden, ja bey dem großen Haufen, der nur die Erscheinung, nicht die Ursachen, den Zusammenhang beachtet, sind einige Fälle der Art hinreichend, um diese sonst so vortreffliche Wärmungsweise zu verschreyen.

Die Naturwissenschaften sind vom höchsten Werth, wenn sie lebendig ins Leben eingreifen, und beytragen, es angenehmer zu machen; nun gehört aber zu den größten Annehmlichkeiten im Winter eine warme Stube, und daß man diese, ohne andere Ungemächlichkeiten, selbst ohne vorher eine eigene Unterrichts-Anstalt im Heizen für Dienstbothen zu errichten, erlangen könne. Da nun aber die Luftheizung diese gewährt, so muß auch alles angewendet werden, um das einzige kleine Ungemach, was ihr noch anklebt, zu entfernen. Sollten denn die Physiker und Technologen der Hauptstadt nichts diesen Zweck Erfüllendes erdenken können?

Der Verfasser dieser Zeilen macht daher dem Herausgeber der Wiener Zeitschrift den Vorschlag, mittelst einer Subscription den Betrag von Tausend Gulden W. W. einzusammeln, die als Prämie demjenigen zu Theil werden sollen, der irgend ein praktisch leicht anwendbares Mittel ersänne, das Rauchen der gußeisernen Ofen ganz unmöglich zu machen, es sey nun durch einen elastischen Kitt in den Fugen, der sich mit dem Eisen in gleichem Grade ausdehnte und zusammenzöge, oder wie immer.

Die Prüfung der vorgeschlagenen Mittel der Preiswerber könnte dem Director des Politechnicums, Herrn P r e c h t l, dem Professor M e i ß n e r, und allenfalls auch einem oder dem andern geschickten Handwerksmanne übertragen werden. Referent subscribirt gleich, um einen Anfang zu machen, mit Hundert Gulden W. W., die er bey dem Herrn Herausgeber niederlegt, und nur, wenn die oben angegebene Prämie von Tausend Gulden W. W. binnen sechs Monaten nicht zu Stande käme, wieder zurückfordern würde.

#### Nachschrift des Herausgebers.

Der Unterzeichnete übernimmt die Beforgung dieser, einen allgemeinen Nutzen befördernden Preis-Subscription mit der theilnehmendsten Bereitwilligkeit, und wird über jeden, zu diesem Zweck eingehenden Beytrag besonders quittiren. Sollte in dem festgesetzten Zeitraum von sechs Monaten der bestimmte Preisbetrag von Eintausend Gulden W. W. nicht vollzählig seyn, so werden gegen Zurückstellung der Quittungen die erlegten Beyträge am letzten April 1824 den Subscribenten wieder eingehändigt; auch soll da-



für geforgt werden, daß der Erfolg und die Namen der beytragenden Förderer dieses schätzbaren Vorschlags in dieser Zeitschrift zur allgemeinen Kenntniß gelangen.

Johann Schich.

## Die beyden Bettern.

(Fortsetzung.)

Herrmann hatte indessen den Wagen, einen Wundarzt und einen ganzen Flaschenkorb mit Lavendelgeist, Seifen- und Wundspiritus, Theden'schem Wundwasser, Compressen und wer weiß was sonst noch für medicinische Mittel gegen Schreck und Alteration hinausgeschickt. Hätte er den Damen etwas von dem Abenteuer verrathen, so hätte es Tags darauf die Verwandte, die Bekannte, ja die ganze Stadt erfahren und Ludwigen ausgelacht. Das war es, was er vermeiden wollte, und so schwieg er mäuschenstill; da aber die Sache später durch den Oberförster doch bekannt wurde, so dürfen wir sie hier auch mittheilen. Herr Ludwig wußte so wenig mit Gewehr umzugehen, und war in allem, was zum Jagdwesen gehört, ein so vollkommener Neuling, daß Herrmann und der Oberförster ihm erst zeigen mußten, wie man anlege und ziele. Man ließ ihn ein Paar Schüsse auf einen Stamm thun. Sie gingen in's Blaue. Beym dritten saßen einige Schrotkörner im Holze. „Bravo!“ — rief Herrmann von Jagdlust entbrennt — „bravo, getroffen!“ —

„Ja wohl, bravissimo“ — meinte der Oberförster und flüsterte in Herrmanns Ohr — „der gute Herr hatte beyde Augen fest zu!“ — Das Treiben ward nun angelegt, damit Herr Ludwig Gelegenheit zum Schießen, und somit Geschmack an der Sache bekommen möge. Auf den Fall, daß er etwas anschieße, ward ihm Nero, neben ihm an einen Stamm gebunden, beygegeben. Herrmann und der Förster verließen ihn um sich jenseits der breiten sumpfigen Wiese anzustellen, die vor Herrn Ludwig lag und über welche alles Wild ziemlich langsam, wegen des weichen Bodens, kommen mußte. Nach einigen Minuten pffiff der Förster ab und die Jagd begann. Ludwig stand, die Füße tanzmeistermäßig von einander gestellt, neben einem Baume, das aufgezoogene Gewehr in den Händen, und voller Besorgniß, daß es von selbst losgehn möge. Nero, ungeduldig die Leine straff anspannend, neben ihm. Nicht lange, so knallte es rechts, dann links. — Nero winselte vor Begier — jetzt kamen ein Paar Hasen, etwa fünfzig Schritte entfernt, langsam herangesetzt. Der eine stuchte, machte ein Männchen, nahm Wind, und da ihm nichts verdächtig vorkam, so zog er gemächlich vorüber. Nero winselte stärker, und Herr Ludwig, dessen laute Kritik nicht weniger fürchtend, als des Oberförsters leisere, begütigte ihn mit den besten Worten. Da knisterte es durch's Gesträuch — ein starker Rehbock trat heraus — keine dreyßig Schritte vom Schützen, stuchte er und stand. Jedes echte Jägerherz hätte in diesem Augenblick, und wäre es sein letzter gewesen, losgeknallt — Herr Ludwig — nie ste — natürlich ward der Bock flüchtig. Nero voll Verachtung und Zorn gegen den elenden Jagd-Dilettanten fuhr mit wüthendem Gebell auf ihn los — dieser glaubte ihn toll — wollte ihn — albernes Hülfsmittel! — losknüpfen, trat aber auf die Leine, darüber kam er aus dem Gleichgewicht, stolperte, fiel, — puff, puff — ging das Gewehr los. Nero zog mit wüthender Gewalt an der Leine, die sich in



dreyfacher Schlinge um Herrn Ludwigs Knöchel gewunden hatte, und nun half kein Bitten, kein Schelten, keine Versprechungen, Ludwig mußte mit Nero dem Rehbock auf der Fährte nach, quer durch den Sumpf! Natürlich ging das nicht sehr flüchtig, aber an Stehenbleiben war bey dem brennenden Schmerz, den die Leine verursachte, nicht zu denken. „Was Teufel!“ — rief der Förster Herrmann zu, der unter ihm stand, — „was kommt denn da für ein Kerl über's Moor herüber? Wetter, der macht ja Säge wie ein Tanzmeister.“ — „'s ist der Wetter“ — schrie Herrmann — „wohl gar blessirt?“ — „Warum nicht gar!“ — rief der Förster — „der und springen; und der steht ja da unten!“ — Indesß war Herrmann schon im vollem Laufe an der Seite des Sumpfes herunter und schritt nun auf dem kürzesten Wege quer durch den Sumpf. Hier kam ihm Nero schwanzwedelnd mit zerrissener Leine entgegen, und führte ihn zu der Stelle, wo Herr Ludwig tief eingesunken, sich vergeblich mühte in die Höhe zu kommen. Die beyden Männer waren ihm behülflich; er sah so lieblich aus und wog so kräftig, daß man ihn hätte in Gold fassen mögen. Geschehen war ihm nichts, nur über den Schmerz am Knöchel und über den Verlust seiner Busennadel von Diamant klagte er. War sie auf der Wahlstatt im Sumpfe verloren gegangen, so konnte man nicht daran denken, sie wieder zu finden, denn dort hatten sich Ludwig und Nero förmlich eingewöhlt. Vielleicht lag sie auf dem Stande, neben der weggeworfenen Flinte. Man nahm den Lahmen unter die Arme, und geleitete ihn nach dem Plage. Der alte Jäger konnte nicht lassen nach der Rehbocksfährte auszugehen. Sie war bald gefunden. „Poß Stern!“ — rief er — „warum schossen Sie den Bock nicht gleich auf den Kopf?“

„Mein Gott, er war so weit —“

„So weit? Nun bey meiner armen Seele! sollte er noch näher kommen, und Sie um eine Prise Tabak bitten? Hier hat er gestanden — hier ist die Fährte — da, netto dreyßig Schritte; ich will verdammt seyn, wenn mir in drey und dreyßig Jahren ein Bock so nahe gekommen ist, und zumal so ein Capitalbock! — Und warum lösten Sie denn den Hund?“

„Ich glaubte — ich dachte — Nero würde ihn haschen. Und wie der Strick riß, ging mir das häßliche Ding unterm Arme los!“

„Haschen — Strick — das Ding unterm Arme!“ — murmelte der Oberförster über die dreysache Versündigung gegen die Jagdsprache brummend — „so Einer blieb auch besser daheim bey'm Filet und dem Strickstrumpfe!“ — Die Nadel hatte sich endlich gefunden, man brachte Herrn Ludwig in die Försterwohnung, und Herrmann eilte nach dem Wagen. In ein Paar Stunden brachte dieser den dicken Mann im Schritt zu dem entgegengesetzten Thore hereingefahren. Sein erstes war sich zu Bett zu legen, und einen halben Tag zu schlafen.

Vor einer zweyten Jagdparthie glaubte Herrmann forthin sicher zu seyn; und das war ihm Herrn Ludwigs wegen lieb, der sich ungeheuer ermüdete und doch am Ende zum Gelächter machte. Er wunderte sich daher nicht wenig, als ihm der Wetter nach einigen Tagen vorschlug, auf dem Plage hinterm Hause, wo man ungesehen sey, einen Versuch im Reiten mit ihm vorzunehmen.



„Sie haben ja aber kein Pferd, lieber Vetter“ — bemerkte Herrmann.

„Kein Pferd? habe ich nicht meine beyden braunen Wagenpferde, ein Paar recht tüchtige Thiere?“

Herrmann bemühte sich dem Vetter, der, wie er wohl sah, so wenig Reiter als Jäger war, begreiflich zu machen, daß das Reiten auf einem Wagenpferde immer eine unangenehme, für einen ungeübten Reiter aber eine überaus unbequeme Sache sey. Allein Herr Ludwig ließ sich nichts einreden, und so mußte denn Herrmann in den Stall, und untersuchen, welches von den beyden viereckigen Thieren das Bequemste zum Reiten sey. Es fand sich, daß das Sattelpferd früher einmal einen Cursus der höhern Reitkunst gemacht, und auch einen ganz leidlichen Tritt habe. Sattel und Zeug waren, noch vom seligen Major her, in Menge vorhanden, und es wurde bald der Braune quaestionis gesattelt und gezäumt vorgeführt. Herrmann saß auf, trabte den Dicken einige Mal tüchtig in der Volte herum, und da das Thier durchaus keinen Eigenwillen zeigte, so glaubte auch Herr Ludwig sich ihm anvertrauen zu dürfen. Allein hatte er sich bey der Jagd als Neuling gezeigt, so war es hier noch weit schlimmer. Vor's erste hatte man Mühe ihn zu bewegen, von der linken und nicht von der rechten Seite das Pferd zu besteigen. Die bedeutendere Schwierigkeit lag aber überhaupt darin, ihn hinauf zu bringen. So oft Herrmann mit Anstrengung aller Kräfte ihn in den Sattel geschoben, eben so oft wollte er, dem Gesetz der natürlichen Trägheit folgend, drüben wieder herunter — was der Kutscher mit vorgestämmtem breiten Rücken zu verhindern bemüht war. Endlich ward er in's centrum gravitatis gebracht, und das Pferd geführt. Im Schritt ging die Sache leidlich; vom Trabe wollte Herr Ludwig nichts wissen, desto mehr aber lag er Herrmannen an, ihn galoppiren zu lehren. Es geschah, und das Thier war auch so gelassen, daß es sich an seines Reiters Senken mit beyden Füßen, und Halten an die Zügel nicht kehrte; da ferner Herrmann und der Kutscher zu Fuß nebeneher galoppirten, und mit bereitgehaltenen Händen immer parirten, als ob sie einen Ball fangen wollten, so ward die Volte wirklich zweymal zurückgelegt, und die Lection für heut geschlossen. Allein das gewaltige Hin- und Herfliegen Herrn Ludwigs im Sattel veranlaßte den Kutscher zu dem Vorschlage, den Sattel mit lederfarbnem Manschester querüber beziehen zu lassen, wenn dann der Reiter in ebenfalls manschesternen Bein Kleidern, in welchen natürlich der Faden des Zeugs in die Länge liefe, sich aufsetzte, so würde durch dieses Kreuzen der Textur eine besondere Festigkeit im Sitz hervorgebracht, weßhalb sich viele vornehme Leute dieses Stratagem's bedienten. Herr Ludwig, entzückt, durch ein mechanisches Mittel die Beschwerde des Schließens mit den Knien überhoben zu seyn, entschied sich sogleich dafür; desto mehr lag ihm Herrmann, der einen solchen Vorschlag nie gethan haben würde an, sich doch lieber ein gutgerittenes sanftgehendes Reitpferd zu kaufen. Aber vergebens, der Vetter war ein gar zu guter Wirth, und Herrmann konnte es sich am Ende wohl gefallen lassen. Täglich ward jetzt Nachmittags Reitbahn gehalten, und Herr Ludwig ließ seitdem an alle seine Stiefeln Sporen anschnallen, obgleich er sich gewaltig hütete, dem dicken Braunen damit zu nahe zu kommen, nachdem ein einziger solcher Versuch ihn trotz manschesternem Sattelbezug und Bein Kleid bey einem Haar den kürzesten Weg zur Erde geführt hätte. Eines



Vormittags ließ er den Jüngling, der jetzt äußerst fleißig die Collegien besuchte, zu sich rufen. „Du wirst mir gestehen müssen, lieber Vetter“ — redete er ihn an — „daß ich mich bemüht habe, mich mit mancherley Strapazen die Zeit her vertraut zu machen!“ — Herrmann dachte an die Jagd, und lächelte still. „Wenn es mir“ — fuhr Herr Ludwig fort — „mit dem ersten Jagdversuch nicht so ganz gelungen ist, so schließt das keineswegs die Möglichkeit aus, daß es bey öfterer Wiederholung nicht besser glücken sollte. Dagegen gib mir zu, daß es mit dem Reiten täglich besser geht, und daß es für einen Mann von meiner Constitution keine Kleinigkeit ist, sich solchen Beschwerden zu unterziehen.“ —

„Wer zweifelt daran, lieber Vetter?“ — unterbrach ihn Herrmann — „aber wenn Ihnen diese Bewegungen so lästig fallen, so müßten Sie dem Arzt davon sagen.“ —

„Laß das gut seyn, Lieber. Ich bekenne dir, daß des Arztes Gebot es keinesweges ist, was mich dazu bestimmt hat, sondern lediglich die Absicht, allen denen Menschen, die da glauben, wer nicht reite, fahre, jage, fluche und lärme, der sey ein Weichling — zu zeigen, daß ich wenigstens einiges von diesen Geschicklichkeiten mir ebenfalls zu erwerben fähig bin. Namentlich hatte ich dabei unsere gute Tante im Auge, deren Lieblingsbeschuldigung es ist, wie ich gar wohl weiß, mich für unmännlich, weibisch und wer weiß was alles zu erklären. Ich hätte freylich geglaubt, daß, wenn ein Mensch kein Tyrann in seinem Hause, barmherzig gegen Arme, menschenfreundlich, kein Prahler, und von sittlichem Lebenswandel sey, man ihm seine kleinen unschuldigen Liebhabereyen, wenn sie auch Schwächen wären, wohl gönnen könnte.“ — „Gewiß, bester Vetter!“ — schob Herrmann, von seiner natürlichen Güte und Dankbarkeit getrieben, dazwischen — „gewiß kann sich ein solcher Mensch des Segens des Himmels und der Achtung aller Verständigen überzeugt halten.“

„Nun sieh, lieber Vetter, da du so billig von mir denkst, so hoffe ich, daß auch andere Personen so denken werden, wenn sich jemand findet, der ihnen meine Eigenthümlichkeit und meine Bemühungen, mich mit jenen sogenannten männlichen Übungen vertraut zu machen, aus dem rechten Gesichtspuncte darstellt. Diesen Fürsprecher bey der Person, die mich am lebhaftesten anzieht, — bey Ernestinen, meine ich — habe ich in dir gefunden, und ich bitte dich daher noch heut zu ihr zu gehen, und ihr diesen Brief zu überreichen, der mein Gesuch um ihre Hand enthält. Wenn du ihr das Papier übergeben, so sprich so gut von mir, als du es vor deinem Gewissen vertreten kannst. Geh also, und sey glücklich! Ich weiß, wem ich mich vertraue, in wessen Hände ich mein Glück lege. Heut Abend hoffe ich deine Antwort zu hören!“ — Nach diesen Worten verließ Herr Ludwig das Zimmer, und Herrmann blieb in nicht geringer Überraschung zurück. Das also war der Zweck aller jener Übungen? Man mußte gestehen, der Plan, die Tante durch den augenscheinlichen Gegenbeweis von ihren Beschuldigungen zurückzubringen, war so übel nicht erfunden, auch auf das Mädchen dürfte er nicht ohne Wirkung geblieben seyn, wenn die Tante weniger hell, Ernestine weniger durch die Augen der Tante sähe, und jene männlichen Beschäftigungen nicht auf eine so höchst lächerliche und klägliche Weise getrieben worden wären. Auf der andern Seite hatte der Vetter Herrmanns Dankbarkeit, seinen Edelmutz ge-



waltig in Anspruch genommen, und so unglaublich es ihm vorkam, daß er selbst um das Mädchen seiner ersten Liebe für einen Andern werben sollte, so gab doch die hohe Selbstverläugnung, die hier von ihm gefordert ward, ihm auch die nöthige Kraft. „Ja“ — rief er in schönem Enthusiasmus aus — „wenn ich des Betters treffliche Eigenschaften in ihr vollstes Licht sehe, wenn ich aus allen Kräften Ernestinen für ihn zu gewinnen suche, so erfülle ich eine heilige Pflicht der Dankbarkeit, ich rechtfertige das seltenste Vertrauen, und ich heile mich selbst von einer Einbildung, die in meinen Verhältnissen und durch Ernestinens Betragen gegen mich, zur lächerlichsten Thorheit wird!“ — Er steckte den Brief zu sich, und ging zu der Tante, bey der er zu Mittag speisen sollte. Je mehr er sich unterwegs von der Größe des Opfers überzeugte, das er zu bringen im Begriff stand, je ruhiger, je gefasster ward er, und er trat bey der Tante mit seiner gewöhnlichen ruhigen Stimmung in's Zimmer. Sie ward ihm durch die Gegenwart einiger Geschäftsleute erleichtert.

(Der Schluß folgt.)

### S o n e t t.

Bei der Abreise der italiänischen Opern-Gesellschaft.

Stumm ist des Sängers klanggefüllte Kehle,  
Er zog in's heimathliche Blütenland!  
Nicht gern verweilt in Stürmen Philomela,  
Sie flüchtet vor des Winters Eisgewand.

So strebt des Sängers sehnsuchtsvolle Seele  
Zum mildern, blumenreichen Strand,  
Daß sie sich ihren Lieben dort vermähle,  
An die Gewohnheit sie mit süßen Trieben band.

Der hier errung'ne Kranz mög' ihn dort schmücken!  
Doch gleiche Glut erfüllt in jeder Zone  
Den, der den Keim in stiller Brust verwahret.

Die Kunst gedeihet, wo sie Lorbern pflücket,  
Und überall erstehen Amphionen,  
Wenn das Talent sich mit dem Streben paaret.

### Übersicht der neuesten englischen musikalischen Literatur und Kunst.

Auszug aus der musikalischen Übersicht (Musical Review) in Ackermanns Repository of Arts, Literature, Fashions etc. Jän. — May 1823.

#### V o r w o r t.

Diese Übersicht der neuesten musikalischen Erzeugnisse in England, welche von nun an einen stehenden Artike. in dieser Zeitschrift bilden soll, werden wir, wie es in dem nachstehenden ersten Versuche bereits geschehen ist, vorzüglich auf die Compositionen englischer Musiker beschränken, und nur zuweilen die zu London erscheinenden Compositionen ausgezeichneter nicht-englischer Tonsetzer, oder bey Anzeigen, die sich durch Eigenthümlichkeit der Ansichten auszeichnen, eine Ausnahme machen. Ein Beispiel dieser Art bietet in folgenden Blättern die aus dem genannten Repository übertragene Anzeige des Rondo von Moscheles, ferner der Compositionen von Cramer und Kalkbrenner, und die Beurtheilung der Ritchner'schen Sammlung dar, welche letztere unter



andern goldene Worte über das in England grassirende Unwesen des Erziehungs- und Unterrichts- Dampfmaschinenwesens (wie die Lancaster-Schulen 2c. 2c.) enthält.

Da die englische musikalische Literatur und Kunst im Auslande weniger bekannt ist, so hoffen wir den Lesern dieser Zeitschrift einen Dienst dadurch zu erweisen, daß wir die Übersicht derselben aus der genannten Londoner Monatschrift, und gelegentlich auch aus andern Londoner Blättern, zu einem stehenden Artikel dieser Zeitschrift erheben.

Ferdinand Maria Weerheim.

„Oh! softly sleep“ composed by Smith, arranged with Variations for the Pianoforte, with Flute accompaniments ad lib. by G. Kiallmark. Pr. 2 S. 6 d. (Power, Strand.)

Eine Composition von großem Verdienst. Das Adagio in der vierten Variation ist mit vielem Verstande und einem classischen Geschmacke gesetzt. Diese Variationen sind wie die meisten des Herrn Kiallmark wegen der Leichtigkeit ausgezeichnet, womit sich die Passagen von selbst, auch der Applicatur-Fertigkeit eines mittelmäßigen Clavierpielers, anschmiegen.

„Bendemeers Stream“ the Words from Lallah Rockh, written by Th. Moore, the Musik by Lord Burgersh (königlich großbritannischem Gesandten am großherzoglich toskanischen Hofe). Pr. 2 S. (Power, Strand.)

Diese Composition ist von geringem Umfange, indem die Arie nur vier Zeilen lang ist, allein die Melodie beurkundet durch ihre zierliche Einfachheit und Zartheit hinlänglich den Aufenthalt des edlen Lords in dem Lande der Töne, und seinen echten Geschmack. Das Accompagnement ist in dem Guitarré-Style, lauter Harpeggios ohne eine contrapunctische Verflechtung. Daß der edle Lord auch den höhern Zweigen des Tonfahes gewachsen ist, bezeugt seine Oper *Bajazet*, deren vorzüglichste Partien in Orestorien zu London aufgeführt, und mit vielem Beyfalle aufgenommen worden sind.

„Araby's Daughter,“ Ballad, from Moores celebrated Poem of Lalla Rockh; the Melody by —; with Symphonies and Accompaniments, by G. Kiallmark. Pr. 2 S. (Power, Strand.)

Die Melodie in dieser wahrscheinlich von weiblicher Hand herrührenden Composition ist sehr anmuthig, es ist eine liebliche Weichheit und eine uner künstelte Empfindung in ihren Weisen, wie sie weiblichen Compositionen eigen zu seyn pflegen, während die vollendete rhythmische Symmetrie, welche in derselben waltet, — ein Verdienst, das wir öfters in den Arbeiten der Compositeurs von Profession vermissen — einen gebildeten Geschmack und viel Studium beurkunden.

The celebrated french Romance, introduced by Miss Stephens in „The Lawn of Java“ arranged as a Rondo for the Pianoforte by Edward Knight. Pr. 2 S. 6 d. (Goulding and Co.)

Als wir in unserer musikalischen Übersicht vor einigen Monaten ein Erzeugniß dieses neuen Compositeurs anzeigten, bemerkten wir vielversprechende Anlagen an ihm, und ermuthigten ihn, die betretene Laufbahn zu verfolgen. Mit all unserer günstigen aber unparteyischen Meinung von seinen in der Entfaltung begriffenen Talenten, konnten wir doch kaum die riesenhaften Fortschritte ahnen, welche dieses Rondo an den Tag legt.

Wir wollen nun, da wir Hrn. Knight auf der rechten Bahn sehen, einen ausgezeichneten Rang und eine hohe Stufe in seiner Kunst zu erreichen, ihm unsern innigen Wunsch darlegen, daß er sein edles Ziel standhaft verfolgen möge, ohne sich von den Irrlichtern der musikalischen Frivolität, welche jetzt an der Tagesordnung ist, oder von einer vorzeitigen Begierde nach Ruhm und Reichthum, auf Abwege verlocken zu lassen.

Wir rathen ihm daher, viel, des Studiums halber, zu schreiben, aber nur das wahrhaft Treffliche dem Stich zu übergeben, seine Arbeit der Prüfung erfahrener Meister zu unterwerfen; die besten theoretischen Werke zu studieren, classische Dichtungen und andere Werke der schönen Phantasie, welche den Geist und das Gemüth erheben, zu lesen, so viel gute Musik von vollen Orchestern als möglich, vorzüglich italiänische Opern, (und, setzen wir hinzu, von italiänischen Sängern aus der Schule der Fodor, David 2c.) zu hören; selbst zu singen, welche Stimme ihm die Natur auch



immer verliehen haben mag; die Violine und noch eines oder zwey andere Instrumente außer dem Pianoforte und der (allen Compositeurs unerläßlichen) Orgel zu spielen, — alles dieß sind Erfordernisse, einen tüchtigen Compositeur zu bilden, und wenn ein glückliches Zusammentreffen von Umständen eine Pilgerschaft nach Italien möglich macht, so darf der angehende Compositeur sagen, daß er den Cursus musikalischer Studien vollkommen gemacht habe.

A Series of National Popular Airs with Variations for the Violin etc. by James Sanderson. N. II. Op. 51. (Pr. 3 S. Blackman New-Bridge-Street, Southwark.)

Diese Nummer ist ganz in die Fußstapfen der ersteren getreten; die Themas sind: „Die Himmel erzählet etc.“, „Rothé, rothe Rose“ und „Ich wohn' im kalten Grabe“.

In den zahlreichen Variationen über diese Arien hat der Compositeur eine fruchtbare Fülle der Erfindung, eine Eleganz mannigfaltiger musikalischer Diction, und eine vollendete Kenntniß des Instruments an den Tag gelegt, welche dieselbe zu einem wahrhaften Schatz für das Studium der Violine machen.

Wir haben bereits in der Anzeige der ersten Nummer dieses Werkes (Nro. LXXX. der zweiten Reihenfolge des Repository) die Hoffnung ausgedrückt, daß dieses Werk ein neuer Sporn zum Studium der Violine werden dürfte, dieses Instruments, das die Seele alles und jedes Orchesters ist, und dessen Studium gegenwärtig von den Liebhabern offenbar vernachlässigt wird.

Introduction and Rondo for the Pianoforte, composed and dedicated to Miss Buchwald, by I. Moscheles. Op. 54. Pr. 3 S. 6 d.

Herr Moscheles hat England abermals besucht, und zwey oder drey seiner Leistungen in den gegenwärtigen Oratorien haben seinen Ruhm in der ganzen Hauptstadt ausgebreitet. Wir haben ihn abermals mit staunender Bewunderung vernommen. Das Studium, das solch eine reisende Schnelligkeit der Ausführung mit solch einer Präcision in Griff und Ton, in seinem Alter (das nicht viel höher als dreysig zu seyn scheint) zu Wege gebracht hat, muß unermesslich gewesen seyn, und wurde wahrscheinlich sowohl von günstigen physischen Vortheilen, als von einer leichtschwebenden Lebendigkeit des Temperaments, und einer ungemeinen Rührbarkeit des Nervensystems unterstützt.

Er ist der Keen der Pianofortespieler, und gleich diesem großen Künstler unserer brittischen Nationalbühne ist ihm ein besonderer, wie soll ich sagen, Manier-Styl in seiner Ausführung eigen. Wenn er spielt, scheint er in einem vertraulichen Gespräche mit den Tasten begriffen, neigt sich gegen dieselben auf mannigfaltige Weise, schnell oder prallt mit den Fingern ab, als ob er sie eben verbrannt hätte, und läßt sie dann wieder auf eine ganz eigenthümliche ans Bizarre streifende Weise niederplätzen.

Im Anfange erscheinen diese Manieren dem Zuhörer als Poffen und equilibristische Capriolen, nach reiferer Überlegung aber überzeugt er sich, daß sie mechanische Hülfsmittel, die Frucht einer ungeheuren Übung sind, ohne welche diese Leistungen nicht so vollbracht werden könnten. Dem sey wie ihm wolle, Herr Moscheles ist der Phönix aller Pianofortespieler, und wir zweifeln, ob die Welt je wieder einen solchen zweyten Pianisten hervorbringen wird. (!)

Er ist aber auch ein Compositeur fürs Piano vom ersten Range und von der besten Schule. Seine harmonischen Combinationen sind, gleich denen Beethovens, tief und originell, und seine Melodien frisch und hinreißend bezaubernd. Das vorliegende Rondo (in E b) ist in jeder Hinsicht ein classisches Erzeugniß, nicht ohne Schwierigkeiten der Ausführung, die aber, wenn sie überwunden sind, die Mühe zweyfach vergelten.

Es beginnt mit einer äußerst lebhaften und muntern Melodie, die mit gebührender Regelmäßigkeit und Einfachheit vorgeführt und entfaltet wird; dann beginnt der Autor mit allen ihm zu Gebote stehenden Truppen von allen Waffengattungen, insbesonders mit der leichten Infanterie der Halb- und Doppeltriller, mit der Gewandtheit eines vollendeten Tactikers zu manövriren. An diesen Evolutionen Theil zu nehmen, werden wir uns wohlweislich hüten, weil wir nicht das Schicksal des Dr.

Zu Nr. 127.



Syntax \*) bei der Heerschau haben, und über unsere Grenzen, so wie ohne Zweifel auch über das Verlangen unserer Leser hinaus gerissen werden mögen. Solchen Meistern, wie Herr Moscheles, ist die Feder des Kunfrichters eben so wenig im Stande zu folgen, als die Adjutanten Napoleons Schritt zu Pferde mit ihm zu halten vermöchten.

The Loyal and National Songs of England, for one, two, and three Voices, selected from original manuscripts and early printed Copies in the Library of Dr. Kitchiner etc. by Wm. Kitchiner. (Hurst, Robinson Co.)

„Herr Kitchiner macht in der Vorrede die Bemerkung, und ist, wie er sagt, stolz darauf, solche zu allererst zu machen, daß keine Nation in der Welt halb so viel loyale, noch halb so viel National-Lieder und Gesänge, als die brittische aufzuweisen habe.“ Was die Loyalität betrifft, so hätten wir ihm die Wahrheit seiner Behauptung auch ohne die weittläufigen und zahlreichen Zeugnisse, die er dafür anführt, eingeräumt. Was aber die Classe der absoluten National-Lieder aller Art betrifft, so besorgen wir, daß die Deutschen, Franzosen, Italiener und Spanier wohl in die Schranken mit uns treten dürften, und wahrscheinlich eine größere Anzahl Lieder, die ein kräftigeres, gediegeneres Gepräge einer entschiedenen nationellen Eigenthümlichkeit tragen, als die, welche wir ihnen entgegenzusetzen vermöchten, vorzuführen im Stande wären \*\*).

Dem sey, wie ihm wolle, wir können Herrn Kitchiner das Verdienst nicht in Abrede stellen, daß er in diesem herrlichen Werke eine höchst merkwürdige und interessante Gallerie loyaler Lieder (loyal songs) aufgestellt hat, von denen viele jetzt wenig mehr bekannt sind, und ohne diese Wiedererinnerung an dieselben wahrscheinlich früher oder später in gänzliche unverdiente Vergessenheit gerathen wären.

(Der Schluß folgt.)

\*) Anspielung auf einen neulich erschienenen Roman: „Reise des Dr. Syntax zur Aufsuchung des Malerischen;“ London, bey Uckermann.

\*\*\*) In dieser überwiegenden Fülle von loyalen, Liebe und Treue gegen den Herrscher und das Herrscherhaus athmenden englischen Liedern, können wir, wenn dieses wirklich der Fall ist, nur einen großen, beneidenswerthen Vorzug Englands vor den genannten Nationen erblicken, mit Ausnahme unferes Österreich, wo man diesen sophistischen, von eitlem Theorien erfornenen schroffen Gegensatz zwischen Nationalität und Loyalität nicht kennt, und in der Loyalität, d. h. in der liebevollen Treue, Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen das altangestammte ehrwürdige Kaiserhaus und den weisen, gütigen Kaiser, alle nationelle Ehre und den höchsten Stolz setzt.

Ein von der Loyalität widernatürlich losgerissenes Nationalgefühl in monarchischen Staaten, ist eine eben so strafbare Trennung, als eine sogenannte reine, von der positiven christlichen Lehre getrennte Moral (wofern solche nicht als propädeutisch-philosophische, sondern als religiöse auftreten will,) in unsern christlichen Staaten.

Anmerkung des Uebersetzers.

## Correspondenz-Nachrichten.

Paris, den 12. August.

Martin hat sich zu Ostern vom Théâtre Feydeau zurückgezogen. Die Stimme dieses unnachahmlichen Sängers war nach seiner dreißigjährigen Bühnenlaufbahn noch eben so rein, eben so frisch, als am Tage seines ersten Auftretens. Er war so weise, mit seinem Abtreten von den Brettern nicht zu warten, bis das Publicum sein Altern wahrzunehmen anfing und kälter gegen ihn würde. Seine artistische Eitelkeit war ausnehmend groß, und beynah zum Sprichworte geworden. Man erzählt sich mehrere eigenthümliche Züge derselben. Seit mehreren Jahren schon äußerte er stets ums Frühjahr das Vorhaben sich zurückzuziehen, und doch bewog ihn jedes Mal sein Bedürfnis sich gepriesen zu sehen, seinen Entschluß fahren zu lassen.

Um nun diesen jedeemaligen Sinnesänderungen einen Anstrich zu geben, schloßte



er stets andere Beweggründe vor. Bald hatte ihn ein Minister, bald der Herzog von Berry auf's Inständigste gebeten, sich nicht von dem Schauplatze seines Ruhmes zurück zu ziehen.

Im verfloffenen Jahre endlich versicherte er einigen seiner vertrautesten Freunde, daß der König selbst ihn habe rufen lassen, und in einer Privat-Audienz zu ihm gesagt habe: „Mein lieber Martin, Ich habe mit Bedauern vernommen, daß Sie die Bühne verlassen wollen, Sie müssen bleiben, Mein Freund; Sie werden wohl einsehen, daß Ich Sie nicht Meinetwegen, der Ich kein Schauspiel mehr besuche, sondern um das Wohl Meines Volkes willen darum ersuche.“ Eine solche Bitte, fügte Martin hinzu, war ein Befehl, und man mußte bleiben.

Sein Nachfolger ist Darboville geworden. Dieser Artist hat lange Zeit in der Provinz gespielt, und dafelbst mehrere falsche Gewohnheiten angenommen, die er, da er nicht mehr jung ist, wohl schwerlich mehr ablegen dürfte. Er besitzt indeß eine gute Methode (versteht sich im französischen Sinne), einen unzerstörbaren K-plomb, ist auf den Brettern zu Hause, übrigens ist sein Spiel überladen und manierirt.

Diese Bühne ist, wie Sie wissen, die komische National-Oper, jezt aber eine der schlechtbesetztesten der Hauptstadt. Seit dem Abgange Chenards besitzt sie keinen einzigen Sänger, der auf den Namen eines Tenors Anspruch machen könnte. Pouchard mit einem schwächigen Äußern und einer eben so schwächigen Stimme entzückt Alles durch sein bezauberndes Talent, und eine Methode, die sogar in Italien und in Deutschland für trefflich gelten würde; dieß ist aber auch der einzige vom männlichen Personale dieser Bühne, den man mit einigem Vergnügen anhören kann. Unter dem weiblichen Personale ist Mad. Lemonnier (Regnault) die erste Sängerin, doch besitzt sie nicht die Gunst des Publicums, sondern diese hat sich gänzlich einer in jeder Rücksicht unter ihr stehenden Sängerin, Mad. Rigault (Palar), zugewendet. Denken Sie sich ein kleines Figürchen von nicht mehr als vier Schuh Länge, mit rothen Haaren, einem dürftigen Baue, kurzen eckigen Geberden, mit einer leichten aber schwachen Stimme wie ihre Person, dieß ist die gefeyerte Mad. Rigault, welche von den Blättern mit Lobeserhebungen überhäuft wird, die unter andern sogar ihre Grazie preisen. Gütiger Himmel, die Grazie der Mad. Rigault!

Da es scheint, daß das Publicum des Théâtre Feydeau ein besonderer Liebhaber der Diminutiv- oder liliputischen Schönheit ist, so hat es auch seit einiger Zeit eine Mad. Mounier in seine Gunst genommen, die eine eben solche Püppchen-Sigur wie Mad. Rigault, eine eben solche frische schmiegsame Stimme besitzt. Um nun diese beyden Lieblinginnen des Publicums in ihrem besten Lichte zu zeigen, und demselben das Vergnügen, beyde zu gleicher Zeit zu beklatschen, angedeihen zu lassen, hat sich ein Hr. Menard, Verfasser eines Duzend komischer Operntexte à l'oeil de rose, mit einem jungen Aspiranten nach der Kunst Polihymniens, Namens Fetis verbunden, und die Frucht ihres Wirkens war ein Stück, das den Titel die beyden Zwillingsschwester n führt, und gegenwärtig die ganze Pariserwelt, die nicht auf dem Lande ist, in's Théâtre Feydeau lockt. Der Inhalt dieses Products ist folgender: Ein italiänischer Compositeur, welcher zwey Nichten, die Zwillingsschwester n sind, hat, glaubt die eine derselben auf einer Reise begriffen; sie kehrte aber ohne sein Wissen zurück, ein Umstand, der durch ihre Ähnlichkeit mit der Schwester sowohl in den Zügen als in der Stimme, mannigfaltige Quiproquos veranlaßt. Ich muß bey dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß die Verfasser eine große Unklugheit begangen haben, den Schauplatz ihres Stückes nach Italien zu verlegen, weil die Dürftigkeit ihrer Musik dadurch nur um so auffallender wird.

Ich komme nun zu den kleinen Theatern. Troz der Anmaßung des Baudeville, das sich das Erste unter denselben nennt, und sich als den wahrhaften Repräsentanten des alten französischen Frohsinnes darstellt, sind doch die Stücke, die es gibt, im Durchschnitt von einer so falschen Gattung, seine Scherze so gesucht, das Spiel seiner meisten Schauspieler so manierirt, das Innere desselben hat ein so trauriges, und sein Publicum ein so Langweiles verrathendes Aussehen, die Zwischenacte sind so lang, daß die Anmaßung dieses Theaters mehr als drollig erscheint.



Nach dem Abgang des liebenswürdigen Vaudeville-Dichters Defaugier, hatte ein Hr. Bernard die oberste Leitung desselben übernommen, und solche damit begonnen, daß er sich mit einem Vaudeville-Dichter auf Pistolen schlug, und denselben schwer verwundete.

Ich bin fest überzeugt, daß für dieses Vaudeville-Theater kein anderes Heil als in seiner Vereinigung mit dem Théâtre des Variétés zu erwarten steht, die auch unausbleiblich erfolgen wird.

Dieses eben genannte Theater ist unstreitig gegenwärtig von allen Pariser Theatern dasjenige, auf welchem die Stücke mit dem bündigsten Ineinandergreifen, und sogar mit der größten Vollkommenheit gespielt werden. Der Abgang Potiers, der so eben seinen Prozeß mit der Verwaltung des Théâtre de la Porte St. Martin verloren hat, ist unstreitig ein sehr harter Schlag für die Variétés gewesen; der Abgang Tiercelins, der, wie verlautet, ehestens erfolgen soll, wird nicht minder empfindlich von dieser Bühne gefühlt werden.

Von einer andern Seite indes hat das Variétés eine sehr schätzbare Erwerbung an Mlle. Bertpré gemacht. In gewisser Hinsicht kann man auch Odry als eine treffliche Erwerbung betrachten.

Tiercelin ist das vollendeteste Muster für Schauspieler, die sich den Rollen aus den untern Ständen widmen; von ihm können sie lernen, das Natürliche und das gemeine Leben stets auf's Treffendste darzustellen, ohne in's Gemeine und Pöbelhafte zu fallen. Dieß ist leider mit Odry noch sehr häufig der Fall.

(Der Schluß folgt.)

Paris, den 28. September.

In der italiänischen Oper ist vorgestern (am 26.) Don Juan von Mozart gegeben worden, und seit lange Zeit ist dieses Theater nicht so gedrängt voll gewesen. Dieses Meisterstück der dramatischen Musik erregte allgemeines Entzücken, und selbst nach dem der Vorhang schon lange gefallen war, ward der Name Mozart noch mit stürmischem Jubel gerufen. Die Aufführung war höchst glänzend, und erinnerte an die schönen Tage von Louvois. Garcia war wieder ganz Er geworden, nie noch hat er mit mehr Geschmack, mehr Feuer gesungen, nie noch vielleicht sich als ein so trefflicher Schauspieler gezeigt.

Mlle. Demeri hatte sich zum ersten Male an die große Rolle der Donna Anna gewagt. Die seltene Schönheit und Frische ihrer Stimme brachte ihr einen ungemessenen Beyfall zu Wege.

Mlle. Mori befriedigte in der Rolle der Donna Elvira alle Kenner, obschon der große Haufe Mlle. Demeri mehr auszeichnete.

Die Rolle der Mad. Mainvielle-Fodor, Zerline, wurde von Mlle. Cinti gesungen.

Den 29. September.

Die zeynte, am Tage darauf (Sonntags, den 27. September) Statt gefundene Aufführung des Don Juan, hat einen merkwürdigen schneidenden Gegensatz mit der ersten oben gemeldeten, dargeboten. Das Publicum blieb kalt, und ließ die schönsten, am Abende vorher mit rauschendem Entzücken aufgenommenen Stellen dieser Oper, gleichgültig an sich vorüber gehen. Die Ursache dieser räthselhaften unbegreiflichen Umwandlung, habe ich noch nicht ausmitteln können.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 16. October 1823.

124

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die beyden Bettern.

(S c h l u ß.)

Nach Tisch, als man allein war, eröffnete Herrmann die Tante, wie sie sich mit diesen Männern beschäftigt habe, ihn, den sie wie einen Sohn liebe, noch bey ihren Lebzeiten durch eine bedeutende Schenkung unabhängig zu machen. Herrmann verwies sie auf seine frühern Äußerungen über diesen Gegenstand, und bat sie, indem er ihr für ihr Wohlwollen kindlich dankbar sey, mit den übrigen Dispositionen doch wenigstens zu warten, bis er ausstudiert, und einen gelehrten Grad erlangt habe. Die Tante fragte ihn, ob er ihr verbürge, daß sie bis dahin nicht sterbe? Und übrigens habe sie sich noch in den Kopf gesetzt, daß er nächstens heirathen solle.

„Ich heirathe nie, Tante!“ erwiderte Herrmann.

„Ha, ha“ — lachte diese — „in einem halben Jahr auf's späteste!“

„Zuverlässig nicht!“

„Auch dann nicht, wenn ich dir ein Mädchen zuführe.“

„Auch dann nicht“ — erwiderte Herrmann.

„O geh, du machst mich böß! Willst du denn dein ganzes Leben da drüben in dem Hühnerstall bey der dicken Poularde zubringen?“

„Ich will frey seyn in meinen Handlungen, und mich auch nicht durch die mütterlichste Liebe zu etwas zwingen lassen, das gegen meine Grundsätze ist.“

„Du bist nicht recht geschmeid!“

„Ich mag Ihnen so scheinen, liebe Tante“ — versetzte Herrmann — „vielleicht gar undankbar. Allein die Zeit wird es lehren, daß ich keines von beyden bin.“ — Er empfahl sich, und ging festen Schrittes die Straße hinab, nach Ernestinens Wohnung. Als er die Treppe hinaufstieg, wollte ihn doch eine leise Bangigkeit überkommen, er ward ihrer Herr, und ließ sich den Damen melden. Diese stukten nicht wenig — indeß da Ernestine ihrer mütterlichen Freundin aus den Äußerungen von Herrmanns Tante kein Geheimniß gemacht hatte, so glaubte diese, daß er auf der Tante Geheiß komme, sich gegen



Ernestine zu erklären. Ernestine dagegen war fest überzeugt, daß das nicht der Fall sey, und nach einer kurzen Debatte ward beschlossen, ihn vereinigt anzunehmen. Er trat ein. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wandte er sich an Ernestinen. Es könne ihr — redete er sie an — bey der Menge äußerer und innerer Vorzüge, die sie so vortheilhaft auszeichneten, nicht unerwartet seyn zu vernehmen, daß sie auf das Herz eines braven Mannes tiefen Eindruck gemacht. Das beste Zeugniß, wie lebendig derselbe von allem Edeln, Guten und Schönen ergriffen werde, gebe eben seine Wahl. „Dieser Brief“ — fuhr er fort, ihn hervorziehend — „enthält die Werbung jenes Ehrenmannes um Ihre Hand.“ — Ernestine bebte sichtbar. — Herrmann setzte hinzu: „Ich könnte es diesem Blatte überlassen, Sie über den Charakter des Schreibers aufzuklären, allein es ist Pflicht, einem Bekannten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und so bethure ich Ihnen, daß ein edles Herz sich Ihnen naht, ein treues, aufrichtiges Gemüth zu Ihnen spricht, ein liebevolles, freundliches Benehmen Ihrer wartet, und daß so selten vereinigte Eigenschaften es wohl verdienen —“

„Von wem ist denn der Brief?“ unterbrach ihn Ernestine ängstlich.

„Es wohl verdienen, — daß Ihr heller Geist sich über unschuldige Schwächen hinwegsetze.“ —

„Um Gottes willen“ — rief Ernestine — „von wem ist der Brief?“ — Sie riß ihn zitternd auf, las laut „Ludwig von Else“ und sank von Thränen überströmt in die Arme ihrer Verwandtinn.

„Retten Sie — retten Sie“ — stürzte das Dienstmädchen athemlos herein — „Ihr Better — unten — das Pferd — ach Gott!“ —

Herrmann flog wie ein Pfeil die Treppe hinab, auf die Straße — o Himmel! Herrn Ludwigs Pferd kam in voller Carriere vom Plaze her. — Ludwig herabgestürzt, mit einem Fuß im Biegel hängend — schrie fürchterlich um Hülfe. Herrmann hatte kaum das schreckliche Schauspiel gesehen, so rannte er dem wüthenden Thiere entgegen, und fiel mit Löwengrimme und Löwenstärke ihm in die Zügel. Aufzuhalten vermochte er den tollten Gaul zwar nicht, eben so wenig aber gelang es diesem, sich loszureißen, er stürzte nieder, sprang wieder auf, stürzte auf's Neue, und wälzte sich fürchterlich mit dem Jünglinge auf dem Pflaster herum. Der Biegel war schon vorher gerissen, und Ludwig lag bleich, blutig und aus vollem Halse brüllend, am Boden. Jetzt hatten die Herbeyeilenden das Pferd erreicht und gebändigt. Man zog Herrmann leblos hervor, und brach ihm die Krampfhast geschlossene Faust auf. Entsetzlicher Anblick! Aus einer weitklaffenden Kopfwunde strömte das Blut, und nicht minder häufig quoll es aus der linken Seite hervor. Das Haus der Tante war das nächste, dorthin trug man ihn. Herr Ludwig fand sich leicht verletzt und nur vom Schreck sehr angegriffen. Er konnte selbst verlangen in seine Wohnung gebracht zu werden. Die arme Ernestine war ohnmächtig am Fenster niedergesunken.

Man denke sich den Schreck und Jammer der alten Tante, als der herbeygeeilte Wundarzt die Seitenwunde für tief, aber nicht gefährlich, die am Kopf aber für äußerst bedenklich erklärte, und hinzusetzte, daß, so weit sich jetzt davon urtheilen ließe, wahrscheinlich die Trepanation nöthig werden dürfte! Nicht selten hat die höchste Bedrängniß die ruhigste Besonnenheit hervorge-



bracht. So die Tante. Nachdem sie einen Strom von Zähren vergossen, sagte sie gefaßt: „Gottes Wille geschehe; laßt uns thun, was menschlicher Weise möglich ist!“ — In einer Stunde hatte der berühmte Operateur, nach dem man gesendet, verheißen da zu seyn. Unglück macht mild. Die Tante schickte, während man ihn erwartete, zu Ludwig, und ließ sich nach seinem Befinden erkundigen. Er hatte sich erholt, und war über Herrmanns Unglück höchst bekümmert. Ernestine und ihre Verwandte fanden sich bald bey der Tante ein, und ließen nicht nach, bis man ihnen einen thätigen Antheil an der Pflege des Kranken zugestanden. Mit welchen Empfindungen sahen sie alle dem Eintritt des Operateurs und seinem Ausspruch entgegen. —

Jetzt klingelte es — die Frauen fuhren, wie vom Blitz getroffen, zusammen. Der Operateur trat ein, zwey Gehülften hinter ihm, von denen der eine ein längliches, schwarzbezognes Kästchen trug. Ernestine mußte bey diesem Anblick ihr flüchtiges Niesesal zu Hülfe nehmen. Man führte ihn zu dem Kranken, der noch immer ohne Besinnung lag. Die Untersuchung dauerte lang; sodann war man bemüht, Herrmannen in's Leben zurückzurufen, was langsam glückte. Endlich konnte den Harrenden die tröstliche Nachricht gegeben werden, daß die Operation nicht nöthig sey, und bey der starken Constitution des Verwundeten und seinen guten Säften, man ihn völlig wieder herzustellen hoffe. Welche himmlische Harmonie war diese Versicherung ihren Ohren! Sie saßen nun beysammen, dicht neben dem Zimmer des Kranken, und brachten die wichtigen Begebenheiten, die so erschütternd in einem Tage auf einander gefolgt waren, in chronologischen Zusammenhang. Nachdem man sich wechselseitig abgehört, frühere und spätere Umstände, Ausdrücke und Ergebnisse zusammengestellt hatte, ward es klar, daß Herrmann, als er bey der Tante zu Mittag gespeist, Ludwigs Brief schon bey sich gehabt, und also augenscheinlich nur in Beziehung darauf, vom Heirathen nichts hatte wissen wollen, indem er, nach seiner übertriebenen Selbstverläugnung, überzeugt gewesen seyn mochte, Ernestine werde keinen Augenblick Bedenken tragen, Herrn Ludwig ihre Hand zu reichen.

„Aber wie konnte er das doch von mir glauben?“ fragte Ernestine.

„Lieber Engel“ — erwiederte die Tante — „das ist's ja eben, weshalb ich immer mit ihm zanke. Er hat eine Dankbarkeit für den blonden Pinsel, die an Vergötterung grenzt. Findet er nicht alle seine ekelhaften Salbereyen, sein Quakeln mit den dreyhundert Blumen, den Papageyen und der Bestie von Affen, womit er dem lieben Gott den Tag stiehlt, harmlose Schwächen? Ist ihm nicht die Jagdparthie und das Reiten, worüber die ganze Stadt sich vor Lachen die Seiten hält, ein ehrenwerther Versuch? Kündigte er mir nicht gleich den Handel auf, als ich ihm vorschlug, zu mir zu ziehen, und die Verschreibung meines Vermögens anzunehmen? Ich sage euch, er setzt sich selbst herab, damit nur dem Herrn Wetter nicht zu viel geschehe, und ich bin überzeugt, daß er es Ernestinen übel nimmt, wenn sie Ludwigen um seinetwillen ausschlägt.“

„Ein herrlicher Charakter!“ — bemerkte Ernestinens Verwandte — „trotz allen Übertreibungen!“

„Daß ich Ludwigen ausschlage, darüber ist kein Zweifel“ — meinte das



Mädchen. „Allein wer bürgt mir dafür, daß der junge Herrmann mich noch liebt? Muß ich nicht erwarten, daß der Mann, der fähig ist, einem vermeinten Pflichtgefühl sich selbst aufzuopfern, und das Mädchen seiner Wahl dem Freunde zuzuführen, sehr leicht über die ganze Empfindung Herr wird? Wäre es nicht edler —“

„Kinder“ — fuhr die Tante heftig dazwischen — „ihr seyd beyde auf dem Wege, mich aus purem Edelmuth des Teufels zu machen. Thut mir's zu Liebe, und setzt eure Vortrefflichkeit einmal hinter euch und geberdet euch wie andere Menschen. Wenn ihr fortfahrt, euch so par distance zu lieben, so bekomme ich mein Lebelang kein Enkelchen zu wiegen. Laßt also die Edel-muthsfaren!“ — Ernestinens bittender Blick besänftigte die Aufbrausende, und sie wollte eben gelinder fortfahren, als Herrmanns leiser Ruf das Gespräch unterbrach. Sie eilte hinaus. „Ich hörte Stimmen bey Ihnen —“

„Ganz recht, lieber Herrmann, es ist Ernestine und ihre Verwandte, die sich's nicht nehmen lassen wollten, dich mit mir zu pflegen.“

„O Himmel!“ — rief Herrmann sich aufrichtend, sank aber vor Schmerz zurück.

„Junge, bleib liegen“ — fuhr die Tante auf ihn los — „oder die Alte und ich pflegen dich ganz allein. Hältst du aber Ruhe, so soll auch Ernestine ein Weilchen herein dürfen! —“

Er drückte der Tante die Hand, und diese winkte das Mädchen herbey. Zwar hoch erröthend, doch ohne Ziererey näherte Ernestine sich dem Kranken, und sagte mit silberweicher, engelfreundlicher Stimme: „Lieber Herrmann, wie weh thut es mir, Sie so wieder zu sehen!“ — Herrmann faßte ihre Hand, und führte sie an seine Lippen. „Sie sind die Güte selbst. Aber das Glück meines braven Betters liegt in Ihren Händen.“ —

„Erwähnen Sie doch nicht einer Sache, lieber Freund, die schon völlig abgemacht ist. Ich habe alle Achtung für Ihren Better, nie aber kann ich auf den Einfall kommen, ihm meine Hand, geschweige denn mein Herz zu geben.“ —

„Sondern bin geneigt,“ — fiel die Tante ein — „wenn ein gewisser Herrmann von Else wieder hergestellt ist, und mir nicht mehr mißfällt, als jetzt, diesem meine Hand zu geben, vorausgesetzt, daß er nicht schon mit dem dicken Better Ludwig versprochen ist.“

„Tante!“ — riefen Herrmann und Ernestine; die letztere eine Hand vor die Augen haltend, indeß die andere in der des Jünglings ruhte.

„Fort, fort,“ — trieb die Tante — „damit wir nicht verderben, was der Arzt gut gemacht!“ — Ernestine folgte zögernd, aber ein rascher, warmer Händedruck und ein innig zärtlicher Blick überzeugten den Jüngling, daß er hoffen dürfe.

---

Herrmann war nicht der Erste, den die Hand der Liebe schneller, als die des Arztes, wieder herstellte. Er erholte sich unter Ernestinens Pflege zusehends, und konnte nach sechs Wochen das Bett verlassen. Der milde Spätherbst mit seinen warmen Sonnenblicken hatte ihm nach zwey Monaten die ganze jugendliche Kraft zurückgegeben. Daß die Liebenden weder des Aßkulaps, noch der beyden Duegnen Erlaubniß erwarteten, um sich ihre Liebe zu gestehen, und mit tausend heißen Küßten den Schwur einer ewigen Treue zu besie-



geln, versteht sich von selbst. Eines Tages sagte die Tante zu Ernestine, heut sey ihr Geburtstag, sie wollte einige alte Freunde zu Tische bitten, und vor diesen solle Ernestine Herrmannen den ersten Kuß geben. Das Mädchen wurde glühend roth, die Alten licherten und der Jüngling hing auf's Neue an der Freundin Rosenlippen. „Ich meinte als seine Braut!“ setzte die Tante hinzu. „Ja, ja, seht mich nur so groß an! Ich bin alt und kann nicht wissen, wie lange mir der Himmel noch Frist gibt. Indes will ich euch glücklich wissen. Da wir die Universität hier haben, so hindert Herrmannen seine Heirath nicht, seine Studien zu absolviren und sich dann hier als Professor zu habilitiren. Also heut werdet ihr verlobt und über drey Wochen getraut!“ —

Ernestine drohte die Tante mit Küssen zu ersticken, Herrmann sann nach. „Better“ — rief die Tante — „ich hoffe nicht, daß du die Feuerkugel (das Zeichen an Ludwigs Hause) mit heirathen willst?“

„Ohne Sorge, Tante! Ich begreife wohl, daß ich Ihnen und Ernestine das Glück meines Lebens schuldig bin, so wie daß nunmehr meine Verbindung mit Better Ludwig nicht mehr in der bisherigen Art bestehen kann. Nur daß diese Trennung mit guter Art geschehe, sey mein Bestreben!“

„Vielleicht beruhigt Sie dieß“ — nahm Ernestinens Verwandte das Wort und zeigte ihm die Abschrift des Briefes, in welchem diese auf Ludwigs Antrag mit einem entschiedenen Nein geantwortet hatte. Herrmann bat aber dennoch ihm eine Unterredung mit dem Better zu gestatten. Nach einer Stunde kam er völlig beruhigt zurück, da ihn dieser überzeugt hatte, daß sein Frieden durch den abgewiesenen Antrag noch keineswegs auf Lebenszeit gestört sey. Er hatte Herrmannen von Herzen Glück gewünscht, ihm nur noch die Bewirkung seiner Versöhnung mit der Tante anempfohlen, und ihn gebeten, bisweilen doch bey ihm einzusprechen.

So stand denn dem Glücklichen nichts mehr im Wege. Die Verlobung ward mit Jubel gefeyert, mit noch höherer Wonne aber der Tag, der Ernestinen ganz und auf ewig ihrem Freunde gab. Dieser beendigte seine Studien, ward nach ein Paar Jahren Professor, und lebte mit seiner jungen Gattinn ein wahrhaft seliges Leben. Mit dem Better blieb er in freundlichem Verkehr und diente ihm bey der Tante so gut, daß sie in ihrem Testamente ihn mit ihrem Herrmann zu gleichen Theilen erben ließ. Dankbar gelobte dagegen Herr Ludwig nie zu heirathen, was er auch hielt. So ward der glückliche Herrmann auch noch ein sehr reicher Mann, und das kam ihm wohl zu Statten, da ihm Ernestine eine niedliche kleine Heerde von rothwangigen braunen und blonden Lockenköpfchen schenkte, von denen die beyden Duegnen wenigstens die Hälfte zu wiegen, die Freude hatten. —

### E p i g r a m m e.

#### H y p e o p h y l u s.

Kann der Schlaf des Todes Bild genennet werden;  
Ist dein Leben ja ein wahrer Tod auf Erden.



## Freundschaftlicher Rath.

Sehr eingebildet bist du, Klaus,  
 O bilde dich doch lieber aus! —

G. J. 20616.

## K o r a l l e n.

Dort wo am Fels die Meereswogen schallen,  
 Der Nereiden grünes Reich sich hebt,  
 Mit bunten Wimpeln stolz die Barke schwebt,  
 Gespannte Segel durch die Lüfte wallen;

Dort in der Gruft der feuchten Tiefe lebt,  
 Umschlungen von der Perlen Silberhallen,  
 Das morgenrothe Bäumchen der Korallen,  
 Mit zarten Zweigen, wunderbar gewebt.

Herauf doch bringt's der Taucher in das Leben,  
 Der festen Muthes in die Wellen springt,  
 Hoch hält er sie die schöne Frucht der Klippen!

Jetzt mit dem feck erworbnen Preise schwingt  
 Er sich an's Land, um stolz dir ihn zu geben;  
 Da bleicht das Roth vor deinen Purpurlippen.

Witb. Freyherr von Epb.

## O p e r.

Euphémie von Avogara, Oper in drey Aufzügen. Musik vom Herrn Capellmeister Riote. Zum ersten Male aufgeführt den 3. d. M. auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthor. Vorher wurde zur Feyer des Namensfestes Sr. k. k. Majestät das Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ angestimmt.

Das Stück selbst soll ursprünglich ein französisches Melodram seyn. Einen französischen Zuschnitt hat es wenigstens. Eine Bearbeitung fand sich in der Nachlassenschaft eines Autors, der das Repertoire der deutschen Bühnen mit manchem Product beschenkte, das sich eine Zeitlang darauf behauptet hat. Dahin gehört besonders die lustig verschmolzene Nachbildung des Malade imaginaire und des Monsieur de Pourçaugnac von Molières. Eine neuere Bearbeitung hat dem obenerwähnten Overtext seine jetzige Einrichtung gegeben. Wir theilen in der Kürze erst den Inhalt mit. Das französische Heer ist in und bey Brescia im Gedränge. Der Graf von Avogara will die Helden vernichten, um den Tod seines Sohnes zu rächen. Der Pallast soll in die Luft fliegen. Ein Greis verräth das Complot Euphémien, die dem Vater die Entdeckung nicht verhehlt. Bayard liebt die junge Gräfinn, ihr Herz gehört jedoch dem Herzog von Nemour, dieser erscheint und bringt den Franzosen Hülfe. Der Graf verspricht dem Ritter seiner Tochter Hand, um die Helden zu entzweyen. Dieß geschieht, und ein Zweykampf soll entscheiden. Doch die Annäherung des Feindes verfühnt sie wieder. In der Schlacht überfällt der Graf den Ritter Bayard rücklings, und verwundet ihn. Nemour besteht darauf, den Thäter zu entdecken. Euphémien's Verdacht ist gegen ihren Vater gerichtet. Aus Besorgniß überfällt er auch den Herzog, wird jedoch entwaffnet und ergriffen. Er soll nun in den Pallast gebracht und dort gerichtet werden. Seinen vertrauten Altomuro beredet er, die Wache zu entfernen, und als er sich allein sieht, eilt er



in die Gewölbe, um die verborgnen Pulverminen anzuzünden. Es gelingt ihm nicht, durch den unterirdischen Gang zu entkommen, in den die früher gewarnten Feinde sich geworfen haben, er muß einen andern Ausgang wählen. Die Scene verwandelt sich, die Veretteten erscheinen, der Pallast fliegt in die Luft, Nemour schließt Euphemie in seine Arme, und Bayard ist erhalten.

Die Anlage verspricht etwas, und der erste Act ist ziemlich gut geführt, wie Manches auch gegen die Charakteristik einzuwenden wäre. In der Folge zeigt sich einige Dunkelheit, es fehlt an durchgreifenden Situationen, und die Handlung ist nicht genug ausgebildet, und die Arbeit etwas flüchtig. Dennoch finden sich einige Effectmomente, wohin besonders die Explosion gehört, die auf ein anderes Theater berechnet war, wo sie vermuthlich durch Glanz und Knall mehr überrascht haben würde. So unbedeutend ist das Stück indessen nicht, wie die Freunde wältscher Textbücher zu verstehen geben wollten. Es hat wenigstens den Vorzug, daß es nach der ersten Vorstellung, um genießbar zu seyn, nicht sammt der Musik erst um ein Drittheil abgestutzt werden darf.

Es war keine leichte Aufgabe für den Tonsetzer, so bald nach Beendigung der italiänischen Opern mit der Composition einer neuen deutschen aufzutreten, die ihrem Stoff und der Abtheilung nach schon unter die größeren dieser Gattung zu setzen ist. Wenn vielleicht ein Theil der Zuschauer unbillig genug seyn sollte, wenig zu erwarten — von gar nichts konnte hier wohl nicht die Rede seyn — so erwartet der andere allenfalls zu viel; mit beyden Parteyen hat der Meister einen harten Stand. Doch beyde Theile, und dazu, wie man sich leicht denken kann, auch die Gemäßigteren, schienen durch den Vortrag der Ouverture bereits auf der gepriesenen Mittelstraße freundlich sich vereinigen zu wollen. Man fand darin angenehme Motive und Lebendigkeit, sammt einer glücklichen Verwendung der Instrumente; in der Folge, bey näherer Bekanntschaft mit dem dramatischen Gegenstand, wurde man auch allgemeinen charakteristischen Bezug auf die Handlung gewahr. Der darauf folgende Trinkchor gefiel durch seine Bewegung und gefällige Leichtigkeit, wozu die Präcision des Vortrags das Ihrige beynahm. Das Solo des Herrn Forti gefiel. Das Duett zwischen Vater und Tochter (Euphemie, Mlle. Sonntag, und der Graf von Vogara, Herr Beltner) erregte eben so, wie die Scene zwischen Herrn Jäger (Herzog von Nemour), und Herrn Forti (Ritter Bayard), die Theilnahme, sowohl durch Melodien, als kräftige Instrumental-Begleitung. Man bemerkte nichts Gezwungeneres darin, bey aller Popularität doch nicht das ganz Gewöhnliche, und ungeachtet der merklichen Annäherung an den herrschenden Geschmack, keine deutlich ausgesprochene Reminiscenz. So ging es fort durch das etwas bekannte Finale, dessen Schluß wenigstens die Erwartungen noch aufrecht erhielt, wenn diejenigen, die mehr erwartet hatten, auch nicht ganz befriedigt waren. Dieser Theil des Auditoriums, und mit ihm manche Andre, zeigten sich in der zweyten Abtheilung der Oper etwas kritischer. Man gestand zwar dem ersten Terzett das Gefällige des Gefangs und Lebendigkeit zu, wollte aber nichts Ausgezeichnetes in der Behandlung finden. Die Arie des Herzogs von Nemour wurde nur zur Hälfte wohlgefällig aufgenommen. Der zweyte Theil schien sich doch zu sehr dem Gewöhnlichen zu nähern, und dem Charakter der Person nicht angemessen. In dem Duett, von Nemour und Bayard gesungen, spricht sich leidenschaftliche Bewegung aus; dennoch fand man es zu leicht gehalten. In der Cavatine Euphemie's, die ziemlich auf die Sängerin berechnet ist, glaubten Einige auf etwas schon Bekanntes zu stoßen, doch wurde dieses Gesangstück mit lebhafter Theilnahme aufgenommen. Das Solo, gegen Ende dieser Abtheilung, ist vorzüglich gut gearbeitet, zum Unglück wurden mehrere Zuhörer an eine ähnliche Stelle in Spontini's Ferdinand Cortez erinnert. Nun war es kein Wunder, daß im dritten Aufzug das Terzett vielen zu modern italiänisch klang, und daß diese sonst beliebte Eigenschaft gerade hier wenig oder gar nicht ansprechen wollte. Das Quartett, mancher gelungenen Parthie ungeachtet, hatte noch ein ungünstigeres Loos, es wurde kaum beachtet. Im Allgemeinen rügte man den Mangel an Ideen und Erfindung, wie an sorgfältiger Ausführung, und bemerkte in den Gesangstücken des zweyten und dritten Aufzugs eine gewisse Monotonie, die doch wohl auch in den wenig ausgezeichneten Situationen ihren Grund haben kann.



Endlich waren Verschiedene der Meinung, daß der zu häufige Gebrauch rauschender Instrumente als eine an Verschwendung grenzende Üppigkeit nicht zu billigen sey, weil der wahre Eindruck oft nur dadurch verhindert und zweckloses Geräusch statt dessen hervorgebracht werde. Zuletzt geschah denn, was in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wenn das Auditorium in eine Verstimmung gerathen ist; man trug in Ereignisse und Äußerungen, die man sonst mit der ernsthaftesten Miene von der Welt würde aufgenommen haben, komische Beziehungen, und jede gute Wirkung war somit verschwunden. Freylich kommt hierbey vieles darauf an, daß der die Aufmerksamkeit eben in Anspruch nehmende Darsteller oder Sänger zur rechten Zeit zu imponiren wisse. Kurz, die früher bald vereinten, bald getrennten Stimmen schienen sich zuletzt nur wieder zu vereinigen, um über diese neue Oper das Nicht-gelingen auszusprechen.

Die Sänger offenbarten durchgehends ein lobenswürdiges Bestreben, den glücklichen Erfolg zu sichern. *Mlle. Sonntag* hatte in der Hauptperson auch die Hauptpartie in Händen, und trug sie durch alle Situationen nicht nur mit vorzüglich guter Stimme, sondern auch mit Feuer und Innigkeit, Hartheit und feiner Nuancirung, ja was wir diesmal besonders rühmen müssen, mit zweckmäßiger Verwendung des künstlerischen Schmuckes vor. Der Ausführung ihrer Cavatine im zwayten Act folgte rauschender und wiederholter Beyfall. Herr *Jäger* zeichnete sich als Herzog von Nemour vortheilhaft in den Duetten aus. Auch der Vortrag des ersten Theils der Arie empfahl sich durch anmuthsvollen Ausdruck; im zwayten Theil übernahm sich der Sänger zu seinem Nachtheil. Herr *Forti* (Ritter Bayard) hob jedes, seine Mitwirkung erfordernde Ensemblestück, besonders die Solo's, auf das Beste. Dem Charakter des Grafen *Hyogara* liegt vielleicht eine andere Berechnung zum Grunde. Was die Ausführung des musikalischen Theils betrifft, so war Manches in Herrn *Zeltner's* Vortrag lobenswerth. Die Darstellung im Allgemeinen kann übrigens nicht als eine vortheilhafte Seite dieser Production betrachtet werden. \*—\*

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

<i>Amaryllis flexuosa.</i> Gebogene Amaryllis.	} Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.
<i>Amaryllis undulata.</i> Wellenblättrige Amaryllis.	
<i>Barleria cristata.</i> Kammförmige Barlerie. Aus Ostindien und China.	
<i>Cassine Maurocenia.</i> Lederblättrige Cassine.	} Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.
<i>Cussonia thyrsiflora.</i> Straußblüthige Cussonie.	
<i>Euclea racemosa.</i> Traubenblüthige Euclea.	

### Modenbild XLII.

Ein Wickler von *Circassienne* mit Wollsaumt gefüttert. Der Hut von Rosa, Atlas ist mit Blonden und Blumen verziert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.





*P. v. St. Del.*

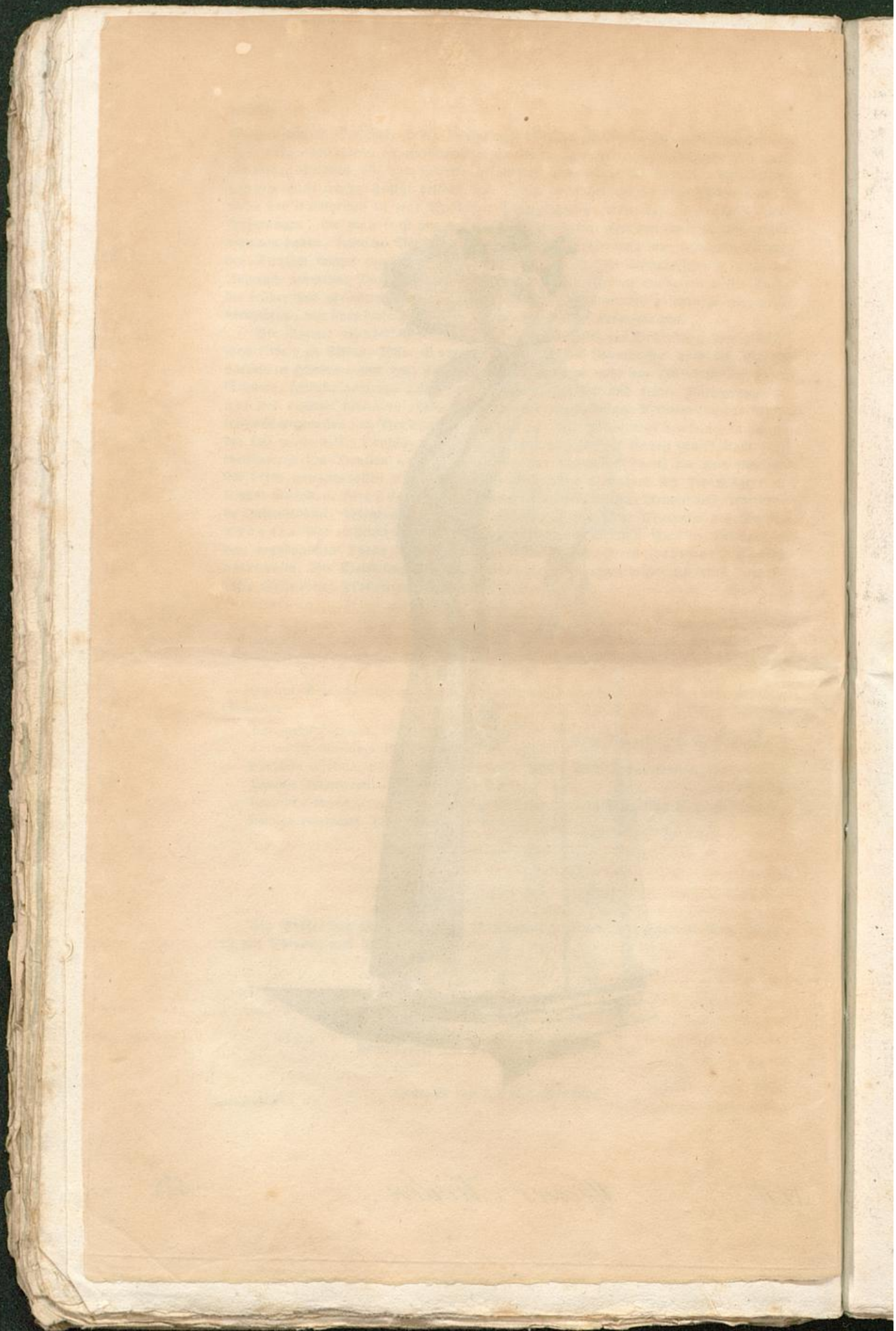
*Fr. Stober. sc.*

*XIII.*

*Wiener Moden.*

*124.  
1823.*







# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Sonnabend, den 18. October 1823.

125

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Biographie des Frey Lope Feliz de Vega Carpio.

Obgleich man den spanischen Dichtern im Allgemeinen eine große Fruchtbarkeit an Geisteserzeugnissen nicht absprechen kann, so ist doch Keiner seiner eigenen, noch irgend einer andern Nation ihm in Hinsicht der Productivität gleichzustellen. Er schien gleichsam von der Natur zum Dichter gestempelt zu seyn; denn jeder Gedanke ward fast bey ihm zum Verse, und, nach seiner eigenen Angabe und den Berechnungen Anderer, sind fast fünf Bogen jeden Tag seines Lebens von ihm geschrieben worden. Man zählt über fünfzig Bände lyrischer und prosaischer, und sechs und zwanzig in Quarto dramatischer Werke von ihm, und doch sind die im Druck erschienenen nicht die Hälfte von denen, die er schrieb, und die, naß aus der Feder weg, von ihm aufgeführt wurden; denn er sagt von sich in seiner „Vega del Parnaso“:

„No es minia parte aunque exeso,  
De lo, que esta por imprimir, lo impreso.“

(„Was von mir gedruckt, ist, obgleich ungeheuer viel, doch nicht der kleinste Theil von dem, was noch zu drucken wäre.“)

Man zählt 1800 Komödien und Trauerspiele, und über 400 Autos Sacramentales von ihm, die insgesammt aufgeführt wurden.

Der Herausgeber des Parnaso Español behauptet, Lope habe, wenn man seine wenigen prosaischen Arbeiten nicht einmal mitrechne, 133,225 Bogen, und demnach 21,316,000 Verse geschrieben. Wer staunt nicht über eine so ungeheure Polygraphie? Welche Nation hat einen Dichter wie diesen in Hinsicht der Productivität aufzuweisen?

Lope arbeitete aber auch eben so schnell, als nur irgend ein Anderer schreiben konnte; er schrieb sehr schöne, durchaus correcte Verse mit eben der Leichtigkeit, und ohne hernach der Feile für dieselben zu bedürfen, womit Geübte fließende Prosa schreiben. Er ging nie seine Arbeiten wieder durch, wozu es ihm auch an Zeit mangelte, strich nie, oder doch selten wieder aus, und gab sie, noch naß von der Feder, den Schauspielern, die begierig jedes



Erzeugniß seines Genies aufhaschten, und ihm unbesehen den einmal dafür bestimmten, für die damalige Zeit nicht unbedeutenden, Preis zahlten.

Nie schrieb er über drey Tage an seinen dramatischen Werken; oft vollendete er solche an *Einem* Tage!

Nach diesen vorangeschickten Notizen über den außerordentlichsten Mann seiner Zeit, und vielleicht aller Zeiten, geh ich zu seiner eigentlichen Biographie über.

Lope de Vega ward zu Madrid am 25. November 1562 geboren. Sein Vater Felix de Vega war von gutem Adel, und selbst ein Dichter, wiewohl nur ein mittelmäßiger, da Nichts von ihm auf die Nachwelt gekommen ist. Lope lobt diesen Vater zwar als einen guten Dichter in seinem „Laurel de Apolo“; aber kindliche Zärtlichkeit mag wohl Antheil an diesem Lobe gehabt haben.

Lope war der Zeitgenosse des Cervantes, des witzigen Quevedo, der beyden Argensola, und des Calderon della Barca, lauter unsterbliche Namen, deren Erzeugnisse die Nachwelt noch immer als Muster und in ihrer Art unübertrefflich betrachtet.

Antonio sagt von Lope: „Niemand hat je das Sprichwort: ein Redner kann gemacht, ein Dichter muß geboren werden, wörtlicher erfüllt, als Er.“ Was dieser außerordentliche Mann dachte und sagte, ward wider sein eigenes Wollen zum Verse. Als Kind von fünf Jahren machte er in der Schule schon Verse, die, weil er selbst noch nicht schreiben konnte, von seinen Mitschülern aufgeschrieben wurden, und wofür er Spielsachen und Bilder von ihnen eintauschte. Er sagte einmal von sich selbst: Mein Genius lehrte mich, von der Wiege an, Verse machen. „In seinem „Arte nuevo de hazar comedias en este tiempo“ sagt er ferner: „Ich schrieb im eifften und zwölften Jahre schon Komödien von vier Acten und vier Bogen; denn jeder Act machte Einen Bogen, weil man zu jener Zeit zwischen jedem Acte noch ein Zwischenpiel gab.“

Zu allem, was die Natur Lope'n verliehen hatte, gesellte sich Liebe zu allem Schönen und Guten, und reger Fleiß. In seinem zwölften Jahre hatte er die Humaniora schon völlig studiert, und besaß eine Menge angenehmer Talente; so tanzte, focht, und sang er vortrefflich, und spielte die Guitarre mit Anmuth.

In diesem noch so zarten Alter starben beyde Ältern ihm, und verwaist und ohne Vermögen stand er da. Sein Verwandter, der Großinquisitor-General und Bischof von Avila, Don Geronimo Manrique, nahm ihn zu sich ins Haus, und ließ sorgfältig seine Talente und Fähigkeiten ausbilden. Aus Liebe zu diesem edlen Wohlthäter verfertigte Lope sein kleines Schäferspiel: „La Pastoral de Jacinto“ und einige gelungene Eclogen auf dessen Tod, welches seine ersten gedruckten Werke sind, und schon sein seltenes Genie bezeugt.

Zu Alcalá de Henares studierte Lope vier Jahre lang Philosophie, und erregte durch seine außerordentlichen Fortschritte in den Wissenschaften überhaupt großes Aufsehen. Von dieser Universität nach Madrid zurückgekehrt, trat er in die Dienste des Herzogs von Alba als Secretär, dessen Liebe und Vertrauen er im höchsten Grade genoß. Der harte Tod entriß ihm bald auch



diesen Beschützer, und er suchte dessen Andenken durch seinen Schäfer-Roman, „Arcadia,” halb in Versen, halb in Prosa geschrieben, zu verewigen.

Lope war ein eben so feuriger und zärtlicher Liebhaber, als treuer Gatte. Er war zweymal vermählt. Seine erste Gemahlinn hieß Donna Isabel de Urbino; sie stammte aus guter, adlicher Familie, und lebte überaus glücklich mit ihm. Ein trauriger Vorfall trennte das liebende Paar. Lope war nämlich durch einen bösen Menschen verleumderisch angegriffen worden, und forderte ihn, wobey er seinen Gegner tödtlich verwundete. Jetzt mußte er aus Madrid entfliehen, und wählte das reizende Valencia zu seinem Aufenthalt. Er brachte mehrere Jahre daselbst in der Verbannung zu, und als er endlich nach Madrid zurückkehren durfte, starb seine Isabella wenige Monden nach seiner Ankunft daselbst.

Dies Ereigniß versenkte den lebhaft fühlenden Mann in eine tiefe Schwermuth, und er faßte aus Verzweiflung, und um sich aus diesem traurigen Zustande herauszureißen, den Entschluß, in Kriegsdienste zu gehen. So begab er sich auf die Flotte, welche Philipp II. unter dem Herzoge von Medina Sidonia gegen die Königin Elisabeth von England ausrüsten ließ, und schiffte sich zu Cadix ein. Er befand sich mit seinem Schwager Alferez de Marina auf demselben Schiffe, den er jedoch im Jahre 1588 bey der gänzlich mißlungenen Expedition verlor, und selbst unsägliche Gefahren und Mühseligkeiten ausstand.

Er kehrte mit den Trümmern der Flotte zurück, und war des Kriegshandwerks für immer müde. In dieser Zeit soll er sein launiges Gedicht: „la Gatomachia” (der Katzenkrieg) geschrieben haben, das er unter dem angenommenen Namen: Licenciado Tome de Burgillos in seinen „Rimas” 1634 herausgab, und, drollig genug, sich selbst zueignete.

Als Lope von der unglücklichen See-Expedition zurückkehrte (1588), war er kaum 26 Jahre alt, und nicht reich genug, so zu leben; da faßte er den Entschluß, wieder in die Dienste irgend eines Großen zu treten. So ward er erst Secretär bey dem Marques de Malpica, und bald darauf bey dem Grafen de Lemos, Vicekönig von Neapel. Letzterer war ein wahrer Verehrer und Beschützer der Musen, und hielt besonders den herrlichen Cervantes überaus hoch. Diese Vorliebe für den Verfasser des Don Quirotte erbitterte vielleicht Lope's Gemüth etwas, und es brach eine kleine, obgleich von beyden Seiten anständig geführte, Fehde zwischen beyden Dichtern aus, wovon sich Züge in ihren Schriften auffinden lassen.

Im Dienste des Grafen von Lemos vermählte sich Lope zum zweyten Male mit Donna Juana de Guardio, die nicht allein außerordentlich schön, sondern auch von sehr guter Familie war. Sie gebar ihm zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter; Ersterer starb als Kind, Letztere vermählte sich späterhin mit Don Luis de Usategui; sie hieß Feliciana. Don Luis gab nach dem Tode des Lope dessen Werke heraus, welche den Titel führten: „La Vega del Parnaso” und erwarb sich dadurch Verdienste um die Nachwelt.

Lope, glücklich und unglücklich zugleich in seinen Ehen, verlor seine zweyte geliebte Gattinn bald wieder; nur wenige Jahre besaß er sie.

Im sechs und vierzigsten Jahre, nach mancherley erduldeten Mühseligkeiten und Unfällen, reifte der Entschluß in Lope's Herzen, im Schooße der



Kirche Ruhe zu suchen. Er ward Geistlicher, und empfing zu Toledo die Priesterweihe.

Von diesem Zeitpuncte an erhob sein Ruhm ihn fast zu den Sternen; denn er ward nicht allein von seiner eigenen, sondern auch von fremden Nationen vergöttert. Am Hofe, in vertrauter Freundschaft mit den ausgezeichnetsten Männern seines Volks lebend, konnte es ihm nicht an Anerkennung seiner Talente und Verdienste, nicht an Beförderung auf seiner neuen Laufbahn fehlen. Er stand fast mit allen Großen der Erde in Briefwechsel, und zählte Cardinäle, Bischöfe, ja selbst Päpste zu seinen Freunden.

Unter diesen günstigen Umständen mußten seine Einkünfte sich schnell vermehren; bald hatte er 15000 Ducaten Renten, und durch Geschenke und Honorar für seine Schriften ein Vermögen von 105,000 Ducaten erworben. Neben andern kirchlichen Würden, die er besaß, sandte ihm Papst Urban VIII. das Johanniterkreuz, und dankte ihm 'eigenhändig für die Zueignung seiner: „Corona tragica de Maria Stuarda“, und machte ihn zugleich zum Doctor der Theologie, und zum Promotor Fiscal der apostolischen Kammer. Viele Große des Reichs kamen ausdrücklich nach Madrid, um Lope's Bekanntschaft persönlich zu machen, nachdem sie vorher schon im Briefwechsel mit ihm gestanden. Wenn er ausging, zog ihm das Volk auf den Straßen gleich einem Heiligen nach. Welcher andere Dichter kann sich solcher allgemeinen Anerkennung und Auszeichnung rühmen?

(Der Schluß folgt.)

### L o g o g r y p h.

#### Z w e y s y l b i g.

Des jungen Jahres schöne Blüthenzeit,  
Wo sich die Keime wunderbar entfalten,  
Die man vertrauend in der Erde Schooß gestreut;  
Wo sich Natur verjüngt in freundlichen Gestalten,  
Des rauhen Winters starre Bande weichen:  
Nennst dir mein Erstes, Zwent' und Viertes Zeichen.

Es sind des Jahres gold'ne Morgenstunden,  
Sie nahen wechselnd mit der Horen Tanz,  
Doch schnell ist ihre Spur verschwunden,  
Und welkend stirbt der Freude Blumenkranz;  
Und jede Brust sieht man vom Wunsch erglühen,  
Daß sie doch ewig — ewig möchten blühen.

Büß' ich der Zeichen Erstes ein,  
Baut sich von Tönen, die harmonisch sich umschlingen,  
Dir ein Gebäude wunderbar und schön;  
Da hörst du's rauschend bald, bald sanft erklingen,  
Wie aus dem Busen tief die heißen Töne dringen.



Icho säuselnd,  
 Wie der Westg  
 Leichtes Spiel,  
 Wenn sich träuselnd  
 Wellen schaukeln  
 Um des Schiffes Kiel:  
 Tönt es aus der vollen Brust;  
 Zu der Quelle lauschend hingezogen  
 Horcht die Menge den harmon'schen Wogen  
 Mit der Freude Götterlust.  
 Und in Wehmuth hingegossen  
 Wird des Lauschers Auge feucht,  
 Von der Schmeichelstöne Rosen  
 Auch die roh'ste Brust erweicht.  
 Icho, wenn aus Felsenklüften  
 Tösend mit des Donners Wuth  
 Sich des Gießbachs wilde Fluth  
 Wälzt, und in der Berge Lüften  
 Furchtbar dröhnend wiederhallt;  
 Bis es leiser dann verklinget,  
 Und der letzte Laut verschallt,  
 Der sich in den Äther schwinget:  
 Also rauschen neu die Töne  
 Aus des Busens tiefsten Tiefen,  
 Wo sie ungeahnet schliefen.  
 Alles Große, Edle, Schöne,  
 Liebend will's der Mensch umfassen,  
 Und mit heißem Stutverlangen  
 Knüpfen an das Leben an;  
 Senket träumend Ideale  
 In des Lebens Nektarschale,  
 Dünkt glücklich sich in seinem Wahn,  
 So tief in des Menschen Seele  
 Dringt der Töne Zaubermacht,  
 Rührend sein entzücktes Ohr:  
 Wenn sie kömmt aus reiner Kehle,  
 Leise nun, und icho mächtig  
 Strömt aus warmer Brust hervor. —  
  
 Kannst du das Ganze mir nun lösen?  
 Ein Name ist's, ein süßer Name  
 Von einem weiblich holden Wesen,  
 Für das der Dichter glüht mit reiner Liebesflamme.



## E p i g r a m m e.

## Voreiliges Urtheil.

Star behauptet: Alles in der Welt sey gut gemacht;  
Doch hat er dabey gewiß auch nicht an sich gedacht.

## Die Namensträger.

Raum sprichst du deinen Namen aus, so bist du hochgeehrt,  
Allein man findet im Gespräche dich sehr ungelehrt;  
Du trägst den Namen zwar von einem grundgelahrten Mann,  
Doch hat bey dir der Name, traun! zur Sache nichts gethan.

E. J. Borbisch.

## Übersicht der neuesten englischen musikalischen Literatur und Kunst.

(S c h l u ß.)

The Loyal and National Songs of England, for one, two, and three Voices, selected from original manuscripts and early printed Copies in the Library of Dr. Kitchiner etc. by Wm. Kitchiner. (Hurst, Robinson Co.)

(S c h l u ß.)

Die Sätze von Purcell nehmen vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kenners in Anspruch; er wird in denselben eine Fülle köstlicher Melodien, eine wohlgeordnete rhythmische Klarheit, und eine Richtigkeit des wörtlichen Ausdrucks antreffen, die jedes echt musikalische Ohr, und jeden nicht von musikalischen Sophismen (unsophisticated) befangenen Geschmack ansprechen müssen, und die, wenn man von gewissen, den verschiedenen Zeitaltern eigenthümlichen Manierirtheiten absteht, von wenigen englischen Compositeurs der folgenden Zeiten bis auf den heutigen Tag mit solchem Erfolge in ihren Compositionen vereinigt worden sind.

Wir würden die uns gesteckten Grenzen weit überschreiten, wenn wir unsern Lesern auch nur ein bloßes Verzeichniß dieser reichhaltigen und interessanten Sammlung liefern wollten; in dieser Hinsicht müssen wir auf das vorliegende Werk selbst verweisen. Bey dem Studium desselben werden sie wohl gleich uns von der wehmüthigen Wahrnehmung und Betrachtung ergriffen werden, daß unsere Väter mehr Ergehen, und ein höheres Vergnügen daran fanden, ihren König und ihr Vaterland in Liedern zu feyern, als ihre Nachkommen in dem gegenwärtigen, aufgeklärten, analytischen (discussiv) und skeptischen Zeitalter. Wir erinnern uns noch der Zeit, wo das festliche Gesmach, der dem geselligen Mahle bestimmte Saal, ja sogar die Straßen, von Gesangsweisen gleich denen im vorliegenden Werke wiederhallten. Unsere Tage des Gesanges scheinen beynahе vorüber.

Die Stimmen der Britten sind eine platte Alltagsprosa geworden, der Frohsinn ist dem völligen Verlöschen nahe, und vielleicht dürften in Kurzem die Hauptphäre ihrer vocalmusikalischen Übungen die Versammlungshäuser der Secten aller Art werden, welche gleich Pilzen auf unzählbaren Orten in den Vorstädten Londons und im ganzen Lande aufschließen. Wir sangen mehr, und waren glücklicher, als wir weniger wußten, aber Unterricht! Unterricht! ist das allgemeine Geschrey.

In jeglichem Winkel des Reichs, oder vielmehr an jeder Heerstraße der vereinigten Reiche entlang, schießen, weil sie da in einladenden, in die Augen fallenden Lagen und Umgebungen prunken können, National-Schulen empor. Unterricht und Gelahr-



heit wird allenthalben durch ein intellectuelles Maschinenwesen \*) behend fabrizirt und allüberall hin verbreitet, da die altüblichen Methoden nicht schnellthätig genug erfunden worden sind, das zarte jugendliche Gemüth — zweifeln zu lehren. Die Lectüre ist bereits die allgemeine Nahrung aller Classen, die niedrigsten Stände finden eine gedeckte, reichbesetzte Tafel für ihren literarischen Heißhunger. Pamphlete und Tageblätter aller Art, aller Formate und Preise predigen Liederlichkeit, Hochverrath und Blasphemie. Jede Straße — doch wir werden warm, und verirren uns aus unserm Kreise, welcher glücklicher Weise musikalischer Natur ist. Wir wollen unsere düstere Laune durch ein fröhliches Lied erheitern, und schreiten daher zur Beurtheilung der:

Fantasia for the Pianoforte on the favourite Cavatina, „Chi dice mal d'Amore,“ composed and dedicated to Mrs. Cuming, by C. Potter. Pr. 4 S. (Chappell and Co.)

Diese Phantasia beginnt mit einem einleitenden Moderato in G-major. Die liebliche Arie: „Chi dice mal d'Amore,“ wird dann als ein einfaches Thema vorgeführt, und darauf in drey Variationen entfaltet, hierauf folgt ein Instrumental-Recitativ, und endlich ein Rondo über die Arie: „Ragazze me credete.“ Diese Composition hat ein Verdienst, das wir in Werken von großen Ansprüchen vermisst haben.

Herr Potter thut weder seiner Einbildungskraft Zwang an, noch framt er sein tonseherisches Wissen aus; er schwärmt und schweigt wohl gelegentlich in den Labyrinth der Phantasia und chromatischer Verzierungskunst, jedoch verliert er nie seinen Faden, weil er sich nicht über die Grenzen des guten Geschmacks hinaus verlocken läßt.

Seine Arbeit besigt eine Klarheit, eine lichtvolle Verständlichkeit, eine Fülle trefflicher Melodien, welche das Interesse stets rege und lebendig erhalten. Das Ganze ist in einem trefflichen Style geschrieben, reich an mannigfaltigen Gedanken, und wir dürfen hinzufügen, in Betreff der Ausführung nicht sehr schwierig. Solche Musik bringt den Zögling sicher vorwärts.

No. I. Grand Concerto for the Pianoforte, composed and dedicated to his Imperial Majesty Alexander, Emperor of all the Russias, by Frederick Kalkbrenner. Op. 61. Pr. 8 S. Accompaniments 4 S. (Clementi and Co.)

Dieses Concert besteht aus drey Parthien, einem Allegro in D-minor, einem Adagio in F-major, und einem Rondeau in D-minor, welche sämmtlich in dem Pianoforte-Part, fast 40 enggedruckte Seiten einnehmen. Wenn wir einen Blick auf die vielfältigen, eigenthümlichen und aus einer reichen Phantasia hervorgegangenen Ideen, die sie enthalten, werfen, so fühlen wir uns von Verwunderung über die Vollkommenheit und tief sinnige Einrichtung unseres musikalischen Bezeichnungssystemes durchdrungen, welches alles das, was die fruchtbare und schwelgerische Einbildungskraft dieses Compositors erzeugt und ausführt, getreu auszudrücken im Stande ist. Wie reich muß ein Zeichen-System seyn, das die unendlich mannigfaltigen und zarten musikalischen Combinationen, die in dem vorliegenden Concerte vorkommen, auszudrücken vermag!

Gleich den besten Concerten Mozart's besteht das Verdienst desselben nicht bloß in der Auswahl und Trefflichkeit der Soloparthien, sondern die vereinigte Wirkung des Pianoforte und der Accompaniments, und das herrliche eingestochene Tutti verleiht diesem Concerte den Charakter einer Symphonie von vollem Orchester, und stellt den Verfasser als einen Harmonisten vom ersten Range dar.

Die flüchtigste und oberflächlichste Beurtheilung der vorzüglichen Theile dieser weitläufigen und großen Composition würde einen bedeutenden Theil des unserer gesammten monatlichen Arbeit gewidmeten Raums einnehmen, doch können wir, bevor wir diese Anzeige schließen, nicht umhin, dem Compositore zu dem ausgezeichnet herrlichen Adagio in F herzlich Glück zu wünschen. Dieses Musikstück athmet nicht bloß tiefes Gefühl und eine zarte Gemüthlichkeit, sondern es bietet auch eine Masse eigenthümlicher, mit einer classischen Reinheit ausgedrückter und von harmonischen Verzierungen

\*) Hört ihr!



getragener Gedanken dar, welche dem Verfasser den höchsten Rang compositorischer Gediegenheit anweisen. Vorliegendes Concerto ist demnach keine Aufgabe für den gewöhnlichen Pianoforte-Spieler, sondern muß als ein Gegenstand und Mittel des Studiums zur Hand genommen werden, um sich der Ausführung desselben theils und stufenweise und mittels der Gewalt eines angestregten, unermüdeten Fleißes zu bemächtigen; dann aber wird und muß es auch eine unerschöpfliche Quelle von Studium und höherer Virtuosität gewähren.

Introduzione ed Aria all' Inglese for the Pianoforte, composed by J. B. Cramer.  
Op. 65. Pr. 3 S. 6 d. (Goulding and Co.)

Unter „Aria all' Inglese“ versteht wohl Herr Cramer eine Arie, die in dem Styl und der Weise einer englischen Melodie gesetzt ist, und wenn diese Auslegung richtig ist, so dürfen wir sagen, daß es ihm völlig gelungen ist, eine treffliche und treue Probe von dem Styl, den er sich als Vorbild genommen hat, zu liefern. Wir unseres Theils empfinden keine sonderliche Vorliebe für den besagten englischen Ariens-Styl, indem wir unter andern auch gegen die unaufhörlichen Modulationen, durch welche sich entweder die Melodie oder die Harmonie hindurch windet, Einwendungen zu machen haben, und die vorliegende Arie, vorzüglich im zweyten Theile, sehr reich mit dieser Schönheitsgattung ausgestattet ist; doch müssen wir zugeben, daß sie sehr fließend geschrieben, und von Seiten der harmonischen Behandlung sehr weich und einfach ist.

Herrn Cramer's Pianoforte-Musik scheint uns in der That in allem, was wir von ihr zu Gesicht bekommen, völlig unübertroffen und ohne Nebenbuhler.

Es gibt Compositeurs von größerer Neuheit der Gedanken, und größerer Tiefe und Eigenthümlichkeit der harmonischen Verzierungen, aber seine Art und Weise, seinen Melodien die harmonische Bindung zu geben, und Melodie und Harmonie so zu verschwistern, daß die größte Wirkung mit dem kleinsten Aufwande von Noten, mit dem wenigsten Anschein von Prunk, und der gediegensten Reinheit erzielt wird, weisen ihm in dieser Hinsicht den ersten Rang unter den ersten Compositeurs der gegenwärtigen und vielleicht aller andern Perioden an. In dieser Hinsicht sollte man seine Werke vor allen andern als Muster zum Studium sowohl der Pianoforte-Compositionen als der Executionen wählen.

Von allen den genannten Eigenschaften gewährt die vorliegende Cramer'sche Composition treffliche Beyspiele.

(Wird fortgesetzt.)

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Halleria lucida. Glänzende Hallerie.	} Vom Vorgebirg d. g. Hoffn.
Lachenalia lanceaefolia. Lanzenblättrige Lachenalie.	
Macrocnemum speciosum. Schöne Stengelblume.	} Aus Caraccas.
Melochia caracasana. Caracassische Melochie.	
Ruellia macrophylla. Großblättrige Ruellie. Aus Amerika.	
Verbesina serrata. Gesägte Verbesine. Aus Mexico.	

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Dinstag, den 21. October 1823.

126

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Medienbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sam m e n viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. den H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Biographie des Frey Lope Feliz de Vega Carpio.

(S c h l u ß.)

Lope's unumschränkte Herrschaft über das spanische Theater erweckte ihm ganz natürlich großen Neid, erbitterte Feinde und Widersacher. Auf der einen Seite sah er sich vergöttert, und von seichten Köpfen ohne allen Erfolg, weil ihnen sein Talent abging, nachgeahmt, auf der andern von Neidern angefochten. Die Ersteren hießen Alles von ihm gut, die Letzteren tadelten mit Recht seine allzugroße Ungebundenheit und machten es ihm zum Vorwurf, daß er entweder die Regeln des Drama nicht kenne, oder mit Vorsatz dagegen verstöße. In der That setzte sich Lope über jede Regel des Drama hinweg, wie seine zahllosen Dramen zur Genüge beweisen. So unter andern in seinem Schauspiele: „Der schmerzliche Zwang“, wobey er die Volksromanze vom Grafen Marcos und der Infantinn Solisa zu Grunde legte. Zu Anfang des Stückes ist der Held desselben, Don Enrique, noch unvermählt; im zweyten Acte tritt er mit Weib und Kindern auf, und im letzten commandirt sein Sohn (zwar erst sechs Jahr alt) schon eine Armee! Trotz diesen Widersinnigkeiten hat das Stück nicht allein herrliche Momente, sondern auch bewunderungswürdig angelegte Scenen und Intriguen, die den Geist des Dichters nur zu wohl beurkunden. Sich Fesseln irgend einer Art durch Regelzwang anlegen zu lassen, war nicht Lope's Sache; frey war sein Geist, fessellos seine Schöpfungen, und wie im duffreichen Walde, oder auf beblümter Flur sich Florens Kinder nicht regelmäßig auf abgezirkelten Beeten antreffen lassen, sondern in lieblich reizender Unordnung bald hier, bald da dem Boden entkeimen, so erging es auch Lope'n mit seinen Dichtungen:

„Frey gab er, was Natur ihm gab.“

Mit welchen Hindernissen hatte aber auch Lope bey seinem Auftreten mit den dramatischen Werken seiner Muse zu kämpfen! Er mußte gleichsam erst der Schöpfer des spanischen Schauspiels werden; denn Keiner hatte ihm vorgearbeitet. Das Volk war nur an Possenspiele gewöhnt, und verschmähete zu An-



fang jeden Ernst auf der Bühne; für wenige Maravedis wollte ein Jeder sich halb zu Tode lachen; und wer sein Glück als Schriftsteller für die Bühne machen wollte, mußte sich diesem pöbelhaften Geschmacke fügen. Trotz dem brach sich Lope mit seinen Erzeugnissen eine Bahn; aber Klippen mußten vermieden, Sandbänke umsteuert werden, und er war der Mann dazu, es mit Geschicklichkeit zu thun.

Als das Geschrey der Neider über Lope's Regellosigkeit allzulaut und groß geworden war, mischte sich die Akademie zu Madrid in diese literarischen Händel, und forderte Rechenschaft über sein Verfahren von ihm! Er gab sie in seiner Manier, in Versen und unter dem Titel: „Arte nuovo de hazer comedias en este tiempo. Dirigido a la Academica de Madrid.“ (Neue Kunst-Komödien in diesen Zeiten zu machen. An die Akademie zu Madrid gerichtet.) Er persifflirt diese gelehrte Akademie auf's feinste in diesem Gedichte, gibt aber auch nebenbey seine Gründe an, warum er, nachdem er schon mehrere regelmäßige Dramen geschrieben, wieder zu seiner alten, wilden und unregelmäßigen Manier zurückgekehrt sey. Unter andern sagt er: „Wahr ist es, ich schrieb einige Dramen nach der Kunst und den Regeln, die damals noch Wenige kannten; da ich aber alle Augenblicke wieder Ungeheuer und Gaukeleyen erscheinen, und diese bewundert sah, kehrte ich zu meiner alten Barbarey zurück, und wenn ich jetzt eine Komödie schreibe, lege ich die theuren Regeln unter sechs Schlösser, und schaffe den Terenz und Plautus aus meiner Studierstube, damit sie mir nicht die Ohren vollschreyen. Ich schreibe jetzt Komödien nach der Kunst, die ich erfunden, und die, welche nach dem Beyfall der Menge haschen; denn da das Volk sie bezahlt, so ist's auch billig, als Thor zu reden, um ihnen Spaß zu machen. Leid ist es mir, daß es einmal so ist; aber ich konnte keinen Mittelweg zwischen beyden Übeln ausfinden.“

Man sieht, daß es Lope's Zweck war, das Volk zu ergehen, zu erheitern durch die Erzeugnisse seiner Muse; heut zu Tage soll das Schauspiel eine Bildungsanstalt für dasselbe seyn; beyde Arten von Ansichten möchten viel für und viel wider sich haben.

Lope hat sich fast in allen Arten von Gedichten versucht, und in allen mit Glück; das ganze weite Feld der Poesie stand seinem vielumfassenden Geiste zu Gebot.

Über Lope de Vega's Außeres berichten seine Zeitgenossen, daß es sehr einnehmend gewesen sey.

Er war ein schöner, langer Mann, wohlgebaut, etwas hager, hatte ein zwar braunes, aber geistreiches Gesicht, eine große, schön geformte Nase, lebhaft, sehr angenehme Augen, einen schwarzen, sehr starken Bart, und eine feltene Gewandtheit in seinen Gliedern. Da er überaus ordentlich und regelmäßig lebte, war er immer gesund, wobey eine sehr glückliche Organisation ihn unterstützte.

Sein moralischer Charakter war edel und rein. Er war tugendhaft, ohne Heuchelei, dabey ohne jegliche Anmaßung; bescheiden, gutherzig, ohne Falsch; ein treuer Freund, Gatte und Vater; gefällig gegen Jeden; oft bis zur Verschwendung freygebig, kurz, ein durchaus liebenswürdiger Mensch. So große Reichthümer die Gunst des Schicksals ihm auch zuwarf, so starb er doch nur



mit einem Vermögen von ungefähr 6000 Ducaten; denn stets war er der Vater der Armen gewesen.

Am 25. August 1635 starb er in seinem 73. Jahre. Sein Tod erregte allgemeine Trauer, und sein Leichenbegängniß war wahrhaft prachtvoll.

Amalie Schoppe, geborne Waife.

### Kamtshatka, aus dem Russischen.

Der nachstehende Artikel ist von dem Seefahrer Golownin verfaßt, welcher Einzelnes aus seinen Reisen in die Zeitschrift: Der Sohn des Vaterlandes, einschalten ließ.

Mit Anbruch des Winters fesselte unsere Aufmerksamkeit ein besonderer Gegenstand, und dieß war die Schlittensfahrt mit eingespannten Hunden! In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes im Port St. Peter und Paul ließen wir keine Schlitten unbemerkt vor unseren Fenstern vorbeifahren. Unsere Matrosen liefen aus ihren Wohnungen in's Freye, um sich nur satt an diesem besonderen Schauspiel zu sehen. Indem sie ein so wunderliches Gespann, in welchem sechs, auch sieben Hunde mit ausgestreckten Zungen und mit aller Anstrengung einen oder zwey Menschen in den Schlitten ogen, mit großen Augen betrachteten, konnten sie ihre Verwunderung nicht bezähmen, die endlich in ein lautes Gelächter ausbrach, was auch natürlich war. Obgleich uns Allen die größte Nothwendigkeit einer solcher Fahrt in diesen Ländern sehr wohl einleuchtete, so schien sie uns doch anfänglich wegen ihrer auffallenden Seltsamkeit ein kindisches Spiel vorzustellen.

Alles scheint sattfam zu überzeugen, der Mensch sey erschaffen, um nur die Welt zu beherrschen. In den mannigfaltigsten Verhältnissen vermochte er selbst, der Natur Fesseln anzulegen. Fürchterliche Berge, finstere Wüsteneyen und undurchdringbare Massen von tausendjährigem Schnee würden die Einwohner von Kamtschatka alljährig durch acht Monate in ihren einsamen Hütten eingeschlossen gehalten haben, wenn sie sich nicht den Weg zu beyden Endtheilen des Landes vermittelst ihrer Hunde hätten eröffnen können! Wenn wir diese Hundefahrt mit Bewunderung und Gelächter betrachteten, so lachten nicht minder die Inwohner ihrer Seits unsere Neugierde und Einfalt derb aus. Und in diesem Falle schienen wir ihnen mit Recht eben so einfältig, als es uns wunderbarlich scheinen würde, wenn ein Reisender unsere Fahrt mit eingespannten Pferden lächerlich finden wollte.

Daß diese Fahrt mit großmächtigen Hunden hier Landes wegen der Tiefe des Schnees nützlich, ja sogar unentbehrlich nothwendig ist, steht außer allem Zweifel; denn überdieß kann man hier nicht anders, als nur auf Schlittschuhen fortkommen. Wenn es also keine Hunde und daher keine Hundeschlittensfahrt hier zu Land geben würde, so hätten sich alle unsere zur Bewahrung des Lebens so nothwendigen Ergehungen nur auf die Spaziergänge auf gebahnten Wegen, und auch dieß nur höchstens bis zum Hafen, beschränken müssen, da im Port St. Peter und Paul keine Gassen sich befinden, sondern alle Häuser nur einzeln zerstreut dastehen; jetzt konnten wir doch mittelst eines solchen Hundegespannes oft ausfahren, und öfters auch die, einige



Werste vom Port St. Peter und Paul entfernten Gegenden beschauen. Herr Chlebnikow, Magazins-Commissär der russisch-amerikanischen Compagnie, leistete uns hierin die möglichsten Dienste, indem er uns in solchen Fällen mit hinlänglichen Schlitten versah. Er war der Eigenthümer von siebenzig Hunden, mit allem dahin einschlagenden Zugehör, und er hielt viel darauf, der Einzige in ganz Kamtschatka und der reichste zu seyn, was dergleichen Geräthschaften, als: Hunde, Geschirre, und Schlitten, anbelangt.

Unsere Gesellschaft bestand aus Hrn. Chlebnikow und zwey Revisoren der Compagnie, der H. Panajow und Paske, die unlängst erst aus St. Petersburg hieher angekommen sind. Um uns nun die in dieser Gegend so langen Winterabende mit etwas anderm als Lesen und Unterredungen, deren wir schon ohnehin während unserer langen Schifffahrt überdrüssig wurden, so viel in unserer Macht stand, angenehm zu verkürzen, so blieb uns nichts anders übrig, als nur hierin die Art des La Peyrouse zu befolgen. Dieser berühmte Weltumsegler führt in seiner Reisebeschreibung an, daß, während seines Aufenthaltes in Kamtschatka, der dasige Gouverneur Koztow Ugrein, um ihn mit den Sitten der Kamtschadalen bekannt zu machen, Abendunterhaltungen veranstaltete, zu denen er außer andern auch das schöne Geschlecht einlud, wo La Peyrouse die Gelegenheit hatte, ihre Benehmungsart und Tänze zu sehen, die er dann genau beschrieb. Wirklich muß man gestehen, daß eine solche Versammlung nicht die glänzendste seyn konnte; die Gemahlinnen der Popen, der Küster, und wenn ich nicht irre, noch die eines Fähnrichs waren die ersten Damen der ganzen Gesellschaft. Unser Seefahrer Capitän Krusenstern, dann der Gesandte Rezanow wollten auch nicht nach ihrer Ankunft das hierortige Publicum unbemerkt verlassen. Der von den Genannten im Port St. Peter und Paul für das schöne Geschlecht veranstaltete Ball, den auch der Gouverneur von Kamtschatka mit seiner Gegenwart beehrte, ward von einem Gesandtschafts-Cavalier in Reimen besungen.

Um also unsern Vorgängern, die vor uns Kamtschatka besuchten, in Hinsicht der Politesse nicht nachzustehen, beschloffen wir gemeinschaftlich für uns und das hierortige Publicum einige Abendunterhaltungen zu veranstalten; und dieß um so mehr, da wir erfahren haben, daß eine solche Belustigung nach dem hiesigen Gebrauche nicht die kostspieligste wäre, indem man zum Empfange einer ähnlichen Gesellschaft höchstens einige Schalen Thee, einige Pfund Zucker- und Federnüsse brauche, um sie gänzlich zu befriedigen. Doch nahmen wir uns vor, unsere Eleganz noch weit höher zu treiben, und die Abendunterhaltungen an jedem Feyertage die ganze Zeit unsers Aufenthaltes hindurch zu geben. In dieser Absicht baten wir den Vorsteher des Hafens, Capitän Wolzanow, uns Rath zu verschaffen, auf welche Art wir das Publicum am füglichsten einladen sollten. Er gab uns zur Antwort, daß, wenn dieses unser Wunsch wäre, er seinen Unterofficier zur Einladung der Damen auf den bevorstehenden Ball senden wollte. In der Meinung, eine solche Artigkeit gehöre zu den Sitten des Landes, baten wir den Herrn Capitän, es gütigst zu vollziehen. Doch was geschah! — Zu unserer größten Verwunderung nahmen wir wahr, daß auf unserem Balle höchstens 5 — 6 Damen am ersten Tage erschienen. In kurzer Zeit ward uns die Ursache dessen kund: unsere Damen nahmen es für Beleidigung auf, daß sie durch



einen Unterofficier eingeladen wurden. In der Folge bestrebten wir uns, diesen Fehler so viel möglich zu verbessern; daher sandte ich meinen Bedienten, um eine jede besonders einzuladen. Und obgleich diese Damen auch nur die Frauen der Unterofficiere oder der Popen und Küster waren, so gebot ich ihm doch streng, sie mit den höflichsten Ausdrücken einzuladen.

Unsere Höflichkeit erreichte den gewünschten Zweck. Über fünfzig Damen beehrten uns mit ihrer Anwesenheit. Die thörichte Mode streckte noch ihre eiserne Herrschaft über dieses abgesonderte Land nicht aus; und fast alle diese Damen erschienen in dem alterthümlichen Costume ihrer Urgroßältern, welches mehrere Generationen hindurch wechselsweise geerbt, endlich bis auf sie gekommen ist. Ihre Kleider waren von Atlas, Sammet und anderen schweren Stoffen, stark mit Zobelpelzen umgeben. Ihr Tanz war noch immer derselbe, den La Peyrouse bey ihnen gefunden; man bewegte sich nämlich langsam bald vor- bald rückwärts gegen einander. Unsere Officiere fanden es nicht zur Genüge, sich mit diesem langweiligen Tanze zu unterhalten. Daher wählten sie eine Anzahl der jüngeren und schöneren Damen, und lehrten sie nach unserer Art zu tanzen; ihre Schülerinnen waren so geschickt, daß sie in kurzer Zeit den Wünschen ihrer Lehrmeister vollkommen entsprachen. Sie lehrten sie überdieß noch andere Dinge: Die Cavaliers nach der Mode anzusprechen und sie zu empfangen, dann auch viele aus der galanten Welt gegriffene Worte, als da sind: Promenade, amüsiren u. s. w. Jedoch waren sie in den Lekttern nicht so glücklich; denn ihre schönen Schülerinnen vergaßen bald die fremden Worte, die nicht so leicht ihrem Gedächtnisse ankleben konnten; daher die Lehrmeister gezwungen waren, dieselben in die russische Sprache zu übersetzen, und sie so für ihr Gedächtniß zu erleichtern, von denen einige würdig eine Stelle in einem Wörterbuche einnehmen könnten.

J. R.

### S e h n s u c h t.

Der Knabe sieht gerne,  
Mit ahnendem Sinn,  
In heitere Ferne,  
Und sehnet sich hin.

Dort, dünkt ihm, es blühen  
Die Sturen so schön,  
Dort sieht er, erglücken  
Die lachenden Höh'n,

Die Thäler und Klüfte  
Im magischen Schein,  
Dort wehen die Lüfte  
So kühlend und rein.

Dort leuchtet so milde  
Der Äther und hell,  
Und hüpfet durch's Gesilde  
So fröhlich der Quell.

Da treibt's ihn zu eisen  
Vom heimischen Haus,  
Er kann nicht mehr weifen,  
Es zieht ihn hinaus.

Weit sucht er den Frieden  
Und folgt seiner Spur,  
Im freundlichen Süden  
Auf sonniger Stur;



An nordischer Küste  
 Beeistem Gefild,  
 Wo starret die Wüste  
 So öde und wild.

Kann nirgend erreichen,  
 Was heim er nicht fand,  
 Denn überall gleichen  
 Sich Menschen und Land.

Da sendet die Blicke  
 Zur Heimath er hin,  
 Und sehnt sich zurücke  
 Mit liebendem Sinn.

Es glänzt in der Ferne  
 Die heimische Au  
 So golden wie Sterne  
 Im himmlischen Blau.

Er eilet zur Stelle,  
 Wo einst ihm gelacht  
 Des Abendroth's Helle,  
 In feuriger Pracht.

Wie früher nach außen,  
 So zog's ihn zurück;  
 Doch heim, so wie draußen,  
 Wohnt Ruh' nicht und Glück!

Was mahnt und belebet  
 Mit freudiger Lust?  
 Was schwellt denn und hebet  
 Die menschliche Brust?

Wenn nirgend auf Erden  
 Die Hoffnung erfüllt,  
 Wenn nimmer soll werden  
 Die Sehnsucht gestillt!

Ein Weg ist gebahnet  
 Zum glücklichen Land,  
 Von Allen geahnet,  
 Von Keinem gekannt.

Er führt durch die Pforte  
 Des Grabes dahin,  
 An sonst keinem Orte  
 Gewahrest du ihn.

### Correspondenz-Nachricht.

Paris, den 12. August.

(S c h l u ß.)

Das Stück, welches seit einiger Zeit die meisten Zuschauer in die Variétés gezogen hat, ist das les Cuisinières betitelt, und man muß gestehen, daß es den Succès, den es erhalten hat, sehr wohl verdient.

Es ist unmöglich, das innere Treiben in einer (herrschaftlichen) Küche und die Art und Weise, wie sich besonders das weibliche Küchenpersonale darin behabt und es anstellt, um ihre Herrschaft zu betriegen und zu quälen, treffender zu schildern, als in diesem Stücke geschieht.

Seit drey Monaten ungefähr belagert die Menge alle Abende die Zugänge zum Théâtre de la Porte St. Martin, um den staunenerregenden Mazurier in dem Polichinel-Vampyr zu sehen. Dieser junge Mann ist in Bordeaux geboren, und von der Natur stiefmütterlich behandelt worden. In seinen Kinderjahren mußte er wegen des sonderbaren verrenkten Baues seiner Beine und Arme in einem Schlitten gefahren werden. In spätern Jahren gewann sein Gesenke an Festigkeit, und er konnte gehen, behielt aber demungeachtet die sonderbare Fähigkeit, alle seine Glieder auf die unbegreiflichste, bizarrste Weise zu verzerren und zu verrenken. Da er unbemittelt war, so bewogen ihn seine Freunde, diese sonderbaren Anlagen als eine Erwerbsquelle zu benutzen. Er lernte grotesk tanzen, und erschien vor einigen Monaten zum ersten Male



in der Rolle des Polichinel auf dem erwähnten Theater. Nie hat auf irgend einem Marionetten-Theater eine Marionette staunenerregendere und mannigfaltig bizarrere Bewegungen und Wendungen gemacht, als *Mazurier*. Es wäre mir unmöglich, Ihnen einen Begriff davon zu entwerfen. Er spreizet seine beyden Beine rechts und links aus einander, und stützt sich auf den Oberleib, er schlägt das Rad mit seinen Armen, steigt auf sehr hohe Stelzen, schwingt dann die eine in die Höhe, und auf der andern mit dem gediegensten à plomb aufgerichtet stehen bleibend, hält er in dieser Stellung an zehn Minuten aus, und bedient sich der andern Stelze als einer Waffe gegen zehn Personen, die ihn angreifen u. s. f. u. s. f.

Mit allen diesen *Tours de force* verbindet er noch eine ausnehmende Grazie und gewandte Zierlichkeit.

Der Altmeister unserer Lustspieldichter, Herr von *Beaunois*, ist dieser Tage mit Tode abgegangen. In meinem nächsten Schreiben werde ich Ihnen einige nähere Details über diesen Autor mittheilen.

### M e l o d r a m.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien wurde den 10. d. M. zum ersten Mal gegeben: *Sintram*, nordische Sage in drey Aufzügen, nach *Walter Scott*, von Herrn *Schuhmacher*. Musik vom Herrn Capellmeister *Ignaz Ritter von Seyfried*. (Zum Vortheil des Schauspielers *Rott*.)

Es gehört gleichsam mit zum Ton, den Namen des berühmten schottischen Romanendichters, oder eines andern beliebten Autors, gewissen neueren dramatischen Erzeugnissen beizufügen, deren Ursprung sonst durch nichts besonderes ausgezeichnet ist, um ihnen gleich bey der Geburt den Adelsstempel aufzudrücken, der den Mangel anderer Eigenschaften wohl ersehen mag. Dieß kann leicht gestattet werden, wenn das Werk auch selbst sich lobt. Zum Unglück läßt sich dieses von dem hier genannten eben so wenig sagen, als ihm ein besonderes Lob ertheilen, um es jener geistigen Verwandtschaft werth zu machen. Mit dem Geschlecht der Dichtungen des *Walter Scott* hat es nichts gemein, so viel wir wissen. Es stammt vielmehr aus der Dramenfamilie des bekannten englischen Dichters *Maturin* her, und der eigentliche Name dieses Kindeins ist *Vertram*. Aus demselben Trauerspiel ist nachher ein sehr gebrechliches französisches Melodram entstanden, und aus der Vermischung beyder, vermöge ihres verschiedenen Vaterlandes ohnehin heterogenen, Naturen entsprang nun neuerdings der hier in Rede stehende edle *Sintram*, bey dem man sonach eben kein vorzüglich kräftiges Stamen voraussetzen darf, wiewohl er seinen vorläufigen Credit eigentlich auf zwey Sagen gründet, die nämlich von der angeblichen Verwandtschaft mitgerechnet. Einige wollen sogar behaupten, es liege noch dem Ganzen einer jener schauerlich-pittoresken englischen Romane (ebenfalls von *Maturin*), in der beliebten breiten und consistenten Manier, die etwas von Plum-Pudding an sich hat, zum Grunde. Die Bearbeitung nach Romanen gelingt auf der Bühne selten, wie die Erfahrung lehrt, weil das Wesen beyder Dichtungsarten schon in seinen Bestandtheilen so verschieden ist; wie viel mißlicher wird der Prozeß, wenn eine in der Behandlung dramatischer Formen nicht geübte Hand die Metamorphose unternimmt! Die Einbildungskraft des Verfassers, der etwa ein Meisterstück zu liefern glaubt, thut nichts zur Sache. Kein Wunder, wenn nun dieser *Sintram*, der in einen Strom von Blut getaucht, wie *Achilles* in den *Styx*, sich ein recht herkulisches Ansehen gibt, mit Schauern und Entsetzen droht, jedoch, weil es ihm, wie gesagt, an Kraft gebricht, das Element war zu wenig eisenhaltig, allzubald ermattet, nach und nach ein schlaf süchtiges Wesen annimmt und auch den Zuschauern diese Stimmung mittheilt, die seinem vielversprechenden Heldenthum mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen harrten. Wir würden befürchten, unsern Lesern gleiches Ungemach zu verursachen, wenn wir Zeit und Raum mit Erzählung der wunderbaren Begebenheiten dieses Heldenstücks verschwenden



wollten. Die damit bekannt sind, werden ohnehin auf die Recapitulation nicht gar begierig seyn, von den Andern würden wir um so weniger Dank verdienen, da die Beurtheilung keine wichtige oder interessante Beziehungen erfordert. Die Unbedeutendheit ist hier zu sehr entschieden, die Langeweile hat das Urtheil mit Oh und Ah schon ausgesprochen, desto eher darf man annehmen, daß hier keine Übereilung Statt gefunden hat. Zwen feindliche Häuser, ein unschuldig Geächteter, wie es deren Viele gibt, eine Ehefrau, die zwischen Liebe und Nichtliebe schwankt, das will sagen, die ihren geliebten Eheherrn, den Geächteten, zwar liebt, doch wenn sie's recht bedenkt, auch wieder gar nicht liebt, verschiedene Mordthaten, ein blondgelocktes Kind (gewöhnliche Captatio benevolentiae!), ein Verrath, ein frommer Einsiedler und was dergl. mehr, das sind in der Kürze aufgezählt die Elemente dieses Schreckensspiels, dessen ersten und zweyten Act bloß weitschweifige Erzählungen vorher geschehener Begebenheiten füllen, dessen Katastrophe durch die Mittel und Wege einer nothdürftigen Handlung mühsam herbeigeführt wird, indem der Feind endlich seinen Feind pathetisch niederstößt, und das mit Sturm und Donnerwetter anfängt, dann, wie ein zweytes Samson, mit Zusamenstürzen und Ruinen endigt. Die Diction ist dem Stoff angemessen, schwülstig, hochtrabend und ungelent, mit endlosen Reden und Tiraden ausstaffirt.

Von der Aufführung ist nicht viel mehr zu sagen, als daß sie im Geist des Stücks geschah. Brunhilde und Sintram, ehemaliger Graf von Derenburg, die hervorragendsten Partzien, waren der Kunstbesessenheit der Mad. Sonntag und des Herrn Rott anvertraut; beyde bestreben sich mit bestem Willen und nach allen Kräften, dem Namen des zur Empfehlung dieses Werks herbeigerufenen Dichters Ehre zu erweisen, desto mehr ist zu bedauern, daß es wenig oder nicht aelingen wollte. Das volle Haus verdiente allerdings die Dankbarkeit, die sich in dem Aufwand aller Kräfte des Beneficianten an den Tag legte, doch hätte etwas weniger Anstrengung vielleicht den Contrast zwischen Kunst und Dichtung nicht so stark hervorgehoben.

Die Musik ist des Meisters keineswegs unwürdig, aber das Stück schien der Composition nicht würdig. Die mit Fleiß behandelten Chöre brachten wenig Effect hervor; man suchte im Gefühl des Mißbehagens Ähnlichkeiten darin auf, und wollte zuletzt manches Bekannte angetroffen haben. Der Chor der Wache verdient besondere Auszeichnung. — Das Costume war phantastisch genug, und wohl noch etwas mehr.

---

### Benefice-Vorstellung.

Morgen am 22. wird im k. k. priv. Theater in der Josephstadt zum Vortheile des Hr. Carl Meisl das von ihm verfasste und mit so vielem Beyfall aufgenommene Zaubermährchen: *Arsena*, die *Männerfeindin*, zum 26. Male aufgeführt. Der für die Unterhaltung des Theater-Publicums so thätige Verfasser wird sich hoffentlich eines wohlwollenden Zuspruchs zu erfreuen haben.

---

Auflösung des Logogrhythms im vorigen Blatte: *Marie*.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Donnerstag, den 23. October 1823.

127

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Der Blutbecher.

Novelle, aus dem Magyarischen übersezt von Georg von S a a l.

Die blutige Schlacht bey Kosgony war geschlagen; Carl Robert siegte, und besetzte dadurch auf seinem Haupte die Krone Ungerns, die des unerschütterlichen Mathias von Trenchin Tapferkeit ihm schon drey-mal entriß. Sein war nun die Königsmacht; aber weder die Milde seiner Regierung, noch die Schmeicheleyen seiner Höflinge vermochten die geheime Blut zu löschen, die in den Herzen seiner empörten Gegner fortglomm und immer mehr und mehr um sich griff. Diese ermangelten zwar nicht dem übermächtigen Sieger Ergebenheit und Huldigung zu heucheln; aber rastlos nährten sie Groll und Rache ingeheim, und mancher edle Held fiel, ein Opfer ihrer Rott.

Unter andern bot auch jener Gebirgszweig, welcher Abauj und Zemplin scheidet, den aufrührerischen Burgherrn jener Zeit sichern Aufenthalt auf seinen waldigen Höhen. Dort hauste Petenich, der Gespan von Zemplin, und Mathias getreuer Freund, und brütete Groll und Haß unter Purustyáns dunkeln Mauern. Unter bitterer Verwünschung scholt er gar oft die Härte des Schicksals, das die heilige Freyheit seines Vaterlandes der Willkür Roms preis gegeben, stürmte nicht selten bewaffnet in's Thal hinab, und erfüllte die Grenzgegenden der nachbarlichen Gespanschaften, wie ein drohendes Ungewitter, mit Angst und Schrecken. Es fehlte seinem unruhigen Geiste nicht lange an Theilnehmern; gar Mancher seiner Nachbarn gesellte sich zu ihm, vor allen traten Omodo's Söhne Nikolaus und David auf seine Seite und brachten eine Menge Gesindel unter seine Fahne. Als aber mit dem Tode des, wirklich bis an sein Ende furchtbaren Trenchiners der letzte Hoffnungsstrahl der Aufrührer erlosch, da fanden es die meisten Herrn unter denselben rätzlich, vom alten Kampfe und den längst geschlagenen Wunden endlich einmal auszuruhen, und den Empörer seinem Schicksale zu überlassen. Petenich blieb unerschüttert, gleich dem Stamme einer Eiche, durch



deren Wipfel Sturm und Hagel brausen. Doch endlich sandten der König und die Großen des Reichs ein mächtiges Heer gen Purustyan; Petenich sah sich überwunden, und in die Wildniß seiner Burg Tropkou zurückgedrängt.

„Hat mein Leben dich endlich einmal ermüdet? feindseliges Schicksal! O! deine Streiche können mich nicht fällen!“ Also rief er einst, voll des bittersten Unmuths, in seiner wüsten Abgeschiedenheit aus, indem er seinen Säbel, den er in mancher Schlacht mit tapfrer Hand geschwungen hatte, zu den Waffen seiner Väter hing. „Ruhn mag nun des Helden edle Wehre, da Kraft und Manneswürde dem Zwerge zum Spiele wurden.“ In dieser Stimmung zog er sich immer mehr von aller Welt zurück, und Düsterniß umfing seine Stirn, wie das undurchdringliche Nebelgewölk die Zinnen seiner Berge.

Hedwig, seine mutterlose Tochter, war noch das einzige Wesen, das seine Kummertage einiger Maßen aufzuheitern vermochte. In der Blüthe der Jahre und in der Fülle der höchsten Schöne prangend, zauberte sie ihm zuweilen, wie ein beglückender Genius, der Jugend heitere Träume vor die Seele. Oft murrte er gegen das Schicksal, das ihm keinen Sohn gegeben, in dem er den Erben seiner glühenden Rache erziehen könne. Aber bald verwandelte sich sein Unmuth in heiße Liebe, als er in seinem Kinde Anlagen zu echt männlichem Geist und Muthe entdeckte. Jede Regung, jede Empfindung Hedwigs gab die ihr inwohnende lebendige Feuerseele kund, die allen gemeinen Schranken trotzend, kräftig und kühn nach Großthat und Wagniß den Fittig zu regen schien. Mit treuer Sorgfalt nährte der frohe Vater diese ihre Anlagen, indem er die Natur ihres zarten Geschlechtes dadurch gegen die Stürme der Außenwelt sicher zu stählen hoffte. Zuweilen sah er ihr auch manch ungestümen Ausbruch von Leidenschaft schonend nach, denn er glaubte, daß ihr Gemüth sich dadurch von selbst verwahren würde, den Schwächen des entarteten Zeitalters zu huldigen. Freude glänzte in seinen Blicken, wenn er sah, wie rüstig sich die Jungfrau auf seinen wiehernder Renner schwang, und wie sie durch Berg und Thal dem Gewilde nachjagte, bey Sturm und jedes Gewitters Ungestüm gleich muthig und gewandt. Froh seiner Erwartung vertrauend, hoffte er in solchen Augenblicken mehr als jemals, der Jüngling, den er einst für sie zu wählen gedächte, würde an der Seite solch einer heldenmüthigen Gattinn nie zum Weichlinge entarten können. Vaterlandsliebe war der höchste aller Zwecke, für den er das so empfängliche Gemüth seiner Tochter rastlos zu begeistern strebte; aber mit diesem Gefühl schüttete er zugleich die ganze Fülle seiner unversöhnlichen Rache in ihr Herz, und bald bewältigte unbändige Blut ihr Wesen, das die Natur für sanftere Empfindungen geschaffen hatte. Im Innersten gestört durch diese widernatürliche Erziehungsweise, schwankte das mannhafte Mädchen mit Wahn und Wirklichkeit im Kampfe auf ungewissem Pfade dahin, wo Empfindung und Wille jeden Ruhepunct verlor, die sanften Regungen ihres Geschlechts irre und ängstlich verstümmten, und Wahn und düstere Ahnungsträume ihre, einst so heitere Seele trübten.

Eines Tages ruhte Hedwig, ermüdet von heißer Jagd, einsam auf einem buschlosen Waldeshügel aus. Längs demselben zog sich der nahe Heerweg hin, auf welchem die Arbeitsleute des Gaus unter Gespräch und Gesang fried-



lich nach Hause eilten. Aber ein stilles Paar blieb von den Andern zurück, und schien ernst und nachdenklich die Blicke der frohen Waller zu meiden. Hedwig bemerkte beyde, rief sie zu sich hinan, und fragte nach der Ursache ihres Kummers. Treuherzig vertraute ihr der Jüngling, daß er das Mädchen liebe; daß ihr Herz auch ihm gewogen sey; da er aber kein Vermögen besitze, ihr Vater ihre Verehlung nicht erlaube. — „Ihr liebt euch!“ rief Hedwig, und ein ihr noch unbekanntes Gefühl erwachte in ihrem Busen. Schnell löste sie die goldene Perlenspange von ihrem Halse, und schenkte sie dem Klagenden. Dankbar fielen die Liebenden der Wohlthäterinn zu Füßen, und eilten hocherfreut von dannen. Hedwig versank in tiefe Gedanken, während der Scheideblick der Sonne durch die Zwischenräume der Zweige sich auf ihrem holdseligen Angesichte wiegte.

Bald störten nahende Pferdestritte das geheimnißvolle Schweigen, und ehe die schöne Schwärmerinn den Blick erhob, trabte ein fremder Jüngling zu ihr hinan. Süßer Schauer durchbebt sie, als sie den staunenden Fremdling bemerkte. Beyder Blicke strahlten von höherer Glut, und seltsame Regung durchzuckte ihren Busen. Der schöne Ritter grüßte sie mit gar holder Rede, der Reiz seines Antlitzes und der süße Wohlklang seiner Stimme nahm so wunderbar ihr ganzes Wesen ein, daß sie darüber beynahe den Inhalt seiner Rede überhörte. Doch bald faßte sich die schüchterne Jungfrau zum freundlichen Verständniß; der Jüngling stieg vom Pferde, schritt vertraulich zu ihr hinan, pries das schöne Glück ihrer Bekanntschaft, und nannte sich mit Worten, die eben so viel Geist als hohe Bildung verriethen, ihren überglücklichen Nachbarn, nachdem er von ihr den Namen ihres Vaters vernommen hatte. In dessen erschallten nahe Hifthörner, und Hedwigs Jagdgesolge nahte. Flehend fragte nun der Jüngling, ob er je wieder auf freundliches Wiedersehen hoffen dürfe? Ein sanfter Flammenblick, der ihm in die Tiefe des Herzens drang, war die Antwort. Hedwig schwang sich auf's Pferd, und verschwand.

Alfos sah ihr staunend nach. — An Carl Roberts Hofe aufgewachsen, voll Ruhinverlangen in der Brust, und durch ansehnliches Vermögen zu großen Hoffnungen berechtigt, ward er schon frühe zu einem hohen Berufe bestimmt; dabey machte ihn sein gefälliges Außere, wie auch sein aufgeweckter Geist, sehr bald zum Abgotte des schönen Geschlechts. Erst kürzlich war er in diese Gegend seiner ausgedehnten Besitzungen gekommen, welche sein Vater Mychel, zum Vohne wichtiger, dem Herrscherhause geleisteter Dienste, vom Könige erhalten hatte. Die unerwartete Begegnung, Hedwigs Schönheit und der ungemeine Liebreiz, der über ihr ganzes Wesen verbreitet war, entzückten, und das heftige Verlangen, die Tochter jenes stolzen Petenich, welchen man bey Hofe weit mehr fürchtete, als haßte, zu erobern, entflamte ihn ganz und gar. Die Dämmerung mahnte den Zögernden zum Aufbruche.

Hedwig fand bey ihrer Nachhausekunft ihren Vater ernst und in Gedanken vertieft, welches ihr nun um so lieber war, da sie dabey ihre Einbildungskraft ungestört mit dem holden Jünglinge beschäftigen und sich in den sanften Träumen ergehen konnte, worin sie des Abends milder Dämmerstrahl zu wiegen schien. Nach längerem Schweigen befahl Petenich Licht zu bringen, und rief die glückliche Träumerinn an seine Seite. „Hedwig!“ sprach er in zutraulichem Tone —, „heute war dein achtzehnter Geburtstag, und du



bist nun reif, meine Absichten in Betreff deines künftigen Schicksals zu vernehmen. Meine Lebenstage eilen zu Ende, drum wählte ich, für dein Heil besorgt, dir einen Gatten." Hedwig erblaßte. — „Tholdys, meines werthen Freundes Sohne, bestimmte ich deine Rechte. Befreunde dich mit dem Gedanken, liebe Tochter, daß du für die Zukunft sowohl meiner Nähe als deiner bisherigen Freyheit entsagen mußt. In einigen Monden wird dein Bräutigam hier seyn; ich hoffe, meine Wahl soll dir genügen. Bleibe ihm getreu. — Deine Mutter war es mir nicht!" Bey diesen Worten verfinsterte sich seine Stirne, sein Auge erglühte von wildem Feuer, und wie von einem plötzlich erwachenden, wüsten Nachgeföhle überrascht, öffnete er einen Schrank, und nahm einen vergoldeten Becher daraus hervor, indem er sprach: „Nimm diesen Becher zum Erinnerungspfande dieser Stunde. Deine Mutter trank den Tod daraus."

Mit zitternder Hand griff Hedwig nach dem Becher. Aber Peter noch fuhr fort in seiner Rede: „Wisse das Ereigniß! Du warst noch kaum zwey Jahre alt, als ich mit meinen Waffen gegen die Verräther auszog, die unser Vaterland dem Carl feilten. In dieser Gegend lebte einst ein Mann, der die lebhafteste Theilnahme an unsrer Angelegenheit heuschelte, aber, wie seine Enthüllung in der Folge zu erkennen gab, der neapolitanischen Partey auf's Innigste angehörte. Dieser entbrannte von heftiger Leidenschaft für meine Gattinn. Er schlich sich, während ich ferne war, in mein Haus, und siegte durch teuflische Schmeicheltünste — siegte über die Tugend des Weibes, und die Bethörte fiel in seine Schlinge. Schadenstroh kehrte der Bösewicht zurück; aber heftige Reue ergriff die Unglückliche, und als sie Kunde von meiner nahen Ankunft vernahm, überwältigten Scham und Rache ihr Gemüth, daß sie Gift aus diesem Becher trank. Ich fand nur mehr ihr Grab. — Möge ihr schreckliches Beyspiel vor ähnlicher Verirrung dich bewahren!"

„Es wird es! theurer Vater," rief Hedwig mit entschiedener Entschlossenheit, und hoch brannten ihre Wangen. „Doch muß ich auch den Mann lieben," fuhr sie fort, „dem ich meine Rechte reiche. Werde ich aber den wohl lieben können, den du mir bestimmtest?" und gleichwie in einem Traumgestichte trat des Jünglings Gestalt ihr vor die Seele. Dem Drange ihres Geföhles nachgebend, verrieth sie, fast wider Willen, die heutige Begegnung. Aber in heftigen Zorn brach der Vater aus, als sie ihm den Jüngling nannte. „Zur Hölle mit diesem Namen!" brüllte er vor Ingrimm. „Es ist jenes gottlosen Verführers Sohn, nach dessen Besitze du trachtest." Mit einem gräßlichen Fluche strebte seine Wuth sich zu entladen, und ertödtete das Wort auf seinen Lippen.

(Der Schluß folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, im September 1823.

Bergebens hofften alle Kenner und Freunde des wahrhaft schönen Gesanges Mad. Marcioni-Schönberger noch öfter auftreten zu sehen! Die Mehrzahl unsers Publicums hatte sich nun einmal nicht in das Ungewöhnliche finden können, aus einer weiblichen Kehle eine Tenorstimme zu hören. Da vortheilhafte Gestalt und braves



Spiel die seltene Künstlerinn so trefflich unterstützt, so würde gewiß durch öfteres Sehen jedes Vorurtheil überwunden worden seyn, und der Wunsch, sie fest bey uns zu behalten, da uns die schönen Tenorstimmen ganz fehlen, hätte allgemein werden müssen! So hatten nur einzelne kleine Freundeszirkel das Glück, sie öfter zu hören, und besonders die seltene Gabe zu bewundern, womit diese eben so gefällige als treffliche Künstlerinn jede Composition in dem ganz eigenthümlichen Styl vorzutragen versteht, in dem der Compositneur sich solche gewiß dachte. Ganz besonders kann man dies von allen Mozart'schen Arien rühmen, die sie singt; ihr Vortrag derselben ist so seelenvoll und feurig, daß man glaubt, sie nie zuvor gehört zu haben, und daß selbst der Kalteste begeistert wird. Mad. B e s p e r m a n n trat in drey Actrollen auf; ihre schöne, silberreine Stimme und ihre gute Methode erwarben ihr sehr lauten Beyfall.

Immer mehr drängt sich einem bey der Musik die Bemerkung auf, daß, da doch in der Regel jeder im Publicum zwey Ohren und ein Herz hat, und bey vielen sogar die Existenz des letztern zweifelhaft bleibt, und es wenigstens nur theilweise der Kunst zugewendet ist, die Tonkünstler bey weitem den sicherern Weg wählen, die sich unbedingt nur an die Ohren wenden, und das eigene Herz sowohl als das der Zuhörer ganz aus dem Spiele lassen. Mögen die Enthusiasten darüber schmähen, jener ihre Berechnung ist richtig, der lautere Beyfall fehlt ihnen nie.

Mit Freuden sahen wir nach langer Krankheit Mad. Haase wieder auftreten. Mlle. Schröder kehrte als Mad. Devrient von Berlin zurück. Dieser unser Devrient, ein noch sehr junger aber denkender und talentvoller Schauspieler, scheint sich in ein ganz neues Rollenfach werfen zu wollen, nämlich in die ernstern Charakterrollen. So gab er z. B. jetzt den Kaufmann von Venedig, den bisher Hr. Hellwig trefflich spielte; der Versuch war gewagt, aber er gelang vollkommen, und berechtigt zu den schönsten Erwartungen.

Bey unserer italiänischen Oper dürfen wir endlich bald erfreulichen Neuigkeiten entgegen sehen. Unser trefflicher Morlacchi schreibt jetzt eine Opera buffa auf das allerliebste Sujet: la jeunesse de Henri V., sie soll noch diesen Monat aufgeführt werden. Er ist wieder nach Venedig berufen, um dort eine Opera seria zu schreiben; aber vor seiner Abreise noch dürfen wir hoffen, seine Oper: Lebaldo und Isolina, die ganz Italien entzückt, auch hier zu hören. Eben so verspricht man uns Rossini's Zelmira, und seinen Moses. Hätten wir nur erst einen braven ersten Tenor und eine jugendliche Primadonna!

Die diesjährige Kunstausstellung ist interessant, und im Portrait- und Landschaftsfache reich ausgestattet. Überhäufte Geschäfte hindern mich aber sie öfters zu besuchen, daher kann ich nichts Näheres davon erzählen. Der sehr plötzliche Tod des Gallerie-Inspectors Demiani erregte großes Aufsehen; mit Recht bedauert man diesen würdigen und rechtschaffenen Mann.

Der neue Thurm unserer St. Annenkirche wächst lustig empor, am 6. September war die Zimmerung des Daches vollendet, und die Hebeseyerlichkeiten fanden Statt. Die neuen Glocken dazu sind glücklich gegossen und vollendet. Sie sind so schön, daß ich Ihnen Näheres davon erzählen muß. Der Gießmeister der königl. Strüggießerey, Sigismund Schröttel, ist ein so kundiger, erfahrener, vielgereister und gebildeter Mann, der seinen schweren Beruf mit solchem Enthusiasmus treibt, daß es kein Wunder ist, wenn dieses seiner Leitung völlig überlassene Werk schön gelang. Es war ihm nicht genug, diese vier Glocken so zu gießen, daß ihr Ton im Accord des C-dur rein, wohlklingend und voll erschallt, er schmückte sie auch mit Liebe und echtem Kunstsinne. Die allergrößte Glocke ist mit einer Inschrift geziert, welche den Namen der Stifterin, Frau Hofrätthin Littmann nennt, und erwähnt, wie die Summe, welche sie zur Erbauung dieses Thurmes vermachte, durch die weise und sorgfältige Verwaltung zweyer Rathsherrn binnen ein und zwanzig Jahren so anwuchs, daß nun, im 54. Regierungsjahre unsers geliebten Königs, dieser Bau unternommen und vollendet werden konnte. Ein Lorberfranz umwindet diese Inschrift und schmückt ein haut-relief auch oben herum die Glocke. Unter demselben ist ein zart ausgeführtes Hautrelief, kleine Engel darstellend, welche Harfen, Flöten, Lauten und Schalmeyen spielen. Auf der Rückseite der Glocke



sehen Schillers herrliche Worte: „Zur Eintracht, zu hezzinnigem Vereine, versammelte sie die liebende Gemeine.“ Ein Eichenkranz umgibt diese Inschrift, so wie den untern Rand der Glocke. Uns Deutschen gehört der unsterbliche Dichter an, der das ganze Werk des Glockengießers so tief sinnig ergriff und verherrlichte, es ist die erste Glocke in Dresden, welche mit deutscher Inschrift geziert ist. Das Rathswapen ist über diesen Zeiten zu sehen. Volle Weinranken umgeben in der Mitte die Glocke, auf den bey den drey größeren Glocken. Bey der zwennten ist oben ein Kranz von Ähren und Kornblumen, auf das Brot des Lebens in gleichem religiösen Sinn deutend; diese Weinranken wiederholen sich bey den zwey größeren Engel, eine Schriftrolle haltend, mit der Inschrift: „Zur Ehre Gottes.“ Das Hautrelief von Engeln mit Instrumenten zieht sich oben unter dem Ährenkranz um die Glocke; unten schmückt sie ein Rosenkranz, Sinnbild der Unschuld und Freude. Auf der dritten Glocke wiederholt sich der Ährenkranz mit Penseen durchflochten, und das Hautrelief stellt eine Reihe von Münzen dar, welche abwechselnd das Bildniß der Churfürstin Anna, Stifterinn der Kirche, zwischen dem sächsischen und dänischen Wapen enthalten; sie war eine Prinzess von Dänemark. Hier ist sie in verschiedenen Lebensaltern dargestellt. Die Mitte dieser Glocke ziert Luthers Bildniß mit der Umschrift: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Die vierte und kleinste Glocke ist unten herum durch eine kunstvoll verschlungene Arabeske geschmückt, Sinnbild der Ewigkeit (das antike Sinnbild der Schlange ist bey christlicher Deutung nicht anzuwenden, wegen des Sündenfalls). Oben herum zieren sie drey Reihen Hautreliefs, die unterste stellt Engel dar, welche zwey und zwey eine Lyra zwischen sich halten, als Sinnbild der Harmonie, darüber, auf das Geheimnißvolle der Religion hindeutend, sind Sphinxen mit der Lyra, und oben Engel, welche Weinranken mit Trauben halten, und sich solche von den gierig darnach haschenden Pantheren nicht entreißen lassen, Sinnbild, daß wilde Leidenschaften nichts über ein Gemüth vermögen, welches sich dem Schutze guter Engel ergibt. Alle diese Reliefs und Inschriften sind ganz aus einem Guß mit den Glocken, nichts ist daran gravirt oder ausgearbeitet.

Das Werk macht dem sinnigen Meister große Ehre. Zum Reformationsfest sollen Thurm und Glocken eingeweiht werden. Es ist schade, daß bey protestantischen Kirchen die feyerliche Taufe der Glocken nicht Statt findet.

Ende September.

Mannigfaltige musikalische Genüsse brachte uns dieser Herbstmonat schon. Der Violinist *Mazas* gab Concert mit Unterstützung der königl. Capelle. Seine Compositionen, wozu auch außer seinem Concert dans le style pittoresque eine Symphonie zu einer Oper: *Corinne au Capitole* gehört, haben manches Originelle und Reizende, wenn schon Tiefe und Gründlichkeit ihnen mangelt. Sein Ton, den er der Violine entlockt, ist glockenrein und schön, selbst bey den schwierigsten Passagen. Er überwindet viele Schwierigkeiten, sein Spiel ist geistvoll, aber wahres seelenvolles Gefühl mangelt ihm; das unaufhörliche Stimmen eines Instrumentes stört jeden Eindruck des Spiels.

Unser neuer Concertmeister, Signor *Rolla*, Sohn des berühmten *Rolla* in Mailand, ist angekommen; er war bis jetzt erster Violinspieler in Bologna. Man lobt den Kunstfeifer und das ernste fleißige Streben dieses jungen Mannes sehr, dessen Talent in Italien schon anerkannt war. Er dirigirte hier zuerst in der Kirche, in Pillnitz ließ er sich vor dem Hofe hören, und hier wird er zuerst: *Le Nozze di Figaro* dirigiren. Eine sehr ausgezeichnete Pianofortespielerinn, *Mad. Symanowska* aus Warschau, erfreut uns jezt durch ihre Gegenwart. Wohl ist es kühn und schwierig, gerade auf diesem Instrument sich hier auszuzeichnen, wo wir so große Künstler besitzen. Wer kann an Genialität, Kühnheit und Kraft des Spiels sich mit *C. M. v. Weber* messen, wer könnte so wie er alle Saiten des Gemüthes erschüttern, die wundervollsten Tiefen der Kunst erschließen und in lyrischer und dithyrambischer Begeisterung in Tönen zu uns sprechen, wie er, wenn er sich frey seiner Phantasie und Laune überläßt? Wer rühmt sich so tiefer Kunde musikalischer Gelehrsamkeit wie *Kengel*, wer vermag es so, wie er zu phantasiren im vierstimmigen durchgeführten Satz und im doppelten Contrapunct? Wer kann an Feuer und Rundung, Eleganz, Sicherheit und rascher Jugendglut das



Spiel unserer Antonie Pechweil übertrifft? — und dennoch überrascht uns die liebenswürdige Polin durch eine Seite, die sie dem Instrument abzulocken versteht, wie wir nie zuvor es hörten, dieß ist: seelenvolle Innigkeit und echt grandioser Styl. Sie hat bey einem höchst gefühlvollen Vortrag eine so seltne Festigkeit und unerschütterliche Sicherheit, wie man sie fast nie vereinet findet. Man versichert, es sey unmöglich, ihr Spiel von dem des berühmten Field zu unterscheiden. Compositionen von ihm und von Hummel von ihr vortragen zu hören, ist ein sehr hoher Genuß. Sie hatte das Glück, sich in Pillnitz den Beyfall unseres Hofes zu erwerben; hier spielte sie nur erst in Privatirkeln, nächste Woche wird sie Concert geben. Sie reist nach Paris und wahrscheinlich auch nach London.

Ein Herr Hierring ließ sich auf Harmonika und Orgel hören mit verdientem Beyfall, und Clara Siebert gab nebst ihrem Vater vor ihrer Reise nach Italien auch Concert. Die Aufmunterung, die man so gern der blühenden Jugend schenkt, wurde ihr in reichem Maße. Mad. Devrient gefiel als Emmeline in der Schweizerfamilie auf gleiche Weise; wenn sie aber fortfährt, ihrer Stimme solche Verschwendung der Kraft zuzumuthen, so wird der Klang derselben bald verlieren, und sie unfähig werden, sich kunstvollern Vortrag zu erwerben.

Ein kleines Singspiel: „Das ledige Ehepaar“ wurde wiederholt aufgeführt. Dieser artige Scherz ist früher aus dem Französischen in's Englische übersetzt, aus diesem bearbeitete es Baron von Malsburg für die deutsche Bühne, und ein jetzt hier lebender Engländer, Baron Livius, componirte die Musik dazu.

Viele Fremde besuchen noch in dieser Herbstzeit Dresden. Vier Vorstellungen indischer Gaukler zogen die Schaulustigen an, so wenig sie dem Sinn Befriedigendes boten.

### Ballet.

Auf dem k. k. Hoftheater am Känthnerthore wurde zum ersten Male aufgeführt: Der weiße Pilger. Ballet in drey Acten von Hrn. Gaet. Gioja, in die Scene gesetzt von Hrn. F. Gioja. Musik von verschiedenen Meistern.

Vorher wurde der zweyte Act der Oper Tancred aufgeführt, worin Mlle. Unger, wegen einer der Mad. Waldmüller plötzlich zugestoßenen Unpäßlichkeit, die Parthie des Tancred übernommen hatte, die sie mit der ihrem Fleiß gebührenden Theilnahme vortrug.

Was den weißen Pilger betrifft, so hat dieses Ballet, wie es heißt, auf dem Theater in Mailand sehr gefallen. Wenn es anderwärts weniger Glück macht, so theilt es dieses Loos mit manchem Schauspiel und mit mancher Oper, die an verschiedenen Orten ebenfalls mit ganz verschiedenem Erfolg aufgenommen worden. Das hängt von gar zu viel Umständen und Zufälligkeiten ab, die sich nicht bestimmen lassen. Der Stoff ist aus einem französischen Melodram von dem fruchtbaren Autor Pirèrecourt entlehnt, der den Titel: Le pèlerin blanc führt. Man hat auf einem hiesigen Theater vor einer Reihe von Jahren eine Bearbeitung desselben Schauspiels unter dem Titel: Der Vater und seine Kinder, gesehen, und erinnert sich noch der Besetzung der Hauptrollen. Der eben genannte Titel ist ziemlich allgemein, und könnte auf gar viele Stücke passen; eben so, als ob man eine Komödie die Heirath aus Liebe, und ein Trauerspiel, die Ermordung des Verbrechers, überschreiben wollte. Der Inhalt des Ballets ist, den Hauptzügen nach, folgender.

Graf d'Olival wurde von Rolando aus seinem Eigenthum vertrieben, und das Schloß in Brand gesteckt. Da sich das Gerücht verbreitet, die Familie sey in den Flammen umgekommen, so nimmt der Feind die Güter in Besiz. Der Graf und seine Gattinn, sammt zwey Knaben, retten sich indessen auf verschiedenen Wegen durch die Flucht. Als Pilger verkleidet kehrt d'Olival zurück, und nimmt als Pförtner mit verstellter Taubheit Dienste auf der Burg. Auch die Knaben, als Savoyarden gekleidet, kommen hierher. Unbekannt ist ihnen ihr Geschick. Die Documente ihrer Ansprüche ente-



hält ein Kästchen, das sie, dem Befehl ihrer sterbenden Mutter zufolge, erst in einem Alter von achtzehn Jahren öffnen sollen. Rolando schöpft Verdacht, bemerkt sich des Kästchens und beschließt den Tod der Kinder. Dem Pförtner verhilft seine vorgebliche Laubheit zur Entdeckung des beschlossenen Tübensstücks. Er verwechselt zwei Flaschen, deren eine Gift, die andere Wein enthält, so daß Rolando selbst den Tod schlürft; dann entflieht er mit den Knaben. Der Feind setzt ihnen nach und ist im Begriff, sich ihrer zu bemächtigen, als d'Olivet sich zu erkennen gibt, ihm seinen nahen Tod verkündet, und während der Verbrecher den Händen der Gerechtigkeit überliefert wird, unter Jubel und Frohlocken seine Herrschaft wieder in Besitz nimmt.

Man hört gewöhnlich Klagen über den Mangel an dramatischem Stoff in den neueren Ballets, die größten Theils nur als Unterlage für choreographische Ausschmückungen dienen. In dem oben genannten fehlt es eben nicht an Handlung; sie füllt den ganzen zweiten Act, ohne andere Zuthaten, und vom Anfang bis zum Ende folgen die Scenen gedrängt auf einander. In der ersten Hälfte entwickeln sich die Begebenheiten ziemlich ungezwungen, es kommen mehrere interessante Momente vor, wohin unter andern die Tischscene gehört, und die Regsamkeit der beyden jungen Savoyarden, Armand und Raymond, die von der jüngern Mlle. Hasenhut und der kleinen Muzorelli mit natürlicher Lebendigkeit ausgeführt wurden, gibt diesem Theil einen anziehenden Charakter. Nach und nach häufen sich jedoch die Momente zu sehr, die Unbedeutendsten gesellen sich noch Unwahrscheinlichkeiten zu, und zuweilen streift die sonst ernsthafte Action etwas an das Komische, so daß dieser zweyte Act am Ende doch ermüdet, und fast keinen Eindruck hinterläßt. Im dritten folgt bloß der kurze Schluß, den übrigen Raum nehmen die Tänze ein. Handlung und Tanz sind im ersten Act am glücklichsten verbunden. Die Wirkung des Ganzen, als Drama betrachtet, zeigte sich etwas schwach. Der größte Fehler liegt wohl in der Dunkelheit, da die früheren Begebenheiten, wie so manche spätere, der Verständigung durch Worte nicht entbehren können. Statt des weisen Pilgers erschien ein grauer, wovon der Grund in einer Verwechslung, um einen Collisionssfall zu vermeiden, lag.

Gleich das erste Terzett zeichnete sich durch anziehende Verwicklung, charakteristischen Ausdruck der Schritte und Bewegungen, so wie durch angemessene musikalische Begleitung aus. Die seltene Kunstfertigkeit des Hrn. Rozier glänzte zwischen der zierlichen Correctheit der Mlle. Pervet, und der gefälligen Leichtigkeit der Mlle. Heberle. Diesem beifallwürdigen Tanzstück folgte eine recht artige Entree, von Schäfern und Schäferinnen ausgeführt. Im dritten Acte nahmen die Tänzerinnen Torelli und Tagliani durch anmuthige Soloparthien wetteifernd die Theilnahme der Zuschauer in Anspruch, und die Erscheinung der Mad. Rozier verschönerte diesen Theil durch die Munterkeit und Eleganz ihres Tanzes. Dieser Production reihte sich ein von Mlle. Milliere, Herrn und Mlle. Tagliani glänzend ausgeführtes Pas de Trois an, worin Kunst und Grazie sich vereinigten.

Die Musik ist gefällig und schmiegt sich den Situationen und Parthien größten Theils sehr glücklich an. — Den Decorationsmalern ist kein bedeutender Stoff dargeboten.

### Modenbild XLIII.

Zwey Ansichten eines Kleides von Doppel-Barege, das mit gleichem Stoffe, Atlas und Blonden geziert ist. Der Hut von Crepp mit Straußfedern geschmückt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.





J. Seidl

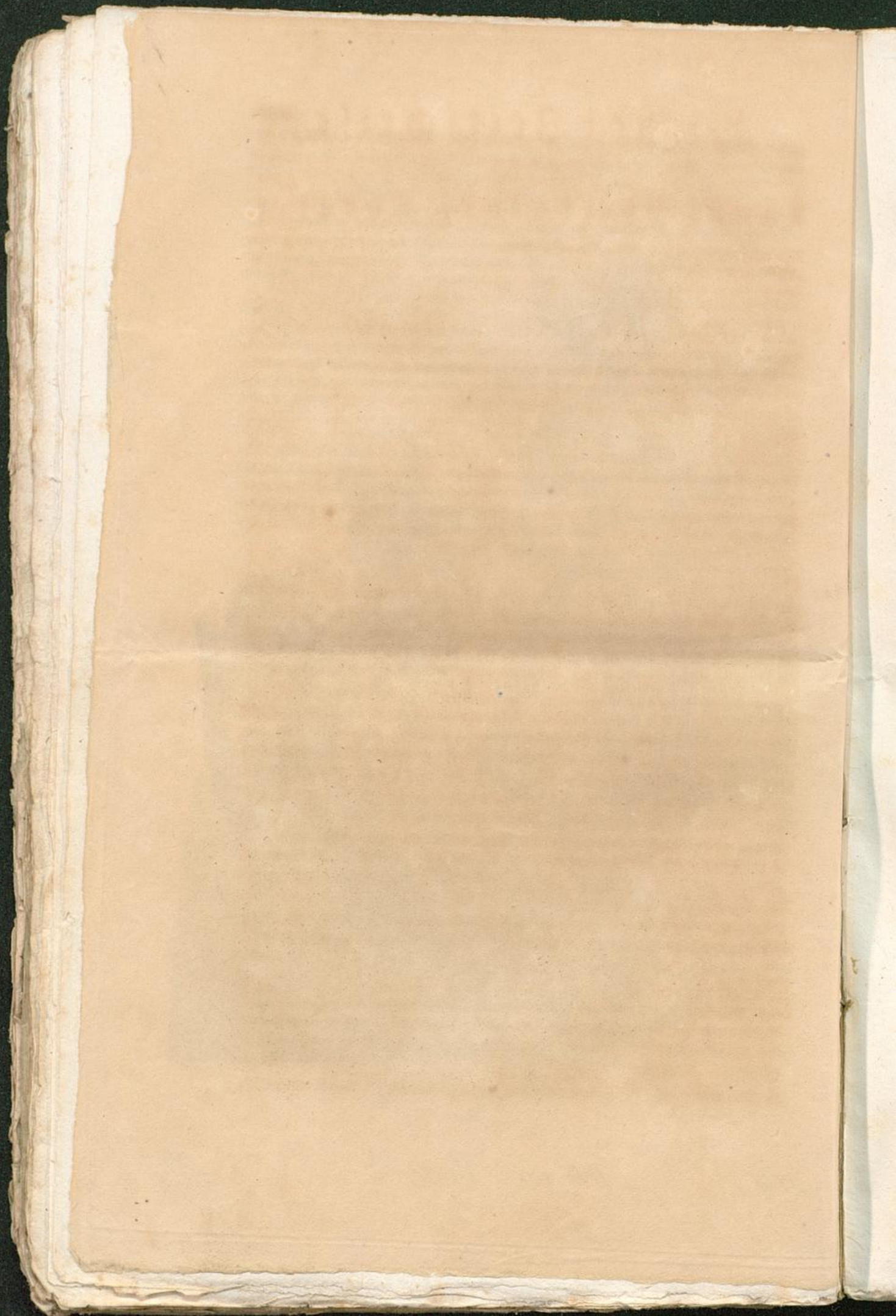
J. Seidl del.

*XLIII.*

*Wiener Moden.*

127.  
1823.







# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Sonnabend, den 25. October 1823.

128

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sammeln viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die f. k. Postämter um 33 fl. halbs- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

An die Redaction der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur,  
Theater und Mode.

Einem Ungenannten hat es beliebt, mich, der ich mich selbst schon zum ältesten Eisen zu zählen anfangte, in der Wiener Zeitschrift Nr. 123 d. J. vom 14. Oct. unter die Mode-Artikel zu verpflanzen; was ich mir, da ich armer Mensch auf diesem Wege doch endlich auch einmal — freylich post festa — in die Gesellschaft der Damen eingeführt würde, auch gerne hätte gefallen lassen können, wenn es auf eine anständige Weise geschehen wäre. Dieß ist jedoch nicht der Fall gewesen, und ich finde durch den S. 1002 eingeschalteten Aufsatz über Stubenwärnung, obwohl ich nicht zweifle, daß derselbe von der Redaction in der besten Absicht aufgenommen wurde\*), dennoch sowohl mich selbst, als die gute Sache compromittirt. — Ich glaube daher von der Redaction erwarten zu können, daß sie meine Gegenbemerkungen ihrem Lesepublicum mittheilen werde; denn wenn es erlaubt ist, Jemanden in einem öffentlichen Blatte ein Verdienst, welches bereits Ehre brachte, zu schmälern, und somit dessen Ehre anzutasten: so muß es auch erlaubt seyn, daß man sich gegen solche Angriffe vertheidige. Es wird dort S. 1001

1. geklagt, „daß man, wenn man alles durchlese, vom Vulcanus famulans bis zur zweyten Auflage von Meißners Schrift über Heizung mit erwärmtter Luft, auf die Hauptfrage dennoch keine Antwort finde ic., und immer noch über nicht zu erheizende Zimmer und rauchende Ofen ic. Klagen höre.“

Solche Klagen sind indessen bey weitem so wichtig und richtig nicht, als man glauben möchte, und ich beschränke mich, den Raum dieser Blätter schonend, darauf: daß ich den Proponenten bitte, mir die nicht zu erheizenden Zimmer zu zeigen, und mich zur Erwärmung derselben bis zu jedem beliebigen Grade der Temperatur erbiete; so wie ich anderer Seits, wenn es etwa bey dem Proponenten selbst rauchen sollte, ihm die Ursachen seines Rauches sehr genau definiren, und demselben gründlich abhelfen zu können hoffe.

\*) Wahrlich!



2. Wird behauptet, „daß man bey der Heizung mit erwärmter Luft gußeiserne Ofen anwenden müsse.“

Dies ist nicht der Wahrheit gemäß (s. Meißners Heizung mit erwärmter Luft 2. Aufl. S. 75), wie schon der Umstand beweiset, daß bereits zwey Winter hindurch die Hörsäle der k. k. Forstlehranstalt in Mariabrunn mittelst einer Heizkammer erwärmt wurden, in welcher ein ganz gemeiner thönerer Kachelofen steht.

3. Wird tadelnd von einem „Meißnerischen Ofen“ gesprochen, während man nicht mit einem Worte erwähnt, daß die von dem Proponenten selbst so hoch gepriesene Heizung mit erwärmter Luft, in ihrer dermaligen uneingeschränkten Anwendbarkeit, von demselben Meißner erfunden wurde. Auch ist der ganze Aufsatz so stylisirt, daß er sehr geeignet wäre, den Prof. Meißner von der Heizung mit erwärmter Luft zu isoliren, und ihn dagegen mit einem unbrauchbaren Ofen zu behaften, das Publicum aber überdies noch auf die Idee zu führen, als müsse die neue Heizmethode erst durch den, mittelst einer Prämie, zu erschaffenden Ofen anwendbar gemacht werden.

Dies ist — mit dem gelindesten Titel belegt — höchst unbillig.

4. Wird behauptet, „daß der gemeine Stubenofen, wenn er raucht, leicht verschmiert werden könne, was aber bey dem in der Heizkammer stehenden Meißner'schen Ofen (soll wohl heißen, bey dem in der Meißner'schen Heizkammer stehenden Ofen) nur schwierig und oft gar nicht bewerkstelliget werde könne.“

Dies ist ganz falsch! und wenn irgend Jemand aus Laune oder augenblicklicher Noth Heizungen gebauet hat, bey denen der Ofen unzugänglich ist: so kann dieses mir gar nicht, und um so mehr nicht zum Vorwurfe gereichen, als ich hierüber bereits (s. d. angef. Werk. S. 48) die nöthigen Anweisungen zum Baue gegeben, und in der neueren Zeit sogar das Eisenwerk zu Blansko — wie Herr Doctor Reich enbach daselbst der Welt sagen möge — zur Ausführung der bey beschränktem Raume der Heizkammern nöthigen gußeisernen Vorrichtungen aufgefordert habe.

5. Scheint man zu glauben, es fehle noch ganz und gar an einem Ofen für die Heizkammer.

Auch dies ist ganz irrig; denn ich habe nicht nur in meinem Werke über den Bau der Ofen (die jedoch mit dem Princip meiner Heiz-Methode durchaus nicht verwechselt werden dürfen, s. d. ang. Werk S. 71, S. 84) die nöthigen Regeln aufgestellt (s. S. 49 und den Zus. S. 133), sondern auch späterhin (wie dies Herr Doctor Reich enbach in Blansko und der fürstl. Auerspergische Wirthschafts Rath Herr Dypelt in Prag sagen mögen) detaillirte Ideen an die Eisengießereyen in Blansko und Neubitz abgegeben; so zwar, daß diese Werke bereits Ofen liefern, die jetzt schon viel leisten, und bey noch einiger Vervollkommnung alles gewähren werden, was man vernünftiger Weise fordern kann. Und endlich habe ich vor längerer Zeit schon bey der hohen Staatsverwaltung um die Erlaubniß ange sucht, meine Ideen zu zweckmäßigen Ofen in Modellen ausführen, und zur Belehrung des Publicums im polytechnischen Institute aufstellen zu dürfen.

Die ausgeschriebene Prämie erscheint also zwecklos, und sie würde dies in jedem Falle gewesen seyn \*); denn wenn man einen gußeisernen Ofen erfinden will, bey welchem das Rauchen mathematisch gewiß unmöglich wird: so muß man zuerst Gußeisen erfinden, welches mit mathematischer Gewißheit gegen das Springen in der Hitze gesichert ist. —

Damit nun aber die wohlgemeinte Gabe von 1000 fl. doch noch zu etwas nütze, so mache ich den Vorschlag, daß man sie zur Ausführung einiger der oben erwähnten Ofen-Modelle verwende, wozu ich auch gerne hülfreiche Hand

\*) Die Redaction der Wiener Zeitschrift behält sich vor, dem Publicum von den durch diese Berichtigung geänderten Verhältnissen der Prämie nächstens Rechenschaft zu geben.



leisten werde. — Über einige andere, in dem hier replicirten Aufsätze enthaltene nicht minder irrige Behauptungen (s. Eschenbachs Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chemie, Leipzig III. Heft 1803. S. 1. u. IV. Heft 1804. S. 11.) will ich schweigen; damit nicht veranlaßt werde, daß man, zum Lohne meiner redlichen Bemühungen, abermals mit Unwahrheit schreie: Figulus figulum (?) odit!

Wien, am 21. October 1823.

Professor Meißner.

### Der Jüngling und der Nachtschmetterling.

#### Der Schmetterling.

Was liegst du im Mondlicht  
So stille und bleich,  
Von Weiden umhangen,  
Am einsamen Teich?  
Und schaust in die Wellen,  
Und horchst dem Gebraus,  
Und lächelst durch Thränen  
Voll Sehnsucht hinaus?

Es tanzen die Blüten,  
Es hüpfet der Quell;  
Was grämst du im Traven  
Dich, junger Gesell?  
Süß trillern die Flöten  
Herüber vom Hain,  
Sie laden zu Reigen  
Und Liebe dich ein.

#### Der Jüngling.

Man wird, wo ich geblieben, dort nicht fragen,  
Entbehrt doch sie, selbst sie mich icho leicht.  
Ich bin zu schwach es männlich zu ertragen,  
Wenn sie entfremdet mir vorüber streicht,  
Und nun, wie einstens mir in schönern Tagen,  
Die weiche Hand dem neuen Lieblich reicht,  
Nicht spotten soll sie meiner tiefen Wehen;  
Ich aber muß und werde still vergehen.

#### Der Schmetterling.

Düsterer, holder  
Träumer erwach'!  
Leichten Gemüthes  
Folge mir nach.  
Über die Blumen,  
über das Grün,  
Gaukelnden Fluges  
Schweb' ich dahin,



Bringe der Litzie  
 Ständchen und Gruf,  
 Schlummernden Rosen  
 Heintlichen Kuß;  
 Stelle zum Weilchen  
 Mich in's Gehäg',  
 Rose, — und katt're  
 Wieder hinweg.

### Der J ü n g l i n g .

Auch du wirst einst die Eine blaue Blume finden,  
 Die fest dich bannt mit zaubergleicher Macht,  
 Und wehe! — lodert, helle zum Erblinden,  
 Ihr Kelch entgegen dir durch schwarze Nacht.  
 Wahnsinnig Sehnen wirst auch du empfinden,  
 Wenn du — die Flamme siehst in rother Pracht;  
 Stets enger wirst du, wirrer sie umschweben,  
 Und nimmer lassen, — gilt es gleich dein Leben.

Carl Gottfr. v. Reiner.

### Der Bl u t b e c h e r .

(S c h l u ß.)

Tief erschüttert begab Hedwig sich auf ihr Zimmer. Bey später Nacht noch stand sie unter schmerzlichen Vorgefühlen an ihrem Fenster, blickte nach der Gegend hin, wo Alös ihr erschienen, und als der frühest Morgen zu dämmern begann, zog die Nacht ihrer Gefühle gleichsam unbewußt sie nach jenen Gefilden hinaus. Auch Alös eilte auf Flügeln der Sehnsucht dahin, und die erste Neigung wurzelte tiefer und mächtiger in des Mädchens Herzen. Dort sah sie ihn noch öfter, indem sie vorsichtig vor ihrem Vater ihre Glückseligkeit verbarg, welche eben unter dieser Hülle desto höhern Reiz gewann. An einem heitern Tage eilte Hedwig raschen Trabes zum Thore der Burg hinaus. Ihr Vater erblickte sie und rief ihr nach; aber die Glückliche hatte eben kein Ohr für seine Stimme: Petenuch ahnte das für ihn schreckliche Geheimniß, und folgte sogleich ihren Tritten nach.

Im Walde, auf einem dichtumlaubten Rasenhügel, fand Hedwig ihren Geliebten. Süß erklangen der Nachtigall Lieder um sie her, und eben so wonnig schien die ganze Natur Liebe zu athmen, wie sie in Hedwigs Busen waltete. Im Tausche der seligsten Neigung entschlief jede Besinnung allgemach; Himmel und Erde schmolzen vor ihren Blicken in Eins zusammen, und Herz und Seele, von der Fülle unsäglichen Wonnegefühles bewältigt, erwachten aus allzukurzem Traum in wiegenden Liebesarmen. „Dein auf ewig!“ stammelte sie mit schwärmerischem Flammenblick; aber plötzlich fauste ein Wurffpieß hart an beyden vorüber. Mit einem Schrey des Entsetzens fuhr Hedwig empor und schmiegte sich, Schutz suchend, an Alös Busen. Ihr Vater stand hinter ihnen. „Ha! Schändlicher!“ rief er mit Donnerstimme aus, griff mit wuthgleichem Haß nach seiner Waffe, und sank seinen herbeyeilenden Dienern leblos in die Arme. Seine Tochter in des Verhafteten Umarmung zu



sehen, empörte seine ganze Leidenschaft, und der gebrechliche Greis erlag der Gewalt seines Aufruhrs. Lautlos starrte Hedwig auf ihren entseelten Vater hin, und sank ohnmächtig auf seine Leiche nieder. Nachdem sie allgemach sich wieder erholt hatte, wandte sie sich schmerzlich zu dem Jünglinge, der in tiefer Bestürzung ihr zur Seite stand. „Nun“ — sprach sie mit leidvoller Hingebung — „nun bin ich ganz dein Eigen, oder ich folge meinem Vater in's Grab.“ — Die Leiche ward auf die Burg gebracht, und Hedwig folgte dem Zuge mit grauenvollem Schweigen nach.

Trauer verbreitete sich über Ztropolous Gefilde, und weithin erklangen die Glocken, den plötzlichen Tod des mächtigen Burgherrn zu verkünden. Bald eilte die Nachricht von Mund zu Munde. Aberglaube und Volkswahn malte sie zu schauerlicher Mähre aus, und eine zahlreiche Menge strömte von allen Seiten zum Todtenmal herbey. Mit stummer Wehmuth sah Hedwig die Vorbereitungen zur Leichenfeyer; aber unter grauser Ahnung und Entsetzen sträubte sich ihr Herz gegen die geheime Stimme der Natur, aus deren Zurufe sie den drohenden Vorwurf des Vaternordes zu vernehmen glaubte. Wohl strebte die erste wilde Leidenschaft diese qualvolle Regung zu übertäuben; aber nimmer vermochte sie ihres kindlichen Herzens, und des verletzten Gewissens Qual zu beschwichtigen. Sprach- und thränenlos hing sie, jeden Besuch verbiethend, und in ihre Kammer eingeschlossen, ihrem Grame und Kummer nach.

Spät am Vorabende des Leichenbegängnisses weckte klägliches Getöse die einsam Lauernde aus ihren schmerzlichen Träumen. Es waren Todtengefänge der Mönche, die bey dem Begräbniß ihre Andacht zu verrichten kamen, und ihre Weisen mit dumpfen Harfentönen begleiteten. Grimme Schmerzen tobten in Hedwigs Busen, ihre Kraft erlag dem Drange, und sie sank in Ohnmacht hin, als sie das nahende Trauergelicht erblickte. Der Gedanke ewiger Trennung, und der mahnende Vorwurf, den ihr Gewissen ihr zuzusüßeln schien, zwangen sie mit unwiderstehlicher Macht, vor ihres Vaters Leiche hinzuknien, und um Verzeihung zu flehen.

Rings herrschte tiefes Schweigen um sie her. Die Pforte des Waffensaales wich der leisen Berührung der Hand; die schmalen gothischen Fenster, obschon regungslos, zitterten gleich Geistergestalten beym flackernden Schimmer der düstern Lampen, und schauerlich bligten die zum Leichenschmucke gereihten ähnlichen Harnische und Schilde an den schwarz behangenen Wänden. Kalt wehte der Mitternachtwind durch die Gewölbe, und Hedwig wähnte die Geister ihrer Väter heranschwancken, und über sie Gericht halten zu sehen. In des Saales Mitte, auf einem düstern Prachtbette lag der Todte, dessen Gesichtszüge noch die Miene des Zorns bezeichnete. Neben ihm prangte, mit einem Eichenkranze geschmückt, sein Schwert über seinem gewaltigen Schilde. In der Fülle ihrer Schmerzgefühle sank Hedwig auf die Knie: „Vermag der Fluch auch reine Liebe zu ertöden?“ so seufzte sie: „und du, mein Vater, der du mich selbst und zugleich alle Empfindungen und Gefühle meines glühenden Herzens pflegtest, o, winke Segen aus deiner Friedensheimath auf mich herab! — Alas! Alas! —“

Dieser stand nahe, die Jammernde zu trösten. Über den langen Kampf seines Zweifels, ob er bey dem Leichengelage erscheinen sollte, siegte endlich



der inhaltschwere Gedanke: dein ist alle Schuld des ungeheuern Verlustes der bedauernswerthen Waise! „Ich bin hier, arme Leidende,“ rief er, „deinen Schmerz zu theilen und zu lindern!“

„Alkos!“ rief das aufgeschreckte Mädchen, „du hier?“ und allgemach wieder der liebvollen Neigung gehorchend, ergriff sie die Hand des Jünglings. „Hier bin ich,“ erwiderte dieser; „hier, um zur Stunde auf dieser heiligen Stätte den Eid der Treue zu siegeln.“ „Dein ist meine Liebe, dein bin ich mit Leib und Seele,“ entgegnete Hedwig, und indem sie das traurige Gedenkmal ihrer Mutter, den Becher, hervorzog, erzählte sie ihm dessen Schicksal, und schloß mit den Worten: „Ein gleiches Loos treffe den Meineidigen!“ Eiskalte Schauer durchbebten den Jüngling, und jede sanftere Empfindung trat erstarrend in sein Inneres zurück.

Peteunch ward zu seinen heimgegangenen Vätern bestattet. Hedwig aber hüllte sich in tiefe Trauer, vermied aller Welt Augen, als eben so viele gezückte Dolche, die die Wunden ihres Herzens aufzuwählen drohten, und beweinte ihren theuern Vater mit inniger, schmerzlicher Reue. Allgemach jedoch milderte die wohlthätige Trösterinn Zeit, und Liebe ihre Leiden. Mit stolzer Zuversicht, deren Grund sie gleichwohl sich nicht deutlich genug anzugeben vermochte, hielt sie sich von nun an für des Jünglings Braut; nahm ohne Rücksicht und Zurückhaltung Theil an seiner Gesellschaft und seinen Vergnügungen, lustwandelte Arm in Arm mit ihm durch Feld und Wald, durch ihn und in ihm allein ihr Heil suchend, ihm selbst alles zu seyn, und durch der Liebe unauflöslliche Bande ihm auf immer anzugehören. Alkos konnte gegen ihre bezaubernde Schönheit und grenzenlose Liebe keineswegs unempfindlich bleiben, und der frohe Stolz, womit sie sich als seine Braut betrachtete, zog ihn sogar desto inniger an, je mehr er seiner Eitelkeit schmeichelte. Glückselig, so lange er noch des Mädchens süße Neigung zu erwidern vermochte. Aber ein dunkles, heimliches Vorgefühl, das bey kälterer Überlegung in ihm erwachte, wollte diesem Bunde keine ewige Dauer verbürgen.

So sehr indessen auch Hedwigs Liebe mit jedem Tage zunahm, so vermochte sie doch die Düsterniß, die auf ihrem Gemüthe lag, nicht zu zerstreuen. Dem Jünglinge bangte ingeheim vor der heftigen Leidenschaft, womit sie nach seinem Besitze strebte. Es schien dieselbe ihm desto bedenklicher, je mehr ihn das Maß seiner Neigung zweifeln ließ, solche befriedigend erwidern und die unauflösllichen Bande, die sie ihm bereitete, ertragen zu wollen. Da er jedoch sein Schicksal an jenes des Mädchens gebunden sah, so fügte er sich in das Verhältniß, so gut er konnte.

Also standen die Dinge, als plötzlich in Dalmatien Krieg ausbrach. Der König schickte ein mächtiges Heer nach Venedig, um die Stadt Jadra, welche unter dem Schutze der erstern von ihm abgefallen war, der ungrischen Krone wieder zu erwerben. Der Adel des Reiches ward zu den Waffen aufgemahnt. Der Ruf des allgemeinen Aufgebots erweckte heißes Ruhmverlangen in Alkos Busen, und schnell war sein Entschluß gefaßt, dem Heeresrufe zu folgen. Hedwigs Liebe war erhabnerer Natur, als daß sie den Jüngling vom Ziele der Ehre abgehalten hätte. Der Wunsch, ihn mit höherem Verdienste prangen zu sehen, vermochte die Jungfrau, ihn noch mehr für die Sache des Vaterlandes zu begeistern, ja, sie selbst war nur mit Mühe von dem Vor-



haben abzubringen, an Alos Seite sich in die Gefahren des Krieges zu wagen.

Allein banges, unheimliches Vorgefühl erschwerte ihr den Kampf der Trennung. Eine heiße Thräne entrollte ihrem schönen Auge, und mit stummen Schmerze wischte sie dieselbe von ihrem Busen weg. Alos nahm Abschied; schweigend begleitete ihn Hedwig in jenen Wald hinaus, der ihrer Liebeshöhle und des Todes ihres Vaters vertrauter Zeuge war. Unter dem heftigsten Gefühlskampfe sank sie hier in des Jünglings Arme, und rief mit angstbefangener Stimme: „Alos! Vernichtung waltet im Schatten dieser Stätte. Grimmig hält sie ihren Raub umklammert; aber über die Liebe vermag sie nichts. Hier, hier ward meines Schicksals Knäuel geschlungen. — Lebe wohl!“ — Schmachkend schaute sie seiner Wiederkunft entgegen; aber Ruhmbegehrde beherrschte des Jünglings weite Brust, und zog ihn in die Ferne.

Schon war der Adel auf dem Felde Aalos versammelt und zum Aufbruche bereit, als Alos mit seinen Reitern bey Pest eintraf. Nun weilte das wackere Heer nicht länger; rasch zog es seinem Ziel entgegen, und drang sehr bald in Dalmatien ein. Durch einige Treffen ward der Aufruhr gebändigt, und Venedig wünschte freundlichen Vergleich. Alos, der schon auf dem Schlachtfelde sich wacker hervorgethan, zeichnete sich auch bey den Friedensverhandlungen rühmlich an der Seite seines Vaters aus, welchen der König, nachdem der Friede geschlossen worden war, zum Statthalter von Illyrien ernannte, indem er dessen Sohn zugleich mit einer goldenen Ehrenkette belohnte.

Aber ein ganz anderer Lohn wartete des jungen Helden auf Bisegrad. Die Königin, bey der er, als ihres werthen Tavernicus Sohn, sehr wohl in Gnaden stand, wünschte ihn mit der schönen Olive, Philipp Drugeths, damaligen Palatins, Enkelinn, zu verbinden. Der Jüngling erschien im Strahlenkreise der Herrlichkeit ihres Hofes, und ward von Bewunderung hingerrissen. Wie eine sich erschließende Rose an Reiz und Anmuth ihre Blumenschwestern überbietet, so prangte Olive am Hofe der Königin. Der heiterste Frohsinn mit jungfräulicher Sanftmuth gepaart, glänzte ihr aus Blick und Geist hervor, wie die Glut der holden Liebesblume desto feuriger zu flammen scheint, wenn des Thaues milde Perlen ihren Busen schmücken. Alos nahte sich ihr mit dem Gefühle der Verehrung; doch bald wurde ein Wunsch in ihm rege, und beyder Herzen schlugen in liebevollem Einklange. Golden lächelte dem thatendurstigen Jünglinge die Zukunft entgegen, und Hoffnungs träume ohne Zahl trugen den entzückten Schwärmer auf bunten Fittichen zum Himmel seiner Ideale empor. Wohl trat zuweilen Hedwigs düsteres Bild ihm vor die Seele; aber Olivien's holdes Wesen hielt ihn mit Zauberbanden an die füße Gegenwart gekettet, und zerstreute alle Düsterniß seiner Erinnerung. Versuchte er auch manchmal einen Vergleich zwischen Beyden anzustellen, so fand er nur an Olivien Genüge, und der Schimmer des Hoflebens drängte das Bild der Entfernten allgemach ins Dunkel der Vergessenheit zurück. — Der Jugend rege Flamme findet nur am Reize des Neuen und Seltsamen Befriedigung; der Mann strebt nach Wirklichkeit, und diese allein stillt den Aufruhr seines Busens. So auch Alos; nun hielt er die goldenen Tage, die er einst in Hedwigs Armen verlebte, für eitle Jugendträume.



Der Tag der Vermählung ward bestimmt. Der Ruf des schönen Brautpaares verbreitete sich durch's ganze Land, und gelangte in Kurzem auch nach *Зтропѳоу*.

Dies streckte die arme *Hedwig* zu Boden. — Ihr Blut stockte; nur ein Gedanke zuckte ihr gleich einem Blitze durch die düstere Seele, ein eben so Kühner und mächtiger Gedanke, als ihre Liebe war. Sie wünschte selbst Zeugin des Ereignisses zu seyn, das der Ruf ihr verkündete. Schnell brachte sie ihre Sachen in Ordnung, und zog mit einem getreuen Diener aus ihrer einsamen Burg gen *Wisegrad*.

Tausend jagten die Winde über Höhen und Tiefen, als die beyden Wanderer die *Donau* erreichten. Der Strom brauste in wilder Gährung auf, und kein Schiffer wollte sich den empörten Wellen vertrauen. *Hedwig* blickte schmerzlich zur Berghöhe empor, wo die *Königsburg*, den Stürmen der Zeit trotzend, ihr stolzes Haupt erhob. Schnell zog sie von der Linken ihre Perlen- spange ab, mit deren Gegenstücke sie in ihrer Liebe Blüthenzeit jenes Paar beglückt hatte, — bot sie Einem der nahen Schiffer, und beschwor ihn flehend, sie über den Strom zu fahren. Nach langer dringender Bitte fand ihr Wunsch Gehör; der Kahn stieß vom Ufer, Welle auf Welle schlug der Sturm über ihn dahin; gewaltigen Kampfes trieb das schwankte Fahrzeug durch die Flut, aber verzweiflungskühn trockte die Schiffende dem empörten Elemente. Kaum gelandet, eilte sie die Höhe hinan.

Schon hallte die Burgkirche vom Gemurmel des Volkes, das von allen Seiten zur Vermählungsfeyer herbeyströmte, und bald setzte der festliche Zug sich in Bewegung. In Gold und Silber prangend schritt der Adel voran, während weiß gekleidete und bekränzte Mädchen dem Brautpaare Blumen streuten. Ein Todesseufzer rang sich aus *Hedwigs* Busen empor, als sie *Alfos* erblickte, wie er im stolzen Hochgefühl an der Seite der, von Freude und Diamanten strahlenden Braut zum Altare schritt. Auch der König und die Königin erschienen, die Feyer des Festes zu verherrlichen. Als aber die allerhöchsten Gäste sich auf ihren reichgestickten Sigen niederließen, und endlich auch die Geistlichkeit erschien, die Weihe der Trauung zu begeben, da umnachtete finsterner Taumel *Hedwigs* Blicke, der Boden schwankte unter ihren Füßen, und als von *Alfos* Lippen das schreckliche Ja! ertönte, da war es ihr, als wollte ihr das Herz zerspringen. Nur schwer gelang es ihr, die gebrochne, letzte Kraft zu sammeln, um durch das Gewühl hinaus zu dringen. Aber ihres Vaters Geist bahnte ihr einen Weg mitten durch's Gedränge.

Geschlossen war nunmehr das heilige Band, und die frohe Versammlung setzte sich zum Hochzeitmale. Ein lautes *Lebehoch!* erscholl dem hohen Königshause und dem neuen Brautpaare, und lustige Drommeten schmetterten in den Jubelruf. Da tritt mit einmal ein alter Diener herein, und bringt dem Bräutigam einen Becher dar. Erschrocken greift dieser nach dem Gefäß, und warmes Blut spritzt aus demselben auf die Tafel und besleckt die schöne Braut. — *Alfos* sinkt zusammen. Die Gäste ergreifen alsogleich den verwegenen Überbringer des Bechers; aber *Chombord*, der alte Diener, führt dieselben zu *Hedwig*, seiner Gebieterinn. Den Busen mit einem Dolche durchbohrt, und eine Papierrolle in der Hand, lag die Unglückliche bey Seite am Boden. Die Aufschrift lautete an *Alfos*: „Nimm diesen Becher. Gift



hatte einst die Treubruchige daraus gekrunen; Treue füllt ihn mit ihrem Herzblute." —

Des Peter's Güter fielen der Krone heim. — Hedwigs Grab ragte einsam am Ufer der Donau empor. Kos wachte aus tiefem Schmerzgeföhle seines Verlustes auf — um den Werth seines Gewinns zu erkennen! —

Lange wurde der Blutbecher als ein trauriges Denkmal unglücklicher Liebe in den Curiositätenkammern vorgezeigt, und die grauenvolle Sage von demselben gelangte von Mund zu Munde wandelnd, aus der düstern Vergangenheit an's Licht der freundlichen Gegenwart herauf.

### Briefe über die Dresdner Kunstausstellung.

Sie fordern mich auf, verehrter Freund, Ihnen von der Dresdner Kunstausstellung zu erzählen und meine Bemerkungen über dieselbe mitzutheilen, da mich ein glücklicher Zufall gerade während des Spätsommers in das freundliche Elbflorenz führte und ich während meines 14tägigen Aufenthaltes nirgends lieber verweilte, als in diesen Kunsthallen. Gern erfülle ich Ihren Wunsch, nur erwarten Sie keine Kritik von mir, am wenigsten eine schulgerechte! Lieber will ich versuchen, Ihnen durch die schwachen Umrisse der Feder das so viel als möglich zu schildern, was mich ergötzte, sowohl als das, was mich belustigte; was dazwischen liegt, werde nur in so fern erwähnt, als es Stoff zu Betrachtungen bietet.

Die Einrichtung der Säle ist diesmal ganz anders, als ich sie sonst hier fand. Man hat schräge Seitenwände gezogen, coulissenartig; dadurch ist für Manche unfreilich schöneres Licht gewonnen. Die Sache hat aber, buchstäblich, eine Kehrseite, die auch viele trifft; überdem sind diese Coulissenwände nicht so hoch wie sonst die geraden, und durch das schräge in einander Schieben ging auch viel des Raumes verloren, nur das ohnehin übergroße Professorzimmer wurde noch geräumiger. In allen andern Abtheilungen ist es so eng, daß die Zuschauer kaum Platz behalten, sich frey zu bewegen, und in gehörige Entfernung zu treten. Doch dies soll uns heute nicht stören, da wir uns zuerst zu den Meistern wenden. Man war mit Recht dies Jahr sehr streng damit, daß Alles zur bestimmten Zeit eingeschickt werden mußte, und nichts Verspätetes angenommen wurde. Da nun aber die Herren Professoren selbst gewöhnlich hierin sehr böses Beispiel gaben, so vermissen wir diesmal im Katalog die meisten derselben, und von einigen ist wirklich auch gar nichts da. Als wahre Zierden der Ausstellung erwähne ich zuerst zwey herrliche Portraits, welche jede noch so auserwählte Gallerie schmücken würden. Das eine, vom Professor M a t h ä i gemalt, ist Kniestück in voller Lebensgröße, und stellt den würdigen Baron von Münchhausen aus Braunschweig vor. Soll man mehr die lebensvolle Wahrheit, die Harmonie und Kraft dieses Meisterwerkes bewundern, oder den Geist und den seelenvollen sprechenden Ausdruck des herrlichen Kopfes, oder den Fleiß, womit jede Nebensache auch schön vollendet ist, ohne irgendwo in die Härte und Ängstlichkeit der neuesten Kunstschule zu verfallen?

Warmer Lebenshauch weht über die edle Stirn des greisen aber nie alternden Denkers, um welche die weißen Locken sich so sanft anschmiegen; Jugendfeuer glänzt aus dem scharfblickenden Auge, welches sich freundlich zu uns wendet. Mild und sinnig scheint dieser Mund zu uns zu sprechen, wir lauschen und freuen uns, daß gefellige Mittheilung einen Augenblick lang die Aufmerksamkeit unterbricht, womit der edle Greis in seinem Lieblingschriftsteller las. Wie schön sind die Hände gemalt, womit er das Buch hält, wie wahr ist der Reflex der Rechten in diesem glänzenden rothen Maroquinband! wie behaglich und würdevoll ist die ganze Kleidung! nichts drückt und beengt hier, alles ist bequem, natürlich und deshalb eben so wahrhaft materisch. So viele Orden, und doch so gar kein Prunk damit, halbversteckt schimmern sie zwischen zu No. 128.



den Falten gleich Andenken einer reichen Vergangenheit. Bücher und Baurisse liegen auf dem Tisch, in dessen schöner antiken Bronzeverzierung wir so gern den Genius, welcher Hygieius Schlange die volle Schale reicht, aus der Arabeske erblihen sehen. Zu dem offenen Fenster hinaus blicken wir in eine stille abendliche Landschaft, wo auf dem breiten Strom der Kahn mit vollem Segel sanft hingleitet. Die Ausführung des Ganzen ist meisterhaft in jeder Hinsicht.

Das andere eben so treffliche Portrait ist vom Professor Hartmann, der Künstler malte sich selbst. In dem sanften Hell Dunkel seiner Malerwerkstatt, wo das volle Licht nur von oben hereinströmt, sitzt er an der Staffelei; eben beschäftigt die letzte Hand an ein Lieblingswerk zu legen, wendet er sich einen Augenblick nach uns herum und läßt die Hand auf dem Malerstab ruhen. Schöpferlust besetzt alle Züge und leuchtet aus der denkenden Stirn, glühend ist die Begeisterung, womit der Künstler arbeitet, aber still und besonnen dabei, wie sie für den reifern Mann sich ziemt. Geistesfunken entsprühen dem Blick, der mit muthwilliger Laune vielfältige Beziehungen in seinem Werk entdeckt, und uns zu fragen scheint, ob wir ihn wohl ganz verstehen? Es ist aber auch bedeutungsvoll die eben entstehende Gemälde, der Sieg des Guten, der Sturz des Bösen: mit flammender Lanze überwindet der Erzengel Michael den Erbsfeind. Mit wunderbarer Kunst ist die Beleuchtung von oben gehalten, und auf den Kopf des Künstlers concentrirt; der einfache Hintergrund, die schöne warme Farbe des braunen Kleides sind von ungemein glücklicher Wirkung. Es ist das erste Werk dieses Meisters seit seiner letzten Reise nach Italien, welches ich sehe, und ich möchte wohl die Behauptung wagen, daß er an Farbenschmelz, schöner Behandlung und Harmonie ungemein gewonnen hat; es ist eine gewisse Leichtigkeit des Pinsels und Magie des Hell dunkels in diesem Portrait, welche ich in keinem seiner frühern Werke fand. Höchst interessant ist es auch, in diesen beyden Portraits so treffend den Welt- und Geschäftsmann und den Künstler einander gegenüber gestellt zu sehen. Noch ein Portrait einer jungen Dame, von Hartmann gemalt, ist zart und geschmackvoll ausgeführt, und hat denselben schönen Farbenschmelz. Sehr interessant ist ein Versuch dieses Meisters, die alte Kunst der Enkaustik wiederzufinden und mit Wachsfarben zu malen. Das kleine Madonnenbild, in dieser Art gemalt, hat vielen Reiz, das Köpfchen der Maria ist besonders klar und kräftig zugleich, die monotone Färbung des blauen Gewandes schadet dem lieblichen Bildchen.

Professor Matthäi gab auch noch eine kleine in Öhl gemalte Skizze zu dem Tode des Codrus, dessen Carton voriges Jahr ausgestellt war. Recht merkwürdig ist es in künstlerischer Hinsicht, das Portrait des allverehrten Königs von Sachsen, welches Professor Vogel ausstellte, mit den beyden obenerwähnten Portraits zu vergleichen. Ich kann hierbey der Meinung, welche Ihr kunstverständiger Dresdner Correspondent vorigen Monat in diesen Blättern aussprach, nicht unbedingt beystimmen. Meisterhaft ausgeführt und sprechend ähnlich ist dieß Portrait gewiß, aber ist der Weg in der Kunst, den dieser brave Künstler immer ausschließender betritt, auch der wahre und beste? — Das tiefste physiognomische Studium und die strengste Genauigkeit machen seine Portraitzeichnungen unübertrefflich, aber in der Öhlmalerey geht seine Strenge bis zur Härte und Trockenheit; es ist große Wirkung und wunderbarer Fleiß in seinen Werken, aber der warme Lebenshauch, der zauberische Farbenschmelz, der ahnungsvolle Reiz des Hell dunkels, der uns in der Natur entzückt, sobald wir sie in gehöriger Luft-Perspective ohne Mikroskop betrachten, dieser ist verbannt durch diese Art zu malen. Ist dieß der wahrhaft rechte Weg, so war Holbein ein größerer Maler, als Titian und Correggio. — Ich kenne Gemälde des Professor Vogel, namentlich ein Portrait seines Vaters, welches er in ganz früher Zeit malte, mehrere seiner in Rußland gemalten Portraits und besonders Thorwaldsen's Portrait, welches in Rom selbst allgemein bewundert wurde, wo er mit so vollendeter Meisterschaft einen ganz andern Weg verfolgte, daß man nur mit Schmerz auf diese veränderte Richtung seines Strebens blicken kann; jene herrlichen, unsterblichen Werke beweisen es klar, er könnte, aber er verschmäht jenen Weg und wählt die Richtung der neuern Schule. Bedeutend und trefflich in ihrer Art werden seine Werke stets bleiben, aber schönere Gemälde sind die



fröhern in den Augen aller Unbefangnen; will die Materie sich zu sehr der Plastik nähern, so gewinnt sie eben so wenig dabey, als diese, wenn sie von der Schwesterkunst die Farben borgen wollte! —

Ein Paar allerliebste Porträts sind die beyden Kinder vom Professor Pochmann gemalt. Möchte der wackere Künstler sich doch öfter in diesem Fach, welches ihm so vorzüglich gelingt, versuchen! Der warme, blühende und doch keinesweges bunte Farbenton ist ganz der Natur gemäß; das Mädchen, das mit zarter Innigkeit ein Täubchen an sich drückt, und der Knabe, der bey der mühsamen Ausarbeitung mit gespitzter Feder sitzt und so gern auf das Geräusch von außen lauscht, als solle ihm von daher der Aufschluß kommen über seine Schulaufgabe, sind ganz aus dem Leben gegriffen und machen, selbst wenn man die Porträtähnlichkeit abrechnet, ein paar reizende Bilder.

Es wird mir nicht ganz klar, was der brave Director Schnorr aus Leipzig mit seiner Darstellung des kindlichen Glaubens eigentlich sagen will. Das Kniestück einer weiblichen Gestalt im blauen Gewand, das Haar mit weißen Blüten gekrönt, welche den Kelch in der Rechten hoch empor hält, und enthusiastisch darauf hinblickt, würde für den Glauben erkannt werden, wenn auch das holde Kind mit den bethend gefalteten Händchen nicht daneben stände; so ist es aber der Glaube in zweyerley Gestalt, solche Doppelwesen vermindern den Eindruck statt ihn zu erhöhen. Als Gemälde nur betrachtet, ist Ausdruck und Fattenwurf schön, die Farben sind aber trübe, die Schatten undurchsichtig, das Ganze ist ziemlich hart behandelt. In noch weit höhern Grade theilt kein anderes Gemälde alle diese Mängel, ohne in der Idee so gefällig zu seyn; dieß stellt Saul und David vor. Hier sind die Formen unedel, dieser David ist kein zarter gottbegeisterter Hirtenknabe, sondern ein stämmiger Bauerbursche, der sogar die Harfe ganz verkehrt hält. Daß Saul das Instrument mit Inbrunst ergreift, wäre recht gut, wenn er übrigens nur nicht so theatralisch aussähe. Das Ganze, in viertel Lebensgröße, ist hart und trübe gemalt.

### Schauspiel.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg, wurde den 14. d. M. zum ersten Male aufgeführt: *Esfer*. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach dem älteren Stücke dieses Namens bearbeitet von Matthäus von Collin.

Ein eigener Glücksstern waltet über dieses Trauerspiel, da es noch immer auf dem Repertoire einer der ersten Bühnen Deutschlands sich behauptet. Schon in dieser Hinsicht also hat es wohl verdient, in einer jugendlich frischeren Gestalt, dem Zeitgeschmack gemäßer, und was den Dialog betrifft, in der den Tragödien jetzt unentbehrlich gewordenen rhythmischen Form zu erscheinen. In England, wo man die sogenannten *Domestica facta* von jeher auf der Bühne liebte, ward es im Jahre 1682 zum ersten Male aufgeführt, und erhielt großen Beyfall. Der Verfasser, Banks, hatte eine Novelle vor Augen, der er mit ziemlicher Genauigkeit gefolgt ist. Späterhin wurde derselbe Gegenstand von mehreren behandelt und zum Theil das Trauerspiel des Banks, zum Theil von jedem das Werk des Vorgängers benutzte. In Frankreich hatte man früher noch drey verschiedene Trauerspiele dieses Inhalts, worunter das von dem jüngeren Corneille am bekanntesten geworden. Auch die Spanier haben einen *Esfer*, dem jedoch eine ganz andere Fabel zum Grunde liegt, auch führt das Stück den Titel: Für seine Gebieterin sterben. Wie erinnern uns, diesen auch als Nebentitel des ältern deutschen *Esfer* gefunden zu haben. Der Held stirbt auf der spanischen Bühne ebenfalls, doch nicht für seine Königin, sondern für die Geliebte. Das Trauerspiel ist ganz im Geiste der dramatischen Dichtungen dieser Nation geschrieben. Für die Bühnen Deutschlands hat es Dyk nach sämmtlichen englischen Dichtern, die denselben Gegenstand behandelten, zu allererst bearbeitet. Das Meiste und Wesentlichste ist jedoch aus dem Trauerspiele des Banks genommen. Im Ganzen ist dieses Stück immer als ein Werk betrachtet worden, worin



Natur, Wahrheit und Zusammenhang herrscht. Die Hauptbegebenheiten sind der Geschichte entnommen, nur näher hier zusammengedrückt. Die Handlung schreitet rasch vorwärts, und nirgends bemerkt man eine Verzögerung. Vieles ist indessen auch zu wenig motivirt, nicht genug vorbereitet, und mancher Theil zu flüchtig ausgeführt. Der Schlag, den Essex von der Königin erhält, ist ein so tragisches Motiv, als es eines geben kann, und steht in der Geschichte des Drama's einzig neben der berühmten Ohrfeige im *Cid*, ja hat vielleicht noch einen Vorzug mehr, denn welche Genugthuung kann ein Vasall von einer solchen Beleidigerin fordern? und welche Folgen mögen hieraus nicht entspringen! Diesen Schlag erhielt Essex indessen bey einer andern Gelegenheit, als von einer Königswahl für Irland die Rede war, und er trohig der Monarchin den Rücken zeigte. Auch der Ring ist historisch, aber von Banks nicht zum Besten in seinem Trauerspiele benutzt. Seine Elisabeth wählt die Zeit, um ihn dem Grafen einzuhändigen, sehr ungeschickt, und scheint es auf ein bloßes Theaterspiel damit angelegt zu haben. Entweder konnte sie ihm ohne diesen Ring verzeihen, oder dürft' es jetzt so wenig, wie vorher; und dem Charakter der Nottingham zu Folge, wie er sich der Königin bereits verrathen hatte, wählte diese eine sehr unzuverlässige Bothinn. Der Charakter der Elisabeth ist trefflich geschildert, wiewohl oft hier und da in allzuleichten Umrissen. Besonders zart und anständig hat der Dichter ihre Liebe zu behandeln gewußt, die sich nur durch Regungen der Eifersucht und durch Handlungen verräth. Essex dagegen ist weniger dramatisch vorthellhaft gehalten. Bald stolz, übermüthig, ungestüm und trohig, zeigt er sich bald eben so verzagt, unterwürfig, und bis zu einer des Heldenthums unwürdigen Weichheit herabgestimmt. Banks hat ihn zu sehr nach der Natur copirt. Die Nottingham steht zwar mit all ihrer Bosheit und Lücke, widerwärtig, schroff und abschreckend, aber auch in abgeschlossener Selbstständigkeit da, und bildet einen Schlagschatten zwischen den beyden liebenden Frauen. Die Rutland ist ein trefflich ausgeführtes Bild leidenschaftlicher Zärtlichkeit und Treue. Der edle Southempton, mit kurzen aber kräftigen Zügen geschildert, überglänzt zuweilen seinen hochgepriesenen Freund. Die Sprache ist rauh, ungelent und trocken; zuweilen erhebt sie sich bis zum Schwülstig-Pathetischen, zuweilen sinkt sie zur Plattheit und Trivialität herab. In psychologischer und charakteristischer Hinsicht aber wird sie eher noch zu loben, als zu tadeln seyn. Die Königin spricht, wie, sich selbst und ihrer Leidenschaft überlassen, oder nur von ihren Vertrauten umgeben, auch eine Königin reden darf. Strenge Kunstrichter mögen in dieser Hinsicht manche Stellen leicht verwerfen, wir werden uns kaum entschließen können, ihnen beizustimmen. Doch nun genug von diesem ättern Essex! Was hier gesagt worden, hat größten Theils (gestanden sey es, weil wir uns nicht gern fremdes Eigenthum anmaßen) vor geraumer Zeit ein hochgeschätzter Kunstrichter schon gesprochen; doch haben wir ihm eben nicht bloß nachgeschrieben, wie Diejenigen erkennen werden, die mit jenem schon bekannt sind.

(Der Schluß folgt.)

### V e r i c h t i g u n g .

Nro. 126 (Sintram) S. 1036, Z. 3 u. 4 von oben, lese man statt geliebten Esherrn: Geliebten. Z. 26, Chor der Rache, statt Chor der Wache.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Dinstag, den 28. October 1823.

129

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauß (Bureau de österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Hölty's Lied an Denis.

Hölty stand auch mit unserem vaterländischen Barden Denis in Berührung, das die Biographen weder des Einen noch des Andern erwähnen. Er dichtete für Denis ein schönes, sinniges, ganz fein eigenthümliches Gefühl athmendes Lied, und sendete es ihm nach Wien zu. Wie sich aus dem Gedichte selbst entnehmen läßt, mag der, leider schon im neun und zwanzigsten Herbst hinweg geblühte Sänger damals noch Jüngling gewesen seyn. In den verschiedenen mir bekannten Auflagen von Hölty's Gedichten ist aber dieses Lied nicht enthalten, eine einzige, vor zwanzig Jahren erschienene, ausgenommen. Warum? läßt sich nicht wohl angeben. Vermuthlich haben die Herausgeber von Hölty's Nachlaß es nicht gekannt, oder nicht vorgefunden, sonst hätten sie es, seines unbestreitbaren Werthes wegen, sicherlich nicht weggelassen. Denis selbst hat diesen Weihegesang, nämlich vor sechs und zwanzig Jahren nur ein einziges Mal, und zwar auf eine Art bekannt gemacht, die keinen Zweifel erlaubt, daß Hölty der Verfasser und es an Denis gerichtet ist. Die Authenticität davon kann ich belegen. Demnach ist das Lied nicht, wie es in jener einzigen Ausgabe lautet, unserem Hölty lediglich problematisch zuzuschreiben. Dieses blühende Lied theile ich hier mit, überzeugt, daß es Allen, denen der Genius beyder Sänger werth ist, vorzüglich aber als Vervollständigung von Hölty's Gedichten, willkommen seyn werde.

Gräffer.

Rausch' immer schneller, Donau! den Strand hinab!  
Hier weilt kein Laut des deutschen Gesanges dich;  
Nicht horchend fleuß, und nicht besungen,  
Aber auch zorniger durch's Gebüsch hin!

Nicht wie du damals, murmelnd und sanftern Gangs,  
Vorüberfloßest, als noch der greise Chor  
Der Barden Suevens, meiner Väter,  
Rauschen in's Lied der Natur dich lehrte,



Und ungestümer du dann die Wellen hobst,  
 Wenn den erschrocknen, fliehenden Römertroß  
 Des Barden Horn und Lied unsichtbar  
 Trieb, wie der Sturmwind die leichte Wolke.

Bald aber schwieg's, und liederleer war der Strand  
 Mit allen Uferreihen und Tannen, und  
 Den Blumen, welche trau'rten, daß sie  
 Pflücken das Mädchen kein Barde lehrte.

Doch horch! da scholl von Minne das Land umher.  
 Sie sang der Kaiser, Herzog und Rittersmann;  
 Den reinen, wonniglichen Frauen  
 Tönt'n Gesänge voll süßen Klanges.

Da scholl's an deinen beyden Gestaden auch;  
 Viel hoher Sänger zog uns dein Ufer auf.  
 Vor allen nennt mein Lied den süßen  
 Schenke von Landegg. Hier an dem Strande

Sang er: Am Rhein und Bodensee dächt's mir trüb;  
 Mir decken Nebel jeden entfernten Plan,  
 Doch Vogelfang, und stäte Wonne  
 Sind' ich in Schwaben bey der viel Süßen.

In keinem Lande ward mir so liebeskund.  
 Die süße Reine, gürtlich und wandelsfrey,  
 Zielt Schwabenland. Nicht Flandern, Frankreich,  
 Heunegau sah nicht so lieblich's Antlitz.

So sang er. Leiser plätschertest du hinab,  
 Begleitet vom Gesange der Nachtigall,  
 Und alle Blumen blühten schöner,  
 Weil sie zum Reizen das Mädchen pflückte.

Nun aber schweigt's, und lange Jahrhunderte  
 Deckt euch, ihr süßen Sänger! ein stilles Grab.  
 Kein Jüngling sucht's, und kehrt mit Blumen  
 Und mit Begeistrung zurück vom Hügel.

Fließ hin, o Strom, und zürne! Vom Vaterquell  
 Durch dieß mein Land, und weiter, und weiter noch  
 Strömst du auf deutscher Flur, und keiner  
 Ihrer Bewohner entglüht von Liedern.



Fließ hin, und zürne! Tief in's Land hinab,  
 Wo weiter du die grünenden Wiesen trennst,  
 Und deine Schiffe sich besflügeln,  
 Hin an die Burg des geliebten Josephts,

Da walt am Strand' ein Barde, des Stammes werth,  
 Der des Messias Sänger gebar, von ihm  
 In seiner Freunde Buch geschrieben,  
 Einsam und schweigend, voll ernstern Tiefsinn,

Und denkt auf seines Josephts gerechtes Lob,  
 Geuht neue Blut in's lauliche deutsche Herz;  
 Auf jeden süßen Laut des Waldes  
 Horcht er, und zaubert uns ihn in Lieder.

Da flistert um ihn Ossians Schatten oft,  
 Haucht ihm Gesang ein, den er uns wieder singt.  
 Heil ihm, dem braven, deutschen Mann!  
 Heil dir, des Vaterlands Sänger! Sined!

Und Heil auch mir! denn deutschen Geschlechts bin ich,  
 Zwar noch ein Jüngling; aber mir schlägt ein Herz,  
 Das ganz, so deutsch ist es! laut sag' ich's,  
 Biedermanns Liebe verdient, und deine.

Längst hallte schon zu mir dein Gesang herauf,  
 Und weckte meinen schlummernden Genius;  
 Da sang ich, aber leisen Kluges,  
 Daß es verflog im Geräusch' des Stromes;

Denn noch versuch' ich einsam den ersten Flug,  
 Und unbekannt dem deutschen Geschlecht' und dir,  
 b' ich, wie einst zum Kampf der Jüngling,  
 Mich in des Haines vertrautem Dunkel,

Bis ich, geübt im männlichen deutschen Ton,  
 Gleich unbesorgt um Tadel und schales Lob,  
 Nur Deutschen singe. — Rausche, Strom! dann  
 Sined den Namen des deutschen Jünglings.



Der zweyte Theil der Ceres (Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuß), herausgegeben von Gräffer, im Verlag bey Zender und von Manstein, ist erschienen. Ungeachtet der baldigen Nachfolge dieses Theiles, enthält er eine mannigfaltige Abwechslung von Ernst und Scherz, von prosaischen und poetischen Beyträgen. Den Anfang macht der Dichter-Traum eines griechischen Philosophen, von J. F. Castelli. Die Lesewelt erfährt mit Vergnügen, daß von der Hand des deutschen Dichters die artigen und sinnreichen Contes d'un Philosophe grec, par Baour-Lormian, bald sämtlich bearbeitet erscheinen werden. Von Franz Maria v. Noll finden sich zwey humoristische Aufsätze: Das Plagiat, und die Metromaneu des Jahrhunderts, voll reichhaltiger Beziehungen und recht pikant geschrieben. Liebe und Freundschaft im Kampfe, ist eine gefällige Erzählung von Lambert. Blicke in das Gebiet der Menschheit, von Arthur von Nordstern (im antiken Sylbenmaß) möchten diesen und jenen vielleicht an Schiller's „Spaziergang“ mahnen, doch gewiß nicht zum Vortheil ihrer selbst! Den Vorzug unter den prosaischen Aufsätzen nehmen unstreitig diesmal Saphir's humoristische Blätter in Anspruch, durch Phantasie, Witz und Bedeutung. Wenn auch Capriccio hin und wieder etwas muthwillige Bewegungen machte, so muß ihm der Titel zur Entschuldigung dienen. Wie dieses unter den Beyträgen in Prosa, so zeichnet sich unter den poetischen die komische Erzählung: Der Traum, von Theodor Berling aus. Je seltner die Erscheinungen in dieser Dichtungsart heut zu Tage sind, um so freundlicher erinnert uns das genannte an die schöne Zeit, wo Wielands komische Muse die deutsche Lesewelt erfreute.

Diesen Erzählungen wollen wir die gegenwärtige zwar nicht an die Seite setzen, um der Bescheidenheit des Verfassers nicht zu nahe zu treten; eine Erinnerung daran sey uns jedoch hier erlaubt, wo der rasche lebendige Gang der Begebenheiten, glückliche Charakterzeichnung, die mit zarter Gemüthlichkeit abwechselnde Ironie, und Gewandtheit der Versification, die sich keine gewöhnliche Incorrectheit oder Nachlässigkeit zu Schulden kommen läßt, mehr als eine Gelegenheit an die Hand geben. Folgende Stelle, die uns besonders gelungen scheint, und unsere Meinung zum Theil bestätigen wird, heben wir aus der Mondscheinscene beyder Liebenden hervor: —

Da faßt sie ihn mit bebendem Umfängen,  
 Und in der Herzen glühendem Verlangen  
 Erspriest die hellste Zuversicht,  
 Wie Blumenschmuck im Frühlingslicht.  
 Sie stehen in einem Zaubergarten,  
 Wo Früchte sich an Blüten reihen;  
 Verauscht vom Duft, wie können sie's erwarten,  
 Zu pflücken, was so lieblich prangt  
 In diesem bunten glänzenden Gewimmel?  
 Und während seine Hand nach Frucht und Blüte langt,  
 Verschwindet beyden Erd' und Himmel.



Der Verfasser, dünkt uns, hat in dieser Erzählung seine kritischen Urtheile durch die That bewährt.

Das dem Traume vorhergehende Gedicht von L. Halirsch: „Begegnung in der Fremde“ hat keinen angemessenen Platz, und ist, trotz der gewöhnlichen Schlussformel, so unbedeutend, als ob es zwischen Traum und Wachen entstanden wäre. Die biographische Skizze des Kunstrichters Geoffroy ist eine angenehme Gabe des Herausgebers. Eine besondere Auszeichnung verdient aber der dramatische Beytrag desselben Verfassers, betitelt: Die Encyclopädisten. Literarische Karrikatur-Scenen. Es zeigt sich eine echt komische Ader, eine scharfe Charakterzeichnung und ein lebendiger Dialog darin. Das Stück soll auf einer inländischen Bühne mit vielem Beyfall gegeben worden seyn. Mit Vergnügen führen wir die versificirte Parabel: „Freundschaft und Liebe“ von Baron Schlehta, und die spanischen Sprichwörter von Haugan. Der Fürstenbrunnen auf dem Untersberge, eine salzburgische Sage, von Johann Langer, hat einen leichten fließenden Vortrag; Manches ist doch wohl etwas gar zu leicht gehalten.

Den Beschluß machen: „Geschichten böhmischer Frauen,“ von Theodor Berling. Vielleicht hat die Erscheinung der hier mit großem Beyfall aufgenommenen Oper: Libussa, Gelegenheit zu diesen Charakteristiken gegeben. Die Zusammenstellung der drey Frauen ist nicht ohne Interesse; der Ton des Vortrags ist der Mischung von Sage und geschichtlicher Erzählung zwar angeeignet, doch nicht durchaus gelungen. Das Ganze verräth eine flüchtige Behandlung.

### Allemannisches Lied.

#### An einen Vogel.

(S. Aloys Schreiber's Gedichte. Thl. 1. B. 7. S. 509.)

Vöglein, wohnst im grünen Baum;	Tropft das Blatt im Morgenthau,
Still verborgen,	Wirst du mählich
Ohne Sorgen	Wach und fröhlich,
Fliehet dein Leben hin im Traum.	Weckest zwiſchernd Kind und Frau.

Vöglein, lebst in stetem Fest:	Freut's dich nicht an Einem Ort,
Himmelslüfte,	Kannst du wandern
Mayendüfte,	Flugs zum Andern;
Blüthen wehen in dein Nest.	Hier ist Schnee, doch Blüthe dort...

Immer ist dein Tisch gedeckt:	Vöglein, flieg, nie folg' ich dir;
An der Halde,	Schönre Sterne
In dem Walde,	Zeigt die Ferne;
Wo im Laub die Beile steck.	Holder lacht die Heimath mir.



Überall findst du dein Nest;

Wir nur bleiben,

Wo wir's treiben;

Nur des Menschen Haus steht fest.

Socclies v. Leon.

### Schauspiel.

Essex. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach dem älteren Stücke dieses Namens bearbeitet von Matthäus von Collin.

(Schluß.)

Selten ist ein älteres dramatisches Werk mit so vieler Besonnenheit und Umsicht, mit solchem Fleiß und Geschmack, von einer geübten Hand unterstützt, bearbeitet worden, wie das in Rede stehende. Vieles ist gethan, im Innern, wie im Außern, um hier einen bloßen Entwurf sorgfältiger auszuführen, dort ein Motiv fester zu begründen, einen Charakter zu veredeln, Gesinnungen zu mildern, eine Begebenheit vorzubereiten, einen richtigen Umstand durch ein früheres Ereigniß nothwendiger zu bedingen, und endlich die Katastrophe befriedigender und zugleich bedeutungsvoller noch herbey zu führen. — Alles dieses ist geschehen, und dennoch steht das dramatische Gebäude in seinen Grundsäulen unerschüttert da. Wir werden uns darauf beschränken müssen, die wesentlichsten und wichtigsten Umgestaltungen in der Kürze anzudeuten. Eine der interessantesten Personen des Stücks, Gräfinn Rutland, und der edle, enthusiastische Freund des Grafen Essex, eröffnen die Scene. Die glänzenden Eigenschaften des Helden werden gleich hervorgehoben, und gewinnen die Theilnahme der Zuschauer, die zugleich durch die Nachricht von der Tücke seiner Feinde und ihrem Plan, ihn zu verderben, mit ängstlichen Besorgnissen erfüllt, so wie diese wieder durch Entdeckung der zärtlichen Gesinnungen seiner Monarchinn für ihn gemildert werden. Offenbar wird auch das geheime Verhältniß der jungen Gräfinn zu dem Günstling, und überall ziehen drohende Wolken, vom Sonnenschimmer durchbrochen, an dem Horizont herauf. Nun erst erscheint die Nottingham, deren vorher fast teuflischer Charakter hier mit mildern Farben überzogen, mit ihres Geschlechts würdigeren, wenn gleich schwankenden Gesinnungen ausgestattet ist, so daß ihre Handlungsweise eines Theils leicht Entschuldigung verdient, andern Theils uns mit der, zwischen Liebe und Eifersucht, Ränke brütender Rache und schmerzlicher Reue, kämpfenden auf kurze Zeit versöhnen, und zuletzt aufrichtiges Mitleid einflößt. Ihr zur Seite steht der Admiral Nottingham, ihr Gatte, der selbst von Neid und Mißgunst gegen Essex angefüllt, einst mit der Hand dieser von dem Helden ehemals Verschmähten um so lieber die Verpflichtung, ihre Sache zu der seinigen zu machen, übernommen hat, dabey mit eiserner Beharrlichkeit auf der betretenen Wege nicht nur vorwärts schreitet, sondern auch die Schwächere unwiderstehlich mit sich fortreißt. Ein Schreiben von unbekannter Hand, das nach dem unglücklichen Ausgang der Audienz im dritten Act, der Königin in die Hände fällt, um die Vorzüge und Verdienste des gefallenen Günstlings ihr an's Herz zu legen und Gnade für ihn zu erwirken, ist das Werk der Nottingham, die das scharfsichtige Auge der Elisabeth sehr leicht durchschaut; und dieser Versuch, den Unglücklichen zu retten, wird späterhin Veranlassung, den verhängnißvollen Ring herbeizuführen, der historisch zwar gegründet ist, jedoch im Original, wie oben schon erwähnt, an keinem vortheilhaften Ort brillirte. Man hat diesen Umstand sogar für den schwächsten Theil des englischen Trauerspiels erklärt, und bereits einen Vorschlag zur Verbesserung gethan. Der neueste Bearbeiter des Essex läßt sehr schicklich und mit vielem Glück den Grafen schon in der fünften Scene des zweiten Acts den Ring erwähnen, als ein vor längerer Zeit, nach einer glänzenden Waffenthat von der



Monarchinn erhaltenes Geschenk und Unterpfand des künftigen Sieges gegen Feinde und Verfolger. Denn also sprach die Hohe:

— — „Was auch deine Feinde, Essex,  
 Je wider dich zu wagen sich erkühnen,  
 Wenn fern von mir im Feld die Pflicht dich hält,  
 Den Ring nur sende mir, und du sollst siegen.“

Während die *Nottingham* im letzten Act, in einem Wirbel von Gedanken und Empfindungen umhergeworfen, mit sich selber kämpft, ob sie den Geliebten und Verhassten dem Verderben überlassen, oder retten soll, tritt der Admiral mit seinen Nachgekommen ein, erklärt, daß *Essex* Leben jetzt in ihren Händen ruhe, indem die Königin das Todesurtheil zwar nach der letzten Unterredung mit der *Rutland* unterzeichnet, doch die Bedingung hinzugefügt habe, daß er begnadigt werden soll, falls er einen triftigen Einwurf gegen den Ausspruch des Gerichts gethan. Um ihn zu einem solchen zu bewegen, war die Gräfinn von der Königin gesandt. In diesem Augenblick entdeckt er auch den Ring an ihrem Finger; dieser und ihr Schweigen erregen den Verdacht der Feinde. Überrascht von ihren Vorwürfen, beschließt sie ihren eignen Tod und gibt das Leben des Verfolgten Preis, nachdem sie vor gerufenen Zeugen ausgesagt, der Graf habe zu keinem Einspruch sich entschließen wollen, eilt sodann hinaus, nimmt den Gifttrank außerhalb der Scene, stürzt nachher voll Reue und Verzweiflung der Königin zu Füßen, und gesteht das gräßliche Verbrechen. Dieser Ring ist aber auch in anderer Rücksicht noch bedeutsam. Ein Geschenk der unglücklichen *Marie Stuart*, trug ihn *Lesfer* einst. So kam er an die Hand *Elisabeths*, und wird zuletzt noch eine schauerhafte Mahnung an die Fügungen des allgewaltigen Verhängnisses.

Der Charakter der *Elisabeth* ist höher gestellt, reichhaltig ausgestattet und vollständiger entwickelt. Ihre Neigung für den Helden spricht sich klarer und bestimmter aus. *Burleigh* ist hier, dem Zeitpunkt der Begebenheiten gemäß, als Sohn des großen Staatsmannes bezeichnet, durch dessen fürchtbar strengen Spruch das Haupt der Königin von Schottland fiel. Die Sprache ist auf eine der Würde des Ganzen entsprechende Weise zur poetischen Diction erhoben, edel, voll anziehender Bilder, eindringlicher Gedanken, und bewegt sich in fließende Rhythmen. Stellen, wie folgende, kommen öfter vor. Im achten Auftritt des zweiten Acts, sagt *Essex*, nachdem die Höflinge, seinen Anblick meidend, durch den Saal gezogen:

„Seeleute sind's, die nach der Witt'ring spähen,  
 Und wohl erfahren sind sie, und sie fürchten,  
 Bey mir nun, wo sie oftmals sonst gelandet,  
 Da jezt der Wind sich änderte, zu stranden.“

Hin und wieder könnten die Gedanken allerdings durch einen gedrängteren Personenbau an Kraft noch mehr gewinnen. Kurz, *Essex* ist in jugendlicher Frische hier erschienen. Dieses Trauerspiel hat ein höheres Leben, ein festliches Ansehen gewonnen, und beginnt auf unsrer Bühne gleichsam seine zweite Ära. Der Name des Bearbeiters wird hinreichend seyn, ihm auch auf andern Bühnen Deutschlands wieder Eingang zu verschaffen.

*Mad. Schröder* gab hier zum ersten Male, wenn wir nicht irren, auch diese *Elisabeth*. Es ist billig, daß die Darstellerinn, die in den andern beiden (nämlich in *Marie Stuart* und der *Flucht nach Kenilworth*) so preiswürdige Kunstgebilde liefert, auch um den Preis in dieser dritten ringt. Die Künstlerinn erschien hier neu. Dennoch erkannte man in den ersten Scenen schon die Meisterinn glücklicher Contraste, indem man zugleich die Verwendung einfacher und natürlicher Mittel, bey einem Reichthum von Schattirungen und lebendig wechselndem Farbenspiel bewunderte. Gleiche Fülle entfaltete sich in jeder ihrer Scenen, und je unerschöpflicher die Kunst an Mit-



keln ist, desto eher erschöpft sich auch der regste Beyfall in den Zeichen seines Ausdrucks. Da es am ersten erlaubt ist, eine Künstlerinn mit sich selbst zu vergleichen, so könnte man versucht werden, zu fragen: welche von den drey Königinnen gleiches Namens und Charakters der Darstellerinn am glücklichsten gelinge. Die Antwort möchte nicht so leicht seyn. Eine Andeutung sey vergönnt! Die Elisabeth im Esser ist im Ganzen sehr passiv gehalten, und die Künstlerinn feyert ihre schönsten Siege in der Darstellung solcher Charaktere, die von stark ausgesprochenen Leidenschaften und mächtig herrschenden Gefühlen bewegt werden.

Die Darstellung der Gräfinn Kuttland steht unter den Kunstleistungen der Mlle. Müller oben an. Es ist keine leichte Sache, wenn man sich eine Rolle so zu eigen machte, daß sie sich gleichsam mit dem innersten Gemüth assimilirt hat, bey einer neuen Bearbeitung, durch welche der Gang der Ideen und Empfindungen einen andern Zusammenhang erhalten, den fertig ausgebildeten Stoff in eine neue Form zu fügen, dergestalt, daß weder an Gestalt noch an Gehalt das Kunstgebild verliere. Künstler werden dieß verstehen. Die Darstellerinn siegte über diese Schwierigkeit mit dem glücklichsten Erfolg, und was noch mehr ist, ohne Zwang und Anstrengung. Vorzüglich, als irgend eine Scene in den früheren Darstellungen dieses Charakters, gelang ihr ohne Zweifel dieß Mal die Schlusscene des vierten Actes, wo sie um Gnade für den Gatten steht. Diese Oscillation der Leidenschaft, möchten wir es nennen, diese von der Verzweiflung erpreßten und wieder schnell ersticken Thränen, der Strom rasch hinrollender Accente, der im Nu durch die Last des Schmerzes verzögert und gehemmt wird, die aufschreyende Angst und das gleich darauf folgende Stöhnen aus beklemmter Brust — alles dieses und noch mehr kann nur das Product eines poetischen Gefühls und künstlerischer Begeisterung seyn. Spiel und Gegenspiel brachte rauschende Ergießungen des Beyfalls hervor.

Auch der Darsteller des Esser (Herr Anschüh) schien uns dieß Mal ein verschöneres Gemälde seines Helden vorzuführen. Den oben angeführten Monolog dürfen wir auch in dieser Beziehung erwähnen. Die Abschiedscene zwischen Esser und Elisabeth war ein wechselnder Triumph für Beyde. Doch wenige Worte, so gesprochen wie folgende:

„Mit einmal viel! — nehmt es denn hin —  
— Ich bleibe Esser! —

überwiegen manche Scene. Man erinnert sich unwillkürlich an das berühmte *Moi! — und qu' il mourât!* — in den Tragödien des Corneille's. Die letzten drey Worte trug der Darsteller, wie wir glauben, aus dem ältern Stück jetzt in die Rolle über, doch mit vielem Glück.

So wie der Charakter der Nottingham hier modificirt ist, eignet er sich besonders gut für Mlle. Hruska, die ihn mit Liebe zu behandeln schien, und wiederholte Beweise der Zufriedenheit erhielt.

Das Costüm war prächtig und geschmackvoll. \* — \*

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 30. October 1823.

130

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Gedanken über die Entstehung der Hagelwetter.

Die Naturforscher erklären die Entstehung des Hagels aus der Electricität, und ihr vorzüglichster Grund ist der, weil ohne Donner und Blitz kein bedeutender Hagel entsteht, und weil bey starken Hagelwettern der Blitz, und folglich auch der Donner, fast ohne Unterlaß fortdauern.

Wir wollen zwar der Electricität den Einfluß auf die Vermehrung und Vergrößerung des Hagels nicht absprechen; aber für den vorzüglichsten und noch weniger für den alleinigen Entstehungsgrund könnten wir sie nicht ansehen; denn noch hat kein Naturforscher genügend erklärt, wie sie den Hagel erzeuge, und wenn sie die alleinige Ursache desselben wäre, so müßte fast bey jedem starken Donnerwetter der Hagel entstehen, welches jedoch nicht geschieht.

Bey gänzlicher Windstille hagelt es nicht, der Donner und Blitz sey so heftig als er wolle, aber heftige Winde sind die steten Begleiter der Hagelwetter. Wir sind daher geneigt zu glauben, daß der Wind die vorzüglichste Entstehungsursache des Hagels sey. Auch läßt es sich am leichtesten begreifen, wie der Wind den Hagel erzeugen könne. Der Hagel ist gefrorenes Wasser, das ist Eis. Der heftige Wind erkaltet die Lustregion, in welcher die Gewitterwolken schweben, schnell und in so hohem Grade, daß die Dünste zusammen fließen und gefrieren. Je stärker die Kälte ist, welche plötzlich auf die wässerichten Dünste wirket, um so größer werden die Wassermassen, in welche die Dünste zusammen fließen. Dieses kann man an dem Helm einer Branntweinblase und an jedem blechernen Deckel eines kochenden Topfes beobachten. Durch die Winde werden die Wolken mit großer Heftigkeit zusammen gepreßt und die Wassertropfen müssen sich auch um so mehr in größere Massen vereinigen, und können ihre regelmäßig runde Figur nicht beybehalten. Diese Wirkung mag nun auch durch die Electricität vermehret werden, denn der Blitz zertheilt die Wolken, preßt sie zusammen, und verursacht auf kurze Zeit



einen Gegendruck gegen den Wind. Dieser ist bey Hagelwettern um so stärker, weil die Blitze schnell auf einander folgen und beynah nicht aussetzen. Bey Donnerwettern ohne Wind und Hagel wird man es oft bemerken, daß der Regen nachläßt und nach einem Donnerschlag sich schnell wieder verstärkt, weil die Ausdehnung, welche der Blitz verursacht, die Dünste in den durchströmten Wolken zusammenpreßt und in Regentropfen verwandelt.

Starke Hagelwetter folgen gewöhnlich auf sehr große Hitze, der Wind kühlt die Wärme in der niedrigen Region, zwischen den Gewitterwolken und dem Erdboden, nicht so schnell ab, wie in der höhern Region, in welcher die Gewitterwolken schweben, und der Wind vorzüglich herrscht; die untere Luftschichte bleibt daher noch eine Zeit lang dünner und widerstehet dem herabstürzenden Hagel um so weniger, mag auch wohl dazu beytragen, daß der Hagel im Herabfallen um so stärker gefriert, und sich vielleicht gar mit andern Hagelkörnern vereinigt. Denn es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Hitze, wenn sie schnell aber nicht anhaltend auf einen kalten Körper wirkt, seine Kälte vermehrt. Wenn man bey heißen Sommertagen einen Krug mit Wasser, Bier oder Wein in die Erde eingräbt und von dünnem Reiffholz ein schnell abbrennendes Flammfeuer darüber macht, so wird sich das Getränk dadurch merklich erfrischen.

Oft, und fast gewöhnlich, haben sich die Gewitterwolken weit verbreitet, und dennoch fällt der Hagel in einem schmalen Strich, von der Breite einer halben Stunde, gehet aber in die Länge meilenweit fort, wie der Wind seinen Zug, meistens durch Thäler, nimmt. Sollte man nicht daraus schließen dürfen, daß der Hagel nur im Windstrom und durch denselben erzeugt werde?

Für die Wirksamkeit der Electricität bey Erzeugung des Hagels führt man an: Die Hagelwolken ständen in einer niedern Region, in welcher im Sommer die Kälte nicht so groß sey, daß das Wasser zu Eis frieren könne; es müsse also eine andere Ursache als die Kälte der Atmosphäre vorhanden seyn, welche der Hagel hervorbringe. Man kann dieses alles zugeben, denn es folgt daraus noch nicht, daß die Electricität diese andere wirkende Ursache sey. Wir glauben vielmehr der Wind sey diese andere Ursache, er bringe die Kälte und somit auch den Hagel hervor.

Vielleicht daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,  
Wenn er mit mindrer Müh' die Wahrheit suchen wollte;  
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,  
Wosfern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.

Zu bedauern ist es nur, daß wir in ökonomischer Hinsicht nicht besser daran sind, wenn wir auch die volle Überzeugung erlangen, daß der Wind den Hagel hervorbringe, denn wir sind in der Theorie des Windes noch weiter zurück, als in der Theorie der Electricität und mithin noch nicht auf dem Wege, Hagelableiter zu erfinden. Doch müssen wir uns dadurch nicht abhalten lassen, weiter zu forschen.



## Etwas von Gemmen.

Es ist Modefache unsers Zeitalters geworden, sich mit den Denkmälern alter Kunst bekannt zu machen, sie zu sammeln, solche Sammlungen zu besuchen, zu beschreiben, und fast in allen beliebten Zeitschriften findet man etwas davon. Nicht alle unsere gebildete Leser haben Muße und Neigung, dieses Fach zu studieren. Sie lesen viel von Antiken, Cameen, Gemmen, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich sind, kaufen wohl Ringe mit geschnittenen Steinen, ohne die echten von den unechten unterscheiden zu können, und werden hintergangen. Wir hoffen daher, es werde ihnen nicht unangenehm seyn, hier einen kurzen Unterricht von den Gemmen zu finden. Wer wahrer Kunstkenner werden und selbst eine Sammlung anlegen will, der muß und wird sich von selbst um ausführlichen mündlichen Unterricht bewerben, die darüber vorhandenen Schriften lesen und durch den Besuch der vorhandenen Sammlungen seine Kenntniß ausbilden.

Unter Gemmen verstehet man Halbedelsteine, auf welche Figuren künstlich eingeschnitten sind. Sie sind von zweyerley Art, entweder sind die Figuren erhaben, oder vertieft in den Stein eingegraben. Jene nennt man Cameen, und diese Gemmen im eigentlichen Verstande. Letztere hält man für älter, weil sie leichter zu verfertigen sind, weßwegen man glaubt, die Kunst habe damit angefangen. Auch waren sie zu Siegeln nöthig und werden noch dazu gebraucht. Man nahm dazu mancherley Halbedelsteine, als: Opal, Onyr, Chalcedon, Carneol, Sardonyr und Achat. Heut zu Tage bedient man sich meistens des Carneols zu Siegeln.

Bei den Cameen hat meistens die Grundlage eine andere Farbe, als die darauf geschnittene Figur. Vorzüglich hat der Onyr solche reguläre Lagen, und wurde am häufigsten dazu verwendet. Die weiße Schichte des Onyr ist allemal Chalcedon. Es erfordert viel mehr Kunst, erhabene Figuren auf dem Stein hervor zu bringen als vertiefte, und daher findet man viele alte Cameen, welche nicht rein ausgearbeitet und vollendet sind. Unter den flach gehaltenen Figuren finden sich mehr ganz vollkommen schön ausgearbeitete, als unter den stark erhabenen. Eine der feinsten Cameen besitzt der Herzog von Devonshire in England. Sie stellt die Entführung des Palladiums vor. Zu einer vollkommen schönen Camee wird erfordert, daß die Farben des Grundes und der Figur sich vollkommen rein von einander scheiden. Manche sind auch nicht unversehrt erhalten, und von neuern Künstlern ergänzt worden. Oft ist auch der Grund, auf welchem die Figur stehet, nicht natürlich, sondern ein Blättchen untergelegt, welches durchscheint, und dem dünnen Grunde die verlangte Farbe gibt. Zuweilen hat man auch die Figur von ihrem ersten Grunde abgehoben, und auf einen andern Stein gelegt. Dieses ist besonders alsdann zu vermuthen, wenn der Grund außerordentlich fein polirt ist, denn bey den alten echten Cameen ist er meistens etwas ungleich und wellenartig. Die Alten haben meistens ihren ganzen Fleiß auf die Hauptfigur verwendet und die Ausbildung der Nebendinge vernachlässigt. Manche Kenner wollen behaupten, die Alten hätten die Steine niemals viereckig, sondern stets rund oder oval geschnitten; es ist aber ohne Grund. Zeichen der Echtheit sind, wenn die Buchstaben die antike Form und am Ende runde Punkte haben, wenn der



Stein sich noch in seiner antiken Fassung befindet, oder aus dem Orient kommt, wo die Künste in neuern Zeiten nicht geblühet haben.

Der berühmteste Camee war der, welchen der König Carl V. der Capelle des heil. Sulpiz in Paris schenkte. Er war einen Pariser Fuß hoch, und 10 Zoll breit. Tristan glaubte, er stelle die Feste vor, welche Tiberius dem Germanicus zu Ehren gab, als er die Germanier besiegte. Ob er noch vorhanden ist, wissen wir nicht. Der andere berühmte Camee ist in dem Schatze zu Wien. Die Anordnung, Reinheit der Zeichnung und Ausführung ist weit vorzüglicher, als an dem Pariser. August hält als Jupiter den Zepter und den Augurstab, sitzt neben der Livia, die als Schutzgöttinn Roms abgebildet ist, und über ihm das Zeichen des Capricorns. Neptun und Cybele stehen hinter seinem Thron und krönen ihn. Agrippina, Gemahlinn des Germanicus Cäsars, ist unter dem Bilde der Felicitas publica mit einem Füllhorn vorgestellt, und hat zwey Kinder neben sich. Auf der andern Seite ist Germanicus als Triumphator, und Tiberius, mit der Prätexta bekleidet, scheint von einem Triumphwagen herab zu steigen. Unten stehet man Überwundene und Siegeszeichen. Kaiser Rudolph II. soll ihn für 12,000 Ducaten erkaufte haben.

Vertieft eingegrabene Steine haben schon die alten Ägyptier verfertigt. Es ist meistens ein Käfer darauf; aber er ist dennoch kein sicherer Beweis von ägyptischer Abkunft, denn auch die Etrusker bedienten sich dieser Form. Die Griechen haben in dieser Kunst alle andere übertroffen, und noch kein Neuerer hat sie erreicht. Unter den ersten Kaisern arbeiteten die griechischen Meister Dioskorides und Solon zu Rom und waren sehr berühmt. Unter den griechischen Kaisern zu Constantinopel erhielt sich das Mechanische der Kunst, und kam später wieder von dort nach Italien. Lorenz von Medicis in Florenz, der berühmte Beschützer der Künste, hatte einen vorzüglichen Meister an dem Giovanni della Carniola, welcher den Beynamen deswegen erhielt, weil er vorzüglich in Carniol arbeitete. Unter den neuern Italiänern ist Valerio Vicentino, welcher unter Papst Leo X. lebte, der berühmteste.

Unter den Italiänern waren berühmt: im sechzehnten Jahrhundert Giovanni Bernardi, von Castel Bolognese; Matteo del Nassero; Gian Giacomo Caraglio; Valerio de' Belli; Luigi Anichini; Alessandro Zesari; Gian Antonio de' Rossi; Gasparo und Girolamo Misuroni; Giacomo de Trizzo und Annibale Fontana; im siebzehnten Jahrhundert finden wir nur den einzigen M. Paolo Rizzo zu Venedig; dagegen aber im achtzehnten Jahrhundert Flavio Zerletti; Carlo Constanzi; Domenico Landi; Girolamo Rossi; Giuseppe Corizzelli; Barnabe; Borghiani und Lorenzo Masini.

Unter den deutschen Steinschneidern ist Daniel Engelhard zu Nürnberg der älteste, er starb 1512. Lucas Kilian erhielt den vielsagenden Namen: der deutsche Pyrgoteles. Georg Höfler zu Nürnberg starb 1630. Seine berühmtesten Werke sind: das Wapen Königs Philipp II. von Spanien in Diamant, und das Bild des Königs Friedrich von Böhmen in Rubin. Ferner haben sich berühmt gemacht: Erhard Dorsch, der Vater, und Christoph Dorsch, sein Sohn, beyde zu Nürnberg, wovon jener 1712 und dieser 1752 starb; Philipp von Bekler zu Koblenz, gestorben 1743 zu Wien, Gottfried Kraft von Danzig, und Johann Anton Pichler von Weixen. Der geschickteste unter allen deutschen Steinschneidern war Lorenz Natter, geboren



1705 zu Wiberach in Schwaben. Er arbeitete fast ein Jahr lang zu Copenha-  
gen für König Christian VI.; diesem schenkte er sein Wapen mit der Grund-  
säule und dem Elephantenorden, ganz blasonirt, so klein, daß es nur den  
vierten Theil eines Zolls einnahm. Sein größtes Kunststück war ein Camee  
von Jaapis, welcher verschiedene Farben hatte, die er sehr geschickt anzuwen-  
den wußte, mit dem Bildnisse des Königs und einem Elephanten; und in  
Haag verfertigte er das Bild der Gemahlinn des Statthalters Wilhelm und  
ihrer beyden Kinder in erhabener Arbeit. Er starb im Jahre 1765 zu Pe-  
tersburg.

Man findet in Oesterreich, Preußen, Italien und Frankreich sehr ansehn-  
liche Sammlungen von Cameen und Gemmen.

### Briefe über die Dresdner Kunstausstellung.

(S c h l u ß.)

Einen wunderbar rührenden Eindruck macht es mir, wenn ich jenes Gemälde  
betrachte, welches den Achilles darstellt, wie er zürnend und gezwungen einwilligt,  
den Herolden, welche Agamemnon an ihn sendet um Briseis abzufordern, die blühende  
Jungfrau durch Patroklos zuführen zu lassen; es ist die letzte Arbeit des Gallerie-Ins-  
pectors Demiani, welcher vor wenig Wochen durch einen plötzlichen Tod den Seimen  
unerwartet und schnell entrisen wurde. Seit sehr vielen Jahren hatte er nichts ausge-  
stellt, hieran arbeitete er seit langer Zeit in seltenen Mußestunden mit großer Liebe,  
doch achtete er es noch nicht für ganz beendet, als für ihn selbst alles irdische Streben  
endete! Studium, reifes Nachdenken und edler, reiner, antiker Sinn sind unverkenn-  
bar in diesem Gemälde, die Zeichnung ist brav, der Faltenwurf und die ganze Be-  
handlung der Gewänder vortrefflich. Die Stellung des in der Mitte sitzenden Achilles  
ist ausdrucksvoll, Gestalt und Haltung der Briseis sehr lieblich, man wünschte einzig  
den Oberarm derselben weniger stark, um besser zu der zarten schlanken Gestalt zu pas-  
sen. Ungeachtet dieser Vorzüge waltet aber doch eine gewisse Kälte in dem Ganzen,  
vielleicht hätte eine letzte Retouche auch diese überwunden! es bleibt immer ein werthes  
Andenken des streng prüfenden Denkers. — Sehr mannigfaltige Landschaften ziehen  
mich nun in diesem Zimmer an, doch ehe ich Ihnen von diesen erzähle, muß ich zweyer  
Gemälde gedenken, die mir zu wichtig scheinen, um sie bis zu meinem nächsten Briefe  
zu versparen. Das eine ist ein für die katholische Kirche in Pirna bestimmtes Altarge-  
mälde von Friedrich Kensch erfunden und gemalt. Es stellt die heilige Kunigunde  
vor, es ist ganze Figur, aber in halber Lebensgröße, da der Künstler durch den engen  
Raum gebunden war. Es ist schwer zu schildern, wie ergreifend dies einfache Bild wirkt  
in seiner stillen Würde und milden Frömmigkeit! Die ehrwürdige Heilige steht gegen  
Himmel blickend, sie hält das Modell der Kirche in der Rechten, ein Lilienzweig ruht  
in ihrer Linken, ihr sanfter Blick scheint um Segen und Weihe für das von ihr ge-  
stiftete Gebäude zu flehen. Sie ist im Matronenalter dargestellt, aber stille Verklärung  
und hohe Seelenruhe ersetzen jeden Erdenreiz, und geben diesen frommen Zügen einen  
Schimmer himmlischer unvergänglicher Jugend; der Nonnenschleier schmiegt sich um  
Haupt und Brust, eine Krone ruht darauf, in schönen Falten walt das blaue Gewand  
bis auf die Füße herab, der Purpurmantel, mit Hermelin besetzt, ist zurückgeschlagen.  
Der Fuß der Heiligen ruht auf dem Schilde, der landschaftliche Hintergrund ist still und  
heiter. Das Ganze ist eben so brav ausgeführt als schön gedacht, und macht dem Künst-  
ler sehr viel Ehre. Ein anderes größeres Altargemälde, Maria Rosalia darstellend, von  
Arnold, hat wohl manches Gute, aber es befriedigt bey weitem nicht so vollkommen.  
Dieser Künstler hat sich eine eigne Manier angewöhnt, alle seine Werke sehen sich äh-  
lich, tieferes Gefühl und strenges Studium vermißt man immer; dieses Gemälde war



indef durch den Gegenstand eine so liebliche Aufgabe, daß es immer eines der gefälligsten wurde in der Reihe ähnlicher Werke, welche dieser Künstler lieferte. Maria erscheint auf Wolken sitzend dem heiligen Dominicus; ein Engel reicht auf einer Schale die himmlischen Rosen, welche sich in den Händen des Jesuskinds in den Rosenkranz verwandeln, den es dem Heiligen gibt. Der Engel ist die gelungenste Gestalt, Madonna und Kind sind nicht bedeutend, der Heilige ist weit vorzüglicher, doch grenzt die Verückung, in der er dargestellt ist, mehr an Verdrehung als an tiefgeföhnte Andacht.

Nun wende ich mich zu den Landschaften, wo diesmal viele recht ausgezeichnete Künstler um den Preis ringen. Lassen Sie mich den genialen Dahl zuerst erwähnen. Seine dießjährigen Arbeiten übertreffen die frühern an Farben:sameltz und Harmonie; ganz besonders schön ist eine große Landschaft im Charakter des italienischen Trolls; die vielen kleinen Wasserfälle sprudeln so klar, kühl und durchsichtig, herrlich ist die große Baumgruppe vorn mit den alten knorrigen Ästen und vielverschlungenen Zweigen, die fernen Felsen mit dem sie umziehenden leichten Nebelkor bilden einen sehr günstigen Hintergrund, alles ist der Natur abgelauscht, mit Liebe, Fleiß und Geschmack ausgeführt. In eine nordische Märchenwelt versetzt uns seine kleinere Landschaft: Troitinderre in Ramsdalen in Norwegen darstellend; wundersam in einander geschichtet thürmen sich diese Felsen, aus den niedern Hütten dazwischen zieht der Rauch empor, sich mit den Nebeln mischend, wir wähen Elfen und Zwerge, Kobolde und Berggeister hier zu erblicken und fühlen uns in die Heimath mancher nordischen Sage versetzt. Mehrere kleine Arbeiten Dahls, besonders eine Durchsicht durch Tannen neben einem Wasserfall, sind gleichfalls interessant, doch fühlt man, wie seine Genialität durch so engen Raum sich ungern beschränken läßt. Sein Klosterthor bey Neapel ist anziehend durch die ungemaine Wahrheit der Capuziner- und Mönchgestalten. Unter den Landschaften Friedrichs gefällt mir die in mittlerer Größe, welche Felsenjucken darstellt, die kühl empor ragen und wo vorn eine entwurzelte Tanne vom Sturm umgestürzt, eine Brücke zwischen diesen einsamen Klippen bildet, bey weitem am besten; die größere, eine Gebirgsgegend im Morgenduft vorstellend, erinnert sehr an ähnliche frühere Werke Friedrichs, und erscheint dadurch, daß die Ansicht nur von den Gipfeln genommen ist, und gar nicht in die Thäler dringt, ziemlich monoton; die kleinern flachen Landschaften mit Windmühlen beweisen, wie schlecht es Friedrich kleidet, wenn er prosaisch seyn will. Von dem wackern alten Professor Kengel ist eine größere Landschaft da, den ersten Schwirfer darstellend, und zwey kleine Viehstücke, alle sind mit Wärme und Liebe ausgeführt. Sein trefflicher Schüler K. Fr. Faber lieferte mehrere recht brave Arbeiten, besonders vortheilhaft zeichnen sich eine Herbstlandschaft, eine Parthie aus dem Otrowalder Grunde und ein Fenster mit der Ansicht nach Dresden hin, aus; sie sind mit freyerem saftigern Pinsel gemalt als seine frühern Werke. Von dem berühmten Effectmaler Schönbeger sind zwey große Landschaften hier, eine Ansicht des Campo Vaccino, und eine südliche Gegend im Mondschein; ungemaine Kraft, Poesie der Erfindung und grandiose Behandlung zeichnen seine Werke aus, denen man jedoch bisweilen etwas zartere und fleißigere Ausführung wünschte. Den höchsten Contrast mit denselben bilden die beyden so ganz überaus zart und fleißig ausgeführten Bildchen des Professor Verfa to in Venedig, den Marcusplatz daselbst darstellend und das reichgeschmückte Innere der Marcuskirche, wahre köstliche kleine Cabinetstücke. Zwey größere Landschaften des Professor Mosch aus Liegnitz haben viel Gutes, besonders sind die Kloster ruinen und Gebirgsparthien schön behandelt. Sehr interessant erscheinen mir aber zwey große Landschaften von Siegert in Breslau. Dieß ist echt südliche Natur, aus dem Leben ergriffen, treu und sinnig dargestellt. Wie herrlich ist dieser Golf von Bajä, die klare blaue Meeresfläche dehnt sich in's Unendliche hinaus, wie ist aus der Landschaft das frischere Grün entschwunden! Wir fühlen es, wie glühend die Sonne auf diese Olivenpflanzungen scheint, aus deren Mitte sich die schlanke Pinie hebt; reizend ist der Vorgrund, dieß halb verfallene Gebäude mit seinem platten Dach und seiner nach dem Meer hin schauenden Terrasse ist überaus wahr. Wie gern folgen wir die verwitterten Stufen hinauf dem lieblichen Mädchen, welches eben dort die Nelkenstöcke in den zierlichen Blumentöpfen sorgsam begießt, während vorn unter schattigem Nebendach ihre



Schwester, die jugendliche Mutter, sitzt, mit der Spindel in der Hand, eines ihrer Kinder spielt zu ihren Füßen, das andere kommt mit einer großen Traube herbeigelaufen; wir fühlen uns heimisch unter ihnen, und blicken mit Wohlgefallen auf den Alten, der eben das heimkehrende Geselein seiner Bürde entladen wird. Das Seitenstück hierzu sind die Wasserfälle bei Sivoli, schön aufgefaßt und ausgeführt. Auch hier ist der Vordergrund sehr hübsch staffirt durch eine ruhende Hirtin mit römisch gefaltetem Kopftuch, die mit dem neben ihr lehrenden Hirten spricht. Wahre Parodie auf Kunst und Natur ist das gegen eine Landschaft, welche eine Ansicht des Klosters St. Valbina in Rom vorstellt von F. D. Hier sieht man die Nachahmung der Unbeholfenheit und Steifheit der ehrwürdigen alten Meister, es soll aussehen, als hätte es ein Giotto gemalt, alles ist hart und bunt, ohne Luft, ohne Perspective, ohne Harmonie, ohne irgend ein wahres Naturstudium! die Bäume sehen wie ausgeschnitten aus; wie furchtbar verzeichnet ist das Pferd, worauf jener Pilger reitet! die Wingerin kniet vor den Weinstöcken, als wolle sie solche anbeten, denn Frömmigkeit muß einmal jedem solchen modernen, alterthümlichen Bild aufgezwungen werden. Solche Werke gehören zu den traurigsten Verirrungen unserer Zeit, und ich würde sie gerne gar nicht erwähnen, wenn sie nicht mit großen Ansprüchen aufgestellt würden! Für historische Malerei kann aus allen Gährungen dieser neuen Kunstschule wohl noch etwas Erfreuliches erblühen, für Landschaft aber nimmermehr.

Eine ganz andere, auch nicht erfreuliche Richtung des Kunststrebens ist die große gestickte Landschaft im Professorzimmer, Copie der Jagd von Ruysdael; es ist alles Mögliche hier geleistet, besser wäre es aber doch, es wäre unmöglich! denn unglaublicher Fleiß und Zeit sind hier verschwendet, um etwas hervorzubringen, was doch nur einer guten Untermauerung gleicht, und von jeder nur mittelmäßig gemalten Copie übertroffen wird.

Die große Sepiazeichnung der Professorin Seydelmann gleicht ihren frühern Arbeiten nicht, die sich durch Grazie und Gefühl auszeichneten. Die Wahl ist nicht glücklich, eine so wenig bekleidete Gestalt in Lebensgröße vertiert, wenn ihr der Zauber des Colorits fehlt; überdem behandelte die Künstlerin die Sepia hier so, daß sie alles deckte und gar keine reinen Lichte aussparte, welche gerade in diese Manier etwas lebendig Geistvolles bringen. Die Zeichnung ist nach Raphael.

## Schauspiel.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien den 20. d. M. zum ersten Mal: Der Wolfsbrunn. Zauberpiel mit Chören, Tänzen und Märschen, in zwey Aufzügen. Musik von Herrn Franz Roser, Capelmeister dieser Bühne.

Der langen Reihe von vierfüßigen und befiederten zweifüßigen Künstlern, die in Haupt- und Nebenrollen parodirt und figurirt haben, schließt sich hier ein grimmigter Regent des Waldes wieder an, ein Wolf. Dieser ist der Held des Stückes, das von dem fruchtbaren Volkstheaterdichter A. Gleich, nach einer Sage, die, wenn wir anders nicht im Irrthume sind, den Titel führt: Jetta, die Zauberin, bearbeitet worden. Die Zauberin Jetta ist in dem hier genannten Zauberpiel selbst verzaubert, und verurtheilt, allnächtlich als Wolf gestaltet im Forst herum zu irren, so lange bis das große Werk, ihren Geliebten zu zerreißen, ihr gelingt. Dann soll der Zauberbann sich lösen. In der That, ein höchst tragisches Princip! wozu nur etwas Romantif, Tiefe und Erhabenheit, wovon manche kritisirende Papagayen so viel faseln, noch hinzukommen darf, um die Dichtung zu verherrlichen. Diese verzauberte Prinzessin ist nun dem Amin, den das Schicksal in ihr Schloß geführt, mit heißer Liebe zugethan, und ernennt ihn feyerlichst zu ihrem Feldherrn. Dorusko, ihr mit Liebe ebenfalls ergeben, schöpft Arawohn, daß sie zur Zeit des Zaubers einen Nebenbuhler begünstige. Die Eifersucht erwacht; er schleicht in der verhängnißvollen Stunde in Ar-



mins Mantel gehüllt, der verzauberten Geliebten nach, die in Wolfsgestalt dermalen umherwandelnd, ihn für ihren Geliebten hält, und ihn dennoch zerreißt. Der Irrthum wird entdeckt, der Zauber ist gelöst. Jetta wird mit Armin vereinigt. Dies sind die Hauptbestandtheile der tragischen Handlung, in deren Katastrophe, der eigentlichen Zauberlösung einige Dunkelheit bemerkt wird. Der Aufzug und die Evolutionen im ersten Act geben diesem einen Vorzug, den man zum Nachtheil des Localeffects im zweiten Act vermisst. Die ernsthafte Seite solcher dramatischen Gebilde kommt gewöhnlich gar nicht in Betracht; desto mehr die komische, die hier eben nicht sehr wirksam ist. Durch den komischen Charakter des Burgvoats Löwenzahn (Herr Sybes der), der in guten Händen war, wird dieser Abgang einiger Mafsen ersetzt, wiewohl er nur Copie eines sehr bekannten und oft belachten in einem der älteren Stücke von K o h e b u e ist. Trotz allen Schwächen, die der Zauberbrunnen übrigens enthalten mag, hat der Verfasser doch, wie in den meisten Producten dieser Art, auf Tanz, Comparseu und Decorationen das Glück der Zauberdichtung zu begründen gesucht. Man kann das Stück mit einigem Recht ein Ballet parlant (so wie es ein tableau parlant gibt) nennen.

Die Musik ist dem Charakter des Ganzen angemessen, leicht und gefällig, deutet aber auch auf eine ziemlich flüchtige Behandlung.

Mlle. S i c h e n h o f f, die in der Rolle J e t t a's, der Feenfürsinn, ihren ersten theatralischen Versuch machte, zeigte besondere Gewandtheit für eine Anfängerin. Von technischen Erfordernissen kann in diesem Fall wohl keine Rede seyn, vielmehr bloß von natürlichen Gaben, in so fern diese zu Erwartungen berechtigen, oder sie beschränken. Das Organ hat die Eigenschaft der Deutlichkeit, die Haltung ist noch etwas eckig, Anlage zeigt sich überall.

Die Hauptperson dieses Zauberspiels ist und bleibt der W o l f, dessen Darstellung einen bedeutenden Pantomimiker erfordert, und er hatte seinen rechten Mann gefunden. Diesen vierbeintigen Artisten dürfte so leicht kein zweibeintiges, unbefiedertes, (wie jener griechische Philosoph den Menschen bezeichnete) auch gabelförmiges, künstlerisches Wesen übertreffen. Hier vereinigt hoher Pathos sich mit reichlichem Humor im schönsten Einklang, und beyde steigern sich, vom rauschenden Beyfall angetrieben, zur Begeisterung. Man muß sie sehen, diese graziösen Kopfverbeugungen, diese kunstfertigen Capriolen, dieses plastische Wedeln mit dem Schweif, um zu gesehen, daß der W o l f einen glänzenden Triumph feyert, daß er die Palme des Abends davon trägt. Die Ehre des Hervorrufens wurde ihm bisher immer noch zu Theil. Sein Dank äußert sich durch gewählte Zeichen des bescheidensten Gefühls. Manches junge, unzeitige Rescensentlein, das wenig Mutterwitz, aber desto mehr Eigendünkel und Bosheit besitzt, wodurch es sich, trotz der oft veränderten Zeichen seiner Unterschrift, nur allzu sehr verräth, möchte sich doch zu diesem Sohn des Waldes in die Schule der Discretion und seinen Lebensart begeben.

#### M o d e n b i l d XLIV.

Kleid von Battist-Linon mit gestickten Falben von demselben Stoffe garnirt. Das Häubchen von Tulle anglaise mit Gaze Bändern.

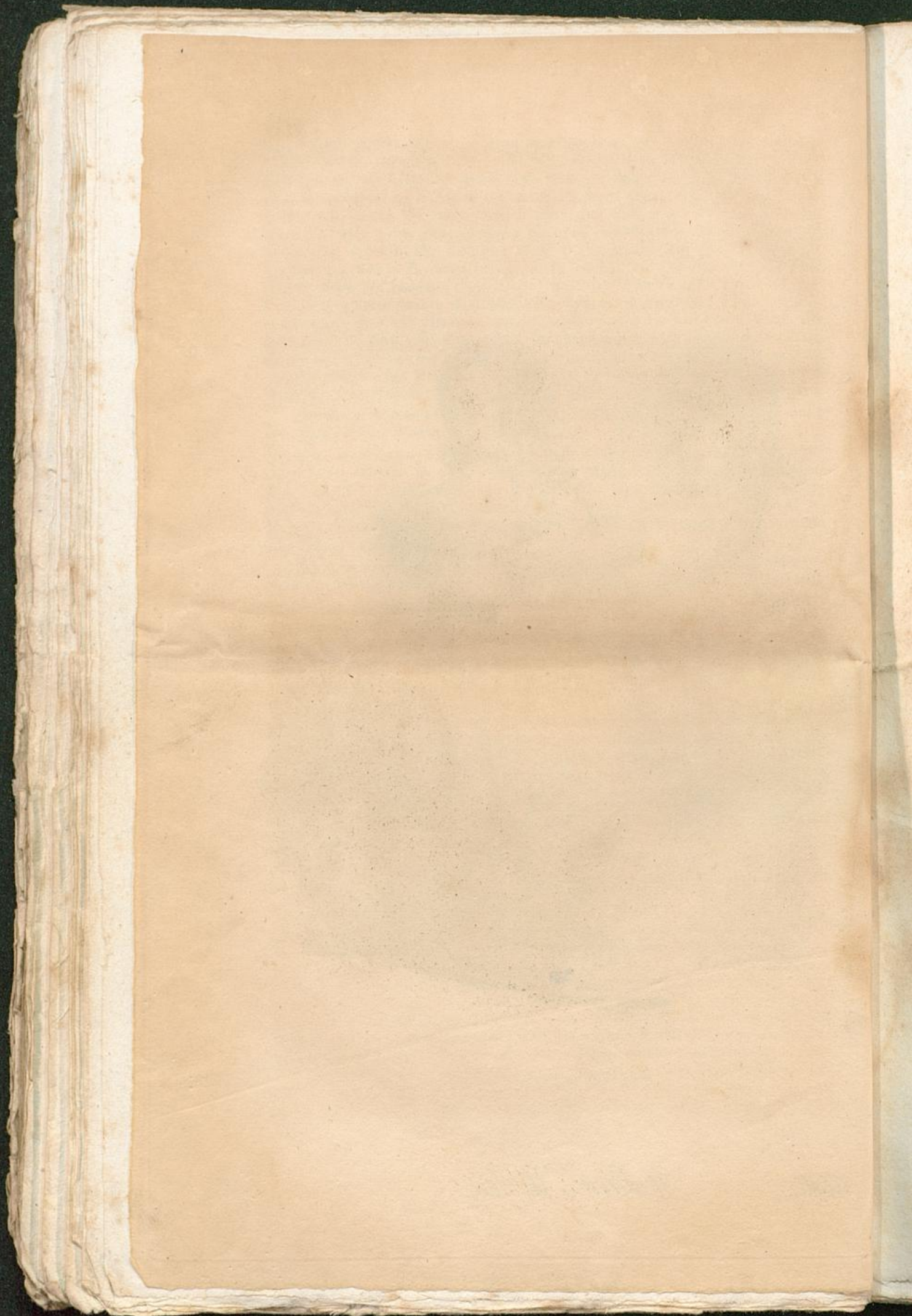
Herausgeber und Redacteur: J o h. S c h i c k.

Gedruckt bey Anton Strauß.











# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 1. November 1823.

131

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

Erzählung von D. Ernst Wohl.

I.

### Nebenwort.

Der wackere Schulmeister saß über den Büchern, Frau Marthe, seine Schwester, am Spinnrade, sein schlankes, rothwangiges Suschen war eben eingetreten; es hatte die häuslichen Geschäfte beendet, putzte still des Vaters Licht, rückte sich den Stuhl daneben zurecht, und langte, im Begriffe sich zu setzen, nach dem Strickzeuge. Das Männchen sah freundlich auf, dann schmolzen die lächelnden Falten in wichtige über, er legte den Kleinen Adelong aus den Händen, und rieb diese ernst und bedächtig. Ein blödes Kind hätte es ihm aus dem Gesichte gelesen, daß nun alsbald etwas kommen sollte: die helläugige Jungfrau schien schon aus den ersten Zügen zum Anfangsbuchstaben Wort und Sinn errathen zu haben. „Guten Abend, Väterchen!“ sagte sie ziemlich unbefangen, blieb im Gleichgewichte, und wandte sich mit dem erschaksten Strumpfe nach der Thüre. Die Base schob schnell einen Riegel vor, durch die Frage, wohin sie noch in später Dämmerung wolle? „Nur auf die Bank am Thore. Der Mond geht so klar an der Klause herauf, und der fremde Herr bläst die Flöte drüben an des Stellmachers Laube.“ „Bläst er? Sieh nur! Laß ihn blasen! Was er bläst, das bläst er in Wind. Bleibe du fein hier; es ist zu kühl und feucht da am Bache.“ Suschen setzte sich mit einem halben Seufzerchen, und sah nun, geduldig erwartend, dem Vater auf die Lippen. „Mit unserem Sprachstudium geht es langsam vorwärts, Suse,“ hob dieser an; „du nimmst dir zu wenig Zeit dazu, und zeigst zu wenig Eifer, zu wenig Sporn für eines Schulhalters Tochter. Ich muß stets wiederholen, was schon gelehrt wurde, um nur zu erfahren, ob du es indessen nicht schon wieder verwirthschaftet hast. Sage mir also, meine Suse, was ist das Nebenwort?“ Er faßte die verstummende Examinande am immer höher sich fä-



benden Kinn, und fuhr mit sanfter Geduld fort: „Besinne dich nur, mein Kind; nenne mir mittlerweile einige Nebenwörter, welche dir eben beyfallen, darüber muß dir auch die Definition wieder in das Köpfschen zurück.“ „Es wollen wir nicht gleich welche beyfallen, lieber Vater: aber ich will —“ sie schwieg und sann, die Stirne gesenkt, zwey Finger an den frischen Lippen, das Auge fest auf das offne Fenster geheftet, daran eben der erste Mondenstrahl spielte und in seinem Lichte ein freundliches Gesicht austauchte, sammt einer Hand, die einen Strauß hübscher Blumen in den Krug steckte. Die Base hatte das schnurrende Rad stehen lassen; alles schwieg. — „Ich denke dein,“ schallte da die besprochene Flöte über den Bach, herein unter die stumme Drey, und brach dann in leidliche Variationen über dieß Thema aus. Frau Marthe sprang hastig auf: „Ich will dir einige Nebenwörter sagen, Mädchen, wenn dir keine beyfallen. Sieh, liebstes bestes Tausendkind, künstlich und gelehrt und gereisfet und vornehm und schön — wenn man's anders so nennen kann — und galant und zubringlich und reich, und weit her und was dergleichen, das sind lauter Nebenwörter im Leben, damit ist's aber eben nicht gethan, denn —“ „Ach ja wohl,“ versetzte Susanne, die zu jedem beyfällig genickt hatte, und reichte der Eifernden beyde Hände hin, „das meine ich auch, liebe, liebe Base.“ „Meinst du das? stehst du's ein? Nun so freue ich mich von ganzer Seele.“ Der Schulmeister schlug schmunzelnd in die Hände: „Siehst du, Susse? Und nun noch einige Umstandswörter.“ „Ey je, das gerade ist es. Einige, Bruder? Hunderte! daran sind sie reich. Ja, ja, nein, nein, sey deine Rede! Wie und wann sage gerade heraus, ohne Umstände! Da heißt es aber: Einß, und hoffentlich und wenn dieß und wenn jenes. Nichts da! Heute lieber als morgen, wenn's ehrlich gemeint ist! Geh mir mit solchen Hinterhälttern!“ „Bravo, Marthe! Hätte ich doch nicht geglaubt, daß meine Frau Schwester, die so gar nichts von Grammatik hören will, siehe da, plötzlich an ein Duzend der besten Nebenwörter nur so mir nichts dir nichts von sich geben könne! Und kleidet sie, wie ein neuer praktischer Sprachlehrer, gleich in ein kurzes Gewändchen. Aber sage mir doch, du grammatikalisches Wunderkind, warum du bey „schön“ eine Anmerkung anbrachtest?“ „Bey schön? Weil's dabey sehr auf den Geschmack ankommt, lieber Bastian. Mir wenigstens würde der geprefte Mund und der lauernde Blick, das Verschlossene und Aushorchende, möchte ich sagen, in des Herrn Botanikers Mienen nicht gefallen. Und überdem ist und bleibt Schönheit immer ein Nebenwort.“ „Schönheit nicht, Schwester; Schönheit ist ein Hauptwort.“ „Mein Himmel, wie kann ein alter besonnener Mann nur so vor einem siebzehnjährigen Mädchen sprechen! Das Hauptwort ist: Frömmigkeit, Redlichkeit, Fleiß; fürchte Gott, und thue recht! das ist das Hauptwort; sage wer du bist! schleiche nicht herum, wie einer, der etwas Übles vorhat! Ehrlicher Leute Kind, gesund und rüstig, ein Handwerk, das den Mann nährt, und die Frau dazu, ein gutes Gewissen, das vor der rechten Schmiede anklopft. Aber da steht der Schmied und weiß von nichts und läßt mich allein sorgen und wachen. Aber so seydt ihr Männer, wenn ihr gelehrt thut. Da ist Grammatik die Hauptsache, und Haus und Hof und Weib und Kind die Nebensache. Aber erzürne dich nur nicht, mein guter Bastian, und arbeite du über deinen Büchern nur getrost weiter; ich habe dein Suschen von deiner Seligen übernommen, und will immer



Mutterstelle an ihr vertreten, und nur zulassen, was ihr gut ist. Aber die Schönheit mußt du mir nicht zu einem Hauptworte machen wollen, das thut bey jungen Mädchen kein gut, die sehen ohnehin zu gerne auf das Lärchen, und auf den Staat, worin einer kömmt. Schönheit, Guse, ist nur eine Nebensache, und die Hauptsachen habe ich schon genannt.“ „Nebensache! Hauptsache! Von Sachen ist ja hier gar nicht die Rede, Marthe, von Hauptsachen am allerwenigsten.“ „Ja leider! Aber warum soll gerade von Hauptsachen nicht die Rede seyn? Das klage ich ja eben, Bruder. Nicht wahr, Suschen, du bist mein gutes Kind, und wirst mir folgen?“ Sie drückte das Mädchen an sich, das mit klopfendem Herzen, bald freudig, bald zugend, ihrer raschen Rede gehorcht, und nun ein Paar Thränen im Auge hatte. „Komm du mit mir hinaus auf die Bank, Kind; ich glaube gar, du —“ Mehr war nicht zu vernehmen, denn die Beyden waren schon vor der Thüre, und: „So geht zum Geyer!“ rief das sehr erbitterte gute Männchen in der Stube, „wenn ihr alles besser zu wissen glaubt, und wißt nichts! Da soll Schönheit kein Hauptwort seyn, aber den Schwall von ganzen Redensarten hätte sie mir gerne dafür ausgegeben; und am Ende verwechselt sie gar das Wort mit der Sache! Und jeden Period fängt sie heute mit Aber an! Nein, das ist schwer auszuhalten, mit der lieben Marthe. Vergaß ich doch über dem Ärger ganz, Acht zu geben, was sie denn eigentlich meinte und wollte mit ihrem Eisern. Aber so macht sie mir's jederzeit.“

## II.

## V o r w o r t.

Es hatte nämlich Herr Sebastian Schnock erst vor Kurzem sein Amt als Schulmeister zu Klausenbach angetreten, und war noch voll des frischen Eifers, den jemand für ein Fach hat, darin er sich erst nach und nach selbst mit Stolz und Mühe einarbeiten muß. Das schlichte Männchen, in seiner Jugend ein treuer Diener des gräflichen Hauses Wiborg, war lange Jahre auf dem kleinen, halbverfallenen Jagdschlosse zu Ebern gesessen, und hatte dort als Hausverwalter, und zugleich einziger Bewohner, abgeschieden von der Welt, mit seiner Familie sein ruhiges, hausbacknes Stückchen Brot gehabt: als die Kriegesfackel, die so lange Zeit im Lande gelodert hatte, endlich auch in dies Winkelschen hineinsleuchtete, und darüber das Schloß sammt dem Amtchen Sebastians in Rauch aufging. Er war Witwer. Seine Schwester, eines ehrlichen Krämers Witwe, hatte bey ihm gewohnt; mit ihr und seinem einzigen Kinde, der eben aufblühenden Susanne, an der Hand, verließ er die Brandstätte, und suchte seinen jungen Gutsherrn, den Neffen des alten Grafen, in der Hauptstadt auf. Aber dieser war ferne. Im Kriegsdienste seines Vaterlandes stand er dem Feinde gegenüber, welcher dessen größere Hälfte überschwemmt hatte, und auf des Grafen Gütern zur Vergeltung übel haufete. Doch auch jetzt wurde des armen Bastian nicht vergessen; er ward durch den Agenten des Grafen nach seinem Dorfe Klausenbach gewiesen, wo er das kleine Regiment übernahm, dessen Führung ihm anfangs sauer genug fiel, bis ihm Werth und Wichtigkeit seines Standes so recht offenbar wurden; dann übergüldete sich ihm auch bald unter den Händen das Haselstöckchen zum Commandostab und Zepter, und es grünte ihm wie Lobeer an dem gewissen Birkenreis, das er,



gutherzig, wie er war, mehr zu Schreck als Strafe, am Schulfenster stecken hatte. Er bekam Bücher vom Pfarrer geliehen, und lernte wacker wieder ein, was er lehren sollte und schon zum Theil vergessen hatte, und darüber kam ihm Lust, ein Übriges darin für sich und sein Haus zu thun. Das gab nun keiner Seele Anlaß zu Klagen, als seinem flinken Töchterchen. Suschen war bald hier eingewöhnt. Das Dorf lag wunderhübsch in dem tiefen, engen Thale, Hütte für Hütte von ihrem Gartenstück umgeben, und zumeist einzeln hingebaut, wo der Raum es eben erlaubte, die Schwelle schier vom Bache geneigt, die Dächer schier an den Fels gedrängt; und hoch oben saß gewaltig ernst die graue Tausniz, ein festes Schloß, worin jetzt der Feind starke Besatzung liegen hatte, und von dessen Wällen die Feuerschlünde in den Paß hinabschauten, eine der Hauptstraßen durch die Bergkette beherrschend. Diese Nachbarschaft abgerechnet, woher es manchmal unangenehmen Besuch gab, war Suschen sammt der Base ganz wohl zufrieden. Sie hatten sich von dem mitgebrachten Sparpfennige ziemlich und nett eingerichtet; ging's übel, so sprachen sie achselzuckend: „Kriegszeiten, schwere Zeiten!“ ging's gut, so sangen sie geistliche und weltliche Lieder zweystimmig in's stille Thal hinaus; und hätte der Vater sich nicht in seinen Kopf gesetzt, Suschen müsse jetzt, als eines Schulregenten Tochter, allerwenigstens die Grammatik in dem ihrigen haben, um ihm dereinst keine Schande zu machen, wenn sie etwa weggeholt würde, unter Leute, die das verstanden: so hätte sie gar keine Noth und Sorge gekannt. Aber das ließ sich der gute Mann nicht nehmen, so schwer es auch hielt; denn, obgleich sein Mädchen übrigens ein offnes Köpfchen hatte, wollte doch von all dem Wortschwallen nichts hinein; es war, als löste sich's an ihrem Feuer gleich in Dunst und wischte so davon, verrauchet war's, ehe man die Hand umkehrt. Seit Kurzem aber schien dieß Übel ärger als je zuvor, und es wäre auch kein Wunder gewesen, indem —

Aber eben fällt mir zum Glücke bey, daß ich eigentlich die Anfangsgründe und Einleitung und Elementarien, kurz eine Vorschule zu einer Grammatik der Liebe zu schreiben habe, und daß da oben zu Anfange des Capitels mit deutlichen Buchstaben zu lesen stehet: Vorwort. Darüber läßt sich aber wenig sagen, denn es ließe sich gar zu viel sagen. Das Vorwort soll in der gemeinen Grammatik die Beziehungen zweyer Hauptwörter gegen einander anzeigen. In der fraglichen, bewußten Liebes-Grammatik aber ist von Beziehungen der beyden Hauptpersonen auf einander die Rede, und was gäbe es da nicht für Worte in der lieben, deutschen Muttersprache aufzuzählen, die dergleichen ausdrücken? Beym Himmel, ich erschrecke ordentlich, wenn ich mir's überlege; das ganze Wörterbuch ist voll davon, beste Leserinnen; besagtes Paar von Hauptpersonen lebt ja so ganz nur in und mit und für einander, daß gar keines für sich allein von irgend etwas kann berührt werden. Ja nicht der gesammte Sprachschatz allein wimmelt also von Beziehungswörtern, wie ein junger Bienenstock, der eigentlich aus gar nichts besteht, als aus Bienen, die alle an einander hängen, und über einander hinlaufen, bloß um die Zelle zu bilden, und den Thron und die Burg für die Königin — welches die Liebe ist; — nicht die Wortsprache allein, wiederhole ich: sondern die sämmtliche Mienen- und Geberdensprache ebenfalls, von der Stirne an bis zur Behenspitze. Wem dieß aber zu weit ausgegriffen und übertrieben scheint, den



muß ich nur fragen — denn der demosthenischen Beredsamkeit des Auges, und der isokratischen des Gesichtes, und der ciceronischen der Hände, und was dergleichen mehr, will ich, als offenkundig, gar nicht erwähnen — ob, frage ich, der leiseste Druck der äußersten Spitze des kleinsten Füßchens nicht vollkommen taugt, eine solche Beziehung auszudrücken? Wie? — Es bleibt daher auch nichts zu thun in dieser Sache, als sie auf sich beruhen zu lassen, sie würde uns sichtlich allzuweit führen, und ich kann bloß daraus Veranlassung nehmen, einem kritischen Leser zu zeigen, wie himmelweit die beyden Grammatiken von einander verschieden sind, daß die unsere ganz andere Regeln besitze, und daß er darum höchst Unrecht gethan habe, es mir in Gedanken schon übel zu deuten, wenn ich einen völlig abweichenden Lehrplan einschlage, und z. B. mit dem Nebenworte angefangen habe, und so eben das Vorwort abgehandelt, von dem ich wieder eigentlich nichts sage, als daß es nicht abzuhandeln sey. Überhaupt bin ich jetzt einmal im Zuge, und kühn genug, zu erklären, wie ich gar nicht gesonnen sey, auch nur irgend einen andern Redetheil abzuhandeln: sondern die Handlung, die ich zu erzählen angefangen, mag das Ihrige selber thun, und ich denke so Meidigern, so wenig Regeln er gibt, doch noch zu überbieten, indem ich gar keine gebe, und keine Ausnahmen dazu, sondern gleich das pure Exempel. Ja ich bin sogar Willens, das Vorwort, worin ich offenbar die allergrößte Freyheit habe, noch ein Stückchen fortzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Zweysylbige Charade.

#### Erste Sylbe.

Glühend in der Morgensonne  
Leucht' ich von der Berge Höhn,  
Wenn mit kriegerischer Wonne  
Wird zur Schlacht die Heere gehn!

#### Zweyte Sylbe.

Aber meine traute Stille  
Virgt manch' süßes Liebesglück,  
Und aus meiner grünen Hülle  
Schallt der Vögel Lied zurück.

#### Das Ganze.

Muthig von der Ersten ragen  
Siehst du mich in stolzem Glanz,  
Von der Lüfte Spiel getragen  
Schwing ich mich im raschen Tanz.

J. G. Puffp.



Pesth, am 12. October 1823.

Wir haben unsern schönen Sommer im Genusse reichlicher und trefflicher Naturspenden beschlossen, und den Herbst nicht ohne zuversichtliche Hoffnung zu gleichem Segen begonnen. Augenscheinliche Beweise hiervon haben geliefert und liefern noch, die vor Kurzem mit hundert und über hundert Melonenwägen überfahrenen Wochenmärkte und der lebhafteste Verkehr der Fratschsterinnen, welcher selbst der Armuth in den Schwähen Pomona's zu schmelzen erlaubt, — und auch die Wiener Gäste unserer verwichenen Augustmesse werden sich mit Vergnügen der Tafelobstfreuden erinnern. Danachst werden Ihnen auch diese Herren — in so fern der Kaufmannsgeist eine aufrichtige Beichte zuläßt — zugestehen, daß die diesmalige Ernte auf den Feldern der Industrie und Speculation mitunter nicht ganz schlecht ausgefallen; desgleichen werden die *Fournée* ur'sche Bereiter-Truppe und der billige Rundmaler *Dambek*, welche über Monate lang hier ihr lautes und resp. silles Wesen zum Vergnügen des Publicums getrieben, bezeugen, daß die Menge hier noch Geld, Lust und Zeit habe, sich lange Zeit und auf einerley Weise durch mittelmäßige Leistungen amüsiren zu lassen. „Aber“ — fragen Sie, durch meinen vorigen Brief in Sorgen gesetzt, — „wie steht es mit dem einzigen heiligen Acker der Kunst, welchen die scenischen Musen in den Centralstädten Ungerns öffentlich cultiviren, mit *Thalia's* Pracht- und Hauptwirthschaft in Pesth und ihrer Meierey in Ofen? Haben denn die so leicht eingesehten Arentatoren keine Hoffnung ihren Pacht ohne weitere Zubuße aushalten zu können? Müssen sie denn allen Bestellungsaufwand an Geld, Zeit und Mühe in die Schanze schlagen? Haben sie denn gar keine Aussicht, von ihren Nachfolgern in der Arente wenigstens ein leidliches Pauschale auf Inventarium und Superinventarium heraus zu bekommen? Was denkt, sagt, thut die Grundherrschaft, was das Publicum dazu?“ Bester! Sie fragen mich zu viel auf einmal, doch werde ich Ihnen über alles Bescheid, und zwar hier und da in erwünschterem Maße geben, als zu verhoffen war, und werde mit Ihrer Erlaubniß in meiner Beantwortung die ökonomische Metapher so lange als thunlich halten. Daß bey allem guten Willen, bey den beträchtlichen (nämlich pecuniären) Kräften der Arentatoren und ihres Verwaltungs-Ausschusses, die Ökonomie beyder heiligen Musenprädiën nie und nirgends zu einer Musterwirthschaft gediehen, hat Hergang und Erfolg bis jetzt bewiesen, daß vielmehr das ganze Pachtgeschäft in die, für alle Interessenten weder erfreuliche noch rühmliche Gefahr gerathen, sich vor der Zeit und fridarisch zu endigen, ist landbekannte Thatsache, und eben so wahr ist, daß solcher Übelstand nicht durch *Calamitäten* herbengeführt worden. Wirthschaftsverständige wollen behaupten, daß weder in der Witterung, noch im Boden, noch im freylich allenthalben eingetretenen Fallen der Productenpreise der hauptsächlich Grund des Übels liege, sondern schieben die meiste Schuld auf das gesammte Wirthschaftspersonale und auf die fehlerhafte innere und äußere Manipulation. „Man versteht,“ sagen sie, „die rechte Wechselwirthschaft nicht, man drischt zu viel leeres Stroh, man verkauft Spreu für Körner, man feuert dem Brand im Weizen, der Drespe im Roggen nicht, und verdirbt sich durch das alles den Credit auf dem Markte; man klagt über schlechtes Gesinde (was freylich überall geschieht), aber man zahlt ihm dennoch zu viel Liedlohn, und läßt ihm zu viel Willen, anstatt es fortzuschicken und in gehöriger Chorde zu halten,“ kurz diese Metapher führt zu Klage und Spottphrasen ohne Ende, worauf die Betheiligten nichts erwiedern können, als — daß diese tadelnden Stuben-Ökonomen es selbst versuchen und besser machen möchten. — Ich lasse dieß alles, wie auch die ökonomische Metapher (sie könnte mich sonst auf die injuriöse Idee einer dramatischen *Wehrli-Anstalt* führen) links liegen und berichte Ihnen, daß sich inzwischen die Sachen besser gemacht haben, als man dachte, und daß eben jetzt, wo man die Theater sperren zu müssen befürchtete, man doch wieder Muth und Hoffnung gefaßt hat, bis Ostern 1824 fortzuwirthschaften. „Woher,“ fragen Sie, „ist dieser Trost gekommen?“ und ich antworte Ihnen: „Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten!“ — Hören Sie! —



Die Geschichte erzählt, daß vor alten Zeiten die Republik Basel von dem ihr durch Verschwörung drohenden Untergange dadurch gerettet worden, daß die Stadtuhr zu früh Einſchlug, und die nun muths- und ordnungslos gemachten Verschwornen ihr Vorhaben unterließen, weshalb denn seitdem die Baseler immer um eine Stunde früher Mittag haben, bis auf diese Stunde. Also ist auch unser Theaterwesen vor der Hand in der Crise gerettet worden, durch das berühmte Stück: „Ein Uhr“, und wer möchte nicht geneigt seyn, die sämtliche Actien-Gesellschaft für ein stummes und schuldloses Opfer der gegen sie verschwornen Umstände zu halten? wer wird es nicht der Theateruhr zur Pflicht machen, von nun an bis Ostern 1824 statt auf 12 auf 1 zu zeiern? Doch — Scherz bey Seite! — so viel ist wahr, daß dieses curiose Stück ein Cassastück sonder gleichen geworden, und obgleich bereits fünfzehnmahl aufgeführt, immer noch ein volles Haus gemacht, dadurch aber bis jezt einen reinen Gewinn von mehr als 20,000 fl. W. W. erwirkt hat. Erlassen Sie mir jede kritische Expectoration über dieses Mirakelstück! — denn wenn ich auch den Decorationen volle, der Musik halbe Gerechtigkeit widerfahren lasse, so muß ich es doch für ein schlechtes Zeichen der Zeit, und für einen nicht zu beseitigenden Zweifelsgrund gegen den guten Geschmack des hiesigen Theaterpublicums erklären, daß letzterem dieser zusammengewürfelte, alle bessern Gefühle beleidigende Unsinn so ausnehmend behagt; — und muß wahrlich jeden guten Künstler bedauern, welcher durch seine Leistungen zur Würzung dieses unter und außer alle Kritik gestellten dramatischen Ragouts beyzutragen genöthigt ist. Wo soll diese Geschmacksverderbnis unserer Zeit noch hinführen! — mich führt sie zurück in obige ökonomische Metapher; — denn ich meine — Thalia's Pächter haben, ohne es zu wissen oder zu wollen, mit Anbau eines beliebten Futterkrauts einen Schlag gemacht! — *Transeat cum caeteris!* —

Es bleibt mir nun weiter zu berichten, daß der segensvolle Einfluß dieses vorgeschrittenen Uhrzeigers auf die Casse die Direction vor der Hand in den Stand gesetzt hat, weiter zu operiren, und mit Zustimmung der ganzen Schauspielergesellschaft den bereits eingeklemmten Theatrisckarren weiter zu schieben. Man hat nämlich inzwischen das Theaterpersonale omnium gentium vermocht, sich für den etwa eintretenden finanziellen Nothfall einen Abzug von zwanzig Procent provisorisch gefallen zu lassen, und wiewohl der desfallsige erste und übel angestellte Versuch eine mißbeliebige und unziemliche Säuerung des ganzen Bühnenvölkchens veranlaßte, so gelang es doch durch weisere und ernstere Manipulation die Malcontenten über ihre Pflichten und Rechte zu verständigen, und auf den rechten Standpunct der Ergebung und Subordination zurückzuführen, so daß also auf gut Glück und Hoffnung die Opferfeste der Thalia bis Ostern 1824 ununterbrochen fort dauern werden. —

Inzwischen sind zwey öffentliche Licitationen beyder Theaterrenden im vorigen Monate abgehalten worden, und haben verschiedene und eigene Resultate ergeben. In der ersten erschien niemand, der zu beyden Bühnen oder zur Pesther allein Lust bezeigt hätte, doch fand sich der hiesige Schauspieler Herr Philipp Böllner ein, um auf das Ofner Theater unter allerhand Vor- und Zuschußbedingungen zu bieten, worüber in's Klare zu kommen, wenig Hoffnung seyn mag, weil im Fall einer Trennung, dort die Anschaffung neuer Decorationen und neuer Garderobe, mithin größere Aufopferung erforderlich ist, als man, den zeitherigen Erfahrungen zu Folge, dem Ofner Publicum zutrauen mag.

(Der Schluß folgt.)

Mailand, den 15. October 1823.

Im Innhafte der Biblioteca italiana hat sich auch eine weibliche Stimme gegen den Mailänder Zeitungschreiber zum Schuze Rossini's vernehmen lassen. Der Zeitungschreiber machte nämlich, als von der verstümmelten Aufführung seiner Zoraide in der Scala die Rede war, verschiedene Bemerkungen, die dahin zielen, „als wäre es doch nicht so ganz ausgemacht, daß Rossini jene Gattung Musik erfunden habe, die allenthalben ungeachtet der Verschiedenheit des Klima, der Gewohnheiten, der Zeit,



des Geschmacks, der Mode gefalle, daß daher dessen Musik eben nicht der reine Ausdruck der Natur seyn müsse." Wie aber Damen nicht immer Gründe zur Verfechtung ihrer Thesen daran zu setzen haben, so auch unsere Signora, die, ohne zum schweren Geschütze ihre Zuflucht zu nehmen, mit der Behauptung den Sieg erkämpft zu haben meint, daß Rossini gar keinen Anwalt brauche, indem er gleich Herkules die Hydra allein erdrücke (R. quel Ercole si regge da se ed abbatte da solo l'idra che incontra). Doch greift diese Rossinante unsern Zeitungschreiber weiter über die Behauptung an, daß er den an Genie, Geist und Gedanken weit ärmern Morlacchi als Prototyp proclamiert, und sagt, daß der — Rossini so oft vorgeworfene Fehler: die wenige Übereinstimmung zwischen Wort und Tönen, seit Erfindung der Musik eine der Hauptcalamitäten bey musikalischen Compositionen gewesen sey. Sie folgert endlich weiter, daß in der Geschichte der Kunst ihr Held noch vor dem Orpheus zu stehen komme, da des erstern Musik nunmehr Weltmusik geworden, während jene des letzteren nur zur Bildung Braziliens ihre wohlthätigen Wirkungen geäußert haben soll. Zum Schlusse endlich erlaubt sie ihre Competenz zur gegenwärtigen Vertheidigung damit zu erweisen, daß sie sagt: Rossini gehöre Italien an, daher sey es Pflicht jeder italischen Frau (io giudico esser dovere d'ogni italiana donna!) nicht zu leiden, daß italische Federn den Ruhm dieses italiänischen Genies antasten oder zu verdunkeln suchen. Nachdem das schöne Geschlecht immer Rossinistisch seyn und bleiben werde, so rath sie endlich die bisher unter den Männern Statt gefundenen unnützen Fäntereien einmal beizulegen, damit sie die Achtung und Zuneigung der schönen Hälfte nicht ganz verschzerzen mögen.

Der Zeitungschreiber, nicht achtend auf den Bann der römischen Frau, greift in seiner Replik zu den Waffen des Witzes und persistirt vor allem die Unterschrift: la Moglie d'un vostro associato, da nämlich, wie bekannt, die Biblioteca italiana nur das Panegyrikon Rossini's aufnimmt; er sagt: daß er den Trasteveriner-Style (man weiß, daß das Volk tras Tevere in Rom etwas derber ist) der Tochter des Tarpeischen Felsen (figlia della rupe Tarpeja) alsogleich erkannt habe, daß es ihm Vergnügen gemacht zu vernehmen, wie sie hingestreckt auf dem Sopha ihres Gemahls (dimenandosi (!) sulla poltrona del marito) den heroischen Entschluß gefaßt habe, als Närrinn für Rossini (pazza per R.) dessen Vertheidigung zu übernehmen. So prävenirt man, sagt er, die Leser über die Competenz des eigenen Kriteriums. Wahrlich Horaz und Boileau haben diese Regel aufzustellen vergessen. Diese Replik schließt mit der tausend und ersten Bemerkung: daß, obgleich man nicht in Abrede stellen könne, daß Rossini's Opern von einem Pole zum andern Furore machten, der gute Geschmack dennoch vielen Bemerkungen Raum geben müsse. Wozu der unaufhörliche Lärm, die ekeligen Wiederholungen, die Vermischung der Geschlechter und Style? Warum soll Pharaos wie Lindoro singen; die Worte la mia felicità von fünf Personen zwanzigmal so wie die Ideen wiederholt werden? damit könnte doch unmöglich dem guten Geschmacke gehuldigt seyn? Auf diese Art hatten im siebzehnten Jahrhunderte Marini und Achillini von einem Pole zum andern den guten Geschmack verbreitet, und alles umher so verdunkelt, daß man die Schriftsteller des vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, Dante, Petrarca, Poliziani, Ariosto, Tasso, u. s. w. nicht mehr zu lesen geneigt gewesen sey.

Wir wollen diese Prozeß-Acten nicht vermehren, sondern bey den gefährlichen Constellationen unsrer Zeit dem Journalisten zur Vorsicht rathen, eingedenk des Satzes: „Wenn der Widerstand vergebens, unterwirft sich die Weisheit, die Thorheit sträubt sich, die Schwäche klagt, die Niederträchtigkeit schmeichelt, der edle Stolz erträgt und schweigt.“

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Dinstag, den 4. November 1823.

132

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorkaufzahlung zusammen ein viertel, um 15 fl., halbi, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbi, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

(F o r t s e t z u n g.)

III.

Fortsetzung des Vorwortes.

Vor einigen Wochen war ein junger Mann, der sich Herr von Thal nannte, und für einen Besitzer aus der niedern Gegend der Provinz ausgab, mit seinem Diener in den wenig versprechenden, noch minder leistenden Gasthof des Dorfes eingeritten. Die Mantelsäcke wurden abgesehnallt, die Stube niedlich gefunden, die Kost kräftig, die Aussicht reizend, die Gegend himmlisch, und so ward beschlossen, den Frühling hier zuzubringen, und Klausenbach zum Mittelpuncte der weitem Ausflüge zu machen. Was diese Ausflüge zum Zwecke hatten, darüber waren die Klausenbacher nicht im Klaren, und es gab Abends unten am Schenkische, wenn der Fremde oben saß, und arbeitete, oder die Flöte in die Mondnacht hinaus tönen ließ, verschiedene Meinungen, die aber alle von einigem bedeutenden Kopfschütteln begleitet waren; wie denn selten der gemeine Landmann in den entlegnern Gegenden das Treiben der Städter, wenn sie einmal unter seinen Bergen erscheinen, so ganz begreifen will und kann. Kräuter suchte der Fremde, das war gewiß; denn sein Wilhelm brachte jedes Mal eine lange Blechbüchse, die er über dem Rücken hängen hatte, voll allerley Geblümes und Unkrauts nach Hause, wovon er einen großen Theil dann wohl des Wirthes Kalben zu naschen gab, und einen kleineren, aber bey weitem den schönsten, alles frisch und zart blühende, zum Sträußchen band, das seine liebe Bestimmung hatte: das Beste jedoch, versicherte er, lasse sein Herr immer vorher aus, und beschreibe es droben in seinen Büchern. Die Bauern hingegen meinten, wenn der Herr einmal wirklich an hübschem Grünzeuge seine Freude hätte, so könnte er hinübersteigen nach der Alpmatt, dort gebe es die schönsten Kräuter auf den Wiesen und im Hochwalde: da-



neben Klette er aber lieber im Gestrüppe um den kahlen Schloßberg her, wo kaum ein Heidelbeerstrauch aufkomme. Einer aber, als die Nachbarn unter sich waren, vertraute ihnen, das verständen sie nicht. Gerade an solchen Orten, unter Geröll und altem Gemäuer, wüchsen so recht die Wurzeln, die er zu seinen Künsten brauche. Denn daß es mit ihm nicht ganz richtig sey, sey richtig. Viele stimmten mit ein. Man wußte aus guter Hand, wie er bey Bergknappen und Holzknechten und Köhlern sich um die alten Sagen von dem Schlosse zu erkundigen pflege, und ob man nicht wisse, was das alte Gemäuer ehemals gewesen, das im Föhrengraben hinterm Schloßberge zerstreut liege. Man hatte ihn mit seinem Diener nächtlicher Weile mit allerley Geräth dort herum gesehen, wovon doch des Försters Leute wieder nichts zu wissen betheuerten. Mit einem Worte, es lagen gar harte Inzichten vor, wenn man auch gar nicht in Anschlag bringen wollte, daß man seltsame Instrumente auf seiner Stube gefunden, daß er seitdem nur bey verschlossenen Thüren arbeitete, ja, manchmal urplötzlich verschwand, ohne daß weder der Sägemüller zu oberst, noch der Häusler zu unterst des Dorfes ihn hatten hinausreiten sehen. — Aber der Nagelschmied, der einst beyhm Militär gewesen, mithin aufgeklärt war, lachte über dergleichen Possen, und schwor sich, er wisse, was den gnädigen Herrn Botanicus, wie er sich schelten lasse, hier festhalte. Erst sey er nur für ein Paar Tage eingezogen: kaum aber habe er Schulmeisters Susse gesehen, so seyen ein Paar Wochen daraus geworden, und nachdem er sie gesprochen, habe er gar dem Wirth die Miete für zwey Monate vorhin ein bezahlt: „bis die seltenen Frühlingsgewächse alle durchgeblüht hätten.“ „Ein zierliches schlankes Gewächs ist das Mädel, und der Herr ist ein Kenner, und auf den Fuß läuft's freylich hinaus,“ schrie er witzig, und lachte, die Bauern mit.

Scheint aber dem kundigen Leser nicht auch etwas an der Sache? Wenigstens war Herr von Thal, da er Suschens rosiges Gesicht auf der Bleiche hatte blühen sehen, bey den Bleicherinnen stehen geblieben, und hatte recht artig mit ihnen geplaudert. „Ein schöner Herr! Ein galanter Herr!“ flüster-ten die Dirnen unter einander, nachdem er, mit leichtem Anstand grüßend, Abschied genommen, und die rohe Steintreppe hinaufstieg, von der Schleufe nach den Bergen, sein Wilhelm in der Knappen Liverey, mit der Kräuterbüchse hinter ihm. „Ein hübscher Mensch!“ flüster-ete Suschen für sich allein, und sah ihnen lange nach. Schon den nächsten Tag machte Herr von Thal die Bekanntschaft des Schulmeisters, und versprach, ihm einiges für sein Fach zu besorgen. Er kam, und brachte Bücher, Zeitschriften, sprach so viel mit dem Alten über Schulwesen, Erziehung und Lehrmethoden, benahm sich dabey so bescheiden, wußte so gut und lebendig von der Welt und den Kriegsbegebenheiten zu erzählen, daß er Gnade vor Herrn Sebastians Augen fand. Von da an war er auch beynah täglich Gast, und kam zu allen Zeiten des Tages, und brachte seine Mußestunden in des Schulmeisters Hause zu, und plauderte mit Suschen, wann der Alte den Schulzepter zu handhaben hatte, und die Base den Kochlöffel. Natürlich übte diese Bekanntschaft großen Einfluß auf die kleine Familie. Sebastian wurde nur noch eifriger im Lehrfache, und das gute Männchen, das wieder jedermann nur Gutes zutraute, nahm es seiner erfahreneren Schwester übel, wenn sie vor des Fremden Freundschaft



warnen wollte. Er hatte schon nach dem ersten Besuche sein Suschen gefragt, wie ihr der Herr gefalle? „Halb und halb, Vater.“ „Nur halb und halb? Doch das hieße eigentlich ganz, wenn man's zusammenrechnete. Ein sonderbarer Ausdruck, das Halb und halb, in unsrer Sprache!“ Er vertiefte sich nun in Untersuchungen, woher diese Redensart wohl kommen möge, so, daß er völlig darüber vergaß, wie bedenklich das für ihn und seine Grammatistin werden konnte, wenn er mit seiner Bemerkung Recht hatte.

Die Base mochte den Herrn Von, so artig er auch gegen sie war, nicht recht leiden, und that bey ihrer Nichte, was sie konnte, um das liebe Herz vor Fallstricken zu bewahren, ohne gar zu deutlich mit der Sprache herausgehen zu müssen, und ließ ihr Täubchen so wenig als möglich allein mit dem fremden Vogel; und wenn sie es manchmal nicht hindern konnte, aus Höflichkeit: dann mußte, was ihr unter den Händen war, ihren Verdruß entgelten, und sie wusch zuweilen draußen auf dem Flur, daß ihr der Schaum schier über dem Kopfe zusammenstiege, wann er in der Stube Suschen bey den Plätten half, und der Zugwind die Thüre mit langem Quicken zulehnte. Aber so wenig sie den Gast leiden mochte — denn sie kannte die junge Welt etwas, und traute ihr nicht viel Gutes zu —: so wenig konnte sie seinem schlanken Wilhelm gram seyn. Der Bursche war gar zu sittsam, und half der häuslich beschäftigten mit unermüdlicher Gefälligkeit, und hatte ein besonderes Geschick, alles Hausgeräthe auszubessern, und versicherte, er thue das gerne, es diene für die Langeweile, während sein Herr abwesend sey, oder zu vielen Stunden für sich arbeite, und sah dabey so treuherzig aus den ehrlichen blauen Augen, daß sie ihn immer einlud, bald wieder zuzusprechen, und ihm manchen guten Bissen aufhob und einnöthigte. Ja, sie verzieh es ihm sogar, daß er, so oft sie auch im Gespräche auf seinen Gebieter kam, und so fein sie hinhorchte, dennoch nichts anders wußte oder verrieth, als was dem ganzen Dorfe schon durch ihn bekannt war. Sein Herr war und blieb ein Gutsherr, der die Botanik als Steckenpferd trieb, und darauf, weil er die Ebene und das Hüggelland schon sattfam durchgaloppirt, nun in's Hochgebirg geritten war. Wenn sie auch ja einmal empfindlich zu werden anfing, und er so recht verständig ihr Garn lobte, oder Jungfer Suschen, ihren Augapfel, beides konnte er mit gutem Gewissen und that es von Herzen: schnell war alles wieder gut, und der Mosje Wilhelm hatte seine besten Tage im Hause.

## IV.

## Hauptwort.

Aus ihrem Augapfel konnte diese nicht so recht klug werden, sie mochte mit noch so vieler Sorgfalt und Vorsicht beobachten und vernehmen. Das Mädchen sah ihr manchmal, wenn sie ein warnendes Wort über die vornehmen jungen Herren sprach, so klar und ruhig in die Augen, daß sie hätte schwören wollen, dieß Herz sey vollkommen frey, und ward ein andermal, wenn sie wieder von der Gefahr sprach, sich mit fremden Männern einzulassen, und wobey keine Aussicht sey, mit Ehren unter die Haube zu kommen, so befangen und betroffen, daß es auch einem ungeübtern Blicke nicht entgangen wäre. Sie nahm heute, wenn nach einem Ritte der Diener ihr einen



Strauß sammt einer artigen Empfehlung von seinem Gütigen brachte, welcher eben nicht selbst abkommen konnte, einen Strauß von den schönsten Blumen, die offenbar nicht am Schloßberge waren gepflückt worden, sondern eher am Cap und am Indus, und in den Thälern von Valparaiso, sie nahm, sage ich, ein solches Geschenk mit so vieler Freude auf, und dankte so freundlich, und pflegte sein so sorgfältig: wenn sie im Gegentheile morgen das hübscheste Band, das niedrigste Spinnrad, das ihr Herr von Thal mit noch artigern Worten überreichte, mit einem kleinen Knip, einem kühlen Lobe für bezahlt achtete. Absichtliches Spiel war das nicht; Launen hatte sie auch vordem nicht gekannt; sie war immer heitern, lachenden Muths gewesen: jetzt aber senkte sie den Kopf manchmal, und ging träumend einher, und wollte es nicht wort haben, wenn sie darum angeredet wurde. Was erhellte nun aus alledem? Ein vollkommen bündiger Satz ließ sich da nicht herauslesen. Die Grammatik der Liebe hat auch ihre Dunkelheiten. Frau Marthe meinte, des Mädchens Herz sey eben siebzehn Jahre vorüber, und wisse selbst noch nicht recht, was es wolle, und beschloß, es nicht mit dürren Worten darüber aufzuklären, es nicht aufzuschrecken aus seinen Träumereyen, sondern nur in dessen fein wachsam nach Feuer und Licht zu sehen, damit es nicht helle Flammen finge.

Der Schulmeister aber, durch ihre halben Prophezeungen und gelegentlichen Vorwürfe doch einiger Maßen aus dem ruhigen Geleise gebracht, nahm die Zeit wahr, sich mit Suschen darüber zu verständigen; denn mit der Schwester ging es ihm schwer: sie verdrehte ihm irgend ein Wort, und ließ ihn nicht ausreden, und dann war es um seine sonstige Gelassenheit geschehen: die ihrige war ohnehin aus sehr mürbem Stoffe. „Sage mir doch, Kind, begann er eines Tages, was meinte denn die Base neulich mit den allerley Warnungen —?“ „Ach ja,“ unterbrach ihn Suschen eilig, „wir waren darüber ganz vom Terte abgekommen; ihr wolltet mich einmal wieder etwas von der Grammatik lehren, das geht aber schwer, wenn die Base dabey ist: jetzt hätten wir schöne Muße.“ „Ich wollte eigentlich etwas anderes fragen: doch weil du eben so gut dazu gestimmt bist, und selbst Lust zeigst, und wir jetzt so selten dazu kommen, so laß uns denn dazu thun. Und so sage mir denn, Kind, weißt du wohl noch, was das Hauptwort ist?“ „Das Hauptwort, Vater, ist z. B. die Liebe.“ „Kindskopf! die Liebe ist allerdings ein Hauptwort: aber ich verlange, du sollst bestimmen, was überhaupt ein Hauptwort heiße. Mein Gott, daß ihr Mädchen doch alles so im Einzelnen nehmt, und gleich mit Beyspielen kommt, und es nie zu allgemeinen Begriffen bringen könnt! Ich konnte dir freylich sagen, es sey, wo man davor setzen könne der, die, das: aber das ist gar zu kindisch und unphilosophisch dazu, auch schon altmodisch. Ein Hauptwort, gib wohl Acht, und behalte dir's, ist der Name eines selbstständigen oder als selbstständig gedachten Dinges. Begreifst du wohl? Also —?“ „Also ist die Liebe ein Hauptwort, Vater; die kommt von selbst und kümmert sich um nichts, als sich selber.“ „He, he, he! Doch du fängst mit Die an. Nun auch gut. Also ist ferner der Mann —?“ „Ja freylich, der ist selbstständig, oder ich denke mir ihn wenigstens so.“ „Und endlich, Kind, das Mädchen —?“ „Ach, Vater, ein Mädchen ist ja kein selbstständiges Ding.“ „Nicht? wie so denn?“ „Hängt denn das Mädchen nicht vom



Vater ab? Ja ja; ich möchte gar nicht selbstständig seyn, wenn ich dafür ohne euch seyn müßte, liebes Väterchen." „Du bist ein närrisches Ding!" rief der verzweifelnde Lehrer komisch aus, und wehrte ihrem Kusse wenigstens halb ab; er wußte nicht, ob er zürnen, oder lachen sollte, oder sie liebtosen. Darüber rief die Base sie ab, und die Lehrstunde hatte ein Ende.

Die Lust, zu examiniren, schien es aber, verbreitete sich vom Schulmeister stets weiter. Beynahe zur gleichen Stunde, als Suschen, des Vaters Händen gewandt genug ent schlüpft, in die Presse der Base fiel, und mancherley Anspielungen auf Herrn von Thal anhören mußte, welche sie mit allen Waffen von sich abwehrte, nahm dieser daheim seinen Wilhelm vor. „Gib Red' und Antwort, mein Sohn, und sage, wo dir's fehlt! Du bist ja so blaß, und schleichst umher und schiebst dein Essen weg, und wirfst dich im Bette hin und wieder, wie ein Recrute, der das Heimweh hat. Fängt's an, dich zu reuen, bist du es überdrüssig, Müß' und Gefahr mit mir zu theilen?" Wilhelm legte die Hand auf die Brust, und versetzte: „Aushalten war immer mein Wahlspruch, gnädiger Herr. Treu' halt' ich bis in den Tod." „Topp Camerad, die Hand darauf! Aber du bringst das mit einem zu kläglichen Gesichte vor. Bist du krank?" Wilhelm verneinte. „Bist du verliebt?" Wilhelm ward ein wenig roth, und sprach: „Ich glaube doch, ich bin etwas krank, aber das wird sich geben, hoffe ich." „Ich wünsche es; denn jetzt wäre beydes zur Unzeit. Bedenke das, und raffe dich heraus! — Erzähle mir was. Haben wir nichts Neues hier zu Lande?" Wilhelm besann sich; dann fuhr wieder eine Röthe flüchtig über sein Gesicht, und er begann freundlich: „Wissen Sie wohl, gnädiger Herr, daß es eine Neuigkeit im Dorfe ist, Sie selbst seyen verliebt?" „Ich? in wen? Doch in Schnocks Suschen? Nicht übel das! Das mögen sie immerhin meinen. Wenn sie mich für einen Liebhaber halten, wissen sie, warum ich da bin; an die Botanik hat das Völkchen ohnehin keinen rechten Glauben." „In Schulmeisters Hause werden sie es auch wohl meinen." „Glaubst du? Hm!" „Sie müssen es ja wohl am Ende merken!" „Merken! Den Henker auch! Einbilden mögen sie sich's vielleicht, und daran mag ich zum Theile Schuld seyn. Suschen ist ein allzuhübscher Vorwand für unsereinen. Aber daß ich sie im Ernste liebte, kann doch dir wenigstens nicht einfallen?" Wilhelm ward zum dritten Male roth, und mit einem frohen Blicke stieß er heraus: „Es ist mir wohl eingefallen, und —" hier ward er trübe — „und daß Jungfer Suschen Ihnen wieder gut ist, schien mir wohl auch —" „Meinst du? Das thäte mir leid!" „Das lohne Ihnen Gott, mein gnädiger Graf! Ach, wie sollte es aber auch anders kommen können, wenn so ein Herr, wie Sie, freundlich mit einem Mädchen thut." „Und dir ist das Mädchen selbst in's Herz gewachsen, Wilhelm, das läugne mir nur nicht mehr. Und du konntest so zusehen, und schweigen? und hast du gar nicht dein eigen Glück versucht?" „Ich bitte um Verzeihung, mein gnädiger Herr, aber mir kam das Suschen so engelhübsch vor, daß ich meinte, es könne euer Gnaden doch wohl Ernst seyn: und da durste ich des Mädchens Glücke nicht in den Weg treten; denn was hätte sie denn an mir?" „Die Treue selbst, mein wackerer Wilhelm! und ich will deiner Bescheidenheit nicht in den Weg treten. Sage du immer nach ihrer Gunst; aber für's Erste behalte deine Sinne beyssammen; für jetzt gibt es den Meisterschuß nach



dem Ziele zu thun: die Gems auf der Alpe suche du mit Muße, wann du das Beste von der Schießstätte erst weg hast. Denke, daß es um dieses Zieles willen geschehen, wenn ich etwa Suschens Ruhe getrübt habe, und nimm mir's nicht übel." Wilhelm küßte seines Herrn dargebotne Rechte so innig, als wäre er es, der Vergebung bedürfe. „Ich habe ihr ja doch nichts anzubieten!“ seufzte er. „Das kann werden, Freund.“ Er wischte sich die Augen und ging bald hinaus. Von Thal sah ihn durch das kleine Thürfenster im Kämmerchen auf den Knien; er bethete.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Zweysylbige Charade.

#### Erste Sylbe.

Vom leisen Hauch der Luft getragen  
Nahst uns ein unsichtbarer Gast,  
Der unsrer Freuden, unsrer Klagen  
Geheime Deutung in sich faßt;  
Du magst jetzt jubeln oder weinen,  
Er wird, er muß dabey erscheinen.

#### Zweite Sylbe.

Was die Natur uns farg verschwiegen,  
Was sie uns neidisch oft bedeckt,  
Weiß meine Zweyte zu besiegen,  
Hat sie gewaltig aufgeweckt;  
Sie schafft uns ein verschwund'nes Leben  
Mit seinen Thaten, seinem Streben.

#### Das Ganze.

Doch wenn mein Eins und Zwey verbunden  
Vor deine trunkne Seele tritt,  
Dann ist die Gegenwart verschwunden,  
In schön're Welten reißt dich's mit;  
Und wo des Dichters Schranken fallen,  
Beginnt es siegend fortzuwallen.

F. S. S—r.

### Correspondenz-Nachricht.

Wesst, am 12. October 1823.

(Schluß.)

In der zweyten Licitation beyder Theater-Vrenden geschah ein Angebot auf das Ganze von einem hiesigen Theaterfreund und vollwichtigen Mitgliede der dormaligen Direction, doch hat derselbe sich als jährlichen Zuschuß eine Kleinigkeit, nämlich die Procente des Brückenpachts (44,000 fl. W. W.) von beyden Städten aus. Auditum admissi risum teneatis amici! — hieß es da, und ein Spötter bemerkte, daß der Herr Unternehmer wahrscheinlich das kluge Project habe, die Brückenknechte mit als Statisten zu verwenden; — doch späterhin sollen an die Behörde von andern noch andere



Unerbietungen unter Bedingniß billigerer Zuschüsse, ja auch eine Offerte gelangt seyn, bey welcher kein Zuschuß, sondern nur 12,000 fl. W. W. Vorschuß verlangt wird. Schwerlich dürfte nun wohl irgend ein barer Zuschuß oder auch ein Vorschuß ohne hinreichende Caution zugebilligt werden, indessen Bieten und Wiederbieten bringt am Ende zusammen, und man sieht doch, daß Einzelne Lust zum Geschäfte haben, und darf hoffen, daß, wenn die unheilbringende Bietherrschaft wegfällt, und die durch Erzfahrung gewohnte Intelligenz eingreift; wenn ferner Personen aus den verschiedenen Ständen zusammen treten, und durch persönlichen Einfluß und kluge Beachtung aller Interessen, jede aus dem Rastengeiste entspringende Reaction zu verhüten wissen, und wenn endlich bey dieser Katastrophe die Schauspieler-Gesellschaft gehörig epurirt und restaurirt wird, man darf hoffen, sage ich, daß dann wenigstens die Pesther-Bühne zu ihren alten Ehren kommen werde. Die Pesther Bühne, sage ich, denn das besondere Arendations-Geschäft wegen des Ofner Theaters soll inzwischen weiter und sogar zu einer ergiebigen Sammlung von Fonds gediehen, mithin die Trennung ziemlich entschieden seyn. Wer die Umstände kennt, mag die desfalligen Folgen leicht voraus bestimmen; denn wenn es in der Natur der Sache liegt, daß jederzeit in Pesth das größere Theater bestehen wird, so ist dagegen nicht zu läugnen, daß die in und für Ofen zweckmäßig eingerichteten und fortgeführten Opfer der Thalia alle die Vorzüge behaupten werden, welche die sich beschränkende Bescheidenheit auch unter den Musen geltend macht. So viel ist gewiß, die Pesther Thespis-Diligence wird eines Beywagens entbedigt, dessen Besorgung, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar dadurch lästig und schädlich wird, daß man auf Vermehrung des Dienstpersonals kaum zu berechnende Kosten verwenden, und jeden Falls die Kräfte der Regie theilen muß. Vielleicht wird die unvermeidliche Rivalität beyder Seits die besten Folgen haben, vielleicht bietet man sich zur Aushilfe und zu Gastrollen freundschaftlich die Hände, kurz! vielleicht geht alles besser, als man denkt, und beyde dramatische Fuhrwerke, statt einander in's Geschirr zu fahren, rollen auf dem, durch wechselseitigen Beystand gebesserten Wege verträglich dahin. —

Alle diese Crisen und Reibungen, in welchen sich unsere scenischen Musen dermaßen befinden, sind nun zwar für die Liebhaber des Theaters keinesweges, noch weniger aber für die Schauspieler selbst erfreulich, und müssen in sorgliche Lage versetzen, weshalb man denn von der Mehrzahl unserer bessern Acteurs und Actricen nicht ohne Grund erzählt, daß sie sich bereits anderweit engagirt haben, und daß namentlich mehrere Individuen, aus welchen die, freylich mitunter triviale *Vis comica* unseres Theaters bestehe, das Gewisse für's Ungewisse nehmend, vorläufig zur künftig separaten Ofner Bühne übergetreten sind. Indessen! dieß schadet nichts, denn ohne dem Verdienst irgend etwas abbrechen zu wollen, behaupte ich, daß in keinem Fache einer oder eine unerlässlich sind, und daß caeteris paribus brave Künstler und Künstlerinnen hier in Pesth immer ihre volle Rechnung finden werden. Leider sind die localen Verhältnisse, welche den Einzelnen, wie ganzen Familien zu gute kommen, in Deutschland zu wenig bekannt, ja! es herrschen vielmehr dort ganz falsche Vorstellungen vom Leben und Sehn in Ungern, und am wenigsten ist man anderwärts von den Eigenthümlichkeiten der beyden magyarischen Centralen unterrichtet, welche beyde die wohlfeilsten großen Städte der österreichischen Monarchie, wenn auch (vielleicht Preßburg ausgenommen) die theuersten im Königreich Ungern sind. Deutsche Sprache und Cultur werden hier mehr als irgendwo im Lande geschätzt, und die mannigfachen Contraste und Reactionen der Religionsparteyen und Volksstämme verschmelzen in diesen wahrhaft freyen königlichen Städten so zuträglich für alle Stände, daß Fleiß, Industrie und Bildung allda dem Einheimischen wie dem Fremdlinge Fortkommen und Ruhe sichern. Damit aber will ich nicht sagen, daß hier weniger als anderswo die Schauspieler mit den Vorurtheilen, welche ihnen die Anknüpfung gefelliger Verhältnisse allüberall erschweren, zu kämpfen hätten: allein, die Erfahrung lehrt, daß diese Vorurtheile nirgends ohne Grund, doch auch nirgends unbeflegbar sind, und hiesigen Orts wird Künstlern von gutem Sinn und Ton die Protection angesehenen Familien, und Zutritt in bessern Circeln zu erlangen, um so leichter gelingen, als sie durch musikalische Talente sich auszeichnen, und den



rechten Tact zu beobachten wissen, dessen kein Priester der ernstern wie der scherzenden Musen in der vornehmen Welt entzathen darf. Wollen wir endlich die Phrase: „Sine Baccho et Cerere fugent Musae“ auch von den dramatischen Camönen gelten lassen, so sind diese Befruerungsmittel hier so füglig und gut zu haben, daß man nur vor der überheizuna der Musen zu warnen hat, und jedem Acteur, welcher die leidige Gewohnheit hat, sich zu Force-Rollen zu montiren, garantiren kann, daß er hier dieß weniger als irgendwo auf Kosten seiner Gesundheit und seines Beutels zu thun im Stande ist. Ich könnte noch viel vom Segen des Landes, als z. B. von der alle Eisgarrn und Knaster überbietenden Würze und Reinheit des guten und doch wohlfeilen unorischen Tabaks, von der, alles Gefrorne und Confect übertreffenden Rühle und Süße der Wasser- und Zucker-Melonen, von der Bequemlichkeit und Heilkraft der warmen Bäder, von der Gesundheit der Luft, der Schönheit der Gegend ic. reden, allein ich habe schon genua Lockbeeren ausgehängt, und muß fürchten, nächst Sing- und Weisheitsvödeln, echtwörrlichen Rauzen und melodischen Nachtigallen, auch einen mißbesiebigen Schwarm von Stahren, Dohlen und Krähen, ja wer weiß! von Gimpeln herbey zu locken, — quod Dii averruncent! —

Schließlich wende ich mich zu unsern ernstern Musen und bemerke seufzend, daß diese im Laufe verwichenen Sommers zwey schwere, ja! unerfessliche Verluste erlitten haben, durch den Tod des gelehrten Staatsmanns Baron Joseph von Podmaniczky und des hochwerthen Professors von Schwartzner. Man hat jenem in der hiesigen lutherischen Kirche feierliche Exequien gehalten, und diesem durch einen stattlichen Leichen-Conduct die letzte Ehre erwiesen, — allein! — so begründet in der öffentlichen Meinung, so behätigt in Wort, Schrift und That der Werth beyder Männer war, so niederschlagend ist's zu bemerken, daß das Andenken der Trefflichen nicht in Gemäßheit ihrer Verdienste sich zu erhalten scheint. Der Eine hatte an Humanität und höherer und allseitiger, sowohl geschäftlicher als wissenschaftlicher Ausbildung unter den Maagaten schwerlich seines Gleichen, und der Andere war so gründlich in seinen Fächern, daß kein Gelehrter Ungerns sich anmaßen wird, noch darf, ihn ganz zu ersetzen. Beyde starben unverheirathet und hinterließen, wie man zu sagen pflegt, lachende Erben ihres zeitlichen Guts und ansehnliches Vermögen, beyde ehreten durch Vermächtnisse ihre Schutzgöttinnen — die Musen, aber beyde nahmen ihre reichsten Schätze mit hinüber in jene Welt, wo der wahre Werth des Sterblichen ohne Zuthun seiner Zeitgenossen bestimmt wird. — Ist es überhaupt ein Glück des ehelosen Standes, eher vergessen zu werden? Verschlingen die Geschäftswirbel der hiesigen Menge das Andenken ihrer ehrenwerthen Mitbürger so schnell? Liebt es der Zeitgeist, auch dem geistigen und literarischen Adel den Nachruhm zu entziehen? Fehlt es an Herolden der in Vergessenheit gerathenden Verdienste, an dankbaren Freunden und Schülern? — Ich will eher alle diese Fragen einräumen, als im protestantischen Glauben beyder heimgegangenen Cornphäen einen Grund des schnellen Versinkens in den Strom der Zeit finden, weil beyde — von den Glaubensgenossen aller Parteyen gleich geachtet — das Zeitliche gesegnet und nie im Leben Anlaß gegeben haben, an eine Verwechslung von Dogmen mit Christenthum zu denken. Molliter ossa cubent! —

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Helmbusch.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Donnerstag, den 6. November 1823.

133

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau de l'Autrichien Beobachter) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. halb- und 60 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

(Fortsetzung.)

V.

#### F ü r w o r t.

Es war früher Morgen, die Sonne lag roth auf den Giebeln des Schlosses, im Thale noch die Dämmerung. Suschen stürzte in die Stube: „Vase! Er ist verwundet, Vase!“ „Wer, Kind?“ „Sie haben ihn erschossen! Dort kommt er ganz blutig.“ Erblassend sprang Frau Marthe auf, und sah hinaus. Es sey nur sein Mosje Wilhelm, tröstete sie dann eilig, der verwundet sey; sie seyen nur beyde blutig, weil er ihn führe. Und zudem werde es ja, will's Gott, nicht so viel zu bedeuten haben, da er doch noch herabgehen könne. Sie langte während dieser Worte nach dem Balsambüchchen, und der Wundessigflasche im Glasschranke, und lief ihnen damit entgegen. Suschen hörte nicht. Sie lag schluchzend auf den Knien, die Stirne auf die Bank gestützt. Ängstlich trippelte Bastian herein, und bedauerte den armen Menschen. Da sprang Suschen auf, und bat, ihm um den Hals fallend, er möge ihn nur nicht bis nach dem Gasthose gehen lassen, das mache Aufsehn im ganzen Dorfe, und dort habe er auch weder Ruhe noch Pflege, und so weit durch's Dorf hinab! er könne sich indessen verbluten. Die Kammer oben stehe leer, und ein Bette wolle sie gern besorgen. Nur einstweilen möge er es mindestens erlauben, bis weitere Anstalten getroffen würden. — So gerne der Alte nein gesagt hätte: er konnte es seinem Mitleid und der Tochter dringenden Bitten nicht abschlagen. Er trat mit ihr hinaus, und lud die Fremden zu sich herein. Herr von Thal nahm das mit Freuden an. „Da sehe ich Suschens Herz,“ sagte er verbindlich, und mit Ehrerbietung fasste er ihre Hand, und verbeugte sich. Das erröthende Mädchen machte ihm einen Knix: „Ach, weil nur Sie gesund sind, gnädiger Herr. Sie sorgen wohl auch für einen Feldscher?“ hiermit flog sie die steile Treppe zum Oberstübchen hinan. Der bleiche Wilhelm wurde bald hinaufgeführt, und zu Bette gebracht. Frau Marthe wusch ihn



von Blute rein, und besorgte die kalten Umschläge über Kopf, Arm und Schulter, die Herr von Thal angeordnet hatte. Dieser ging. Alles ward ruhiger. Der Vater mußte zur Schule, und die beyden Frauen saßen jetzt an des Verwundeten Seite, und ließen sich erklären. Doch dieser machte nicht viel Worte über den Vorfall. Die Schloßbesatzung wolle es nur nicht leiden, sagte er, daß man an ihrem Berge herumklettere, sie meine gleich, was man da etwa erlauern könne, und mache sich ein Geschäft daraus, herunter zu schießen, wenn etwa dennoch jemand seine Lust büße. „Es hat uns nur der Morgen ereilt, ehe wir über den Grat weg waren, wo sie uns noch erblicken konnten.“ „Und dennoch könnt ihr das Treiben auf dem kahlen Felsen nicht lassen, ihr übermüthigen Männer!“ „Es gebe gar zu herrliche Pflanzen dort, spricht mein gnädiger Herr.“ „So? und was hat er nun davon, daß sie ihn beynahe todtgemacht haben!“ „Ach! weil's nur ihn nicht getroffen hat, Jungfer Suschen; bey mir hat das wenig zu bedeuten; einen Burschen, den er brauchen kann, wie mich, findet er bald wieder, unter unserer — unserer Cameradschaft will ich sagen, wenn auch keinen, der ihm so von Herzensgrunde zugehan ist.“ „Und da kann er nur so bleiben? einem Herrn, der da unter'm Kugelregen spazieren geht, und um nichts eine Menschenseele der Lebensgefahr aussetzt? So ein hartes Gemüth sollte gar kein Herz finden, das an ihm hänge!“ „Rede sie mir nicht so, liebste Frau Marthe. Das ist der wackerste Herr von der Welt, und ein tapferer Degen und ein liebeiches Herz. Und das Nichts, um das er sich opfert —“ Er schwieg, aber ungeru. Die Base fuhr fort, sie meine wohl auch, daß es ihm nicht um eine Handvoll Kräuter zu thun sey: was man hingegen darüber munkle, sey auch nichts Gründliches, und etwas Gräuliches und Vermessenes dazu, und habe denen, die es trieben, nicht selten schon den Hals gekostet, ohne daß die Feinde nach ihnen geschossen hätten. Wilhelm möge sich nur von ihm lossagen, schloß sie. Darüber ward der sanfte Wilhelm warm, er richtete sich im Bette auf, trotz dem, daß Suschens Hände ihn so sanft und fest als möglich niederhielten, und sie ihn mit Bitten beschwichtigen wollte: er betheuerte noch einmal seines Gebieters Ehre und daß Frau Marthe auf ganz falscher Spur sey, und vermaß sich voll Feuers, wie er sich's zur Gnade schätze, und noch zehnmahl, wie bisher, wenn sie mitsammen gingen, sich auf die Seite drängen werde, woher die Schüsse kämen, und sollte es auch seines Herren rechte Hand seyn. Suschen erschrak heftig: „So hat er das gethan für seinen Herrn? Mein hoher Gott! Und es müssen ja tausend und tausend Kugeln geflogen seyn, daß ihn nur so gleich dreye auf einmal trafen.“ „Ey warum nicht gar, Jungfer Suschen! Sie sparen ihr Pulver. Ich trug eben Karst und Keilhau und Spaten im Arme: da schlug so eine Viertelpfündige daran, die aus einem Doppelhaken nach uns herunter pfiß, und schlug mir das Zeug entzwey, und die Trümmer um den Kopf, daß er mir noch summt.“ „Da seht ihr's,“ fiel die Base ein, „daß ich Recht habe, wenn ich mit allen gescheiden Leuten behaupte, ihr gebt euch mit Schatzgraben ab. Wozu hättet ihr das Werkzeug mit euch geschleppt? und Nachts? Pflanzen auszuheben? Mit der Keilhau? Macht das einem Kinde weiß, ihr feinen Herren.“ „Nun ja denn, wir graben einem Schatz nach, Frau Marthe; und mögen die Drachen Wache darüber halten: wenn wir ihn gefunden, zünden wir ihnen ihr Nest unter'm Bauche an, sie



müssen's fahren lassen, oder braten." „O pfui doch! rede er nicht so wild!" bat Suschen voll Angst, und sah ihn besorgt an. Seine Stirne, seine Wangen glühten, sein sanftes blaues Auge blitzte ungewöhnlich; er lächelte, bat um Wasser, und lag bald still und heiß in halbem Schlummer. Die Frauen gingen. Suschen beschwor den Vater und die Base, ihn nur des Nachts fleißig zu besuchen. „Denkt nur," stellte sie vor, „wie dem Herrn von Thal seyn müßte, wenn sein treuer Diener um seinetwillen schwer krank würde! Ich wenigstens, hätte er das um mich gethan, verginge vor Angst." „Nun, nun, Sorge nur nicht; Herr von Thal wird nicht vergehen: er scheint nicht von so zartem Gewissen." Der Besprochne kam bald, nachzufragen, ob der Wundarzt noch nicht da gewesen. Er schien in der That zwar besorgt, doch nicht so gerührt, als man es einem edlen Gemüthe zugetraut hätte: er schien mehr unruhig, daß des Kranken Zustand sich in die Länge ziehen könnte, als bekümmert um sein Leiden. Er empfahl ihn der Sorgfalt der Familie, versprach schnell nach einem andern Arzte zu gehen, ließ Geld da, warf Suschen einen Kuß zu, sich auf's Pferd, und sprengte den Weg durch Dorf und Felsenpforte, daß der Bach, der, in bester Eintracht mit dem Wege, häufig seine Geleise zu benützen pflegte, dem Reiter das Kühle Naß über Hut und Oberrock zusammenschlagen ließ.

## VI.

## B e y w o r t.

Der Wundarzt war da gewesen, er hatte Ruhe empfohlen, und verboten, den Kranken weiter zu schaffen. Kühnende Mittel waren angeordnet worden. Dem ungeachtet lag Wilhelm die nächsten Tage im heftigen Fieber. „Dachte ich's doch, daß es so kommen würde!" zankte der Schulmeister in sich hinein, und durchwachte die Nächte beynahe völlig an seiner Seite. Der arme Mensch phantastirte so viel von Sappen und Ausfallspforten, von Minen und Petarden und was weiß ich, dann wieder von Suschen darunter, dann vom Feinde und halben Monde und wieder von Suschen. Es ist, verzeih mir's Gott, ganz so, als sähe er meine Suse für eine türkische Festung an, die erobert werden solle. Bis wohin doch das Fieber den menschlichen Geist irren und wirren kann! Sonderbar!" Die kleine Türkin nahm dem Vater bey Tage die Pflege ab, so viel sie durfte, und that das gerne, und lief dem Herrn von Thal entgegen mit der Nachricht von dem Befinden ihres Pflegbefohlnen. „O!" brummte wieder die Base, „o die legte uns ein ganzes Spital ein, wenn darüber ihr Herr von Thal um so öfter nachzusehen käme?" Aber sie wartete darum Wilhelms eben so sorgfältig, nur weniger ängstlich und deshalb vielleicht um so besser, als die andern. Er genas auch schnell unter der dreysfachen Pflege; schon nach wenigen Tagen durfte er an die Luft geführt werden. Still und selig saß er an Suschens Seite draußen im warmen Sonnenstrahl, und es that ihm so wohl, wenn sie für ihn sorgte, ob die Luft ihm nicht zu rauh, der Nasen nicht zu feucht, die Sonne nicht zu stechend sey. Er segnete in seiner genügsamen Brust den feindlichen Schügen, der ihm seine geheime Liebe so nahe gebracht hatte, obgleich er es nie wagte, ein Wörtchen davon fallen zu lassen. Wenn sie es nicht selbst aus seinen blasfen Zügen lesen wollte, konnte ihr's ewig verborgen bleiben. Keinen Schritt



that er, um in ihrer Gunst weiter zu kommen; und wenn nicht das Mitleid, dieser Fürbitter der Minne nach und nach den Antheil mehren wollte, den sie an ihm nahm, und ihr Herz abziehen von seinem Gebieter: ja, so hatte Schall Amor selbst diese Lage umsonst ausgedacht, um ihn zu begünstigen.

Er war hergestellt, und Herr von Thal hatte ihn eben aus dem Garten abgerufen. Suschen sah ihnen gedankenvoll nach, und versank dann tief in ein lächelndes Sinnen, und krügelte mit einem Nelkenstäbchen Worte in den feinen Sand. Bastianus und Marthe waren heraufgekommen, ohne von ihr bemerkt zu werden; erst als sie nur noch zwey Schritte von ihr standen, schrak sie auf, und behielt kaum Zeit, die zuletzt gemalten Züge zu zerstören. Die Vase las das Übrige: „O du guter, schöner, getreuer, bescheidener, verschwiegener. — Was ist denn das, Euse?“ „Das, liebe Vase? Das — das sind Beywörter.“ Die Vase sah den Bruder an, welcher es mit beyfälligem Nicken bestätigte. „Aber wem sollte das gelten?“ „Ey wem! Daß du doch nie und nimmer einsehn lernen willst, was es mit der Sprachlehre für eine Bewandniß hat. Ich rieth ihr, sie solle zur Übung sich irgend einen interessanten Gegenstand wählen, und dem nun allerley Eigenschaften beylegen. Aber du hast da lauter gute, lobende gewählt: nimm nun auch einige schlimme, Kindchen.“ „Ach, schlimme weiß ich keine, Väterchen.“ „Wie unbeholfen! Du darfst ja nur das Gegentheil von alledem annehmen.“ „Ja, das wäre freylich schlimm, wenn es wäre.“ „Nun, das muß ich gestehen,“ rief Marthe, „du lehrst deinem Mädchen schöne Dinge! Einen interessanten Gegenstand! Zur Übung! O ihr blinden Wortklauber mit euern Haupt- und Beywörtern, und Sprich- und Stichwörtern, und Nebenwörtern und Schlag- und Flickwörtern, und wie sie alle heißen mögen!“ „Martha!“ fiel Bastian ein, aber sie ließ sich nicht unterbrechen, sondern behauptete, daß bey all ihrer Wortweisheit die Männer kein Wörtchen an den rechten Fleck und an den rechten Mann zu bringen wüßten, sonst müßte es, nach ihrer Meinung, schon ganz anders im Hause stehn; und gewisse Leute, wenn sie auch von wer weiß wem herstammten, seyen doch in der Wurzel nicht recht viel nütze, und man müsse sich von ihnen losmachen: er denke aber über lauter Stammwörtern, und Wurzel- und Astwörtern nicht an die Früchte, die das ihnen tragen werde. Bastian war längst geschlagen, er stand nicht gegen solches Geschüh, mit zugehaltenen Ohren räumte er eiligst das Feld. Die Vase wandte sich nun, Athem schöpfend, zur erschrocknen Susanne: „Kind,“ fragte sie herzlich betrübt, „wirst du denn auf meine Warnungen nicht achten? Glaube mir, die Fremden sind nicht was sie scheinen. Und wenn sie es wären, auch dann wär' es ja schlimm genug. Was soll aus dem Umgange werden? Kann er dich heirathen? Was will er mit dir? Beywörter nennt ihr das? Nun, horch auf, ich will dir einige Beywörter geben, o du arme, unerfahrne, bethörte, du von dem Abenteurer heimlich verspottete, betrogene, verlassene!“ Die Stimme brach ihr. Suschen warf sich an ihre Brust, und schluchzte: „Ach, liebste, liebste Vase, ich kann nicht anders, Gott möge uns helfen!“ und flog dann hinab. Ihr langsam folgend, seufzte die Vase: „Ihm sey's geklagt, der weiß, wie das noch enden soll!“

(Die Fortsetzung folgt.)



## Des Malers Klage.

Seit in die dunkle Trube  
Ihr meine Liebste bargt,  
Liegt meine Freud' und Ruhe  
Bey ihr mit eingefargt.

Ich ließ den Pinsel nippen  
Aus rosenrother Blut,  
Und dacht' an ihrer Lippen  
Und ihrer Wangen Glut.

Mein Aug' ist trüb' vom Weinen,  
Die Wimper heiß und schwer,  
Der Farben freundlich Scheinen  
Ergeht euch nimmermehr.

Umlockt' ich am Altare  
Mit Gelb ein Englein blond,  
War ich nur ihre Haare  
Zu malen schon gewohnt.

Und wie ich ringsum wähle  
Im bunten Muschelschrein,  
Es dringt mir in die Seele  
Nur neuer Kummer ein.

Und flocht in Blumenstücke  
Hellblau Cyanen ich,  
Durchdrang's mich süß, als blicke  
Ihr liebes Aug' auf mich.

Ach! — ob ich Schwarz gewahre,  
Ob heit'res Weiß, es mahnt  
Mich nur an ihre Bahre  
Und an ihr Grabgewand.

Drum laffet uns denn scheiden,  
Ihr lieben Farben mein! —  
Ihr mehrt nur meine Leiden  
Durch der Grimm'ung Pein.

Einst frensch träumte milder  
Die trunk'ne Phantasie,  
Und düst're Leichenbilder  
Erschuf sie vormals nie.

Nur — ach! nach deinem Schimmer,  
Du schlichtes, sanftes Grün,  
Starrt sehnsuchtvoll noch immer  
Mein feuchtes Auge hin.

Du schmückst, was von der Lieben  
Als letzte, farge Hab'  
Allein mir noch geblieben, —  
Du schmückst — ihr frühes Grab.

Carl Goette. v. Seiner.

## E p i g r a m m e.

## R a t h.

Folge mir und laß das Dichten, guter Tropf,  
Deine Verse haben Füße — keinen Kopf.

## D u b i o s.

Du zweifelst, ob du wirklich bist?  
Ich zweifle, ob du etwas bist.

## Über die Dresdner Kunstausstellung.

## Z w e y t e r B r i e f.

Ich eile, einen fernern Bericht abzufassen über das, was mir bey einem zweyten  
Besuch dieser Kunstfäße bemerkenswerth schien. Mancherley Unglück ist indeß hier vorge-



fallen: ein Gemälde wurde beschädigt und ein herrlicher jugendlicher Christuskopf, in Gyps geformt von Ferdinand Pettrich, Thorwaldsons Schüler, wurde leider durch großes Gedränge umgeworfen und zerschlagen! Der Ausdruck dieses Kopfes war von seltner Reinheit mit liebevoller Milde und stiller Hoheit vereint, es war eine der schönsten Zierden dieser Ausstellung! Die Räume sind freylich durch die schrägen Wände sehr beengt. Da aber die Werke der Sculptur anfangen, zahlreicher und bedeutender zu werden, als es sonst hier war, so hofft man denselben künftig ein eignes Zimmer zu widmen. Derselbe junge Künstler schickte aus Rom einen Christus als sechsjährigen Knaben dargestellt, wie er die Weltkugel segnet und der Schlange den Kopf zertritt, in carrarischem Marmor zart und lieblich gearbeitet, und außerdem noch zwey Bas-reliefs in Gyps geformt, Tag und Nacht vorstellend. Beyde sind in ovaler Form. Der Tag, ein Genius mit Rosen bekränzt, kniet und reicht dem mit Blumengewinden umschlungenen Knaben, den er zwischen den Knien hält, Rosen, um sie auf die erwachende Erde zu streuen; der hinter ihm stehende Hahn, Wecker und Wächter des Tages, erklärt das Ganze. Weit lieblicher erscheint die mohnbekränzte Nacht, welche sitzend das eine schlummernde Kind an sich schmiegt, während das andere größere sich ihr an das Knie lehnt, ein Käuzchen schwebt daneben. Beyde Arbeiten zeigen ein schönes, ernstes Streben nach Styl und Bedeutsamkeit.

Hohe Genialität spricht sich in den Arbeiten des jungen Neuhäuser, der noch hier unter der Leitung des würdigen Professors Pettrich studiert, aus. Zwey Werke von ihm in carrarischem Marmor vereinen so echte Naturwahrheit mit so tiefgefühltem Ausdruck und ideale Formen, sind dabei so fleißig und zart ausgeführt, daß sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Das eine ist ein liegendes Kind, welches sich auf ein Buch stützt, und mit beyden Händchen das Kreuz hält. Der kindliche Glaube des Christen kann nicht inniger und naiver dargestellt werden. Das andere Bas-relief stellt eine schwebende weibliche Gestalt dar, mit großen Schwingen, langen Gewändern und mohnbekränzten Haaren, welche auf jedem Arm ein schlummerndes Kind hält. Der junge Künstler nennt es den Genius des Schlafes, aber es liegt tiefere Bedeutung darin, als er selbst zu ahnen scheint; entweder möchte ich es die Nacht nennen, welche die beyden Zwillinge: Schlaf und Tod, auf den Armen hält, oder den Engel des Todes, welcher schuldlose Kinderseelen schlummernd und sanft in ein besseres Leben hinüberträgt. Der Ausdruck der Hauptgestalt ist wunderbar ernst, voll süßer stiller Wehmuth, rührende Schönheit liegt in dem gesenkten, vom Schleyer umwallten Köpfchen, die Kinder sind weich in sich zusammengeschniegt, und lächeln unschuldig im Schlaf. Es ist ein so eigner Reiz über das ganze Gebilde ergossen, daß man sich immer wieder davon angezogen fühlt. Eine Gruppe in Bas-relief, Glaube und Hoffnung darstellend, von Mächt'g erfunden und in Gyps ausgeformt, hat manches Gute, doch ist sie zu geradlinig, und die Hoffnung gleicht mehr der zweifelnden Bangigkeit, die des Glaubens Trost bedarf. Ein allerliebstes Bas-relief des jungen Otto Kunge kann ich nicht unerwähnt lassen, es stellt einen Bacchuszug dar. Sanft und schön ist der jugendliche Gott der hier im Triumph gezogen wird, ungemein schalkhaft und geistvoll der Faun, der sich an ihn schmiegt und hervorlauscht; ein Centaur und eine Centaurinn ziehen den Wagen, beyde kühn und edel gedacht und ausgeführt. Ein kleiner Amor hat sich auf den Rücken des Centauren geschwungen, zwey Satirischen, halbtrunken, taumeln voraus, der eine spielt die Lyra, der andere will ihn antreiben, schneller zu gehen, und hat selbst im Rausch den einen von Bacchus Pantheren umgerannt, dieser packt ihn dafür muthwillig am Bein. Alles ist mit frischer Jugendlust, Kühnheit und Sinnigkeit gedacht und empfunden, und recht brav ausgeführt.

Inspector Matthäi beschenkte die Ausstellung mit einer sehr gelungenen, reizenden Copie des Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, (Spinarius) nach dem Abguss im Mengs'schen Museum.

(Die Fortsetzung folgt.)



## Correspondenz = Nachricht.

Neapel, im September 1823.

## Über ein antik = geglaubtes Bas-relief.

Da es in Europa seit vielen Jahren zum guten Ton gehört, den Liebhaber und Kenner der bildenden Künste zu spielen, so weiß ich sehr wohl, daß ich in ein zahlreiches und vornehmes Wespenneß steche, wenn ich der vielfältigen, oft sehr groben Irrthümer erwähne, welche diese Spielleute, besonders bey dem Einkauf von Kunstwerken, sich zu Schulden kommen lassen. Nicht unbekannt ist mir übrigens, daß diese Irrthümer, leider! manche mit ihnen theilen, die — wer weiß mit welchem Recht — den Namen „Künstler“ führen. Ein Aufenthalt von mehr als zwanzig Jahren in Italien hat mich einer Seits oft in den Fall gesetzt, die Mißgriffe dieser sogenannten Kunstkenner zu belächeln, anderer Seits aber auch den feinen Betrug kennen zu lernen, dessen sich die Delphine der Antiquitäten-Fabrikanten bedienen, um die Thausische in's Netz zu locken. Eine ausführliche Bekanntmachung der Fabrication sowohl, als der Art wie diese neue Artikel an Mann gebracht werden, um nachher in Kunstsammlungen zu glänzen, behalte ich mir vor, ein anderes Mal in diesen Blättern zu geben. Ich rüge für jetzt nur ein Beyspiel des genannten Versehens, wo ein Artikel über Gemälde des Van Eyck, der im Monat May d. J. in dem, dem Morgenblatt angehängten und von Herrn Dr. Schorn redigirten Kunstblatt erschien, mir ein Bas-relief in's Gedächtniß ruft, welches ein deutscher Graf zu derselben Zeit in Neapel gekauft hat, als die genannten Gemälde von Van Eyck für einen Fremden gezeichnet wurden.

Es stellt dieses Priamus vor, den Leichnam des Hectors von Achill erkendend. Nicht in Cumä ist dieses Fragment gefunden worden; der Fabrik des Claudio Monti verdankt es sein Daseyn.

Dieselbe Wiederholung der da und dort gesehenen Figuren, ihre verkehrte Benennung, so wie die osteologische und anatomischen Vergehen machen, nebst der mechanisch schlechten Ausführung, seine Arbeiten zur Stelle kenntlich. Aber auch für den, der nie ein Werk von ihm gesehen, trägt dieses Bas-relief ein untrügliches Zeichen des Unterschubes an sich, wie an dem sehr verschiedenen zusammengekuppelten Styl, nicht nur der Figuren unter einander, sondern auch an einer und eben derselben Figur, leicht zu erkennen ist. Ich will versuchen, mich deshalb verständlich zu machen. Dem knienden Priamus, der die Hand des sitzenden Achill küßt, fallen kleine reichfaltige Zipfel seiner Chlamys sowohl von der Schulter, als von der Brust bis auf den Boden. Altgriechisch könnten diese Falten etwa heißen, bedeckten sie nicht eine plumpe, diesem Styl ganz fremde Gestalt. Die Haupthaare und der Bart, statt in zierlich fein geringelte kleine Massen geordnet zu seyn, gehören hier nach ihrer Behandlung einer — um viele Jahrhunderte — spätern Zeit an. Der sitzende Achill — eine sehr bekannte Stellung — stützt den linken Arm auf die Lehne des Stuhls, während Priamus die Hand des gestreckten rechten Arms küßt \*). Diese Figur, so wie ihre Falten, sind ganz

\*) Obgleich dieser Stellung nach die linke Achsel und Brust nothwendiger Weise höher als die rechte stehen sollten, so ist es bey dieser Figur gerade das Gegentheil; so, daß die Horizontallinie der Brust und die der Hüfte parallel sind; ein Umstand, der in der Natur dieser Stellung unmöglich, bey den Alten aber, selbst bey ihren spätern mittelmäßigen Arbeiten, nimmer Statt findet. Wem auch die Natur jenen feinen Sinn für Linien versagt hätte, ohne welchen nichts Schönes, nichts Großes hervorgebracht, und auch das Hervorgebrachte nie recht geföhlt werden kann, ich sage einem aufmerksamen Liebhaber schon hätten diese geschmackwidrigen Linien die Gewißheit gegeben, daß dieses Bas-relief nicht nur neu, sondern auch des Ankaufs unwürdig sey. Die weniger bemittelten Kunstliebhaber werden mir es Dank wissen, daß ich sie hier auf die Linien aufmerksam mache; für die reicheren



im römischen Stuhl ausgeführt; den angeklebten Zipfel des Gewandes ausgenommen, der über den rechten Stuhlfuß bis zum Boden herabfällt. Dem Stuhl nach nähert sich dieses Anhängsel den Falten des Priamus, gehört aber gar nicht zu dem ohnedies schon labyrinthischen Gange des Gewandwurfes. Die dritte Figur, hinter dem Achill, ist die schlechteste von Allen, und vom Autor schon sehr oft wiederholt worden. Die horizontale Brustlinie derselben ist mit der des Achill parallel; sie empört, so wie ihre verschobene linea alba, jedes Auge, das Sinn hat für die mit der Goldwaage des Geschmacks abgezüngeelten Linien.

Daß aber dieses Fraament Schwierigkeiten gefunden, die Erlaubniß der Ausfuhr zu erlangen, kann nur dem wunderbar scheinen, der mit den Mitgliedern der dießfalls niedergesetzten Commission nicht näher bekannt ist. Selbe besteht aus zwey Advocaten, zwey Malern und dem mit Recht als vorzüglichen Künstler geschätzten Ritter Reqa. Was würde es aber diesem gekommt haben, seine Meinung auszusprechen? Verhalt. wäre sie, wie ein Schall in der Wüste! S. 5.

Herren ist es nicht nothwendig; diese bringen ja immer ihre Kunstmentors mit, denen sie treulich glauben, und mit den Ohren — sehen.

Note des Einsenders.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Albica fragrans.* Wohlriechende Stiftblume. Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.

*Banksia praemorsa.* Abgebissene Bankie. Aus Neuhoolland.

*Campanula carpathica.* Carpathische Glockenblume. Von der carpathischen Gebirgskette.

*Cestrum macrophyllum.* Großblättriger Hammerstrauch. Von den Antillen.

— — *pendulinum.* Hängender Hammerstrauch. Aus Caraccas.

— — *vespertinum.* Abend-Hammerstrauch. Von den Antillen.

*Chironia frutescens.* Strauchartige Chironie.

*Cliffortia obcordata.* Verkehrtherzförmige Cliffortie. } Vom Vorgebirg d. g. Hoffn.

*Crescentia Cujete.* Großfrüchtiger Kürbisbaum. Von den caraisischen Inseln.

*Cynanchum crispum.* Krausblättriger Hundswürger. Vom Vorgebirg d. g. Hoffn.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Ton Kunst.

### Modenbild XLV.

Widder von Levantine mit langbärigem Felser besetzt. Das Kleid von Gros:de:Naples ist mit gleichem, und der Hut von Gros:de:Naples mit Bändern geziert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.





*P. v. S. Del.*

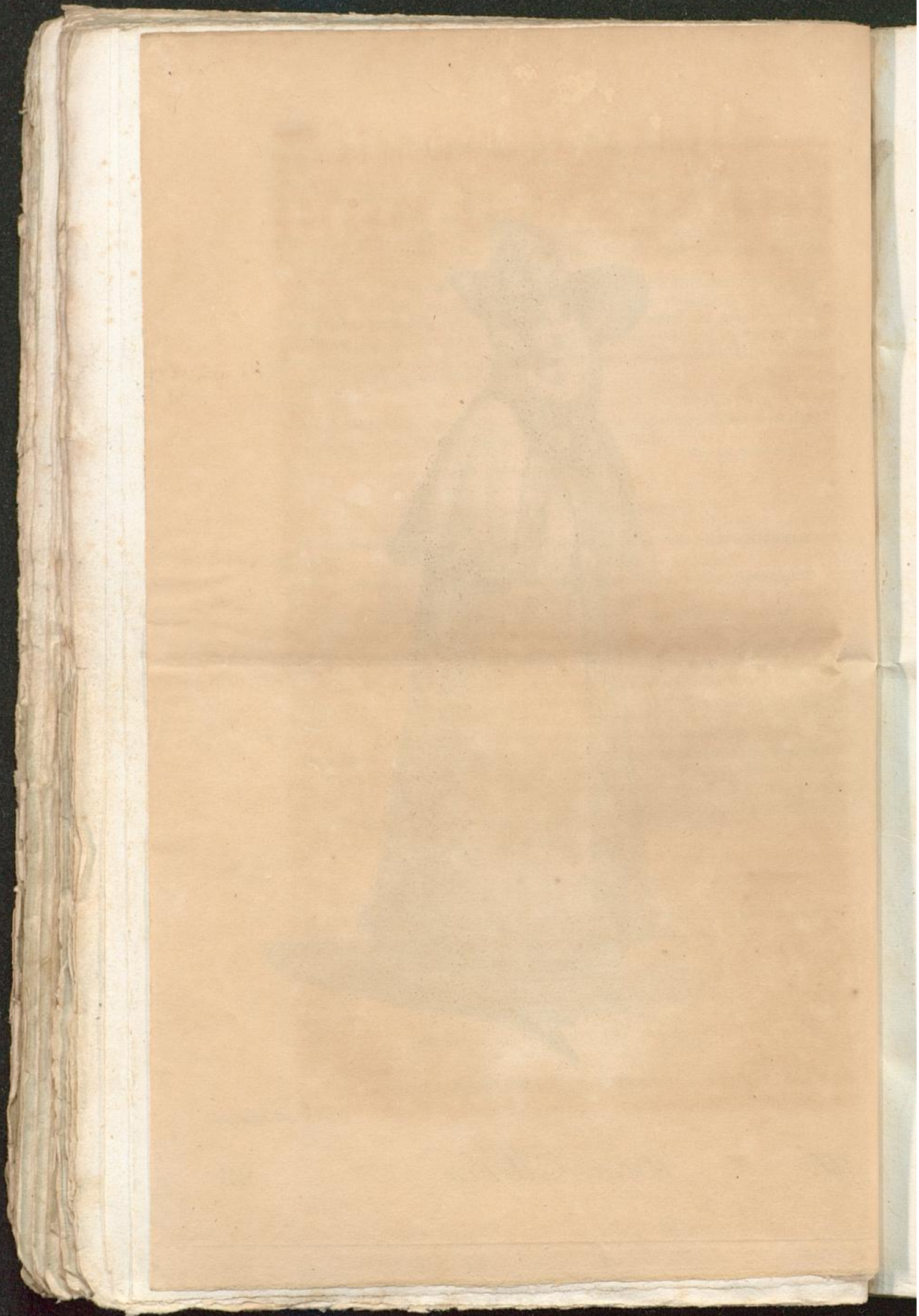
*F. v. Stöber, sc.*

*XIV.*

*Wiener Moden.*

*133.  
1853.*







# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 8. November 1823.

134

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

(Fortsetzung.)

VII.

### Geschlechtswort.

Der Botanicus saß bey dem Grammaticus, und setzte ihm aus einander, warum er es für sehr rätlich halte, daß die Bewohner von Klausenbach ihr bestes Habe so sicher als möglich bergen. Es könnte, aller Wahrscheinlichkeit nach, bey dem Vordringen der Kriegsmacht des Landes hier im Engpasse und um die Festung her zu ernstern Ausritten kommen, darum — hier brachte ihm sein Wilhelm mit freundlichen Augen einen kleinen versiegelten Zettel. „Woher?“ fragte er. „Durch die Luft,“ war die Antwort, die, so leise sie gegeben wurde, doch dem Ohre der aufmerksamen Base nicht entging. Herr von Thal sprang auf, und ging hinaus, ihn zu durchlesen. Argwöhnisch sah sie ihm nach, und stahl sich an's Fenster. „Es ist recht gut, und alles in Ordnung,“ hörte sie ihn zu Wilhelm sagen; „und wenn wir beyde noch unsern Fund thun, kann es gar nicht fehlen.“ „Will's Gott, so glückt das bald,“ gab der Diener treuherzig zurück. Er bekam nun Aufträge, und hob sich eilig davon. Von Thal ging in fröhlicher Unruhe umher. „Hat er endlich das rechte Plätzchen aufgestöbert?“ rief die Base unwillig, als er an die Treppe im Hinterhause kam, die ihn nach dem höher liegenden Hausgärtchen führte, worin Suschen eben an den Kohlbeeten arbeitete. Die beyden jungen Leute schwätzten, während die Alte unten leise schalt, recht lustig mit einander, und Suschen kam dem frohen Manne heute um vieles lieblicher vor. Auch war sie so freundlich gegen ihn, und so zutraulich bey aller Achtung, die sie ihm bewies, so innig erschien sie ihm, und es war dabey, als ob etwas, in ihrem Innern verschlossen, so gerne hervorbrechen möchte, als ob in ihrem Betragen eine Absicht läge. Wahrlich! heute zum ersten Male wurde es ihm recht wahrscheinlich, daß des Mädchens Herz doch wohl sich ihm zuneige; und welchem



Manne erregte das nicht eine angenehme Empfindung, und welchen machte es nicht zärtlich? Er wollte eben scherzend den Arm um sie schlingen, und sie wick behende aus, und sah ihn mit Augen an, die sagten, nein, so war es nicht gemeint: als sie fremde, rauhe Stimmen im Hause schallen hörten. Es lärmte und klirrte und pochte durch einander. Von Thal horchte gespannt, und da Suschen an die Thüre wollte, um dem Unwesen nachzusehen, hielt er sie rasch zurück, mit dem Ausruf: „Bleib, Mädchen, ich bitte dich. Das gilt, glaub' ich, mir.“ Sie blieb, von plötzlicher Bangigkeit ergriffen; er kletterte das Dach des Hinterhauses hinan, das bis nahe an den Grund des Gärtchens herabreichte, und lauschte behutsam über den Giebel hinab. Ein halb Duzend Leute von der Schloßbesatzung waren in's Haus gedrungen; sie behaupteten tobend, er müsse sich hier befinden, man wisse es gewiß. Sie drangen in alle Thüren und durchsuchten jeden Winkel. In des Wirthes Hause hatten sie ihn schon gesucht, wie aus ihren Reden hervorging, und wahrscheinlich auch in des Wirthes Keller, denn sie schienen Wein im Kopfe zu haben. Der Schulmeister stand zitternd und mit abgezogener Perrücke unter ihnen; die Base keifte, obgleich in ziemlicher Demuth; beyde verläugneten ihn. „Und wo ist denn eure hübsche, schnippische Suse?“ fragte da mit höhnischen Lippen der Hühnerkrämer, der die Gäste hergewiesen zu haben schien, und dem Dorf und Gegend gram war, weil er allgemein für einen Spion derer dort oben im Schlosse galt. „Habt ihr ein hübsches Töchterchen im Hause?“ schrien einige von den Burschen; „das laßt uns einmal sehen, alte Hexe!“ „Unsre Suse ist ausgegangen, ihr Herren, und kömmt vor Abends nicht heim.“ „So?“ frug der Hühnerkrämer. „Und der Herr von Thal ist wohl auch ausgegangen, und kömmt vor Abends nicht? Ha, ha! die stecken ja ewig beysammen: vielleicht finden wir sie auch mitsammen. Eben recht! Den Oberboden haben wir noch nicht durchstöbert, und ein Garten ist auch am Hause.“ — Suschen, kaum erst hochglühend roth geworden, erblaßte bey diesem Worte zur Leiche. „Nun wird's Ernst!“ rief der Gesuchte leise, und glitt das Dach wieder herab. Eben rasselte es an der Thür. Er zog eine Doppelpistole aus der Tasche, und spannte die Hähne. Aber es war nur der Schlüssel abgezogen worden, und das Schloß zugeedrückt. „Getrost! das war die Base; sie hat uns gut unterstützt,“ lispelte er dem verzagenden Kinde zu. „Mein Weg geht über den Zaun.“ „Und ich? Barmherzigkeit! Wenn die wilden Trunkenbolde hereinbrechen!“ „Komm mit, liebes gutes Mädchen! aber zaudre nicht, bey meinem Leben!“ Jetzt rüttelte man an der Gartenthüre. „In Gottes Namen denn!“ Er half ihr über den hohen Zaun, sprang ihr nach, und sie huschten um die Kante des vorspringenden Felsenblockes. Dahinter standen in einer Art Höhle ein Paar Rosse gesattelt und gezäumt; Suschen wich mit einem unterdrückten Schrey zurück; aber: „Die sind mein, die kennst du ja,“ rief er in Hast. „Steig' auf, Herzensmädchen!“ Er drängte sie zu den Pferden. „Wilhelms Brauner ist ein Lamm; fasse den Zügel nur und lenke gar nicht, er folgt mir von selbst.“ Er hob sie auf das Lamm, das etwas stutzte, warf ihr den weißen Mantel um, der auf dem Sattel hing, drückte ihr seinen Hut mit Mühe über die braunen Haarflechten in die Stirne, und nun saß auch er auf seinem Falben, und dahin brausten sie den gähnen Steig, eben als die bestürmte Thüre krachend in den Garten hineinsiel.



Nach einer halben Stunde bog er gegen die Heerstraße ein, er kannte jeden Pfad in der Gegend, jeden Stein. Sie kamen hinab, und nun erklärte der unfreywillige Entführer, da er Suschens Erschöpfung gewahr wurde, nun dürfe es langsamer gehn, sie seyen in Sicherheit. Er hielt den Falben an, und ritt neben ihr. Noch ein Weilchen schwieg die Entführte athemlos: dann bot sie ihm, sich erholend, die Hand, die jetzt zum ersten Male den Sattelknopf fahren ließ, und von der Anstrengung zitterte, und lächelte ihn süß und verlegen an, mit den Worten: „Das ist eine entseßliche Geschichte! Da reite ich mit Ihnen in die Welt, und wenn uns hier auf offner Straße jemand begegnet, und mich erkennt, so bin ich —“ „Seyn Sie ruhig!“ tröstete er. „Wer wird da unter'm weiten Reitermantel Schulmeisters schlankes Suschen suchen. Höchstens kann man Sie für den hübschesten Jockey von der Welt halten.“ „Ach! Aber meine Züge, gnädiger Herr; der Hut versteckt sie wenig. Es thäte Noth, ich malte mir einen Schnurrbart dazu.“ Den Einfall, den sie halb weinend halb lachend vorbrachte, nannte er nicht übel, und sagte ihr, sie finde auf der Pfanne der Pistolen im Holster Schießpulver genug, um sich ein niedliches Stutzbärtchen zu malen, zu den kohlschwarzen Augen werde es passen. Als aber das scheue Kind von den Pistolen nichts hören wollte, meinte er lustig, wenn es wahr wäre, daß die jungen Mädchen einen Schnurrbart bekommen, wenn sie einen bärtigen Mann küssen, ließe sich der Sache auf der Stelle abhelfen, und es sey wenigstens der Probe werth. Ein Vorschlag, der eben auch lachend von der Hand gewiesen wurde. Sie waren über diesen Verhandlungen in einen fröhlichen Ton gekommen, den Herr von Thal schäkernd, plaudernd, erzählend, schmeichelnd mitunter, gerne unterhielt, und ehe sich's der kleine neue Jockey verfah, war noch eine Stunde vorüber, und sie standen an den Vorposten der Landestruppen. Von Thal gab sich dem Rittmeister zu erkennen, und ward ehrerbietig hindurch gelassen. Jetzt lenkte er in den nächsten Gasthof ein, und fragte nach Herberge; aber noch ehe er Bescheid erhielt, war Suschen, das den Mantel bis an die Augen gezogen hatte vor den Blicken der Husaren, längst aus dem Sattel, taumelte erst ein wenig, und lief dann spornstreichs der Küche zu. Der Botaniker mußte nun auch herab. Das Abenteuer, so unangenehm es ihm einer Seits war, hatte ihn doch in eine besondere Laune versetzt, alles war rege und glühend und übermüthig an ihm; er lief in Dorf und Lager herum, und trieb, der Himmel weiß wie, eine Flasche Champagner auf. Suschen war ermattet, Suschen mußte trinken: sie that es, anfangs ungerne, doch das nie gekostete, feurig liebliche Getränk wußte sich selbst zu empfehlen, und bald schlürfte sie lächelnd den Sprudel, der sie nach ihres Entführers Versicherung in wenig Minuten gesund machen sollte. Und nun mußten diese rothen vollen Lippen ihm dennoch den Dank reichen, für den geleisteten Ritterdienst, und sie thaten es recht aus vollem Herzen. Aber es lag doch ein eigener Zauber in diesem Kusse. Suschen wurde nachdenklich, und hing das Köpfchen eine Weile, und fragte darauf besorgt, wie sie denn heute wieder nach Hause kommen werde? Heute noch? davon mochte Herr von Thal nichts wissen. Es sey spät, und werde dunkeln, ehe sie heim gelangen könne, und er dürfe sie heut nicht begleiten, das sehe sie wohl. „Nein, nein, das dürfen Sie auch nicht, gnädiger Herr. Und eben weil es dunkeln wird, kann ich ohne Gefahr nach Klau-



senbach zurück; wir wissen längst, daß sich die Herren vom Schlosse zu Nacht nicht herabgetrauen, sie fürchten die Holzknechte und die Schützen." „Aber es wird sich kein Fuhrwerk finden." „So muß ich es zu Fuße wagen." „Hättest du dazu den Muth, Kind?" „Ach Gott, kaum; aber ich muß! Mein armer Vater daheim —!" bey dem Gedanken fuhr sie empor, als wolle sie auf der Stelle gehen. Der Herr von Thal legte sich auf's Bitten, er stellte ihr vor, daß sie zu ermüdet sey, und die Nacht hier ruhen müsse, er schmeichelte, er gab ihr die zärtlichsten Namen, er berief sich sogar auf die Rechte, die er sich an ihre Dankbarkeit erworben habe, fragte, ob sie ihm denn nicht ein Bißchen gut sey, und forderte ihr Dableiben als eine Gefälligkeit, und um seinetwillen. Da sah das Mädchen, blaß geworden, mit zwey großen Thränen in den zutraulichen Augen so seltsam zu ihm auf, und die Hände legte sie bittend flach zusammen, und sagte fast schluchzend: „Auch um Thretwillen, gnädiger Herr! auch um Thretwillen, lassen Sie mich heute noch fort." Er schwieg betroffen; dann fuhr er mit der Hand langsam über Stirn und Augen, er that vielleicht indeß einen Blick in sein Inneres; dann drückte er des Kindes Hände, und ging hinaus. Jetzt war ihr leicht, und ihre Thränen flossen sanft, sie wußte selbst nicht, aus wie vielfacher Quelle. Er trat bald darauf lächelnd wieder ein mit dem Berichte, ein Köhler schicke sich so eben an, nach gehörig gelöschtem Durste weiter zu fahren, gen Klausenbach, ob sie mit dem abgehen wolle? Freudig eilte sie auf den Hof, sie kannte den Mann. Herr von Thal gab ihr einen Zettel, für den Fall einer Frage an den Vorposten, und hüllte sie wieder in Wilhelms Mantel, denn es war kühl, und das schmucke Kind mußte in dem schwarzen Bauche des Kohlenwagens auf einer Handvoll Tannenreis Platz nehmen. Sie saß, mit einem Gruße an die böse, gute Base reichte er ihr noch einmal die Hand hinein, die sie flüchtig küßte, und der Köhler trieb sein Köhlein an.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Lied zum St. Carolusfeste,

an den Hofmaler und Custos der k. k. Gallerie im Belvedere, Carl Rusf.

Wer bringt im heitern Festesglanz  
Dem wackern Meister heut den Kranz,  
Den frischen Kranz der Weihe?  
Ihr Helden, die aus dunkler Gruft  
Sein Genius zum Leben ruft,  
Grüßt Ihn in ernster Reihe!

O Name Carl, wie strahlst du licht  
In edeln Werken, im Gedicht,  
In alten, treuen Sagen!  
Wie manches Helden Herrlichkeit  
Trug hoch dich zur Unsterblichkeit  
Seit Carl des Großen Tagen!

Du, Meister Carl, so kräftig treu,  
Der alte Zeit macht frühlingsneu  
In Bildern, Wort und Thaten.



O, strebe fort so fest und kühn,  
Und immer schöner, freud'ger blühn  
Des ernstern Wirkens Saaten.

Was liebend, glaubenvoll der Geist  
Der Todesnacht mit Macht entreißt  
Zum Licht es zu erheben,  
Das lebt und blüht auf seinen Ruf,  
Und lobnt dem Meister, der es schuf,  
Mit Liebe, Licht und Leben.

Drum, frisch und froh in That und Wort,  
In Glaub' und Hoffnung wirke fort,  
Wohl sind berufen Viele.  
Doch wer, wie du, die Bahnen fand  
An frommer Lieb' und Treue Hand,  
Der kommt gewiß zum Ziele.

Helmina von Chezy, geb. von Stenke.

### L i t e r a t u r.

Castelli's Huldigung den Frauen, Taschenbuch für das Jahr 1824, ist reichlich und gefällig ausgestattet, so daß, wenn der erste Jahrgang die freundliche Theilnahme derer gewann, denen das Büchlein zunächst gewidmet ist, dieser Zweyte um so gewisser wohlgefällig und mit Dank von ihnen aufgenommen werden wird. Eine ziemliche Reihe von willkommenen Namen geschätzter Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Dichter und Dichterinnen, prangt nicht nur im Verzeichniß des Inhalts, sondern bezeichnet zugleich eine Reihe von interessanten und angenehmen Beiträgen, die ihrer Bestimmung auch entsprechen. Überhaupt aber sind von acht und vierzig Theilnehmern an der dargebrachten Huldigung Beiträge in Prosa und in Versen hier geliefert worden. Daß Frauen selbst zur Huldigung ihres Geschlechts, in diesem wie im vorigen Jahr, mit beigetragen haben, darüber erklärt sich der Herausgeber in einem kurzen Nachwort gegen den früher in einer ausländischen Zeitschrift geäußerten Wunsch, auf eine sehr galante Weise und mit vielem Glück, so daß man nicht umhin kann, seiner Meinung beizupflichten. Daß dieses, gleichwie jedes andre Werk, aus menschlichem Gemüth und Menschenhand hervorgegangen, auch seine Schattenseite habe, daß nicht alle Beiträge gleichen Werth enthalten, mag man immer eingestehen; da, wo die Lichtseite jene überglänzt, wird doch das Ganze nicht dadurch verdunkelt. Wir sind gewiß, daß nicht nur Leserinnen diese Gabe liebevoll beachten, sondern auch die Leser, welche Unterhaltung daraus schöpfen, sich bestreben werden, edlen Frauen, denen sie so manche Huld, so manchen Schmuck des Lebens zu verdanken haben, ihre Huldigung, im Stillen, gleichfalls darzubringen.

### C u r i o s i t ä t e n.

Musikliebenden Damen wird es interessant seyn, zu erfahren, daß man einen „poetischen und musikalischen Würfel“ erfunden hat, mittelst dessen sie ihr schönes Talent sehr angenehm üben können. Wenn dieser Würfel hingerollt wird, so bilden sich eine beträchtliche Menge von Romanzen, mit der gehörigen Begleitung. Man kann auf diese Weise über zehn Millionen componiren. (Ähnlichkeit mit dem verschol-



lenen *Kaïdoskop*!) Wollte man alle jene Lieder singen, so würde eine Zeit von vier und mehreren Jahren dazu erfordert. Die Musik ist von einem ausgezeichneten französischen Tonsetzer, und der Text von einem bekannten Schriftsteller.

Ein ähnliches ergeßliches Spiel ist folgendes. Tausend und eine Walze sind in einer vier Zoll langen Schachtel eingeschlossen, und diese mit einer anmuthigen *Bi-gnette* geziert. Will man nun etwas vorspielen, oder einen Tanz *accompagner*, so darf man nur das Behältniß öffnen, auf's Gerathewohl acht Stückchen *Caton* hervorziehen, und man wird im Stande seyn, eine tanzlustige Gesellschaft den ganzen *Carneval* hindurch auf den Füßen zu erhalten.

## O p e r.

Auf dem K. K. Hoftheater am Kärnthnerthor wurde den 26. October zum ersten Male: *Euryanthe*, romantische Oper in drey Aufzügen, von *Helmina v. Chezy*, Musik vom königlich sächsischen Capellmeister *Carl Maria v. Weber*, unter persönlicher Leitung des Componisten aufgeführt.

Der Stoff dieses Drama's ist aus einer seit Kurzem wieder sehr bekannt gewordenen Erzählung entlehnt: *Histoire de Gerard de Nevers, et de la belle et vertueuse Euryanthe sa mie*, die *Fr. v. Chezy* für *Friedrich von Schlegel's* Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters 1804 nach einem, in der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Manuscript übersetzt, und die nun in einer neuen Ausgabe, mit einer Vorrede der Übersetzerin 1823 in Berlin erschienen ist. Auch diese Erzählung, wie so viele andere, liefert den Beweis, daß wenige, selbst die besten oft nicht zur dramatischen Behandlung geeignet sind. Was dort durch die *Naivetät* des Vortrags und die Entfernung, in der es sich der *Phantasie* nur zeigt, und im Verlauf der Begebenheiten, indem die Vereinigung der Liebenden durch eine Reihe von *Incidenzen* unterbrochen wird, nachdem das Haupthinderniß gehoben ist, bedeutendes Interesse gewinnt, mußte auf der Bühne diesen Reiz verlieren, letzteres schon darum, weil es nöthig war, die Handlung auf wenige vorzügliche Momente zu beschränken. Andere Veränderungen mußten auch noch vorgenommen werden, die der Wirkung des Ganzen eben so wenig Vortheil bringen konnten. Was außerdem der dramatischen Handlung abgeht, ist ganz besonders die nöthige Klarheit, deren Mangel in dem Hauptmotiv, in demjenigen Punct, um welchen das Drama eigentlich sich dreht, am schmerzlichsten empfunden wird. Dieß ist die Erzählung *Euryanthe's* von der Erscheinung *Emma's*, der Schwester ihres Verlobten, und dem fabelhaften Giftring, aus welchem einst die Hingeschiedene den Tod sog, der aber künftig, von den Thränen der Unschuld benezt, und wenn „*Treu* dem Mörder Rettung beut für Mord,“ (sehr hart und äußerst sonderbar) das Pfand der Versöhnung werden soll. Dieser Umstand, der nur ein einziges Mal im recitirenden Ton vorgetragen wird, hat außer jener Dunkelheit, die ihn umhüllt, noch andere Mängel, und die Verwechslung mit dem in der Geschichte angegebenen Umstand, so nöthig sie auch war, kann nicht gelungen heißen. Erstlich erscheint das Wunderbare als ein höchst fremdartiger Bestandtheil in einer Handlung, die sonst dessen überall entbehrt. Dann ist das Geständniß in Betreff dieser Erscheinung auch kein zureichender Grund zum schimpflichsten Verdacht. *Euryanthe* dürfte nur ein Wort verlauten lassen, nur gestehen, was zu ihr ohnehin Zeit und Gelegenheit genug verbleibt, so würde der Verrath entdeckt. Bedeutender ist die Gefahr in der Erzählung, wo die Unglückliche nicht weiß, wie ihr geschehen, und nur auf ihre Unschuld sich berufen kann, ohne Gründe bey der Hand zu haben. Die Eifersucht der verrätherischen *Eglantine* ist eben so wenig eine glückliche Erfindung, da sie hoffen darf, nach bewirkter Trennung der Liebenden, *Adolar's* Hand zu gewinnen, folglich dem *Lysart* die ihrige nicht so eilig geben wird; ganz anders verhält es sich, wenn sie durch Eigennuz dazu getrieben wird. Ihr inniges Verhältniß zu *Euryanthe* bringt einen schneidenden Ton in den Äußerungen ihrer



Zärtlichkeit hervor, der um so widriger wird, weil der zweydeutige Charakter, den diese haben müssen, durch die Musik nicht anschaulich gemacht werden kann. Übrigens sind fast alle Verhältnisse in diesem Drama sehr wenig motivirt, und die Begebenheiten nirgend hinlänglich vorbereitet. Daß die Abtheilungen ein sehr ungleiches Maß haben, ist eine Kleinigkeit; der erste Act bietet aber wenig oder gar keine Handlung dar, in dem zweyten sind die Ereignisse gedrängt, der dritte leidet wieder an Leere und großer Gedehntheit. Die Recitative sind nicht nur oft ohne Noth zu lang, und enthalten allzu viele Worte, sondern auch sehr eintönig und wenig vom Gesangtext unterschieden. Zuweilen läßt die Dichterin wieder ihre Personen zu wenig sagen, und der Componist war genöthigt, allzu kurze Sätze, was unter andern in den Chören der Fall ist, mehrmals zu wiederholen. Derjenige Moment, auf dessen Wirkung die Verfasserin am meisten gerechnet zu haben scheint, nämlich, wo die liebende, fromme *Euryanthe*, als eben ihr Geliebter sie ermorden will, sein Leben rettet, indem sie ihn vor dem nahenden Ungethüm warnt, macht auf der Bühne nur geringen Eindruck, und die Einmischung der Schlange führt noch eine zweyte Inconvenienz herbey, die, ob sie gleich vorgesehen und vermieden ist, indem das Unthier hinter den Coulissen schleicht, doch nicht gänzlich unbeachtet bleibt, und die tragische Stimmung etwas schwankend macht. Was die Charakteristik betrifft, so ist die liebenswürdige *Euryanthe* dennoch gar zu leidend, *Adolar* erscheint zu weich, zu sehr als Troubadour, der König zu unbedeutend; am glücklichsten ist *Lysiar* gezeichnet; wenn er gleich hier ein Mal zu viel seufzt, dann wieder etwas zu heftig tobt. Die Verse, wenn man keine Rücksicht auf ihre musikalische Bestimmung nimmt, sind vorzüglich. Sie haben größtentheils Wohlklang und poetischen Reiz. Betrachtet man sie von der andern Seite, so bieten sie zuweilen Räthsel dar, auf die ein Anderer so leicht nicht reimen kann, und das Hüpfende, Klingende, Süßliche, Liebliche, was darin vorwaltet, eignet sich wenig zur musikalischen Behandlung. Dieser Mangel ungeachtet, zeichnet sich das Stück vor vielen andern sowohl durch den romantischen Charakter, als die edle Haltung, noch bedeutend aus.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nun zur Composition der *Euryanthe*, und glauben folgende, übrigens nicht auf Neuheit Anspruch machende Bemerkung am rechten Ort voranzuschicken. Wenn es wahr ist, daß große, hochgespannte Erwartungen, die auf den glücklichen Erfolg einer früheren Production gegründet sind, der Erscheinung eines später folgenden Werks nachtheilig werden können, so läßt es sich nicht minder läugnen, daß der übertriebene Enthusiasmus Einiger, oder, welches gleich gilt, ihr absichtliches Bestreben, diesem Werk alle die glänzenden Eigenschaften beizulegen, die das große Publicum — der Beschauer oder Zuhörer, an demselbigen vermiffen, wenn sich dieser Theil zu jenem etwa so wie Hundert gegen Eins verhält, wenigstens den gleichen Nachtheil mit sich bringt. Noch mehr ist es zu bedauern, wenn sich jenem kleinern Theil solche Enthusiasten anschließen, die eben so wenig zu einem entscheidenden Urtheil berechtigt sind, als sie den Übrigen zumuthen können, ihr Urtheil für das Kind der Überzeugung zu halten, da man vielmehr nur zu viele Gründe hat, zu glauben, daß sie mit dem Vorzug einer besondern Empfänglichkeit, einem von den Göttern ihnen zu Theil gewordenen Vermögen sich nur brüsten, um den Schein zu haben, als ob sie in die tiefen und geheimnißvollen Labyrinth eines Kunstwerks einzudringen fähig wären, und Schätze darin zu erspähen, Genüsse daraus wonnevoll zu schöpfen, die jenen stumpfsinnigen Eadlern unzugänglich bleiben. Man hört in solchen Fällen wohl auch häufig Worte und Phrasen, mit welchen diejeniaen, die sie am öftesten im Munde führen, keine, oder nur sehr unvollkommene Begriffe zu verbinden pflegen. Hierher gehört der Terminus *Classicität*, und dieser führt uns von jener allgemeinen Bemerkung wieder zur Tondichtung der *Euryanthe*. Das Wort Tondichtung stellt sich hier eben recht gelegen ein. Es ist nämlich keineswegs unsere Absicht, in jene Tiefen einzudringen, die mancher von allzu großem Enthusiasmus erfüllte Kunstfreund ohne Zweifel meint, das heißt, die Composition technisch zu beleuchten, wozu diese Blätter eigentlich auch nicht bestimmt sind. Vielmehr, da bey einem musikalischen Werk zwenerey in Betracht zu ziehen ist, nämlich die Tondichtung und der Tonfah, da der



Beifall eines solchen Werks vornehmlich auf ersterer beruht, sey es uns gestattet, für's Erste wenigstens auf diese nur allein das Augenmerk zu richten. Die Tondichtung muß allgemein ansprechen, während den kunstvollen Organismus des harmonischen Satzes zu beurtheilen, allein den Kunstverständigen überlassen bleibt. Nur durch Vereinigung beyder Eigenschaften kann ein Werk, unserm Bedünken nach, auf Classicität im strengsten Sinn Anspruch machen. Will man aber die Erfüllung technischer Forderungen allein für hinreichend erklären, so soll dieses, hier, wo mit aller möglichen Unbefangenheit, ohne Leidenschaft, weder für noch wider, das genannte Tonwerk jetzt besprochen wird, keine Veranlassung zu irgend einer Differenz werden. Sagt man nun: die Tondichtung, oder ohne den vorhin erwähnten Unterschied zu beachten, die Composition der *Curnante* hat zwar nicht den Beifall gefunden, den man ihr zu geben bereit war, und dieses Letztere wird wohl von keinem Unbefangenen geläugnet werden können, das Werk hat weit weniger Eindruck gemacht, als man erwartete; dennoch, und wenn Alle sich vereinigen, ihm den Beifall zu versagen, und wenn es auf kein einziges Gemüth erforderlichen Eindruck macht, wird ihm der Anspruch auf Classicität unbenommen bleiben — so möge, dem zu Folge, was oben angedeutet worden, die Antwort sich hierauf von selbst ergeben. Aber nicht hinreichend ist es, daß einzelne Theile das Gemüth ergreifen, überraschen, Theilnahme erregen, Beifall gewinnen; auch das Ganze muß lebendig auf die Seele des Zuhörers wirken, das Gemüth ergreifen, in der Phantasie und in dem Herzen ein großes, glänzendes Bild zurück lassen, aus welchem jene Einzelheiten, wie anmuthvolle Züge eines lieblichen Gemäldes, wenn sie dem Gedächtniß auch entschwebten, sich wieder lösen und gestalten, und wieder fest mit ihm verschmelzend, jenen großen Brennpunct frisch und strahlend in der Seele immerfort erhalten.

(Der Schluß folgt.)

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- |   |                  |
|---|------------------|
| Dichorisandra racemosa. Traubenblüthige Dichorisandre.                  | } Aus Brasilien. |
| Dorstenia brasiliensis. Brasilische Dorstenie.                          |                  |
| — — caulescens. Stengliche Dorstenie.                                   |                  |
| — — contrajerva. Wurmtreibende Dorstenie. Aus Südamerika.               |                  |
| — — urceolata. Becherförmige Dorstenie. Aus Brasilien.                  |                  |
| Eucomis nana. Zwerg-Schopfsilie. Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.          |                  |
| Hibiscus heterophyllus. Verschiedenblättriger Hibiscus? Aus Neuhoiland. |                  |
| Jatropha urens. Brennende Brechnuß.                                     | } Aus Brasilien. |
| Passiflora discolor. Zwenfarbige Passionsblume.                         |                  |
| Sansevieria carnea. Fleischfarbige Sanseviere. Aus China.               |                  |
| Veltheimia glauca. Graugrüne Veltheimie. Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.  |                  |

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Dinstag, den 11. November 1823.

135

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau de l'Observateur) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

(Fortsetzung.)

VIII.

#### W i n d e w o r t.

Zu Hause war es indessen gegangen, wie das bange Suschen vermuthet hatte. Mit frohem Schreck hatten die bebenden Alten zuerst aus den Flüchen der Soldaten erfahren, daß sie das Gärtchen leer, und keine Spur der vermissen Beyden gefunden hatten. Das Commando ging endlich, weiter zu suchen, und überließ das Geschwisterpaar seinen Sorgen und Vermuthungen. Von Stunde zu Stunde erwartete man die verlorne Tochter. Bastian lief das Dorf hinab, Marthe hinauf; man fragte bey den Nachbarnleuten nach, man rief über den Gartenzaun weg in die Felsen. Es fing an Abend zu werden und die Angst des Vaters wuchs zur peinlichen Höhe. Wilhelm schlich in's Haus; er sah verstört aus; hastig fragte er nach Suschen und wurde todtenblaß, da er hörte, sie sey aus dem Garten verschwunden, man wisse nicht wie und wohin. Stumm setzte er sich auf einen Stein am Brunnen. Er war in einer ungewissen, furchtbaren Stimmung. Er hatte von ferne seinen Herrn reiten sehen, und sein scharfes Auge hatte Susannen in dem verummten Begleiter erkannt. Er wußte nicht, was er daraus machen sollte und verschwieg es dem Vater, er hätte es gerne sich selbst verschwiegen. Es tobte ihm in Kopf und Brust, und an der Schläfe, wo er verwundet worden war, pochte es ihm so heftig, als wollte es ihn mahnen, was er für seinen Herrn gelitten und gethan, der ihm nun die Geliebte entführte. Der Arm zuckte ihm. Er sprang empor. Aber so konnte, so durfte es ja doch nicht seyn! Diesen Lohn für diese Treue! Und Suschen, das züchtige fromme Suschen! Wohl ihm, er konnte den Glauben nicht fassen, und die Wahrheit dämmerte ihm oft durch das Dunkel seiner Zweifel. Trostlos dennoch kehrte er mit der



einbrechenden Nacht in die Stube wieder, und brachte Licht, und lehnte schweigend neben der lautjammernden Vase. — Da erschien Susanne in der Thüre, ließ den Mantel fallen und sprang an das Herz ihres Vaters. Nun galt's ein wechselseitiges Erkundigen, wie es ergangen, und ein verworrenes Berichten und liebevolle Vorwürfe und freudiges Liebkosen. Und die Tochter hob, als sie bey'm Erzählen an die Heimfahrt gekommen, lachend den schwarz getiegerten Mantel vom Boden und stellte ihn unter großem Danke dem entzückten Wilhelm zu und mit Entschuldigungen, daß er über und über voll Kohlenstaub sey, der Herr habe es aber nicht anders zugegeben, sie habe sich durchaus drein wickeln müssen.

Wilhelm nahm ihn mit leuchtenden Augen. Es thue gar nichts, er werde ihn schon wieder blank kriegen, versicherte er und trug ihn hinaus und schlug sich selig in das beglückte Tuch, das Suschens schlanke Glieder umhüllt hatte, und saß und drückte die Arme fest an den Busen, und ließ die drinnen schwagen wovon sie wollten. Wahrlich, hätte er jetzt ein Stäbchen zur Hand nehmen und den Mantel damit bearbeiten können, ich würde es ihm nicht geglaubt haben, daß er Suschen liebe.

Aber Bastian, den der Tag schwer angegriffen hatte, suchte bald das Lager, und die Vase mußte ihrer Wiedergeschenkten noch ein Leibgericht bereiten. Das müde Suschen trat indeß an Wilhelms Seite. Er blickte auf und dachte nicht daran, der Geliebten die stillen Thränen zu verbergen, in denen seine Augen schwammen. Sie legte ihm die Hand auf die Achsel. „Ach, was hab' ich um Sie gelitten, Jungfer Suschen!“ lispelte er lächelnd und führte die liebe Hand an sein Herz und drückte sie lang darauf; und jetzt war endlich der Augenblick erschienen, worin seine stumme Neigung Worte fand, sich ihr zu erkennen zu geben. Ja sie mochte es nun aufnehmen wie sie wollte, er erzählte ihr, wie er gleich anfangs so viel Holdes und Schönes an ihr gefunden und bald in Wachen und Träumen nur an sie gedacht habe, und wie es ihn dann geschmerzt und er doch nichts habe dagegen einwenden dürfen, als sein Herr so freundlich mit ihr geworden und er sich wohl einbilden konnte, daß dieser ihr besser gefallen müsse, als sein armer Wilhelm. „Aber wie konnte ihm das nur in den Sinn kommen?“ fuhr hier Suschen heraus und brachte ihn dadurch so aus allem Zusammenhange, daß an ein vernünftiges Weitererzählen gar nicht zu denken war, sondern nur Frag' um Frage, und Ausrufungen und Bethörungen sich drängten, und ehe fünf Minuten in's Land gingen, der überraschte Wilhelm die Gewißheit hatte, daß es mit Suschens Gefühlen einen ähnlichen Gang genommen und ihr niemand auf der Welt so lieb sey, geschweige lieber, als eben er. O die beyden glücklichen Wesen! Unter ihren schlichten Worten bargen sich reiche Herzen, und all' die Seligkeit lag in ihren Händedrücken und ihrem frohen Geflüster, in ihren leichten Seufzern, die doch kein Ton malen, keine Beredsamkeit schildern, keine kalte Seele nachfühlen kann. O du unbeschreiblich süßes Kosen, in das die Wonnen frommer, stillbeglückter, genügsamer Liebe sich ergießen wie Quellen, die unter Weilchen entsprungen, durch Vergifmeinnicht-Ufer hinabrieseln! Aus ihrem Thau schlürfte der Freund den Muth, seine Freundin zu fragen, ob sie auch für immer sein werden wolle, wann er erst Brot habe eine Frau redlich und reichlich zu ernähren, und ob sie ihm treu bleiben wolle bis dahin? und



eben hatte er das verhängnißvolle Ja erhalten, das die zwey guten Seelen für immer verband: als die Base ihren Augapfel zum Nachtessen rief. Zögernd folgte das arme, selige Mädchen, und mußte zur Himmelskost der Liebe noch ein Paar Bissen der irdischen von Frau Marthens Kochkunst zubeißen und sie verständlich loben, um das sorgsame Mütterchen nicht zu kränken.

## IX.

## S e i t w o r t.

Aber konnte, wollte sich das reiche Glück, die klare Befriedigung im ganzen Wesen unsrer Liebenden den Blicken der Hausgenossen lange entziehen? Die Base stuzte. Wilhelms stumme Verzweiflung bey der Entführungsgeschichte war ihr zwar damals, trotz ihrer eigenen Betrübniß, nicht entgangen. Sie hatte ihr ein Lichtchen angesteckt, bey dem sie zu einsamen Stunden fleißig in ihrem Gedächtniß nachblättert und auf jeder Seite Spuren auffand, die seine Liebe zu Suschen bestätigten: doch ihre Nichte selbst, daß sie ihn wiederliebe, das lief so stracks gegen alle früheren Vermuthungen: sie konnte sich noch nicht völlig davon überzeugen. Jetzt hüteten ihre Blicke die Leutchen genau, und bald durfte sie kaum mehr zweifeln, daß sie bis hieher ganz falsch gelesen hatte.

Sie sandte eines schönen Morgens Suschen in den Garten, Kirschen zu pflücken. Der Baum war hoch, die reifsten Früchte oben an den schlancken Ästen: Wilhelm erbot sich zum Gehülfsen und wurde ihr nachgesandt. Ein Viertelstündchen ließ Marthe verstreichen, dann beschlich sie das Paar in der Lese. Sie saßen beyde auf dem Rasensitze unterm Baume, das halbgefüllte Körbchen neben sich. Der gute junge Mann war sichtlich zerstreut, denn er sah, offenbar in Gedanken, Suschens rothen Mund für eine Kirsche an und kostete davon, und sie that nicht zu viel, ihm aus seinem Traume zu helfen, sie that nichts, als was die Kirsche hoch oben im Gipfel vor dem Sperling, der zu naschen kam, sie wick ein klein wenig zurück; und daß ihr ganzes Gesichtchen darüber zur Rose wurde, konnte ihn nur etwa in neue Irthümer verwickeln. Die Zeuginn nahm die Erschreckenden wider Gewohnheit schweigsam an der Hand — sie war eigentlich nicht mit sich einig und wußte selbst nicht recht, was sie zu dem Dinge sagen sollte — und führte sie hinab in's Haus. „Liebste Frau Marthe!“ hub Wilhelm unterwegs an. „Schweig' er stille, Mosje!“ „Beste Base!“ begann Suschen. „Halte du fein das Schnäbelchen, Jungfer! Diese Lippen sollten sich jetzt nur gar nicht unterfangen, sich zu rühren, nachdem sie bey Gelegenheit stumm geblieben sind.“ — So stellte sie die zwey vor den vom Kinderfreund aufschauenden Sebastian hin. „Und nun,“ sprach sie, „nun thut den Mund auf, junges Volk.“ „Ey nun ja,“ stammelte Suschen, „ich liebe ihn, Vater, ich will es nur bekennen.“ „So, du liebst ihn und getraust dich das nur so gerade heraus zu sagen?“ fiel Marthe ein, oder aus. „Ach, beste Base, er liebt mich ja auch; wir lieben uns recht von Herzen und haben es nur lange von einander nicht gewußt!“ „Und wenn ihr euch denn liebtet, mußte das so heimlich getrieben werden? durften wir nichts davon wissen?“ „Ach, beste Base, wir haben es uns selber erst vorigen Dienstag Abends um halb zehn Uhr zum ersten Male gesagt, als ich auf dem Kohlen-



wagen heimgekommen war." „Ach so! Da wär' es freylich für uns noch zu frühe. Also sie lieben sich, Alter. Was sprichst nun du zu dieser Bescherung? Habe ich nicht gewarnt, gesorgt? da hätten wir es nun." „Ey Schwester, ich denke, du warst auf einer andern Fährte." „Je nun, sie hat den Diener dem Herrn vorgezogen." „Beste Base, ihr selber lobtet ja den Mosje Wilhelm jederzeit recht sehr, und es freute mich immer innerlich, denn ich liebte ihn schon damals halb und halb, er hatte mir schon den ersten Tag auf der Bleiche gefallen." „Ach," betheuerte Wilhelm, „ich habe Jungfer Suschen von der ersten Stunde an geliebt, und werde sie lieben bis an mein seliges Ende." „Je, so liebt und liebt! Ein Mädchen, das noch nicht einmal Grammatik zur Prüfung kann, sollte sich dergleichen noch gar nicht in den Sinn kommen lassen. Wandeln sie mir nicht da das ganze Zeitwort ab, als hätte ich sie vorgenommen!" „Wozu sonst, als zur Prüfung?" rief hier die Base. „Kinder, Kinder! was soll nun daraus werden? Ich habe nichts gegen des Mosje Person einzuwenden und dein Vater gewißlich auch nicht; auch bist du siebzehn Jahre vorüber; und dazu brauch't keiner Grammatik; und daß du dein Herz an keinen vornehmen Herrn verloren hast, ist mir auch von ganzer Seele lieb: aber wir müssen auch auf ein Weiteres denken." Damit hub eine weitläufige Verhandlung an, wobey es zu keinem gnügenden Schlusse gedeihen wollte. Wilhelm versicherte, er meine nicht lange mehr Diener zu seyn; er habe sein Handwerk als Kunstschreiner tüchtig gelernt und könnte jeden Augenblick es treiben, wenn — hier stockte die Rede: und da Marthe dieß Wenn auffing und parodierte, indem sie fragte, warum er denn das Tischern aufgegeben und Herrndienst gesucht habe, wenn er ein tüchtiger Arbeiter sey? stockte es auf's neue, und der Befragte äußerte nur, dazu hätten ihn besondere Verhältnisse gezwungen, die er für's erste noch verschweigen müsse. Der Vater schüttelte den Kopf, die Base ward zornig: sie habe bis zu diesem Tage große Stücke auf ihn und seine Redlichkeit gehalten, aber jetzt —. Da fuhr er mit hellem Eifer auf, er sey reich an schönen Hoffnungen, und wenn er das für heute auf sich sitzen lassen müsse, so werde ein Tag kommen, vielleicht früher als man sich's versehe, der ihn rechtfertigen solle. Er wisse wohl, daß es nicht recht gewesen sey, Suschen durch seinen Antrag zu binden ohne ihr irgend eine Gewißheit über sein künftiges Loos geben zu können, er habe auch lange geschwiegen und noch zu schweigen gedacht: doch das habe sich so ergeben ohne seinen Willen, und sein Gefühl habe ihn überrascht. Marthe forderte ihn nun auf, mit seinen Hoffnungen hervorzurücken; das hieße ja doch wohl das Meisterrecht in der Zukunft? Aber ach, nicht einmal seinen Hoffnungen durfte er für's erste einen Namen geben. — Da wurde denn bis auf weiteres beyden befohlen, zu thun, als ob sie einander nichts angingen, und sie konnten das harte Gebot nicht einmal zu hart finden. Suschen fragte den Liebsten noch zagend, ob er denn auf gar nichts Bestimmtes in der Zukunft hinweisen könne, wenn es auch noch so entfernt wäre? Ihr Auge hätte so gerne nur einen kleinen, matten Stern gekannt, auf dem es hoffend hätte ruhen können, und da er auch dieß mit einem wehmüthigen Schütteln beantwortete, stürzten ihre Thränen, sie bot ihm die Rechte, wie zum Scheiden, und seufzte: „So wollen wir es denn abwarten! Ich bleibe ihm doch treu," und wandte sich und trat dicht an's Fenster. Einen bitter klagenden Blick warf er zum Himmel auf, dann grüßte er stumm den



Water — es lag eine Abbitte in dem Grusse, darum, daß er ihm hatte so weh thun müssen — und verließ die Stube und das Haus.

(Der Schluß folgt.)

### Wahrer Witz.

Wahrer Witz  
 Kommt nur schnell, wie Pfeile fliegen,  
 Scharf und spitz  
 Aus dem Sitz,  
 Wo die Funken schlummernd liegen; —  
 Strahlt der Witz  
 Nicht ein Blitz,  
 Muß man ihn erst dreh'n und biegen:  
 Nimmer ist er etwas nüh! F. F.

### O p e r.

Euryanthe, romantische Oper in drey Aufzügen, von Helmina v. Chezy,  
 Musik vom königlich sächsischen Capellmeister Carl Maria v. Weber.

(Schluß.)

Was ist es nun, das jener große Theil der Zuhörer, der den unbedingten Enthusiasten gegenüber steht, in dieser Tondichtung vermißt? — Indem wir jetzt den Ausdruck Enthusiasten noch einmal gebrauchen, finden wir, um jeder, wo nicht boshaften, doch übereilten Deutung zu entgehen, für nöthig zu erklären, daß hiermit auf keine schriftliche Äußerung, wenigstens auf keinen kunstverständigen Ausspruch gezielt, sondern lediglich die mündlichen derselben Art bezeichnet wird. — Was es ist? — Sie sagen erstlich, daß der Tonsetzer des beliebten, hochgepriesenen Freyschützen, indem er die ihm angemessene Sphäre des volksthümlichen, deutschen Lebens und Charakters verließ, um sein Talent an dem Heroischen — wenn diese Benennung für Euryanthe gelten soll — erfolgreich zu versuchen, die Grenzen überschritt, die eben dieß Talent ihm angewiesen, und im bescheidenen Gefühl des eigenen Vermögens dieses ahnend, in eine störende Besorgniß verfiel, in ein mühsames Bestreben, das neue Werk dem ältern gleich zu stellen, ja, dem Erforderniß angemessen, jenes noch um Vieles selbst zu überbieten, etwas ganz Originelles, Ungemeines, Außerordentliches darzubieten, das in seinen kleinsten Theilen an nichts Früheres erinnern, in keinem, auch nicht dem kleinsten Zug die Ähnlichkeit mit einem andern verrathen möchte, und daß eben seinem neuesten Werk durch dieses sorgsame Bestreben das Gepräge des berechnenden Verstandes allzu merklich, selbst in den gelungensten Parthien aufgedrückt ward. Sie vermissen ferner Phantasie, Erfindungskraft, Ideen und dramatische Behandlung. Wir schränken das letztere bedeutend ein, und erwiedern auf den gerügten Mangel an Ideen, daß es dieser Tondichtung daran gar nicht fehlt, daß aber den Ideen nur allzu oft Ausführung und Einheit mangeln, daß allzukühne und gewagte Transitionen, künstliche harmonische Verschlingungen den Ideengang oft unterbrechen, dem Strom der Melodie und des Gesanges allzuhäufig seine Klarheit rauben und den freyen Lauf verhindern. Man entgegnet hierauf freylich laut genug: ihr wollt nur immer Gesang, Klingklang; an Tiriliri und charakterlose Gurgeley seyd ihr gewöhnt, und ganz natürlich auch dadurch verwöhnt, stoßt ihr die kräftige Speise weg



von euch, und könnt die deutsche Kost nicht mehr vertragen. Mancher vergift dabei den Freyschützen, worin doch auch nicht bloße Leckerey und süßlicher Confect uns dars geboten wird. Doch dieß bey Seite! Muß man denn gerade ungerecht seyn, und Eins mit dem Andern verwechseln, um die Unbefriedigten zu widerlegen? Schließt denn Charakteristit und Correctheit jene Melodie und Gesang aus, oder gebieten sie auch nur, daß sich ihnen diese unterordnen? Ist denn endlich, rein herausgesagt, der Gesang immer auch nur leerer Klingklang? — was wohl Niemand zu behaupten wagen wird. Jene berufen sich, um ihre Anforderungen zu begründen, auf Don Juan, Figaro, ja selbst das geniale Werk Fidelio, in welchem letzteren, trotz aller Genialität und Kühnheit, trotz den sinnreichsten und tiefsten harmonischen Verwickelungen, Klarheit überall und auch bey weitem mehr Melodie und Gesang herrschen, als in *Curyant he*, und glauben, daß der Vortrag dort den Sängern weniger Anstrengung kostet, als die Tondichtung des geschätzten Componisten, dessen siegreicher *Freyschütz* so meisterlich in's Schwarze traf. Sie wollen ferner auch in dem gelungensten Gesangstücke einigen Zwang bemerken, und führen als Beyspiel den neuen, schönen Jägerchor an, der so wie jener erste, wenigstens in den vier ersten Vorstellungen, zweymal wiederholt werden mußte, worin jedoch, als eine Folge, sagen sie, des vorher erwähnten sorglichen Bestrebens, bey aller angemessenen charakteristischen Würde, eine gewisse Zurückhaltung, um Ähnlichkeiten und Erinnerungen zu vermeiden, und doch zugleich der Wunsch erkennbar sey, an jenes so beliebte Frühere im Ganzen zu erinnern. Wir lassen das dahin gestellt seyn, und stimmen in den allgemeinen Beyfall ein, den dieser trefflich vorgetragne Chor erhielt. Was den melodiosen Theil betrifft, fahren jene strengen Forderer weiter fort, so tritt er gerade da am wenigsten hervor, wo man ihn am ersten zu erwarten berechtigt wäre, z. B. in den beyden Cavatinen, eigentlich Romanzen, *Adolar's*, wovon die erste in B-dur, sich besonders durch das kunstvoll variierte Accompaniment auszeichnet; vortheilhafter würde es seyn, wenn diese nur *zwey* Strophen hätte. Beyde athmen Wahrheit des Gefühls und Zartheit des Ausdrucks; dennoch haben beyde einen etwas mühsamen, erzwungenen Gang, und das Eindringliche mangelt ihnen, jedoch hat die Cavatine im zweyten Act: „Wehen mir Lüfte Ruh, strömen mir Düfte zu“ — in Ansehung des Gesanges Vorzüge. Wahr ist es, sie wurden das erste Mal mit großer Ängstlichkeit und Unsicherheit vorgetragen, ja mit gänzlichem Mangel alles dessen, was ein romantisches Lied von dem Sänger fordert, doch das zweyte Mal schon freyer, und das dritte Mal noch besser, ohne daß sie weder so recht eigentlich in das Gehör, noch in's Gemüth drangen. Was die Behandlung des Recitativs betrifft, so sieht man, äußerten sich viele, daß der Tonsetzer seinen eigenen Weg gewählt hat, auf dem man eben nicht bequem und glücklich an das Ziel gelangt. In dem er mit der größten Genauigkeit und der strengsten Correctheit jedem Theil eines Perioden, jedem Wort zuweisen seinen Werth und den gehörigen Accent geben wollte, ist der Gang etwas schleppend und einförmig geworden, der Rhythmus nicht selten schwerfällig und die dramatische Declamation einer mühsamen Accentuirung untergeordnet. Man höre nur das Recitativ in der *Zauberflöte*! man höre *Titus*, und *Gluck's Iphigenia*! — Welche Wahrheit des Ausdrucks, und welche lebendig kräftige Bewegung!

Diese Äußerungen schließen indessen die gerechte Schätzung einzelner Gesangs- und Tonstücke nicht aus, und wir wollen, ihrer Anführung ungeachtet, unserer Seite jedem vorzüglichen Bestandtheil des Ganzen seinen Werth und die volle Bedeutung gern und willig zugestehen. Die Ouvertüre beginnt mit einem feyerlich festlichen Allegro. In dem Mittelsatz sprechen sich geheimnißvolle Andeutungen auf *Emma's* Geisterworte aus, und ihre Nachklänge tönen gegen Ende des dritten Actes in den Worten wieder: „Ich ahne *Emma*, selig ist sie jezt“ — die der Componist zur besseren Verständigung des Ausgangs selbst hinzugefügt hat. Dieser Theil spannt die Aufmerksamkeit ungemein, bleibt aber immer etwas räthselhaft. In der Introduction bildet der Chor der Frauen, die den Frieden begrüßen, und die Erwiederung der Ritter, die den Frauen huldigen, einen sehr angenehmen und kräftigen Gegensatz. Dieses Gesangstück wurde noch in der dritten Vorstellung dreyimal applaudirt. *Adolar's* Cavatine: „Unter blüh'nden



Mandelbäumen" — übergehen wir. Der Schlusschor dieser Scene, mit Adolar und Lysiaart zugleich, drückt ritterliche Kraft und Zuversicht aus. Die zweyte Scene fängt mit Euryanthe's Cavatine an: „Glöcklein im Thale, rieseln im Bach" (der erste Textperiode scheint etwas unverständlich). Innige Liebe und Unschuld sind hier ausgedrückt, doch ist mehr Declamation, als Gesang darin. Der Vortrag der Sängerin war schmelzend. In der dritten Scene folgt eine von Eglantine (verstellte Freundin der Euryanthe) gesungene Cavatine, die sehr charakteristisch und effectvoll ist. Besonders wirksam ist der Schluss. Leidenschaftliche Glut athmet auch Eglantine's Arie in E-moll, und das vorhergehende Duett zeichnet sich am Schluss durch die künstliche Verknüpfung beyder Stimmen, vorzüglich aus. Dieser Theil wurde von beyden Sängern mit großer Präcision vorgetragen. Im Finale erwähnen wir noch der schönen Stelle, die Euryanthe mit dem Ensemble in Verbindung singt, und die sich mit den Worten: „Sehnen, Verlangen, Schmachten und Bangen" — anfängt.

Die Arie des Lysiaart, zu Anfang des zweyten Act's, hat einen durchgreifenden, schauerlichen Charakter. Das Accompagnement ist bedeutungsvoll. Das Duett zwischen Lysiaart und Eglantine würde vielleicht wirksamer seyn, wenn es weniger schwierig wäre. Am Schluss, wo beyde Stimmen sich vereinigen, steigt die Schwierigkeit auf's Höchste. Der Vortrag siegte über sie mit vielem Glück. Nach der zweyten Cavatine des Adolar folgt ein Duett zwischen ihm und Euryanthe, worin das Entzücken der Liebe ausgedrückt ist; die Schlusszeilen: „Laß mich in Lust und Wehn an deiner Brust vergehn!" — sind ungemein ansprechend. Der Anfangschor des zweyten Finales: „Jetzt schlägt der Entscheidung Stunde" — hat einen feyerlichen, religiösen Charakter. In den Worten des Verräthers Lysiaart, durch welche er angeblich seinen Sieg über Euryanthe zu erkennen gibt, ist die Ironie treffend ausgedrückt, und der Sänger (Herr Forti) gab die Stelle ungemein glücklich wieder. Der hervorragendste Moment in diesem Theil ist jedoch da, wo der Chor mit den Worten: „Ha, die Verrätherinn!" in den vierstimmigen Gesang eingreift. Eine gute Wirkung macht auch die Stelle: „Wir alle wollen mit dir gehen," in welche Euryanthe einfällt. Der Schluss ist sehr kraftvoll, doch etwas widerstrebend und außerordentlich schwierig. Der dritte Act ist überhaupt gedehnt. Klage folgt auf Klage, und der größte Theil hat einen gar zu düstern Charakter. Aus diesem Grunde spricht Euryanthe's Gesangsstück in der zweyten Scene: „So bin ich nun allein!" ungeachtet des darin herrschenden Gefühls, nur wenig an. Der Jägerchor in Es mit Begleitung von acht Hörnern auf der Bühne und mit einem Echo, ist bereits erwähnt, und imponirte in diesem Act am meisten.

Die Cavatine Euryanthe's: „Zu ihm! zu ihm! weilet nicht!" hat eine leidenschaftliche Bewegung, und wurde von der Sängerin mit dem Ausdruck der höchsten Leidenschaft vorgetragen. In der vierten Scene ist der Chor: „Der May bringe frische Rosen dar" — ländliche Einfalt athmend und sehr gefällig. Der Chor in der fünften Scene D-dur: „Trotze nicht, Vermeh'ner" — ist ergreifend. Am Schluss dieses letzten Act's deutet das Duett zwischen Euryanthe und Adolar: „Hin nimm die Seele mein!" sehr glücklich auf den ähnlichen Zweygesang der Versöhnten in der vierten Scene der zweyten Abtheilung.

Nach dieser kurzen Berührung der vorzüglichsten Gesangsstücke, möge hier noch folgende Bemerkung stehen. Man halte doch das Wiener Publicum ja nicht für ungesund, weil es Euryanthe mit geringerer Theilnahme, als den Freyschütz, aufgenommen, oder spreche ihm die Competenz des Urtheils im Fache der Musik ab, wenn die Oper auf einer andern großen Bühne wärmer aufgenommen werden sollte! Niemand dachte hier an eine sogenannte Cabale; sie würde nicht gewagt haben, ihr Haupt empor zu heben; eben so wenig mischte sich irgend ein Vorurtheil in's Spiel. Die Zuhörer gingen mit erwartungsvollem Herzen und der größten Bereitwilligkeit, den Beyfallswürdigen des Beyfalls reichste Fülle zu ertheilen, in das Schauspielhaus. Man tauschte den ersten Tönen der Ouverture mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen. Der Componist wurde mit Jubel empfangen, und als das erste Tonstück nun begann, wollte Jeder seinem Nachbar kaum den freyen Athemzug gestatten, um nur



keinen Ton zu überhören. Die ersten Gesangstücke wurden gleich der Ouverture mit lautem Beyfall aufgenommen. Man schien dem Eindruck selbst zuvor zu eilen; und als man nun allmählig lauer wurde, begann Jeder doch zuerst an seiner eignen Unbefangenheit zu zweifeln. Dennoch waren Aller Blicke auf den geschätzten Tonsetzer des *Frenschütz* vertrauensvoll gerichtet, und man bemühte sich, dem Meister, dem man so manchen früheren Genuß verdankte, auch in dieser fremden und fremdartigen Erscheinung auf das freudigste zu ehren. Dies zeigte sich bey der zweyten und dritten Vorstellung noch in einem höheren Grad; es war, als hätte Jeder einen übereilen, allzustrengen Ausspruch wieder gut zu machen, und die unerschöpfliche Gutmüthigkeit des Wiener Publicums kämpfte siegreich gegen seine eigene Überzeugung. Wer Zeuge dessen war, vergeß' es nicht! — und nun genug davon.

Die Sänger leisteten an diesem Abend mehr als man erwartet hatte. Jedem Mitglied schien es jetzt darum zu thun, die Ehre der deutschen Tonkunst und des vaterländischen Gesanges zu erhalten und auf immer zu begründen. Der fleißige Tenorist (Herr *Heisinger*) war in der Rolle des Grafen *Udetar* wohl nicht an seinem Platz, doch gereicht es seiner Bescheidenheit zur Ehre, daß er dieses selbst zu fühlen schien und eine ungewöhnliche Schüchternheit verrieth, die seine Stimme während der ersten Cavatine immerfort in zitternder Bewegung erhielt. Für den Vortrag der Romanze fehlt es ihm an Übung, und das Recitativ liegt außer seiner Sphäre; schon die Aussprache legt ihm Hindernisse in den Weg. Rossinische Opern, wo er seine hohen Torden verwenden kann, bieten ihm einen bequemern Wirkungskreis dar; wenn es aber, so wie hier, auch auf eine durchgreifende Mittelstimme ankommt, versagt ihm diese ihren Dienst.

Wir sehen die Leistung der *Mlle. Sonntag*, als *Euryanthe* der besten ihrer früheren gleich, wo nicht noch höher. Sie trug diesen alle Kräfte aufbietenden Part mit reiner, heller Stimme und inniger Gemüthlichkeit vor, mit Ausnahme einiger Tacte, wo der Ton das erste Mal etwas zu hoch war. Sie zeigte sich überall, wie es die Situation, wie es der Moment erfordert; unbefangen, fromm, zärtlich, schwärmerisch, verweisungs-voll, und im Jubel des Entzückens zur höchsten Kraft des Ausdrucks sich erhebend.

Auch der Part *Eglantine's* erfordert vielen Kraftaufwand, was man der Künstlerinn einige Mal anmerken konnte; dennoch leistete *Mad. Grünbaum* viel Vorzügliches und einer ausgezeichneten Sängerin Würdiges darin.

Herr *Forti* stand als *Lysiar* in jeder Hinsicht auf der rechten Stelle. Er trug das Recitativ mit möglichster Deutlichkeit und Bestimmtheit, das *Arioso* gesangreich und mit dem Ausdruck des Gefühls vor; die *Arie*: „So weih' ich mich den Rach-Gewalten!“ deren gewaltigen Anforderungen kaum Mittel, wie die seinigen, genügen, sang er mit überwältigender Energie.

Die Chöre gingen trefflich. Das männliche Chorpersonal hatte seinen Glanzpunct in dem Jägerchor, wo besonders die Geschmeidigkeit und Sicherheit der Tenorstimmen in einigen äußerst schwierigen Stellen überraschende Wirkung hervorbrachten.

Die Administration hatte nichts gespart, um die Oper recht glänzend in die Scene zu setzen. Dieses schließt die Bemerkung wohl nicht aus, daß im Costüm mehr Übereinstimmung herrschen konnte. — Die Tänze fielen etwas mager aus.

---

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schickh.*

---

Gedruckt bey *Anton Strauß.*



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 13. November 1823.

136

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zu sammen viertels um 15 fl., halb um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauss (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

(S c h l u ß.)

X.

### Z a h l w o r t.

Von dieser Zeit an sahen sich die beyden Liebenden kurz und selten und bey nahe nie allein. Sie liebten sich immer heißer, aber sie blieben sich fern, gewissenhaft wie fromme Kinder. Nur diesen Nachmittag hatte Wilhelm so wehmüthig heftig, so feyerlich von Susannen Abschied genommen, so ganz anders, als sonst, er hatte sie zum ersten Male fest und frey und lange an die Brust gedrückt: das mußte etwas Großes zu bedeuten haben. Erwähnt hatte er wohl nichts, so wenig, als sie gefragt; sie war es gewohnt, daß er ihr manches verschweigen mußte, und hatte sich darein ergeben: aber sie sah es, sie fühlte es ihm an. Der Abend zögerte herbey, die Nacht sank herab, und dem ängstlichen Mädchen kam kein Schlaf in's Auge. Lange saß sie noch auf bey'm Spinnrade; endlich löschte sie das Licht, und that ihr Nachtgebet: kein Schlaf kam ihr in's Auge. Es war nahe zur Mitternacht, als ihr dächte, sie höre ein dumpfes Geräusch auf der Straße. Es ging vorüber. Bald kam ein ähnliches. Nun stand Suschen auf, und weckte die Base. Sie öffneten den Laden. Die Nacht war rabendunkel, aber doch waren bey'm Flackern einer Lampe, die vor einem Marienbilde brannte, Fußvölker zu erkennen, die in kleinen Abtheilungen, schweigend, schnell durch das Dorf zogen; sie schienen langes Geräth zu tragen, das die Frauen nicht erkannten. Der Nachtwächter schritt ruhig daher, als kümme ihn das alles nicht, und rief seine Stunde. „Laß sie ziehen!“ gähnte die Base, den Laden schließend, und legte sich wieder hin; „was gehen uns die an? Desto besser für uns, wenn sie eilig sind, und schon zu tragen haben;“ da schlief sie schon wieder. Suschen rang die Hände in Unwillen über eine solche Unbesortheit. Es war ihr ängstlich hinter den geschlossenen Laden; mäuschenstille kleidete sie sich völlig an, und



schlich, die Schuhe in der Hand, auf den Flur. Hier, halb im Freyen, und da alles ruhig war, schlummerte sie endlich ein. Plötzlich schoß in der Gegend des Schlosses durch die Nacht ein schmaler Feuerstreif zischend empor; hoch in der Luft zerplatzte die Rakete. Nun brachen ferne Trommelwirbel in die Stille, und Kleingewehrfeuer prasselte darein, und man hörte deutlich das Zurufen der Anführer, das Geschrey des Handgemenges. Kein Kanonendonner scholl. Haus um Haus erwachte; ein Fenster um's andre ward hell im Dorfe; der Wächter schlug an die Thore, und rief: Habt Acht auf Feuer und auf Licht! Die Brunnen kamen in Gang, die Nachbarn sammelten sich. Alles harrete in gespannter Erwartung. Noch immer kein Kanonenschuß. Aber jetzt that es einige dumpfe Schläge, der Boden schien zu schüttern, wie bey dem Erdbeben. Bald darauf ließ das Getümmel nach, und tiefe Stille folgte. — Suschen war in dieser Stunde außer sich gewesen. „Gott beschütze ihn!“ rief sie vergehend. „Er ist dort, er ist unter ihnen!“ Die Base dachte ihr den Gedanken auszureden, und als dieß nicht ging, sie zu trösten: aber „Nein, das wißt ihr nicht, Base!“ schluchzte sie. „Er ist dort, mitten unter den Kugeln, und mit seinem Leibe deckt er seines Herrn Leben. Barmherziger! Ist nicht der Tod schon nahe genug an seinem Haupt vorübergegangen: muß er ihn noch einmal auffuchen dort oben? Er hat Abschied genommen auf ewig!“ — Nachdem es stille geworden, hörte sie einen von den Nachbarn, die vor des Schulmeisters Hause standen, den Meister Nagelschmied, zum Fenster heraufsprechen: „Das geht noch an, Herr Nachbar; so kurze Zeit, und bloß aus kleinem Gewehr, darüber haben nicht Viele in's Gras gebissen, das muß ich verstehen. Mich soll's nur wundern, wie die Komödie eigentlich ausgegangen ist.“ Diese Rede gab ihr einigen Trost.

Der Morgen brach heran, doch mit ihm lagerte sich ein dichter Nebel über das Klausenthal. Dann läuteten alle Glocken auf dem Thurme der Schloßkirche, dann krachte das grobe Geschütz in abgemessenen Schlägen rund um die Wälle der Festung hinaus in die Berge, und ein hundertstimmiges Echo rollte den Schall zum Donner geformt von Wald zu Fels, von Fels zu Wald. Und darüber zerriß die Nebeldecke, und hob sich in großen Massen, und im tiefblauen Grunde tauchte das Panzer des Landes empor, hoch auf den Wällen in Morgenluft und Morgensonne wie eine goldne Flamme wehend. Das war ein Jauchzen, Rennen, Fragen, Umarmen, ein Jubel unter dem Völkchen im Dorfe: „Herr Gott, dich loben wir! du hast uns von den Quälern da oben befreyt!“ Und wieder donnerte das Geschütz durch die Thäler, als verfolgte es den nach allen Seiten fliehenden, zerfliehenden Nebel. Das ganze Dorf war auf der Gasse. Ordonnanzen sprengten hin und wieder, Officiere, Dienerschaft. Die Besatzung zog kriegsgefangen den Schloßberg herab, links an der Mühle weg, nach der Heerstraße, der Hühnerkrämer in Ketten mit darunter. Jetzt kam, den erstaunten Bauern fröhlich zunickehend, Herr von Thal in Majors-Uniform vom Schlosse, hergetraßt; er hielt, als er Susannens verweinte Augen erblickte, ein Augenblickchen bey Schulmeisters an, und rief: „Mein Wilhelm läßt grüßen; er kömmt zu euch in's Quartier; er wirft sich nur erst ein wenig in Staat.“ Dann trabte er um so schärfer nach dem Herrenhofe hinüber. Auch einige Züge Feldjäger blinkten den Schloßweg nieder, und stellten sich vor des Schulzen Wohnung auf. Sie wurden bewirtheet mit



allem, was Küche und Keller vermochten, und mußten erzählen, um nur endlich die gespannte Neugier zu befriedigen. Dann lief der Schulze geschäftig von Haus zu Haus. „Einquartierung, Herr Schulmeister!“ warf er hinauf. „Was ist schon welche angesagt,“ gab Base Marthe verdrießlich zurück, „des Herrn von Thal Mosje Wilhelm.“ „Ah, Respect!“ sprach der Schulze alles Ernstes und zog die Mühe; „der gilt für Sechs, Frau Marthe, da beneide ich sie.“ Er schnaufte ein Haus weiter. „Was war das?“ fragte die Base in die Stube zurück, und Suschen hüpfte darin umher, schlug die Hände zusammen, und jauchzte nur immer: „Respect, Respect! der gilt für Sechs.“ „Wie so denn? was ist's denn?“ fragte der hinzukommende Bastian. „Das weiß ich nicht, das brauch' ich nicht!“ sang das Mädchen: „aber er gilt für Sechs, und das ist mir genug, und der dicke Schulze selbst hat Respect vor ihm, Väterchen. Wenn sie nur schon käme, unsre liebe, goldne Einquartierung!“ „Ja, das wollt' ich auch beynah!“ seufzte die Base in den fernher tönenden Marsch hinein, und hatte dafür Suschen am Halse hängen; „denn wenn noch mehr Soldaten einrücken, was wird uns unser Singen und Sagen nützen? die werden nicht so viel Respect vor deines Herrn Wilhelms Namen haben, Kind.“

Unter klingendem Spiele, den General Prinzen Moriz an der Spitze, rückte das Leibregiment durch Klausenbach nach der Heerstraße. Der Prinz ließ es an sich vorüberziehen, saß ab, und trat mit seiner Begleitung in den Herrenhof. Jetzt löste sich die strenge Ordnung des Marsches einiger Maßen; einige Officiere blieben zurück. Ein Adjutant sah nach der Uhr, und dann an den Häusern umher; auf Susannens Gesichtchen blieben seine Blicke haften, und er trat auf das Haus zu: „Ich bin todmüde, schönes Kind: dürfte ich wohl für eine Stunde bey Ihnen eintreten, und um ein Glas Wasser oder Wein bitten?“ Suschen nickte bloß, und sprang hinab, das Thor zu öffnen. Der Officier wollte sich indessen den Empfang noch williger machen, indem er äußerte, es könne ihnen vielleicht seine Anwesenheit Erleichterung bey Austheilung der Quartiere verschaffen. „O,“ versetzte Suschen kurz und froh, und warf die Lippen ein wenig auf, „wir haben zwar schon Einquartierung, der Herr Wilhelm Stahl ist uns zugewiesen.“ „Ey, da sind Sie hübsch zu Theile gekommen, wenn es derselbe Obersappeur ist, der als Freywilliger den Major Grafen Wiborg begleitet hat.“ „Vergebung! Es ist der, der bey Herrn von Thal in Diensten steht.“ „Nun ja, den eben meine ich. Das sind die beyden Helden des heutigen Tages, die haben das Ehrenkreuz redlich verdient, und es kann ihnen nicht ausbleiben.“ Unter diesem Gespräche war man in die Stube gelangt, und der Lieutenant machte sich's bequem, und zog sogleich seine Schreibtisch hervor; die Alten bewirtheten ihn; Suschen wußte sich vor freudiger Unruhe nicht zu lassen, sie lief ab und zu und lächelte den Officier an, und hätte gar zu gerne gefragt, wenn sie den Muth dazu gehabt hätte. Endlich kam Wilhelm, wenigstens zur Hälfte im Soldatengewande, denn er hatte nicht alles Nöthige aufstreifen können. Mit einem hellen Schrey flog ihm sein Mädchen entgegen, und fragte ihn, ob denn er heute Nacht die Festung eingenommen habe. Lachend erwiederte er, daß dazu ihrer Mehrere gehörten. Er wurde in die Stube gezogen, niedergesetzt, von sämtlichen Hausgenossen umringt, und nun mußte er, auch von dem Lieutenant aufgefodert, be-



richten, wie eigentlich der Schlag geschehen sey, und was er dazu beygetragen. — Der Kriegsschauplatz hatte sich in diese Gegend gezogen, das Corps des Prinzen Moriz stieß an die Tausnig, und war durch sie in ihrem Wirken gehemmt. Wilhelm, welcher bey diesem Corps stand, erinnerte sich, vor einigen Jahren, da er auf der Wanderschaft als Schreinergefelle am Herrenhof in Klausenbach arbeitete, gehört zu haben, es sey vor Zeiten aus der Burg ein unterirdischer Gang in den Föhrenwald ausgelaufen; mehrere Rittersagen wurden in der Umgegend erzählt, welche dieses geheimen Ausgangs einstimmig erwähnten. Da nun die Bergveste, vom Feinde mit neuen Bollwerken verstärkt, und den Paß beherrschend, so sicher herunter trozte, und die unterrichtesthen Officiere behaupteten, sie werde ungemein schwierig zu nehmen seyn, und viel Blut kosten: glaubte der Sappeur, die Andeutung, die in jenen Sagen lag, nicht unbeachtet lassen zu dürfen; es gab ihm keine Ruhe, bis er sich insgeheim seinem Major entdeckt hatte, welcher die Idee aufnahm, sich selbst den Obern zu Untersuchung der Sache vorschlug, und nach erhaltenem Auftrage, mit Wilhelm nach Klausenbach ausbrach; er als Botaniker, Wilhelm in seiner Livercy. Unermüdet forschte man nun nach Spuren jenes Ausgangs; indessen glückte es dem Major, geheime Verbindungen in der Weste anzuspinnen, endlich auch Wilhelm, unter dem Schutte des Gemäuers im Föhrengraben, dem Überreste des ehemaligen Föhrenwaldes, die verfallene Pforte aufzufinden und auszuräumen, und den Gang bis unter die Gewölbe der Tausnig zu verfolgen. Des Hühnerkrämers Berath, der den Herrn von Thal als verdächtig angegeben hatte, drohte den ganzen Plan noch kurz vor seiner Ausführung zu vernichten: doch der Major rettete sich, und bald war nun alles bereitet, und der Tag anberaumt. Der Major führte ein Bataillon Jäger zur Höhe, Wilhelm einen Zug Mineurs unter die Erde. Mit Hülfe der Einverständnen hatten die Jäger bey dunkler Nacht den Halbmond erstiegen, ehe sie bemerkt wurden; nun geschah Lärm; die Besatzung stürzte herbey, und wehrte sich tapfer, und vertheidigte die nächsten Werke mit unerschüttertem Muth, so daß, bey herandämmerndem Tage, die Lage der Angreifenden bedenklich wurde —: horch! da krachte es im Bauche des Felsens, eine Petarde hatte die Thür gesprengt, die aus dem Gange in ein tiefes brunnenartiges Verließ führte. Die Vertheidiger auf den Wällen wankten, aber sie kämpften noch; doch nun krachte es zum andern Male, der Felsen dröhnte, und einer von den innern Thürmen stürzte, in seiner Grundfeste gesprengt, in sich zusammen. Mit ihm fiel der Muth der Besatzung, sie ergab sich.

„Und das ist alles,“ endete so eben der Erzähler, als eine Ordonnanz eintrat, ihn nach dem Herrenhofe vor den Prinzen zu bescheiden. „Nun gilt's!“ flüsterte er Suschen zu, und preßte ihre Hände dicht an sein klopfendes Herz. „Heute oder niemals! Wollen sie mir meinen Dienst bezahlen: nur Liebe zahlt für Treue.“ „Mögen sie thun was sie wollen,“ gab sie zurück, „ich bleibe ewig dein eigen.“ — Wilhelm eilte hinüber. Nicht lange nachher kam Prinz Moriz mit seinem Gefolge langsam vom Hofe geritten; der Adjutant stob hinaus und fort. — An den Herrn Schulmeister Sebastian Schnock gelangte nun eine Einladung, sammt seiner Familie diesen Mittag auf dem Herrenhofe vorlieb zu nehmen, bey seinen Gnaden dem Herrn Obristwachtmeister Gra-



fen von Wiborg. Bastian erschreckt beynah zu sehr; er ward um ein Stückchen kleiner, er ging ein unter der Last dieser übergroßen Ehre: die Waise wuchs dafür zusehends um eben so viel, sie dankte dem eilenden Boten in zierlichen Worten, und sagte zu. Suschen rief lachend: „Bin ich doch schon einmal bey ihm zu Gaste gewesen, und da hatte er mich gar zu Pferde abgeholt, und sandte mich zu Wagen heim.“ „Leichtsinniges Ding!“ scholt der zerknirschte Bastian schon im Umkleiden. „Mir ist ganz wieblich dabey. Jetzt hat das eine andre Gestalt; wenn der Herr Major der Graf von Wiborg ist, so ist er unser gnädiger Gutsherr in Person. Seyd nur manierlich druben, Weibsteute!“ — Der Bratenrock war angethan, der Puz vollendet, der kurze Weg gemacht, und die Familie trat ein. „Willkommen, Herr Schnock! Das ist nämlich einer meiner besten und neuesten Bekannten aus Klausenbach —“ so stellte der Major ihn den Anwesenden, einigen Kriegsgefährten, die er zu Gaste behalten, vor — „und zugleich einer meiner allerältesten, aus so früher Zeit, daß ich nicht fürchten durfte, mein Incognito durch ihn verrathen zu sehen. Nicht wahr, Alterchen, er sah mir's nicht an, daß ich jener Alexis bin, den er im Schlosse zu Ebern so oft auf seinen Knien nach Rom reiten ließ?“ „Du gütiger Gott, Graf Alexander! Daß ich diese Freude erleben soll, und diese Ehre!“ „Laß er's gut seyn, mein wackerer Bastian, er hat sich mir auf's neue empfohlen. Die Herren werden es nicht übel deuten, wenn ich ihn und seine Schwester, die mich nicht mochte, aus Ursachen, und doch dem Feinde nicht in die Hände fallen ließ, aus gutem Herzen, und seine Tochter — die sich selbst empfiehlt — mit zu Tische bitte. Und damit die schöne Zahl Neun voll werde, wenn's Ihnen genehm ist, geben wir dem braven Sappeur Stahl einen Platz neben ihr.“ Sein Vorschlag wurde mit lautem Beyfall aufgenommen, und im ersten Glase Champagner den Helden des Tages ein Hoch gebracht. — „Ach,“ flüsterte der erröthende Wilhelm seiner Liebsten in's Ohr, „die schönste Zahl für die, die sich so recht lieb haben, ist doch zwey, zwey ganz allein, und sonst niemand dabey.“ „Und später drey,“ rief der feinhörende Graf halblaut herüber, „wenn zwischen den Beyden das kleine, jüngste, theuerste Leben heraufblüht.“ „Und tausend, Herr Graf,“ versetzte hochroth Suschen, „tausend Grüße und tausend Thränen dem Entfernten, und tausend, tausend Willkommen, wann er glücklich wieder zurück ist. Ach, gnädiger Herr, wenn er so vor den Schuß trat und mit seiner Brust die Ihrige deckte — er that das immer, er hat es mir gestanden — und ich wußte das: wie hätte ich nicht für ihn zittern sollen?“ Der Major sann nach; sein Auge glänzte feucht und er sagte: „Ja, er that das, jetzt fällt es mir erst auf, und ich danke ihm viel, viel. Aber,“ fuhr er lächelnd fort, „ich weiß noch eine Zahl, die auch nicht übel klingt: siebenhundert zwey und fünfzig. Dieser Wechsel, den der Prinz für ihn bestimmt, lautet eben nicht höher. Ich muß der Gesellschaft mittheilen, daß Wilhelm Stahl den Orden ausgeschlagen hat, und sich den Abschied dafür erbeten. Er gedenkt ein anderes Kreuz auf sich zu nehmen, das Ehekreuz, und der Prinz meinte, daß er für diese Summe sich als Meister und Schlossschreiner zu Morizruh werde einrichten können. Die Ausstattung der Braut wird der besorgen, dem sie einst eine heilsame Pille mit einem Glase Champagner zu verschlucken gegeben hat.“ Eine hohe, reine Freude ergoß sich in die Herzen des Brautpaares, und verbreitete sich



über die ganze Gesellschaft; immer lustiger und lauter ward es an der Tafelrunde, und der bescheidne Wilhelm selbst gewann es über sich, als die Reihe ihn traf, den Trinkspruch auszubringen: Liebe zahlt für Treue.

### R ä t h s e l.

Ein ernstes Weib mit dunklen Augenbogen,  
Vom ersten Tag der Schöpfung dir bekannt,  
Kömmt schweigend durch die Thäler hergezogen,  
Und wandelt ruhig fort von Land zu Land.

Es hemmt der Strom nicht ihre schnellen Schritte,  
Sie schwingt sich mächtig über's weite Meer,  
Und kömmt nach ihrer tausendjäh'gen Sitte  
Vom goldnen Haus der Abendsonne her.

Sie naht dir mild, wenn du in Gram versunken,  
Und bringt dir Frieden, bringt dir Trost und Ruh,  
Und deines Herzens letzte Anmuthsfunken  
Deckt sie mit ihren kühlen Flügeln zu.

Doch manchmal kömmt sie zürnend angeflogen,  
Die Eiche beugt sich zitternd ihrer Macht,  
Das Meer heult auf, und tausend weiße Wogen  
Empören sich zur wunderbaren Schlacht.

Sie aber tobt mit ihren Schreckensscharen  
Durch die erschrocknen Hochgebirge hin,  
Und eine Furie mit gelösten Haaren  
Siehst du im Sturme sie von dannen zieh'n.

So segelt sie, bald zürnend, bald in Frieden,  
Der Sonne nach, der großen Königin;  
Und ewig wird ihr Fittig nicht ermüden,  
Und ewig rüstig bleibt die Pilgerinn.

S. S. 6—7.

### L i t e r a t u r.

Vermischte Schriften von Nicolay Fürst. In zwey Theilen, und im Verlag bey Carl Armbruster, 1823. Der Verfasser hat die Sammlung auf Pränumeration herausgegeben. Manche Aufsätze sind uns im Einzelnen früher schon bekannt geworden. Den Anfang machte die Belagerung von Wien, 1683, aus dem Dänischen des Professor Engelstoft. Der Gegenstand ist bereits von mehreren inländischen Schriftstellern behandelt; dennoch ist es nicht ohne Interesse, zu erfahren, wie ein nordischer Geschichtschreiber diese wichtige Begebenheit vorträgt, nachdem er in Wien das Locale selbst gesehen, und aus den vorhandenen Quellen geschöpft hat. „Dante und seine Ausleger“ (vermuthlich nach dem Englischen) ist eine concise und interessante Zusammenstellung der wichtigsten Versuche, jenen großen und geheimnißvollen italiänischen Dichter zu erklären. Die „Andeutungen zur dramatischen Literatur der Dänen“ darf man als einen willkommenen Beytrag zur Geschichte der geistigen



Cultur eines Volks betrachten, das auf Männer, wie Holberg, Sten schläger und Thorwaldsen stolz seyn darf, und dessen literarische Erzeugnisse in so geringer Anzahl zu uns gelangen. „Wien in den vier Tageszeiten“ stellt ein recht anschauliches und lebendiges Gemälde en miniature des öffentlichen Lebens in der Kaiserstadt dar. Als ein Seitenstück kann der folgende „Brief an meine Schwester“ angesehen werden, der über den Volkscharakter und den Ton in den gesellschaftlichen Zirkeln, vorzüglich der mittleren Stände, manche treffende Bemerkung enthält. Unter den „Gedankenspielen und Miscellen“ findet sich in letzteren manche interessante Anekdote. — Den größten Raum des zweiten Theils nehmen drey dramatische Werke ein: „Die beyden Maler, oder das Lustspiel von ungefähr,“ Lustspiel in zwey Aufzügen. „Lauschet nicht!“ Lustspiel in einem, „und die Zusammenkunft,“ Singspiel, ebenfalls in einem Aufzug. Sie scheinen mehr zur Lectüre, als zur Aufführung bestimmt zu seyn. Unter den „Poetischen Phantasien“ halten wir das umgekehrte Scherzsonnet: „An die neuen Aristophane in Wien,“ worin die Terzinen oben, und die Quatrains sehr passend unten stehen, für das gelungenste. Weniger glücklich ist das letzte Gedicht: „Abschied,“ mit seinen „blumbekränzten Auen,“ seinen „auf des Lebens dunkle Flut winkenden Sternen“ und der dreyimal in vier Strophen wiederkehrenden „Heimath.“ Beyde Theile überhaupt empfehlen sich als eine leichte, unterhaltende Lectüre für Leser und Leserinnen, die in der Abwechslung manches Belehrende finden werden.

## Über die Dresdner Kunstausstellung.

### Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Ich kehre nun zu den Gemälden zurück. Professor Köstler stellte noch zwey Portraits aus, ein treffliches männliches, wo der Kopf besonders sich durch große Lebendigkeit, Wahrheit und Wärme der Farbentöne auszeichnet; viel weniger befriedigt das weibliche, die Stellung hat weder Grazie noch Ausdruck, und die Wahl des ganz hellblauen Gewandes ist für dieß sehr gelbliche Colorit unvorteilhaft.

Unter den jüngern Künstlern zeichnet sich C. Schmidt, der nach mehrjährigem Aufenthalt aus Italien zurück kam, besonders aus. Von seiner eignen Erfindung ist ein Madonnenbild, wo der kleine Johannes dem Jesuskind einen Lilienzweig reicht, besonders anziehend; der Ton des Ganzen ist klar und schön, die Zeichnung correct, der Ausdruck edel und lieblich. Amor und Psyche stellte er dar, wie sie auf Wolken sitzend die Nektarschale hält, und er sie darum zu bitten scheint, einen Tropfen daraus zu trinken; die Idee ist schön, daß nur dieser Seelennektar, der den Zauber ewiger Jugend ertheilt, Amors Durst stillen kann. Beyde Köpfchen sind sehr gelungen und ausdrucksvoll, die Gestalten sind nicht frey von einigen Härten, auch sollten Psyche's Arme, Hände und Füße zarter geformt seyn, doch macht das Ganze ein sehr angenehmes Bild. Die Copien von Tizian's Geliebten, von einer Madonna von Sassoferrato, und von dem Engelskopf aus Raphaels Madonna di Foligno, von demselben Künstler, sind recht ausgezeichnet schön. Zum ersten Mal seit vielen Jahren sandte N ä i t e aus Rom etwas hierher in seine Vaterstadt. Da dieser Künstler, dessen Name indeß berühmt wurde, damit so lange zögerte, so erwartete man wohl etwas Bedeutenderes. Dieß kleine Bild, eine Mutter darstellend mit dem Kind an der Brust, ist ernst und zart empfunden und ausgeführt, doch würde man mehr Kraft und wärmere Tinten hincüwünschen. Durch das matte Colorit sieht es trotz der fleißigen Ausführung unvollendet aus. Eine kleine heilige Familie von Hermann in Rom ist im gleichen Styl gemalt, aber der Ausdruck ist bedeutungsvoll und sinnig, das liebliche Bildchen berechtigt zu schönen Erwartungen. Drey Gemälde von Gropius zeichnen sich durch treue Wahrheit und etwas echt Romantisches im Styl aus; das erste: ein alter Kreuzgang in Zürich, das andere: der Eingang in die Kirche von Trepert in Frankreich, das



dritte: der Eingang in die Kirche von Graville in Frankreich. Die hohen Treppen, die in diese gothischen Gebäude führen, sind so wild umwachsen und umrankt, die zierlichen, in ihrer wunderlichen Provinzialtracht geschmückten Frauen, welche stätlich die Stufen herabsteigen, — die Geistlichen, die auf dem andern Bild von Chorfnaben begleitet im Mesornat herunterkommen, — die bettelnden Invaliden am Fuß der Treppe — die Aussicht daneben auf das Meer, alles hat etwas echt Nationelles; eine so bestimmte Localität gibt immer Wahrheit und Leben. Recht erfreulich ist in dieser Hinsicht auch der Weg, den hier der junge Otto Wagner einschlägt. Er bildet sich im niederländischen Styl, und man darf hoffen, er werde sich einst hierin sehr auszeichnen. Seine Darstellung der Eisbahn, oberhalb der Dresdner Elbbrücke, und seine Bauerngehöfte sind allerliebste, voll Kraft, Wahrheit des Farbentones und naiver Treue.

Vielen Beyfall finden die Werke von Schinz aus Zürich. Das eine stellt den römischen Postwagen vor, wie er bey Sonnenuntergang in der öden Campagna durch Staubwolken hineilt, während seitwärts Räubergruppen lauern; das andere ist eine ungarische Gegend; beyde zeichnen sich durch Reckheit und freye geniale Behandlung aus. Mehrere Porträtmalerei jüngerer Künstler haben wahre Verdienste: diese Mutter, die ihren lieblichen Knaben lesen zu lehren scheint, ist von Baumann sehr brav ausgeführt, annehmlich gruppiert und in einem klaren und warmen Farbenton schön gemalt. Zart behandelt und fleißig vollendet ist das Porträt einer im schwarzen Gewand dargestellten Dame, welche ein breites Ordensband schmückt. Wie weich ruhen die weißen Arme auf den grünen Sammtpolstern; wie durchsichtig ist der feine Spitzenschleier! Es wurde von Sattler, einem Schüler Pochmanns, gemalt. Das Porträt des ersten strengen Geschäftsmannes, auf dessen Tisch Briefe und Journale aufgehäuft liegen, während man von fern auf das sturmbewegte Gewässer sieht, wo Rauffahrtenschiffe hinfahren, von dem jungen Demiani, ist überaus fleißig ausgeführt; könnte man diesem Bild auch einige Härte und Kälte vorwerfen, so ist es doch trefflich gedacht und sprechend ähnlich. Kühne, Zimmermann, August Schmidt und Porth zeichneten sich noch durch recht brave Porträts aus. Wie sehr mißlungen ist dagegen die (sogenannt) heilige Cäcilia von Grünler! Er stellte sowohl die kleinere Skizze dazu, als die Ausführung in Lebensgröße aus. Eine wahre Hetärengestalt ist diese Cäcilia, ohne Andacht und ohne Keinheit; die Zeichnung ist schwach und incorrect, das Colorit schmutzig bronzefarben; der Eindruck, den besonders das große Gemälde macht, ist sehr widrig. Das Kinderporträt desselben Malers ist viel besser, doch ist auch hier Farbenharmonie nur durch schmutzige, trübe Tinten hervorgebracht; fleißig ausgeführt, aber höchst incorrect ist von demselben die verkleinerte Copie von Correggio's Magdalena. Es ist schmerzlich einen jungen Menschen, der doch Eifer zu haben scheint, auf so falschem Wege zu sehen.

(Der Schluß folgt.)

## Modenbild XLVI.

Kleid von Crepon mit Seide gestickt. Der Aflashut ist mit einer bunten Feder geschmückt. Der Mann trägt einen Frack von Tuch, ein Unterjilet von gestreiftem Sammt, und Beinkleider in Falten von Velsatiné, einem neu erfundenen Beinkleiderstoff für den Winter.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.





*P. W. del.*

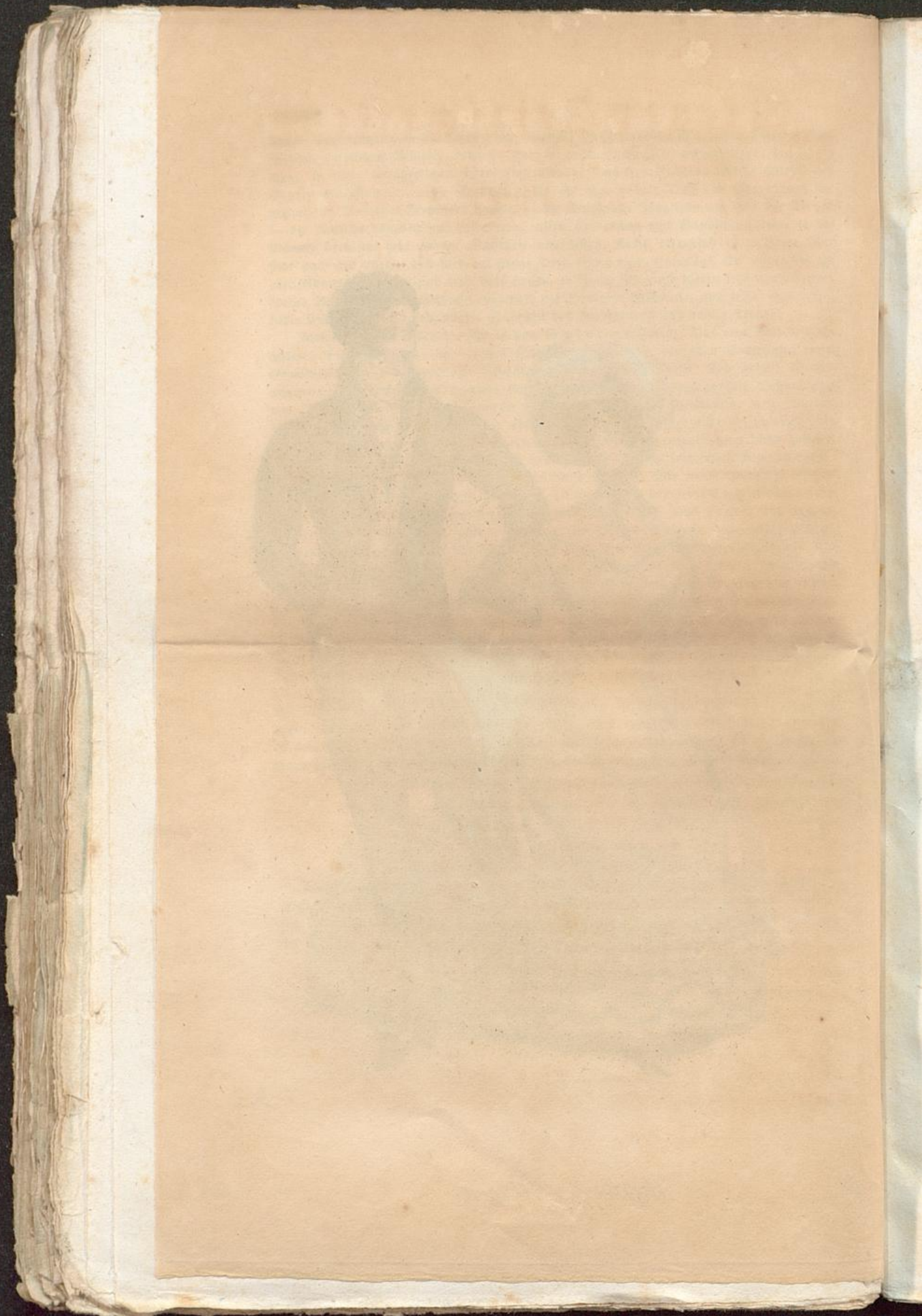
*F. J. sculp.*

*XLVII.*

*Wiener Moden.*

*136.  
1825.*







# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Sonnabend, den 15. November 1823.

137

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die Grotte von Cornial.

Von Panna sch.

Nabe bey dem Orte Cornial, zwey Stunden von Triest, befindet sich benannte Grotte; sie liegt mitten im Karst. Folgender Vers mag das Gräuliche jener Gegend schildern.

„Nur Steine gleich Knochen bedecken die Heide,  
Und machen zum Kirchhof die graufende Weite.“

Der Eingang selbst in die zwar nicht durch Tiefe und Länge, aber durch ihre bildlichen Formen seltsame und merkwürdige Grotte ist so bedeutungslos, daß ein Fremder ihn nicht eher wahrnimmt, als bis er zur Stelle steht. Kaum aber hat man die erste Tiefe erreicht, so tritt man in eine Vorhalle, die einen kräftigen Pfeiler hat, der mit zahllosen Zacken von Tropfstein geschmückt ist. Zur Rechten vom Eingang zeigt sich gleich einem Weihessel ein Becken, in dem sich das an der Wand in Tropfen fallende Wasser sammelt. Nachdem man in das Innere der Grotte getreten ist, glaubt man zur Linken die Figur eines Bischofs im Faltengewande, mit der Mühe geziert, zu erblicken. Nicht weit davon, ebenfalls zur Linken, scheint sich die Gestalt eines Ritters, und eine weibliche Form, mit einem Kinde auf dem Arm, darzustellen. Ungefähr in der Mitte der Grotte, zur rechten Hand, wähnt der erste Blick einen römischen Kopf zu schauen. Etwas davon entfernt, zur Linken, glaubt man von einer bedeutenden Junst in Dampf verhüllter, niedriger Gesichter angegrinsset zu werden.

Sobald man gegen das Ende der Grotte kömmt, stellen die vorausgeeilten Führer ein dumpfes Geläute vor, indem sie mit Steinen zwischen enge platte Tropfsteinwände hin und her schlagen. Eines der letztern, von den Führern benannten und erklärten Bilder, ist ein Löwe, der in ruhender Stellung liegt. Den Schluß macht eine noch unergründete Tiefe. Ein Reisen-



der soll, nach der dortigen Sage, sich einst hinabgelassen, und in dem Schlund  
sein Grab gefunden haben.

Ihr Leute wohin?  
Was wollt ihr mit Brändern zur einsamen Stelle?  
Den Tag zu erleuchten mit fackelnder Helle  
Ist nimmer Gewinn! —  
Wie! zieht ihr hinaus  
Als Pilger? — vom Herrscher der Welt zu ersehen  
Den Karst euch zu schmelzen, um Früchte zu säen?  
Zu fegen das Haus  
Vom Natterngezicht? —  
Es kann sich der Ries nicht zum Demant erheben,  
Und Schlang' und Scorpion ist verwandt mit dem Leben,  
Wie Schatten dem Licht.

Wir steigen in der Erde inn'res Reich,  
Wo schwarze Nacht ein gähnend Chaos hüllt;  
Wo alles schläft — dem Todenschlummer gleich,  
Nur Gottes Kraft die große Werkstatt füllt.  
Denn wähet nicht, ein sinnloses Walten  
Bestehe hier in unbeseelten Gräften,  
Das rege Treiben wachsender Gestalten  
Verbirgt die Schlucht mit ihren Moderlüften.

Ich ziehe mit euch!  
Doch sagt mir, wo ist an dem krüpplichen Orte  
Die felsige Bahn, die uns führet zur Pforte  
In's nächtliche Reich? —  
— Zur Stelle sind wir?  
Dieß Dachsloch, dieß führte zur herrlichen Grotte?  
Kaum faßt es, so dünkt mir's, die räubrische Rotte,  
Und Selt'nes soll hier  
Sich öffnen dem Blick? —  
Wohl hüllt sich bescheiden in Nacht der Carfunkel. —  
— So steigt denn hinab, und erleuchtet das Dunkel,  
Zu weiden den Blick. —

Ha! thut sich mir der schwarze Orcus auf?  
Steig ich zum Styr hinab — wo Charon hält? —  
Was preßt die Brust, und hemmet meinen Lauf? —  
Es ist die Luft der dumpfen Unterwelt,  
Und Schauer weh'n mir aus der Nacht entgegen,  
Denn zagend tritt der Mensch in's Reich der Geister;  
Er wandelt nur beglückt auf lichten Wegen,  
Entflieht der Nacht, vom Tag nur ist er Meister.



Die Fackel zur Höh'!

Auf daß ich die Wölbung der Halle erschau,  
Mich lab' an dem starken gewaltigen Baue. —

— Hier, Wand'rer! hier steh',  
Und staune sie an

Die mächtige Säule. So bildet auf Erden  
Kein sterblicher Meister; solch Schaffen und Werden  
Zeigt göttliche Bahn. —

— Nun, Freunde, zieht ein!

Zu schauen das Inn're. — Doch holt erst den Segen!  
Das Wasser der Weihe blinkt freundlich entgegen,  
Gesammelt im Stein.

So schau' ich es, der Grotte Heiligthum!

Ich steh' gebannt, und starre vor mir her;  
Ein Zauberkreis umschlinget mich ringsum —  
Kein Laut, kein Schall, nur Tropfen fallen schwer;  
Im Finstern sprüh'n der Fackeln rothe Flammen,  
Und ihre Träger gleichen den Dämonen;  
Bald hier, bald dort, fließt Licht und Nacht zusammen,  
Und alle Schrecken scheinen hier zu wohnen.

Sagt! lebt es hier auch?

Ich suchte nur zackige Pfeiler und Wände,  
Und finde mit Staunen Geschlechter und Stände  
Im felsigen Bauch. —

— An jeglichem Ort'

Erspähet mein Auge bekannte Gestalten; —  
Hier blick' ich im Faltengewand einen Alten,  
Gewappnet ist dort

Ein Kämpfer zum Streit. —

— So find' ich auch unten noch Waffen und Krieger? —  
Dann seyd ihr fürwahr auch nicht besser und klüger,  
Als Kinder der Zeit.

Doch regt sich nichts, und alles scheint entseelt,  
Wie die Gebilde aus des Künstlers Hand;  
Ja, nichts, als Hammer, Feil' und Meißel fehlt,  
So hätt' ich hier Pygmalion erkannt. —  
Doch bleiben diese Gräfte, diese Hallen,  
Mit allen ihren menschlich gleichen Wesen,  
Dem Rachegeist auf immerdar verfallen:

Die Bösen träumen, wie sie einst gewesen. —

Ach, Freunde! seht hier

Die büßende Mutter, ihr Kind in den Armen;  
Sie hat es getödtet, und will's nun erwarmen,  
Doch frostet's in ihr. —



— Welch römisches Haupt  
 Gloht dort aus der Tiefe mit sternlosen Augen? —  
 — Erkennt ihr nicht Nero? Blut wünscht er zu saugen,  
 Des Blutes beraubt. —  
 — Und grausenhaft fällt  
 Mein Blick auf die scheußlichsten Fratzen gesichter:  
 Verleumder sind's, Heuchler, bestochene Richter:  
 Vampyren der Welt.

Nicht wahr, ihr Freunde! Manche kennen wir,  
 Die mit uns wandeln, jenen Larven gleich?  
 Die lange schon gereift, um nach Gebühr  
 Zu prangen in dem schwarzen Sühnungsreich? —  
 Doch mögen die Verräther mit uns ziehen,  
 Dem Edlen gleich am Lichte sich erquicken,  
 Sie können der Verachtung nicht entfliehen,  
 Denn jeder liebt den Trug in ihren Blicken.

Die Glocke erschallt. —  
 Wie! ruft sie die Todten auf's neue in's Leben?  
 Ist's Aufrühr? — woll'n selbst sich die Leichen erheben?  
 Wie stürmisch es hallt!  
 O, schlafet doch fort!  
 Die Ruh' ist's, um die wir allein euch beneiden,  
 Empörung vermehrt nur die Quellen der Leiden,  
 Erzeuget den Mord. —  
 Drum weckt nicht den Leu,  
 Der dort sich gleich Cerberus ruhend gestreckt,  
 Mit ihm wird Gebrüll und Verderben erwecket,  
 Es folget die Neu'! —

Wohl wünschenswerth bleibt eine freye Welt,  
 Und reizend ist's nur dem Gesetz allein,  
 Das weise und gerecht die Wage hält,  
 Nicht blinder Willkür unterthon zu seyn. —  
 Doch Tugend nur kann Schlechtes umgestalten,  
 Wer selber opfert, kann von Opfer sprechen;  
 Nicht stark und trotzend beugt man die Gewalten,  
 Ein Titus kann, — kein Brutus Fesseln brechen.

Das Ziel ist gesteckt;  
 Nicht weiter! — so ruft uns ein Abgrund entgegen —  
 Kein Forscher erleuchtet — wie kühn und verwegen —  
 Die Nacht, die mich deckt. —



— Was suchet der Blick? —

Es sehnt sich der Schwärmer das Neue zu schauen,  
 Es will sich der Starke dem Muthe vertrauen,  
 Doch täuschet das Glück;  
 Es gähnet die Kluft,  
 Und haucht aus dem giftigen Rachen Verderben:  
 Drum weh' dem Versucher, ihn lockt es zum Sterben;  
 Ihn fasset die Gruft.

Wohl mag noch weiter geh'n der Grotte Lauf;  
 Doch Freunde! schloß ihr Innerstes sich gleich  
 In Tempelpracht vor meinen Blicken auf,  
 Durchzög' ihr Gang das große Weltenreich,  
 Und glänzte mir, statt Tropfstein, Gold entgegen,  
 Säh' durch Demanten ich die Nacht gelichtet,  
 Ja, könnt' ich wandeln hier auf Herrscherswegen,  
 Ein Kind des Lichts — blieb ich doch nur vernichtet.

Drum fort aus der Gruft!  
 Es sehnt sich das Herz nach dem Wechsel der Zeiten,  
 Das Aug' will an Blumen und Früchten sich weiden.  
 Kommt, Freunde! uns ruft  
 Das himmlische Licht,  
 Die strahlende Sonne, der Mond und die Sterne;  
 Nur oben erquickt uns die grenzlose Ferne:  
 Dort mangelt uns nicht  
 Die Freyheit des Blicks;  
 Hoch wölbt sich des Himmels unendlicher Bogen,  
 Mit prangendem Bau, und mit Rosen umzogen,  
 Die Farben des Glücks.

### Über die Dresdner Kunstausstellung.

#### Zweiter Brief.

(Schluß.)

Ein Paar junge Künstler haben sich in dem Fach der sogenannten: „Interieurs“ versucht. Eine Malkube von Usher und ein junges Mädchen in ihrer Wohnstube dargestellt von Peschel, haben wirklich Verdienst, besonders sind bey letzterm die Nebendinge recht sinnig und hübsch geordnet, da man bey erstern es wohl tadeln möchte, daß zwey Mädchen, in gleicher Stellung auf verschiedenen Seiten sitzend, von dem jungen Maler porträtirt zu werden scheinen, und daß er bey dem Hereintreten des Freundes so erschrocken auffährt; das Studium dieses Faches ist wirklich zu empfehlen, da sich so sehr hübsche Ideen darin ausführen lassen, nur dürfen junge Künstler nicht vergessen, daß hierbey die zarteste und vollendetste Ausführung unentbehrlich ist; die niederländischen Meister, und in neuern Zeiten der Künstler Richard in Frankreich, liefern herrliche Vorbilder, welche aber auch beweisen, daß dieser, so wie jeder Zweig der



Kunst, nicht als Nebensache behandelt werden darf, sondern ein volles Menschenleben erfordert. Kerling in Meissen hat vieles Gelungne in diesem Fach geleistet, und auch dießmal hat ein Bildchen von ihm, ein Dienstmädchen vorstellend, das ein Glas Wasser getragen bringt, auf dem Vorfaal bey der Treppe, manche Vorzüge. Quaglio aus München schickte eine sehr brave Darstellung eines Eremiten in dieser Art hieher. In dem Zimmer, wo diese hängt, finden wir noch drey große Landschaften von Schönberger, herrliche Effectstücke! der Sonnenaufgang, wo die Strahlen so blendend über die Merreswogen schimmern, und sich bestimmt abschneiden gegen den Schlagschatten, den eine Klippe und hohe Baumgruppen werfen, mit der Grotte von der andern Seite, durch welche durch man wieder auf die glänzenden Wellen blickt, machen große Wirkung; recht schön ist auch der Mondschein, wo der milde Schimmer sich so still in dem engeingeschlossenen See spiegelt, den Felsenwände umringen, zwischen denen ein klarer Gießbach sich herabstürzt. Unter den hohen Bäumen vorn liegt eine heilige Magdalena; ich gestehe es, daß diese Gestalt, so bloß als Staffage gebraucht, mich stört; ich wäre vielleicht der Erste gewesen, der gerufen hätte, diese Waldeseinsamkeit paste zur Andacht einer Magdalena, aber ich will sie mir lieber hingudenken, als sie so als Nebensache behandelt sehen. Die Schweizerlandschaft mit den hohen Gletschern und dem reisenden Bergstrom, der Felsenstücke mit sich fortrollt, ist eben so effectvoll. Hat man sonst wohl auch die Verdienste dieses Künstlers überschätzt, so ist man jetzt wieder geneigt, unbillig gegen ihn zu seyn, da seine Manier freylich gar nicht zu dem jetzigen Zeitgeschmack paßt, der die sorgfältigste Ausführung aller Details liebt.

In diesem Zimmer sind so viele und so verschiedenartige Arbeiten zusammengedrängt, daß eines dem Eindruck des andern schadet; als ausgezeichnet hübsch nenne ich nur noch die Gemälde von Neri, sein Ausschiffungsplatz des Getreides zu Neustadt, Dresden und seine Copie der Versuchung des heiligen Antonius von Teniers sind voll Leben und Laune. Ein recht liebliches Talent entfaltet sich in Mathilde Schescher, sowohl das Porträt eines Kindes nach der Natur, als ihre Copie des jungen Mädchens von Flinck, welches an einem offenen Fenster stehend, einen Brief liest, beweisen echtes Studium und Zartgefühl; bey fortgesetztem Fleiß kann es die junge Künstlerin weit bringen. Tief darunter stehen die Pastellgemälde der Lina Krieger, ihr Bildniß der Montespan, nach Netscher, ist am besten, aber ihre Porträts nach der Natur sind maniert und ganz mangelhaft in Styl und Zeichnung. Trefflich sind dagegen die Sepiazeichnungen der Amalie Schwerdtgeburt, ihre mit dem zartesten Gefühl und seltnem Fleiß ausgeführte Copie der Madonna von Gemigniani hätte wohl einen bessern Platz verdient. Sie hat in dieser Sepiamanier seit ein Paar Jahren solche Fortschritte gemacht, daß man wohl behaupten kann, sie ist jetzt in diesem Fache die Geschickteste hier, da Professor Seydelmanns fast gar nichts mehr arbeitet. Ihre Sepiazeichnungen haben Geist, Kraft und ungemeyne Zartheit und Nettigkeit, ihr ausdauernder Fleiß macht, daß sie selbst in dieser mühsamen Arbeit rasch vollendet. Sie ist immer mit Bestellungen überhäuft, da diese Manier, schön behandelt, doch einen eignen Reiz hat. Da ich von den Künstlerinnen spreche, muß ich noch in das erste Zimmer zurückkehren, und eine heilige Katharina nach Luini von Therese von Winkler erwähnen, so wie ein Paar Porträts von derselben nach der Natur. Das Köpfchen der Katharina ist im Styl des Leonardo, es hat einen Ausdruck stiller Beschaulichkeit mit sinnigem Lächeln vereint, welche immer anziehender wird, je länger man dieß Bild betrachtet. Das Original war in der Privatsammlung eines Cardinals Gonzaga in Rom, und ist jetzt in Dresden, weil die Erben es zu verkaufen wünschen. Seltener sah ich noch Porträts von dieser Künstlerin, deren Hauptfach das Copiren alter Meister ist; die beyden weiblichen Brustbilder, die sie hier abwechselnd ausstellte, sind von sprechender Ähnlichkeit.

Von Frau von Buttlar, welche jetzt in Paris unter Gerards Leitung studiert, sind drey Porträts hier, das der Frau von Stael nach Gerard, und die der Künstlerin und ihres Mannes. Das eigene ist das gelungenste; Stellung, Beleuchtung, Colorit, alles ist sehr hübsch und von der guten Schule zeugend, die andern beyden sind wohl etwas hart und allzudunkel; die neuesten Arbeiten von Gerard selbst sollen nicht



mehr den Schmelz und das herrliche Colorit haben, welches seine frühern Werke auszeichnet.

Sehr brave Zeichnungen und akademische Studien aller Art beweisen, wie nützlich jetzt der Unterricht auf der hiesigen Akademie eingerichtet ist. Ich sah vor mehreren Jahren die Dresdner Ausstellung auch einmal, und finde seitdem ganz auffallende Fortschritte in diesem Fache. Einige Vasen und ein Pokal von Silber, mit halberhabener, getriebener Arbeit geziert, von Herrn Westermann in Leipzig, sind geschmackvoll und schön. Die mancherley Producte der Meißner Porzellanfabrik bewähren deren gegründeten Ruhm, nur Meisterwerke von Raphael sollte man nicht so durch's Feuer schicken, und sie auf Porzellan wiederholen wollen, solche Versuche bleiben höchst unbesriedigend. Manche Proben eines regen, rastlos vorwärtstrebenden Fabrikfleißes erfreuten, so wie es auch noch unter denen Kunstwerken, die ich nicht erwähnte, gewiß manches recht schätzbare gibt. Bey einem Überblick auf das Ganze finde ich besonders die Mannigfaltigkeit der Richtungen des Kunstfleißes erfreulich; wo diese waltet, da ist Leben und Wahrheit, frey vom pedantischen Schulzwang. Freylich drängt sich aber das bey der Wunsch auf, daß bey der Anordnung der Kunstausstellungen sich doch mehr Gleiches dem Gleichen gesellen, und nicht alles so bunt durch einander gehängt seyn möchte! Zufällig las ich jetzt eben einen vor mehreren Monaten im Leipziger literarischen Conversationsblatt erschienenen Aufsatz über Kunstausstellungen, der manche sinnige und richtige Winke enthält, doch kann ich in zwey Puncten den Meinungen des geehrten Verfassers nicht beystimmen: er sieht erstens in jeder Ausstellung eine Anstalt, die den Kunstjünger nur zu Eitelkeit und Ruhmsucht verführe, und möchte solche ganz abschaffen. Wer näher mit der Künstlerwelt bekannt ist, wird wissen, daß gerade bey Kunstausstellungen gewöhnlich jeder, der dazu beynahm, mit Betrübnis sieht, wie sein Werk, bald mit heterogenen Gegenständen zusammengestellt, bald im ungünstigen Licht stehend, bey weitem nicht so gute Wirkung thut, wie in seiner Werkstatt. Wahrlich, mehr gedemüthigt als geschmeichelt fühlt sich jeder hierbey. Überhaupt nehmen es auch die Künstler im Allgemeinen gar nicht so wichtig mit den Ausstellungen, sie sind oft eher zu nachlässig, als daß sie einzig in Hinsicht darauf arbeiten sollten. Ganz jugendliche Anfänger sind vielleicht die einzigen, die hierüber so empfinden, wie der Verfasser jenes Aufsatzes es im Allgemeinen glaubt, und diesen kann man ja wohl die kleine anspornende Freude gönnen, die sie zum Fleiß ermuntert, ohne ihnen zu schaden. Ich möchte hingegen die Frage thun: Sind Kunstausstellungen nicht nützlicher für das Publicum als für die Künstler? Bey dem mannigfachen Treiben der Berufspflichten und der häuslichen Geschäfte der verschiedenen Stände vergessen Tausende ganz, daß Gott der Menschheit die Künste schenkte zur reinsten Freude, zur Erhebung und Veredlung ihrer Gefühle, in nördlichern Ländern besonders, wo öffentliche bedeutende Kunstdenkmale seltner sind, wo der Sinn durch drückende Bedürfnisse des Lebens gefesselter ist, und sich minder frey mit der Verschönerung desselben beschäftigen kann. Gibt es auch Museen aller Art, die heimischen Bewohner besuchen sie nicht, und kommen sie einmal hin, so sind Urtheile und Meinungen über Meisterwerke zu festgestellt, als daß Schwächen und Disputiren darüber Statt finden könnte. Nur durch die Ausstellungen behauptet die Kunst das Recht, wenigstens einen Monat lang allgemeines Stadtgespräch zu seyn, und in den Kreisen vornehmer Müßiggänger sowohl, als wackerer Geschäftsleute und betriebsamer Bürger einmal für etwas Wichtiges zu gelten. Mögen Vorurtheile, Unwissenheit und Unsinn da auch vielfach mitplaudern, manch geschicktes Wort wird doch auch gesprochen, Ideen werden geweckt, Meinungen berichtet, Ansichten geprüft und aufgeklärt; das Schlechte, Lächerliche und Eitelwerthe trägt hierzu eben so gut bey, wie die besten Meisterwerke. Dieser Nutzen der Kunstausstellungen ist jeder Berücksichtigung werth; die Kunstwerkstätten großer Meister werden immer nur von Fremden und von erklärten Kunstfreunden besucht werden, die Stimme des Volkes ist dem Künstler lieb und wichtig, der Lichtstrahl der Kunst dem Volke wohlthuend und sinnerweckend. — Darin stimme ich dem geehrten Verfasser jenes Aufsatzes ganz bey, daß der leidige eitle Kunst-Dilettantismus sich in unsern Tagen viel zu sehr verbreitet, er steht dem echten Kunstsinne ganz im Wege; man soll die Kunst ehren und heilig hal-



ten, aber nicht mit ihr spielen. Sehr hart und einseitig scheint es mir aber, wenn er behauptet: „alle, die nicht nach dem Höchsten in der Kunst streben könnten, sollten ganz davon ausgeschlossen seyn.“ — Gibt es denn nur ein Höchstes in der Kunst? Ist sie nicht an Gattungen und Zweigen so reich wie die Natur? würde man sagen, jeder Baum, der nicht Weinrebe, jede Blume, die nicht Lilie werden kann, muß ausgerottet werden? Ist nicht in jeder Gattung ein Höchstes zu erstreben? und ist dieß nicht stets auch für das Ganze wichtig und erfreulich? Ich stimme darin bey, daß ich Frauen den eigentlich schöpferischen Erfindungsgeist in den Künsten auch abspreche; wenn Einzelne ihn besitzen, so sind dieß Spielarten und Übergangswesen, die jenen Vorzug gewöhnlich durch Mangel echter Weiblichkeit nur zu theuer erkaufen. Aber warum sollten deshalb jene oft so zartfühlenden und phantasievollen Wesen es nicht, wenn sie es treu und ernst damit meinen, in manchen Fächern der Kunst sehr weit bringen können? Ich will Blumen und Landschaften nicht einmal erwähnen, da jene einseitige Ansicht diese ganzen Fächer auszuschließen scheint, warum aber sollten Frauen mit ihrem feinbeobachtenden, seelenkundigen Blick, nicht sehr ausgezeichnete Porträtmalerinnen werden können? sie brauchen ja keine kunstvoll gruppirten großen Familienbilder zu malen, ein seelenvoll ausgeführter Kopf befriedigt oft mehr. Und wie wünschenswerth sind jetzt, wo so viele Meisterwerke durch den Rost der Zeit doch allmählich veralten, treue Nachbildungen derselben!

In diesem Fach der Kunst, welches die liebevollste Treue, die zarteste Diebsamkeit, die ausdauerndste Geduld, verbunden mit anspruchloser Entäußerung jeder Originalität erfordert, werden sich Männer nimmermehr so auszeichnen, wie Frauen es vermögen. Copien werden für unser Geschlecht immer Stiefkinder bleiben, und ich gestehe sogar, daß ich einen Künstler, der sich ganz diesem Fach widmete, eben so widernatürlich finden würde, als eine Künstlerin, die sich an große historische Compositionen wagt. Ernste Studien gehören auch dazu, aber keine, die sich nicht mit lieblicher Sitte und Anstand gut vertragen, wenn wir zumal bedenken, daß Frauen an Kindern und Personen ihres Geschlechtes wohl auch Studien nach der Natur machen können, welche wieder für den Künstler schwer zu erlangen sind. Daß Künstlerinnen sich auch in sogenannten Tableaux de Genre sowohl, als in Miniatur- und Emaille-Malerey sehr rühmlich ausgezeichnet haben, dafür gibt es viele Beweise, besonders in England, Frankreich und Italien, wo überhaupt Künstlerinnen nicht mit so niederschlagenden Vorurtheilen zu kämpfen haben, wie in Deutschland.

Jedes echte, reine, ernste Streben sey uns in der Kunst, wie im Leben, willkommen und heilig, jedes leichtsinnige, eitle, gefallsüchtige Spiel aber verächtlich und verhasst. Die armen Ausstellungen aber, mit all ihren Mängeln und Vorzügen, wollen wir doch nicht ganz verbannt wünschen, so lange wir fühlen, daß wir im Norden diese Art von Brücken zwischen Kunst und Leben bedürfen, damit auch die Mehrzahl nicht vergesse, daß die Kunst noch lebt, welches sie sonst gewöhnlich nur von der dramatischen anerkennt, zu deren Dienerinnen man heut zu Tage so gern die edlen freyen Schwessterkünste herabwürdigen möchte.

### Erster Entwurf eines Scenariums der Euryanthe, Operndichtung für Carl Maria von Weber.

Von Helmina v. Chezy, geb. Freyinn Stenke.

Alterthümlicher Königsaal, König, Große, Frauen, Fräulein; Ulix von Burgund singt ein Lied auf des Königs Bitte. Gerhart den Sperber auf der Hand, den Rosenkranz in den Locken, tritt ein, neidisches Gemurmel Ulysarts und seiner Freunde, Unwille der Übrigen. Gerhart singt auf des Königs Ersuchen ein Lied zu Ehren seiner Braut Euryanthe, Ulysart kann sich nicht halten, er läßt gegen Gerhart seinen Grimm in höhnlischen Worten aus. Die Königin mit den Damen bricht auf, um den Streit



zu hemmen, doch nun wird Lysfiart zügelloser, die Wette geht vor sich; der König ist dagegen, die Freunde haben vergebens gewarnt, sie suchen die Wette rückgängig zu machen, doch es wird beschlossen, daß Lysfiart unter dem Vorwand einer Botschaft von Gerhart, der seine Verlobte an den Hof ladet, nach Schloß Nevers abgehn, und suchen soll, sich bey ihr in Günst zu sehen; kann Lysfiart ein sichres Zeichen von Euryanthe's Treulosigkeit aufweisen, so fällt ihm Land Nevers zu, im Gegentheil Gerhart Lysfiart's Land. Alle ab.

Zwente Scene. — Verwandlung. Euryanthe im Burggarten mit der Verrätherinn Eglantine; diese hat sie belauscht, daß sie Mitternachts aufsteht, und in der Schloßcapelle am Fuße der Bildsäule des Ahnherrn Gerhards betet. Die durch die Trennung von Gerhart weich und bang gestimmte Euryanthe, der Falschen vertrauend, sagt ihr, dieß nächtliche Gebet in der Gruft thue sie in Folge eines Gelübdes: Gerhart habe ihr einst ein Geheimniß unter Auflegung des tiefsten Schweigens vertraut, das seinen Nächsten den Schlummer raube; sie bete für den Frieden des Ahnherrn. Eglantine nimmt sich vor, die Entdeckung zu benützen.

Dritte Scene. — Graf Lysfiart und seine Ritter kommen, Euryanthen Botschaft ihrer Einladung nach Hofe zu bringen. Lysfiart überzeugt sich von Euryanthe's treuer Liebe zu Gerhart, und wagt nicht einen Schritt zu thun, der ihr Mißtrauen einzufößen könne. Sie verläßt ihn, um sich zu ihrer bevorstehenden Fahrt zu bereiten, die Ritter zerstreuen sich, Eglantine eilt in die Capelle, um auf nähere Spur des Geheimnisses zu kommen zu suchen.

Vierte Scene. — Lysfiart allein, er drückt seine hoffnungslose Verzweiflung aus, und wirft sich auf den Rasen hin.

Fünfte Scene. — Eglantine kommt voll Haß und Freude zurück, sie hat einen Dolch im Fußgestell des Sarges des Ahnherrn gefunden, an dem Dolch sind Blutsflecken, auf den Dolch ist eine Inschrift gegraben; Eglantine liest sie laut, sie glaubt sich unbelauscht, und frohlockt. Lysfiart tritt vor, er verständigt sich mit Eglantine zu Gerharts Untergang, und verspricht ihr die Hand zu geben, und sie zur Herrinn des Bodens zu machen, wo sie in Unterwürfigkeit gelebt. Eglantine schlägt ein, liefert ihm den Dolch aus, und beyde eilen in die Burg auf verschiedenen Wegen.

Sechste Scene. — Euryanthe im höchsten Schmuck kommt mit ihrem Gefolge in das Königsschloß. Der König, seine Ritter, Gerhart. Lysfiart zeigt den Dolch und bringt die übrigen Umstände vor, die seiner Erzählung Wahrscheinlichkeit geben; Euryanthe wird überwiesen, mehr durch Gerharts Hestigkeit und Raschheit, sie zu verurtheilen, als durch die Wahrscheinlichkeit der gegen sie zeugenden Umstände. Gerharts Land fällt Lysfiart zu, sein Triumph; Gerhart gebietet Euryanthen ihm zu folgen.

### Z w e y t e r A c t.

Wald, einsame, dicht von Felsen eingeschlossene Stätte, eine Quelle rieselt herab, der Mond scheint hell. Gerhart kommt mit Euryanthen und erklärt, er wolle sie tödten, und dann in die weite Welt gehn, einen guten Rittertod suchen, da sie ihn betrogen, das Heiligste zerstört, den Glauben an ihre Herrlichkeit, das Höchste und Strahlendste befleckt, ihre Ehre. Euryanthe behauptet ihre Unschuld, Gerhart glaubt ihr nicht. Eines Löwen Gebrüll erschallt näher und näher, Euryanthe fleht Gerhart mit der höchsten Innigkeit und Beredsamkeit sich zu retten, und sie allein der Wuth des reisenden Thieres zu überlassen; dann würde er gerochen, sie ihres Daseyns entledigt sehn. Gerhart fühlt den Muth in seiner Brust wieder erwachen, da er den Löwen nahen sieht, er antwortet nicht auf Euryanthe's rührendes Flehn, sondern stürzt dem Ungeheuer entgegen. Er kämpft, während Euryanthe in Todesangst um ihn ist, und erlegt den Feind.

Er wäscht sein Schwert an der Quelle und dankt Gott für seinen Sieg, dann wendet er sich zu Euryanthen, und erklärt, er wolle sie in Gottes Schutz verlassen an dieser Stätte, und nicht selbst ihr Richter sehn, da sie sein Leben retten wollen.

Zwente Scene. — Euryanthe allein überläßt sich ihrem Schmerz.

Zu Nro. 137.



Dritte Scene. — Der König mit Jagdgefolge kommt zu der Stelle, wo er den erlegten Löwen und Curyanthe erblickt, er fühlt sich von Mitleid und Erstaunen durchdrungen, ihre Rettung erscheint ihm ein Wunder; Curyanthe verweigert jede Erläuterung und bittet nur um Vergunst hier ruhig sterben zu dürfen, doch das Zureden Aller bewegt sie, dem König zu folgen, und sie thut es, neue Hoffnung zum Leben fassend. Alle ab.

Vierte Scene. — Verwandlung. Schloß Nevers im Mondschein, auf dem bepflanzten Platz vor dem Schlosse, auf dem Proscenium eine Hütte, wo Bertha und ihr Verlobter beschäftigt sind, ein Fest zu bereiten; sie sprechen von dem entsetzlichen Geschick ihrer geliebten Herrschaft, und wie befremdlich es sey, daß Eglantine auf dem Schloß bey Lysart geblieben, so auch von dem Widerwillen der Bewohner Nevers, Lysart Huldigung zu leisten.

Fünfte Scene. — Gerhart kommt als Minnesänger gekleidet, er will unerkannt noch einmal an seines Abherrn Gruft und dann in den Tod gehen. Gurth ruft dem vermeinten Sänger freundlich zu. Erkennung. Gerhart beginnt Glauben an Curyanthe's Unschuld zu gewinnen. Alle ab in die Hütte.

Sechste Scene. — Verwandlung, das Innere des Schlosses zu Nevers. Eglantine und Lysart. Sie dringt auf die Erfüllung von Lysarts Versprechen, sie zur Herrinn des reichen Landes zu machen. Lysart sucht Ausflüchte, Eglantine wird heftig, in der Hitze des Streites bemerken beyde Gerharts Ankunft nicht, der in das Schloß gegangen, um unter seiner Verkleidung Gewisheit von dem Verrath seines Feindes zu erhalten. Er hat Alles mit angehört, und enteilt, ungefehnt, um Rache zu nehmen (oder er singt ein bedeutames Lied und endet im Gesang mit Beyden den zwayten Act).

### D r i t t e r A c t.

Ein zum Kampf eingerichteter Platz; für die Zuschauer sind Sitze aufgeschlagen, die sich füllen. Ein Herold tritt auf, man erblickt einen Ritter mit geschlossenem Visier, dann Grose und Fürsten. Der Herold erklärt, daß der König einen Gotteskampf zu Curyanthe's Ehrenrettung verstatte, wenn sie einen Kämpfer finde; nach dem Kampf des Ritters mit ihrem Ankläger Lysart soll sie, wenn Lysart siegt, des Todes der Verrätherinn sterben, wo nicht, so fällt Gerhart sein Land wieder zu, und Curyanthe wird für unschuldig erklärt.

Der Herzog von Burgund, der Graf von Alog, und der verhüllte Ritter erklären zugleich: für Curyanthe kämpfen zu wollen, das Loos wird geworfen, es entscheidet für den unbekanntten Ritter. Lysart mit Troz und Hohn verlangt den Kampf. Auf den Sitzen sind die edeln Frauen des Hofes vereinigt, Curyanthe in schwarzen Schleyern sitzt einzeln. Der verhüllte Ritter geht zu ihr und verlangt ihren Segen als Weihe zum Kampfe. Eglantine, in Verzweiflung, von Reue durchdrungen, eilt in diesem Augenblick herbey, Lysarts Frevel zu enthüllen; Lysart straft sie Lügen, und dringt auf den Kampf. Im Gefecht löst sich der Helmbund des verhüllten Ritters auf, er scheint unterliegen zu sollen, und wird in demselben Augenblick für Gerhart erkannt. Bangen um ihn. Lysart fällt, er stirbt, seine Unthat gestehend; Wonne der Versammlung, Curyanthe verzeiht Eglantinen.

Berichtigung dieses vorhergehenden Scenariums durch den Compositeur.

### E r s t e r A c t.

Introduction. — Fest bey Hofe, Tanz mit Chor, Preis der Künste &c. &c. Der König fordert Gerhart auf, Hymne zum Preis seiner Schönen; Beyfallschor, Lysart höhnt, u. s. w., heftiger Wortwechsel, der König mischt sich darein, entläßt die Tänzer, vermittelt u. s. w., die Wette wird beschworen, alle ab.

Zweyte Scene. — Garten vor dem Schlosse, Curyanthe allein, Arie, Sehnsucht, Liebe, Andacht.



Dritte Scene. — Eglantine dazu. Duetto, Freundschaft, fröhliche Hoffnung, Eglantine ab.

Vierte Scene. — Ensemblestück, Lysart mit Rittern, Bewillkommungschor. Alle ab.

Fünfte Scene. — Arie Lysarts, Bosheit, Rachsucht, Wuth.

Sechste Scene. — Eglantine, wie bey No. 5. Duetto, Verderben brüten, Rachejubil.

Siebente Scene. — Hof, Gerhart, sorgloses Vertrauen auf Liebe, Wonne die Geliebte wieder zu sehen.

Achte Scene. — Finale. Einzug der Euryanthe, Gerhart ruft den Hof herbey, Anklage Lysarts u. s. w.

### Z w e y t e r A c t.

Erste Scene. — Sünde, die Liebenden erschöpft, Gerhart übergibt sie Gottes Gericht, er schildert ihr die höchste Verzweiflung, in die sie ihn gestürzt; sie, voll Ruhe und Liebe, betheuert ihre Unschuld. Duetto. Euryanthe geht sich am Quelle zu laben, Gerhart sinkt erschöpft zu Boden. Sie stürzt herbey, er soll sich retten. Er geht das Ungeheuer zu bekämpfen.

Arie. Euryanthe sieht den Kampf, er verläßt sie, aus der Ferne ihr Abschied winkend, Scene und Arie; Euryanthe allein, Verzweiflung, die sich in Gottergebung auflöst, in völliger Ermattung ersterbend.

Ritornell. Die Morgenröthe steigt empor, Jagdsignale aus der Ferne, und näher. Der König mit Gefolge findet Euryanthe, sie mit sich nehmen will er, sie verweigert es. Sie beschwört ihre Unschuld, er faßt Vertrauen und gelobt sie nicht eher zu verlassen, bis Gerhart gefunden, und sie mit ihm versöhnt sey. Arie mit Duetto und Chor. Euryanthe's wonnevolles Entzücken, Trost- und Muth; Einsprechen der Andern. Alle ab.

Verwandlung, Chor, Bertha, ihr Bräutigam, Festes Freuden, Erinnerung, Wehmuth. (Chor mit Solos? Tanz?)

Gerhart kommt als Pilger, Cavatine des Schmerzes; die Mädchen, die sich zurückgezogen hatten, kommen theilnehmend näher, freundiges Erkennen. Alle bethauern ihm der Geliebten Unschuld, er wankt in seinem Glauben, da sieht er Lysart und Eglantine nahen, alles verbirgt sich in die Hütte.

Lysart von Eglantine mit Vorwürfen verfolgt, Gerhart belauscht sie, stürzt hervor, beschimpft Lysart; dieser ruft seine Knechte herbey, den frechen Fremdling zu ergreifen, Gerhart gibt sich zu erkennen, alles sinkt ihm huldigend zu Füßen, und tritt dann mächtig auf seine Seite, Lysart entgegen. Gerhart zu edel, um von der Uebermacht Gebrauch zu machen, fordert Lysart zum Gotteskampf.

Finale, der König erscheint ohne Euryanthe, sie ist vom Pferde gestürzt, und wird ohnmächtig herbengetragen, Gerhart stürzt ihr zu Füßen, sie schlägt die Augen nieder, ist glücklich; das für Lysart angeordnete Fest beschließt, für Gerhart gefeiert, das Ganze.

Soll Eglantine von Lysart ermordet werden, oder er von ihr — oder was geschieht mit Beyden? November 1821. G. M. v. Weber.

(Der Schluß folgt.)

### S c h a u s p i e l.

Auf dem k. k. privilegirten Theater an der Wien zum ersten Male: Das Mädchen von heute, und nach zehn Jahren. Original-Lustspiel in vier Aufzügen und in zwey Abtheilungen, vom Verfasser des unterbrochenen Concerts (Julius von Hof).

Ursprünglich führt diese aus zwey Theilen (einem Vor- und Nachspiel) bestehende Poffe den Titel: Die blühende und verblühte Jungfrau. Der erste Theil soll die Hoffnung weiblicher Jugend, der zweyte die Folgen des Leichtsinns und der ver-



säumten Zeit anschaulich machen. An sich schon ist dieser Gegenstand, wenn er in einem Totalgemälde auf der Bühne hingestellt oder entwickelt wird, sehr unzart und verlegend. In einzelnen Zügen, voll charakteristischer Wahrheit und mit der gehörigen Farbenmischung aufgetragen, einem Hauptgemälde beigemischt, oder auch als Ganzes so behandelt, wie der Pinsel eines Iffland solche Gegenstände auszuführen pflegte, möchte jene Gallerie häuslicher Gemälde und tragikomischer Familienbilder, deren eines Auge, mit Hamlet zu reden, weint, während das andere von hochzeitlichem Jubel überfließt, leicht um ein anziehendes Tableau vermehrt worden seyn. Eine der Satyren Rabeners hat die Idee zu den genannten beyden dramatischen Gemälden angeregt, oder wenn man es so nennen will, den Stoff dazu geliefert. Eignet sich nun selten irgend eine Erzählung zu demselben Zweck, wie viel schwieriger wird die Zurücksetzung einer Satyre, zu diesem Behufe, wie viel dürftiger und spröder nicht der Stoff seyn, den der Bühnendichter aus ihr schöpfen kann! wohl aber desto frivoler oftmals die Tendenz, und desto schneidender das Colorit, besonders wenn der Nachbildner seinem eignen lustigen Humor den Zügel schießen läßt. Auf einer und der andern Bühne hat das Doppelsstück nicht geradezu mißfallen; das heißt, man hat darüber wohl gelacht, doch nur indem man hinterher den Kopf geschüttelt, wie es bey mancher localen Farce zu geschehen pflegt. Die Schauspieler gaben sich alle Mühe, die Sache so ernsthaft zu behandeln, die Farben so wenig grell wie möglich aufzutragen, und hier der Wahrheit lieber etwas abzubringen. Sollte es auf minder bedeutenden Bühnen auch noch mehr gefallen, oder weniger mißfallen, so paßt es darum nicht für solche ebenfalls, an die das Publicum höhere Anforderungen macht, und man sollte, hinsichtlich dessen, was dort die Schicklichkeit gebietet, ganz vorzüglich in der Auswahl behutsam und sorgfältig verfahren. Doch die Zuschauer haben über dieses Werk, gleich bey der ersten Vorstellung, so entschieden ihre Meinung ausgesprochen, es mit so unzugewandten Äußerungen abgelehnt, daß man Zeit und Mühe wenig achten mußte, um über dieses Mädchen von heute und nach zehn Jahren, heute oder morgen nur ein einziges Wort noch zu verlieren.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Anthemis artemisiaefolia. Beyfußblättrige Chamille. Aus China. — Mit verschiedenen schönen Abarten.  
 Begonia spathulata. Spathelblättrige Begonie. } Aus Südamerika.  
 — — ulmifolia. Ulmenblättrige Begonie. }  
 Carica Papaya. Gemeiner Melonenbaum. Aus Ostindien.  
 Citharexylum quadrangulare. Vierkantiges Geigenholz. Aus Martinique.  
 — — villosum. Zottiges Geigenholz. Aus St. Domingo.  
 Gesneria tomentosa. Filzige Gesnerie. Aus Südamerika.

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatte: Die Nacht.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 18. November 1823.

138

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Äußerung der Redaction,

betreffend die in No. 123 ausgeschriebene, und in No. 128 durch Professor Meißners Berichtigung erledigte Preisaufgabe für die Auffindung eines Mittels: „Das Rauchen der gußeisernen Öfen zur Heizung mit erwärmter Luft ganz unmöglich zu machen.“

Die Redaction dieser Zeitschrift bedauert, durch den Anschein von Gemeinnützigkeit des fraglichen Vorschlags verleitet, demselben einen Platz in diesen Blättern eingeräumt zu haben. Durch die in No. 128 enthaltene Darstellung des Herrn Professors Meißner: daß die betreffende Aufgabe in seinem, vom Aufgeber selbst angeführten, also diesem wohlbekannten Werke: „Über Beheizung mit erwärmter Luft, (Wien bey Gerold 1823) bereits gelöst, demnach ganz unnütz gegeben worden sey, zerfällt diese Aufgabe von selbst, und den unbekanntem Einsender trifft der Vorwurf, die Öffentlichkeit der Zeitschrift hier bloß zu einem persönlichen, kaum zu rechtfertigenden Zwecke benützt zu haben.

Johann Schick,  
Herausgeber und Redacteur.

## Kosmologische Betrachtungen über die Bahnen der Himmelskörper.

Von J. J. Littrow.

Daß alle Planeten und Cometen so, wie unsere Erde, in den Räumen des Himmels sich frey bewegen, ist eine längst bekannte Sache. Im verfloßenen Winter 1821—1822 sahen wir zwey der schönsten derselben, Jupiter und Saturn, so nahe bey einander stehen, daß diese Nachbarschaft selbst denen auffiel, die es nur selten der Mühe werth achten, den gestirnten Himmel ihres Blickes zu würdigen. In dem folgenden Winter 1822—1823 hingegen



waren diese beyden blendenden Gestirne schon so weit aus einander gerückt, daß man das Kleinere derselben nur mit einiger Mühe aus dem Gewühle der dasselbe umgebenden Fixsterne herausfinden konnte. Noch deutlicher sieht man diese eigene Bewegung der Körper unseres Sonnensystems an dem Monde, der jeden Abend weit östlich von den Sternen steht, unter welchen man ihn an dem vorhergehenden Abende gesehen hat, während diese Sterne selbst durch das ganze Jahr, ja seit Jahrtausenden immer die selbe Lage unter einander behalten, oder unbeweglich am Himmel stehen.

Wenn aber diese Erscheinung der Bewegung der Planeten Jedem bekannt ist, so möchte vielleicht die Ursache dieser Erscheinung manchem desto weniger genau bekannt seyn, um so weniger, da, wenn wir es sagen dürfen, die eigentliche Auflösung des Räthsels selbst unter den Adepten noch immer gesucht werden soll.

Diese Untersuchung, mit welcher ich hier meine Leser einige Augenblicke, je nach ihrer individuellen Stimmung, entweder unterhalten, oder langeweilen werde, läßt sich nicht, wie vielleicht manche von ihnen bey der Ansicht der ersten Zeilen schon gesagt haben werden, vornehm damit abthun, daß dieß von der Attraction der Sonne komme, was allerdings schon in gar vielen Büchern steht, aber dessen ungeachtet, wenigstens meinen häufigen Erfahrungen gemäß, oft mißverstanden, und noch öfter gar nicht verstanden wird.

Unsere guten Alten, die sich gerne alles so recht handgreiflich deutlich machten, konnten sich mit diesem unsichtbaren, magischen Bande der Attraction, dessen Schall, wenn auch nicht dessen Bedeutung, uns jetzt so geläufig ist, nicht begnügen, obschon es bey ihnen auch nicht an schwerfälligen Philosophen mit leichtsinniger Phantasie, an diesen Zephyren in Courierstiefeln, gefehlt hat, die über die flüchtigsten Begriffe der Metaphysik, von denen wir eigentlich alle nichts wissen, mehrere dickleibige Folianten zu schreiben gewußt haben. Aber das Geschwätz dieser Herren verhallte an den Wänden ihrer Schulen, für die es bestimmt war, ohne, wie die neuere Naturphilosophie vom Ich und Nichtich, in's Leben überzugehen, und da manchen braven Mann, der ohne diese hyperphysischen Speculationen der Gesellschaft auf mancherley Weise noch hätte nützlich seyn können, zum unnützen und unheilbaren Schwärmer zu machen. In ihrem, übrigens keinesweges lobenswerthen Unvermögen, zu sehen, wo nichts zu sehen ist, halfen sich alle unsere Vorgänger damit, daß sie die Erde, die nach ihrer bescheidenen Meinung einmal der Mittelpunct des ganzen Weltalls seyn mußte, mit einer unzähligen Menge von dünnen, krystallinen Kugelschalen umgaben, wozu sie vielleicht die Farbe des Himmels verleitete. Jede dieser concentrischen Schalen war für sich um ihren Mittelpunct beweglich, und an einigen derselben waren die Planeten und Cometen festgemacht, die sich daher mit ihrer Schale nothwendig auch drehen mußten. Der Einfall scheint ihnen nicht viel Kopfbrechen gekostet zu haben, und er gefiel ihnen in dem Maße, daß er, mehrere Jahrhunderte durch, als der einzig wahre beygehalten wurde. In der That ist durch diese Erklärung das Band, welches alle Körper unseres Sonnensystems unter einander verbindet, so deutlich geworden, daß es denjenigen, denen nur um diese Handgreiflichkeit zu thun ist, und deren bey allen Völkern und in allen Zeiten immer



hey weitem die größere Zahl ist, vollkommen genügen mußte. Zwar gab es da und dort zuweilen einen unruhigen speculativen Kopf, der da meinte, daß mit dieser Erklärung der Bewegung der Planeten eigentlich nichts erklärt sey, denn wenn dadurch auch die Frage beantwortet wäre, warum sich die Cometen bewegen, so sey doch noch die andere Frage übrig, warum sich jene Schalen bewegen, an welchen die Planeten befestiget sind, und diese sey eben so schwer zu beantworten, als jene. Da man aber solchen Leuten nie genug thun kann, und da sie, wenn man ihnen auch alle Zweifel und Einwürfe gelöst hat, immer wieder mit einem neuen hervorkommen, so schlug man alle weitem Einwendungen dadurch nieder, daß jeder solchen Schale ein eigener Geist, ein Genius, vorstehe, dessen Geschäft und Bestimmung es sey, seine Sphäre unablässig zu drehen, und wer etwa nicht daran glauben wollte, wurde — verbrannt.

Nachdem diese unwiderlegliche Beweisart, und der ganze Einfall von den krystallinen Sphären (von welchen, im Vorübergehen zu erwähnen, die sogenannte Musik der Sphären bey den alten Dichtern abzuleiten ist) längst verschollen war, gefiel es einem neueren und sehr berühmten Weltweisen, Descartes, die drollige Idee noch einmal, obschon etwas travestirt, auf die Bühne zu bringen, einem Manne, der sich durch seine bekannten Wirbel, in welchen die Planeten und Cometen um die Sonne fortgerissen werden, in der Geschichte der Astronomie nur lächerlich gemacht hätte, wenn nicht seine anderen, wahrhaft großen und nützlichen Entdeckungen in der Algebra und Geometrie ihm den Dank der Nachwelt sicherten. Durch viele sehr gelehrte, und, wie es gewöhnlich geht, sehr unverständliche Demonstrationen will er uns glauben machen, daß im Anfange aller Dinge die Materie des ganzen Weltalls überall im Raume gleich verbreitet gewesen sey, und daß die einzelnen Theilchen derselben die Gestalt von kleinen Kugeln hatten, die er zweyte Elemente nannte. Da diese Kugeln alle unter einander in einer sehr schnellen Bewegung waren, und da sie anfangs manche Unregelmäßigkeiten in ihrer Oberfläche, Ecken und Spizen u. dgl. hatten, so mußten diese sich durch die schnelle Bewegung nach und nach abreiben, und aus diesen abgeriebenen Feilspänen des Universums bildete sich eine sehr feine Flüssigkeit, die in immerwährender Bewegung war, und die er das erste Element des Weltalls nannte. Diese letzte Flüssigkeit mußte sich da und dort anhäufen, wodurch die Sonnen entstanden. Diese Sonnen mußten während ihrer Entstehung ganze Stücke, fremdartige Massen von den zweyten Elementen, mit sich fortreißen, die bald darauf auf der Oberfläche der Sonne, als große Sonnenflecken, schwimmen, und da die Sonne eine sehr heftig drehende Bewegung hatte, sich endlich von derselben losreißen, und so weit fortfliegen mußten, bis sie in eine Gegend kamen, wo die Anhäufung der zweyten Elemente ihnen das Gleichgewicht halten konnte, wodurch dann die Planeten entstanden sind. Da aber die ganze, im Weltenraume vertheilte Masse der ursprünglichen Materie um die Sonne rotirt, so muß jeder der Planeten sich ebenfalls um die Sonne bewegen, obschon er eigentlich immer den Ort des Systemes einnimmt, welchen er, nachdem er von der Sonne sich abgelöst hatte, einnahm, und in welchem er nach dem Vorhergehenden im Gleichgewichte ist. Auf eine ähnliche Weise bildeten diese Planeten wieder neue Mit-



telpuncte, neue Sonnen, von welchen sich andere Flecken trennten, und so den Satelliten ihr Daseyn gaben, u. s. w.

Man sieht, wie schön in dieser Hypothese alles unter einander sowohl, als auch mit den Beobachtungen übereinstimmt. Es wird hoffentlich keinem meiner Leser schwer seyn, noch mehrere ähnliche, und vielleicht schönere Träume zu Markte zu bringen. Daß übrigens nichts leichter ist, als Hypothesen schmieden, wenn man sich um ihre Wahrheit nicht bekümmert, haben besonders unsere Landsleute durch die letzten Decennien in der Philosophie sowohl, als auch in mancher anderen Wissenschaft, zu ihrem eigenen größten Leidwesen so sehr erfahren, daß es hier ganz überflüssig wäre, sich umständlicher über diesen Gegenstand zu verbreiten.

Wenn die Körper, welche uns auf der Oberfläche der Erde umgeben, keine anderen wesentlichen Eigenschaften hätten, als die gewöhnlich dafür angenommen werden, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und Trägheit, so würde es wohl schwer seyn, die Auflösung unsers Räthsels zu finden. Die erste dieser Eigenschaften, ohne die wir uns allerdings keinen Körper denken können, macht die Körper bloß zu Gegenständen der Geometrie; die zweyte ist nöthig, damit sie sich stoßen und reiben können, was den Körpern eben so nöthig zu seyn scheint, wie gewissen Geistern, die nicht glücklicher sind, als wenn sie mit ihren nächsten Umgebungen in immerwährendem Hader und Zanke liegen; die dritte endlich, die man nicht schlechter hätte benennen können, macht die Fortdauer der Bewegung, aber nur der geradlinichten, möglich. Bey diesen Eigenschaften allein ist aber weder eine Kreisbewegung, noch sonst eine Bewegung in einer anderen krummen Linie möglich, und wir würden uns umsonst bemühen, daraus den harmonischen Sphärentanz der Gestirne des Himmels, und ihre mäandrischen, wunderbar verschlungenen Schönheitslinien zu erklären. Nichts als leblose Massen würden wir, ohne Zweck und Ordnung, in geraden Linien vor uns vorbeyschießen, oder in träger Ruhe, ohne Gefühl und Bewegung, vor uns da liegen sehen, und in der allgemeinen gesellosen Verwirrung würde bald alles wieder sich selbst zerstören, und in das ursprüngliche todte Chaos zurückstürzen.

Es bedarf also noch etwas, das nicht bloß, wie die vorhin genannten Eigenschaften, jedem Körper für sich zukommt, sondern was sie alle angeht, und sie alle unter einander verbindet. Wie das Schiff der Segel und der Winde bedarf, um uns die Früchte ferner Welttheile zuzuführen; wie die menschliche Gesellschaft die so wohlthätigen, und oft so zerstörenden Leidenschaften bedarf, wenn unsere Länder nicht von einzelnen Wilden bewohnt werden sollen, die ohne Trieb zur Geselligkeit, zur Sprache, zur Bildung, ohne irgend eine Neigung oder Abneigung in dem Schatten ihrer Bäume, wie die Auster an ihren Felsen liegen bleiben, und die nur dann sich gegenseitig zu ihrem größten Verderben kennen lernen, wenn der Zufall sie an einander treibt — eben so bedarf auch die Körperwelt ein Band geistiger Art, das sie zusammen hält, das sie gleichsam belebt, und die einzelnen Körper durch gegenseitige Zuneigung einander nähert.

Dieses magische Band, welches sich durch die ganze Körperwelt in unzähligen Verzweigungen schlingt, und die Körper des Himmels, deren Größe wir nicht mehr zu fassen im Stande sind, so wie die Sonnenstäubchen, die



durch ihre beynahe verschwindende Kleinheit selbst unserm gewaffneten Auge noch entgehen, mit gleicher Stärke umschließt, ist die gegenseitige Anziehung derselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

### C h a r a d e.

Die erste Sylbe ziert und drückt, und trägt und schützt;  
Weh, wenn sie dir in deinem Innern sitzt.  
Die zweit' und dritte sind als heilend wohl bekannt,  
Auch nimmt der Scharfschütz sie gar oft zur Hand.  
Das Ganze ist den Städten allen eigen,  
Und seltner nur wird's auf dem Land' sich zeigen.

### E u r y a n t h e.

(S c h l u ß.)

Der Aufsatz, der die Enthüllung des ersten Planes zur Euryanthe veranlaßt, in No. 134 dieser geschätzten Zeitschrift befindlich, trägt das Gepräge einsichtsvoller Kenntniß, richtiger Empfindung des Schönen, und lobenswerther Unparteilichkeit. Tadel, der aus solcher Quelle entspringt, könnte nur ein eitles Herz verletzen; ich kann den, welcher meinen Text betrifft, um so leichter verschmerzen, da ich unschuldig an den meisten seiner Fehler bin. Ich hatte mir bey dieser Arbeit zum Grundsatz gemacht: dem Compositeur in Allem nachzugeben, theils aus Achtung für sein Talent, theils aus Mißtrauen in meine Kenntniß der Scene, und in meine Fähigkeiten für eine bis her noch nicht unternommene Arbeit. Verschiedene der Hauptstellen, die ich am Glasier hörte, bestärkten mich in der Idee, daß meine Nachgiebigkeit an ihrer Stelle gewesen, ich kann aber, so aufrichtig ich fühle und zugesteh, daß der Wille des Compositeurs bey den erheischtesten Änderungen schön und lobenswerth, bey einem Werke ähnlicher Gattung in keinem Fall irgend einem Dichter diese Nachgiebigkeit empfehlen. Der gerechte Vorwurf, daß hier und da zu wenig gesagt wird, trifft nicht mich, sondern die Hand, die, was ich sorgfältig ausführte, gestrichen, und aus dieser Zerstückung das innere Gleichgewichts rührt es her, wenn wiederum an andern Stellen zu viel stehn geblieben.

Sollte man mich, als Dichterin fragen, ob ich mein Werk in seiner eigensten Natur bey dieser Behandlung für verstanden und für verständlich halten kann? so muß ich gestehen, die in Recitativen so erfreuliche Klarheit, Kürze und Natürlichkeit, die jeder Sylbe ihr Recht widerfahren läßt — (z. B. in Mozart's, Beethoven's Werken, auch in den recitativischen Stellen von Kreutzer's Libussa) wäre mir lieber gewesen, als der allerkunstvollste Satz. Auf mich wenigstens übt das Melodische, weil es Natur und Wahrheit ist, höhere Gewalt aus als Kunsterzeugnisse in der allerhöchsten Potenz, und das rein Plastische, oder rein Pittoreske ist mir zusagender als jede phantastische, auf das mühsamste ausgearbeitete Mosaik. Der Compositeur muß unser Werk nicht für ein harmonisches Ganze, dessen Bestandtheile alle durch unerläßliche, innere Nothwendigkeit bedingt sind, halten, sonst würde er wohl nicht darin so gestrichen haben, wie er gethan. Nicht eine Oper, die bis gegen Zehn spielt, ist zu lang, sondern bloß eine, die nicht durchgängig zulagt und fesselt. Sind vielleicht die unmusikalischen Verse Schuld? und darf ich (einige Ausnahmen abgerechnet) nur über die Scansion des Jägerchors ruhig seyn, weil dieser sich für den Satz dankbar ausgewiesen? Oder sollte es auch noch mehreren Ausfüllungen bezuzumessen gewesen seyn, wenn man ehemals die Oper zu lang gefunden? z. B. nach dem ersten, herrli-



chen Chor der endlose Reigen Tempo di Menuetto, diese Ceremonie lag nicht in meinem Plan. Der König sollte auf dem Proscenium auf dem Thron sitzen, neben ihm Lysart, Adolar u. a. stehen, die Frauen und Ritter Paarweise. Erstere bereits die Kränze in der Hand, sollten stehen, und unmittelbar nach dem Schluß des Chors, nach den Worten: „des Lebens schönster Kranz“ sollte die Bekranzung vor sich gehn, und der im Charakter des ernstern Reigens gehaltene Umgang kaum drey Minuten füllen. Man könnte auch nichts dagegen haben, daß es anders wäre, wenn die Schönheit der Tänze, und der vom Charakter der Musikbegleitung und Melodie des schönen Chors so entgegengesetzten Tanzmusik, für die seltsame Hemmung in der Handlung, noch ehe die Handlung nur beginnt, entschädigte. Kurz, das Ganze müßte abgerundeter, anspruchsloser und einfacher gehalten seyn. Ich hatte den ersten, flüchtig skizzirten Entwurf, der hier vorgedruckt steht, in diesem Sinn gefaßt, bey dessen Ausführung auch die Rolle des Königs an Bedeutsamkeit gewonnen hätte, allein der Compositeur fand, daß feyerliche Zweykämpfe, Turnierschranken u. s. w. zu oft schon dagewesen, und entwarf die Katastrophe, die man in seiner Berichtigung findet. Vergebens stellte ich ihm vor: daß Euryanthe's Scheintod, erstlich, als durch einen Sturz vom Pferde herbey geführt, die ganze Dichtung verunzere, zwentens unter keiner Bedingung glücklich an die Katastrophe des Frenschütz erinnere, denn, was dem Publicum unter einer Gestalt lieb geworden, will es nicht in einer andern wiederfinden. Weber war nicht davon abzubringen, wie seine Briefe an mich beweisen. Schon seine Frage am Schluß seines Scenariums: „wohin mit Lysart und Eglantine?“ hätte ihn selbst darauf aufmerksam machen müssen, daß wir durch diese Änderung vom einfachern Wege der Handlung uns entfernten. Ich zweifle nicht, daß mein erster Plan, mit den von Weber so einsichtsvoll und zweckmäßig angegebenen Musikstücken dankbarer für die Ausführung gewesen seyn würde. Das Weilschen Euryanthe's konnte nun einmal nicht gebraucht werden, den musikalisch dramatischen Knoten zu schürzen, es mußte ein Geheimniß substituiert werden, und dies Geheimniß sollte nicht eine Alte, die Weber mit mir für Scene und Musik einer Oper als undankbare Erscheinung verwarf, sondern eine falsche Freundin, eine Nebenbuhlerin, der arglosen Euryanthe entlocken.

Möge der erste Entwurf dieser Scene hier eine Stelle finden:

E u r y a n t h e.

Ein trüb Geheimniß, o Geliebte, lastet  
Auf Adolars erlauchtem Heldenstamm,  
In Träumen hat sein Ahnherr, Guy von Nevers,  
Dies schmerzliche Geheimniß ihm enthüllt,  
Und diese Träume scheuchten jede Nacht  
Die süße Ruh von seinem Lager fort.  
In einer heil'gen Stunde des Vertrauens  
Enthüllte mir mein Freund sein ganzes Herz —

E g l a n t i n e.

Sag Alles mir!

E u r y a n t h e.

Nein! dieß entdeck' ich nie!

Die Gruft bewahre treu die trübe Kunde.

E g l a n t i n e.

Warum betritt dein Fuß sie jede Nacht?

E u r y a n t h e.

Ich bete dort für des Entseelten Frieden.

Seit ich mein Herz erkühnt zu dieser That,

Seit ich den Graus des Todes überwunden,

Entwich das Schattenbild —

E g l a n t i n e.

Der Unschuld Macht

War dieß! Sie hat zu Gott den Blick gewandt,



Der Drache windet sich zu Füßen ihr,  
Die Siegespalme weht in jarter Hand  
(Was sprach ich da!)

Euryanthe.

O, meine Eglantine!

Jetzt begann das Duo. Ferne Jubeltöne, die näher und näher während des Duetts kamen, verkündeten der Ritter und Lysiarts Ankunft. Die Bewillkommungsscene schritt rasch und abgerundet fort. Als Euryanthe mit Allen sich entfernt, blieb Eglantine zurück, und enthüllte ihren Plan, die Gruft zu durchsuchen, und Euryanthe's Unvorsichtigkeit zu ihrem Untergang zu benutzen. Sie eilte in die Gruft, jetzt kam Lysart und sein Monolog; dann Eglantine mit dem Dolch, den sie in Guy's Sarge gefunden, und dessen Inschrift, von der Hand Guy's eingegraben, sie laut las. Ihr Frohlocken über diese Entdeckung und ihr Zusammentreffen mit Lysiarts Haß und Racheplänen — dann Adolar bey Hofe, Euryanthe erwartend. An einen langen Bewillkommungschor hatte die Dichterin nicht gedacht. Nur mit zwey Zeilen sollte Euryanthe rasch begrüßt werden, dann der König und Lysart folgen. Nun die Anklage, Adolars Zorn und Lysiarts Antwort:

Gemach!

Ruf nicht die Todten aus den Gräften wach!  
Zwingst du mich den Beweis zu geben,  
Daß Euryanthe mich nicht schmachten ließ,  
Ihr Herz mir schenkte, ihre Hand verhiess —

Adolar und Chor.

Beweise!

Lysart.

Gern wollt' ich's mit Nacht umweben,  
Gern schont' ich dich —

Adolar.

Esender!

Lysart.

Mir gegeben,

Als ich ersteh' ein Unterpand,  
Hat sie — hier diesen Dolch! dir wohlbekannt!

Euryanthe.

Allwissender! o, schirme du mein Leben,  
Allmächtiger, in deine Vaterhand  
Befehl ich mich — will mich die Höl' umweben!  
Du rettetest mich, wirst aus der Nacht mich heben!

(Sie sinkt bewusstlos in die Arme ihrer Frauen.)

Adolar.

Durch Trug und List hast du den Dolch entwandt.

(zu Euryanthen Feind.)

O, meine Euryanthe, kannst du sagen?  
Die süßen Augen öffne!

Lysart.

Muß ich Alles sagen?

(Adolar wendet sich von Euryanthe, die bewusstlos liegt, horchend ab.)

Alle.

Verhehle nichts.

Lysart.

Sie sprach: in jeder Nacht

Erschien einst dir — nur sie wiss' es auf Erden —

Adolar (springt auf).

Wollende nicht, nimm alles, alles hin!

Mein Leben mit! —



C h o r.

Ha! die Verrätherinn!

K ö n i g.

Sprich, Lysart, jetzt, wo Alles kund muß werden.

A d o l a r.

Auf weiter Erde wußte sie es nur.

L y s i a r t.

Lies diese Inschrift, sieh des Blutes Spur.

K ö n i g (nimmt den Dolch und liest):

„Mit diesem Dolch hab' ich, verblendet durch Verrath,

„Mein treues, süßes Weib getödtet.

„Die ihr den Dolch entdeckt, o, betet

„Für mich, und hüllt in Schweigen meine That!

„Weil diesen Dolch nun auch mein Herzblut röthet.“

L y s i a r t.

In jeder Nacht, in deiner Kammer Raum,

Erschien dir Guy mit blut'ger Todeswunde.

Dass du erkennst, wie treulich meine Kunde:

Du sagtest ihr dein Herz in heil'ger Stunde,

Und seit dem Tag verschwand der bange Traum u. s. w.

Nachdem Euryanthe sich von der Ohnmacht erholt, ihr Versuch sich zu rechtfertigen durch Adolars übereilten Zorn fruchtlos geworden, und Lysart befehlt, Adolar scheiden will:

C h o r.

Geliebter, alle gehen wir mit dir!

A d o l a r.

Nein, laßt mich einsam wandeln meine Bahn.

L y s i a r t.

(Gefungen ist's! Und Sieg frönt meinen Plan!)

A d o l a r.

Laßt mich ein Grab erkämpfen, fern von hier.

C h o r.

Nimm uns mit dir!

L y s i a r t (für sich).

Wie süß ist Rache!

C h o r.

Für dich all unser Gut und Blut!

Wir sind dir treu, o, fasse Muth!

A d o l a r.

Zurück — es gibt nicht Lieb' und Treu mehr!

K ö n i g u n d C h o r.

O, herber Ausgang!

L y s i a r t.

Süße Rache!

E u r y a n t h e und ihrer Damen Chor.  
Verwalt, o Gott, der Unschuld Sache!

A d o l a r.

Meineidige, mit mir!

E u r y a n t h e.

Dank, Dank für dieß Gebot,

Ich folge dir in Noth und Tod!

(Zu ihrem Gefolge, das sie zurückhalten will)

Ihr treuen Seelen, laßt mich fort,

Der Himmel wacht — dort ist mein Hort!



Chor der Damen Curyanthe's.  
Welch hoher Muth!

Adolar.

Komm mit!

Curyanthe.

In Noth und Tod!

Schluschor der Frauen und Ritter.

Was auch den Sterblichen bedroht

Der Herr ist Hort in Noth und Tod!

Auf einen der Entwürfe dieser Scene schrieb Weber: „Vielleicht wäre hier Verzweiflung, Schmähung und Rache athmender Schluß, wo Alles auf die arme Curyanthe einströmt, wirksamer, als die obigen, zwar herrlichen, aber zu beruhigenden Worte.“

Webers Bemerkung, nach welcher ich glaubte mich richten zu müssen, hat sich zwar durch seine vortreffliche Behandlung des Finales, das ich in seinem Sinn dichtete, bewährt, doch zweifle ich nicht, daß er eine noch großartigere Wirkung auf dem einfachern, von mir vorgeschlagenen Weg erreicht hätte, denn ich kann es mir nicht nehmen lassen, daß mich dabey, wenigstens in poetischer Hinsicht, und im Rückblick auf die Novelle, ein richtigeres Gefühl leitete. Dort steht, daß Alle die schöne Curyanthe beklagten. Es ist unritterlich, wann König und Edle die, obgleich schuldig geglaubte Curyanthe in ihrem Leid noch mit Vorwürfen zermalmen; und daß sie bey dem Anblick ihrer rührenden Ergebung, bey ihrem Anruf zu Gott gar keine dunkle, leise Ahnung von der Möglichkeit fassen, daß sie doch wohl unschuldig seyn könne, zeugt von Mangel an Gefühl, drittens lag in diesen Worten eine Andeutung auf die beruhigende Lösung des Ganzen.

So war auch die Scene in der Einöde einfacher und strenger angelegt:

Curyanthe.

Verweise nun — du zogst mich schweigend fort.

Nicht einen Blick — kein Laut — kein tröstend Wort —

Hier laß mich weilen — wär's zum letzten Male!

Erquickung weht der Odem dieser Thale,

In diese Schlucht drang Niemand je hinein —

Hier wär' es sanft zu ruh'n von jeder Pein!

(Pause.)

Die Quelle rieselt, Nachtigallen schlagen,

Beym Wellenklang,

Beym Waldgesang,

Wie war es süß in schöner Liebe Tagen!

Nur einen Blick noch — und dann laß uns scheiden,

Vergaßest du, wie du mich sonst geliebt? —

Dein Blick ist Blik, der Tod dem Herzen gibt!

O, nicht im Horne scheide! meinen Leiden

Gibst, zürnest du, selbst nicht der Tod ein Ziel.

Fühlst du in deiner Brust nicht meine Treue?

Hör meinen Schwur —

Adolar.

Ein Eid ist dir ein Spiel!

Du glatte Schlange sonder Scham und Reue,

Zum letzten Mal vernimm mein Wort!

Ich führte dich zum Tode fort.

Curyanthe.

Ich will nicht leben!

Und Milde ist es, mir den Tod zu geben;

Getrost nur scheide mich vom Lebensband,

Auch Tod ist süß von deiner Hand!



A d o l a r.

Stirb!

E u r y a n t h e.

Lasse mich noch einmal beten;  
Vor Gottes Throne deine That vertreten.

A d o l a r.

Die du Beschönigung des Frevels wagst,  
Versöhne dich mit Gott, so du vermagst!  
Dein Blut komm über dich!  
Als Rächer steh ich hier  
Im Namen der verletzten Treue,  
Nur Lüge ist in dir,  
Empfah den Tod, dem ich dich rächend weihe!

E u r y a n t h e.

Laß mich von diesen Felsenhöhen  
Die schöne Welt noch einmal sehen.

(Sie ersteigt eine Klippe.)

Wie still die Flur — welsch Licht auf Wald und Heiden!  
Muß ich im Lenz von Lenz und Liebe scheiden!  
O, mondbeglänzt's Thal — noch einen Blick!  
Was seh ich dort im Mondenscheine?  
Sind das nicht Nevers Thürme, Nevers Haine?  
Dort blühte einst mein himmlisch Glück\*!

A d o l a r.

Komm, Frevlerin zum Gottgerichte!

E u r y a n t h e (von der Höhe die Schlange erblickend).

Ich komme nun — Entsetzen! flüchte!

O, rette, rette dich!

Ein Unthier, fürchterlich u. s. w.

Das getadelte Recitativ der zwayten Scene des ersten Act's stand nicht in der ersten, in Wien im März 1822 recipirten Bearbeitung der Euryanthe, eine Romanze hatte ich an dessen Stelle. Alles, wie gedrängt es war, auch das Recitativ, eh' ich es so sehr eingekürzt, war dem Compositeur zu lang. Gleichwohl war es die Stelle, welcher Ausdehnung gegönnt werden mußte, weil sie den Knoten schürzt. Bedenket man, welchen Raum in beliebten Opern beliebte und zugängliche Musikstücke ausfüllen, die durchaus nicht wesentlich zur Handlung gehören (ich nenne nur die ganz allerliebste Romanze; Totaf's Traum in der Libussa — oder, zu einem Beispiel aus einer Weber'schen Oper zu greifen, die acht und dreißig Zeilen lange Erzählung Annschens im Freyschütz: „Einst träumte meiner selgen Base“ so erstaunt man über die Ungeduld, welche ein armes, kleines Recitativ von netto sechzehn Zeilen einflößt und geräth in Versuchung, das Mißlingen desselben auf der Scene der zwar herrlichen und hochgelehrten, doch die Worte erstickenden Tonsetzung bezumessen.

Wahrscheinlich hat C. M. v. Weber durch das partielle Vernichten des Textes einen namhaften Vorzug einiger italiänischen Opern glücklich in die deutsche hinüber zu ziehn sich bezieht. Dadurch nämlich, daß bey Ersteren selten Jemand weiß, was er hört, und wo es hinaus will, und wüßte er's, um nichts gebessert wäre, kann sich jeder bequem dabey denken, was er Lust hat, ist entübrigt, den Faden zu verfolgen, und hat Muße, gemüthlich mit dem Nachbar zu plaudern, bis ein Musikstück das Gespräch unterbricht. Bis die deutsche Oper zu dem erwünschten Gipfel der Vollkommenheit hingedeiht, daß kein Mensch mehr Worte dabey verlangt, werden sich freylich

\*) Hiermit wollte ich die Nähe von Nevers, den folgenden Scenen so nothwendig zur Erläuterung, andeuten, und für die Musik eine Farbe, die Erinnerungwehmuth legen.



noch manche Dichter (oder Reimer) damit abzuquälen müssen, Opernbücher zu machen, doch von nun an wird das nicht mehr so leicht gehn! Der Windstille der, seitdem es Opern gibt, bis dato ununterbrochen geübten, freundlichen Rücksicht kunstverständiger Recensenten gegen Versbau, Rhythmus, Reime, Prosodie, Stoff und Gestaltung deutscher Operntexte, ist nun urplötzlich ein Sturm gefolgt: wie ein Donnererschlag aus heiterer Luft, überraschend und betäubend, fällt alle Strenge des Tadels, und zwar, zuerst in Wien! auf jedes Sylbchen, das etwas spröden Klang hat, und dieß Phänomen findet zuerst bey einer derjenigen Operndichtungen Statt, die in Sprache und Versbau nicht durchgängig vernachlässigt sind, bey der *Curyanthe*! — Ist es denn zu läugnen, daß seit der Übersezung von *Ninette à la Cour* (Großtante und Ältermutter erinnert sich: *Lottchen am Hofe*), bis daß *Schikaneder* reimte: *fönnen — tönen — Sohn, fromm u. s. w.* und bis heut zu Tage alle holde Nachlässigkeit der Reime, Gedanken und was sonst zu einer Dichtung gehören soll, in die, bis jetzt von der Kritik stets mit stillen Schauern vermiedene, von ihr unbetretene Freystatt der deutschen Oper sich hineingeflüchtet, wie im Alterthum der Verbrecher an den Hausaltar? — Schluckte nicht jeder nach dem Neuen heißhungrige Gaum jedes: „poetische Rührey von Kunst und Unsinn“ (wie Müllner die Oper nennt) herunter, ohne viel nach den Ingrediengzien zu fragen? Blicken wir nicht mit einigem Erstaunen zu Italiänern und Franzosen (in so viel anderer Hinsicht unsern Vorbildern in den Künsten) hinüber, die nicht bloß Kunstwerke (siehe *Quinaults, Jounys, Metastasio's* Werke) für die Oper heißen, sondern, was noch viel erstaunenswerther ist, den Dichtern Rücksicht der Belohnung mit gleichen Rechten, wie den Tonsetzer bedenken, welches bey deutschen Opern selten der Fall war,) ja, was noch mehr, die Rechte des Dichters auf die Dankbarkeit aller derjenigen, die sein Werk benutzen, bis auf seine fernste Nachkommenschaft ausdehnen? — Mit der beginnenden Strenge der Kritik, die sich bey dieser Gelegenheit mit nichts vergleichen läßt, als mit ihrer bisherigen Langmuth und Geduld gegen deutsche Operndichtungen, taugt dem Dichter die Hoffnung, daß man wirklich anfangen wird bey Opern auch auf ihn, ob er schon nur der Dichter ist, Rücksicht zu nehmen, und besser spät, als nie!

Doch, auch die besonnenste und gerechteste Kritik wird immer fehl gehn, wenn sie einen deutschen Operntext als selbstständige Dichtung beurtheilen will. Friedrich Kind, obgleich ein gefeyrter Dichter, auf den Deutschland stolz ist, hat sich, eben so, wie ich, beseelt von Achtung für den Genius *Carl Maria von Webers*, und von Liebe für den Freund, so sehr, als ich angelegen seyn lassen, die Massen zu legen, die der Compositeur für seine musikalische Wirkung zu brauchen glaubte, und, wie bekannt, eigne gereifte Einsicht des geübten dramatischen Verständnisses, eigne Wünsche denen des Compositeurs untergeordnet; mehr oder minder wird dieß immer jeder Dichter thun müssen, der eine Oper für einen Tonkünstler entwirft, und sie im Einverständnis mit ihm auszuarbeitet. Gerathener ist es, die Dichtung dem Compositeur vollendet vorzulegen: dadurch, daß der Meister in seiner Kunst, durch eine, mit Sachkunde und Talent vollendete Operndichtung einen Total-Eindruck empfängt, der ihn ergreift und begeistert, wird in seinem Innern die musikalische Idee klar und vollendet in schöner Einheit aufgehen, und Beyden wird geholfen seyn, woben immerhin einige Modificationen in Einzelheiten zulässig sind, nur nicht in der Zeichnung, denn diese muß, wie die anatomische Gliederung eines Körperbaues, in sich selbst vollendet seyn und bleiben, auch muß der Compositeur nicht selbst hineindichten und willkürlich umgestalten wollen, denn jede Kunst verlangt zu ihrer Ausübung ein volles Daseyn, und aus Worten sind durchaus nicht so leicht Dichtungen zu machen, wie es den Anschein hat. Was ich hier berühre, will ich indes nicht in seinem vollen Umfang auf die *Curyanthe* angewendet wissen, sie war meine zweyte dramatische Arbeit und meine erste Oper, ich habe, wie schon im Anfang berührt, bey ihren Umgestaltungen *Webers* Rath oft vortrefflich gefunden, und seinem Wunsch, wir möchten „ein von Seiten der Poesie sowohl, als der Musik vollendetes Kunstwerk liefern,“ stets volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; da indes zu befürchten steht, daß von beyden Seiten, trotz aller Anstrengung, das Ziel nicht erreicht worden, glaubte ich mir selbst die Mittheilung



lung der ersten Entwürfe schuldig zu seyn, weil ich glaube, daß mein erstes Auffassen, in größerer Einfachheit, Klarheit und Kürze, wie Gefühl und Ahnung des Bessern es in mir hervorrief, doch wohl zweckmäßiger gewesen seyn dürfte. Ich selbst hätte auch darüber ruhig seyn können, daß nach fünf und zwanzig Jahren, in denen ich so viel Liebe, Anerkennung und Lohn für redliche und ausdauernde Bestrebungen erlangt, auch einmal (wie wohl eh geschehn seyn mag, ohne daß ich's erfahren, denn wer liest alle Tagblätter?) ein Ton, von jenen ganz verschieden, erklingt; es war mir aber, wie bey der ganzen Arbeit, nicht um mich, auch bey diesem Auffatz, nur um die Sache zu thun. Es fragt sich jetzt, schärfer, als je, „ob Deutschland jemals eine deutsche Oper haben soll und kann, oder nie?“ da wollte ich dann, was mein Fach betrifft, einige der Erfahrungen, die ich auf meiner Bahn gemacht, nicht verschweigen, und habe noch nicht einmal die herbsten mitgetheilt, weil sie hierher nicht gehören.

Wien, im November 1823.

Helmina von Chezy, geb. Fr. Stenke.

### Theater = Anzeige.

Die Administration des k. k. Hoftheaters am Kärntnerthore hat dem Unterzeichneten bey seinem nahe bevorstehenden Austritte von diesem k. k. Hoftheater die Vorstellung der Oper „Don Juan“, welche Freytag den 21. dieß Statt finden wird, zu seinem Vortheile überlassen. Am Ziele einer vierzigjährigen theatralischen Laufbahn gibt er sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum höflichst einzuladen, und empfiehlt sich daher der, schon so vielfältig zu Theil gewordenen Huld und Gewogenheit.

Carl Weinmüller,

k. k. Hof- und Hofopernsänger.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Hamelia chrysantha*. Goldfarbige Hamelie. Aus Jamaika.

*Hedychium angustifolium*. Schmalblättrige Kranzblume. Aus Ostindien.

*Justicia peruviana*. Peruvianische Justice. Aus Peru.

— — *pulcherrima*. Schönste Justice. Aus Südamerika.

*Plectranthus Forskohlei*. Forskohli'scher Hahnenstirn. Aus Arabien.

*Pothos violacea*. Veilchenblauer Pathos. Aus Westindien.

*Psychotria undata*. Wogenblättrige Psychotrie. Von den Bahama-Inseln.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 20. November 1823.

139

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig am 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. halbi- und 60 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verfertigt.

## Kosmologische Betrachtungen über die Bahnen der Himmelskörper.

(Fortsetzung.)

Worin diese wunderbare Kraft besteht, und wie es zugeht, daß ein Körper auf den andern wirkt, ohne ihn zu berühren, selbst wenn er Millionen Meilen von ihm entfernt ist, dieß wird uns wohl immer ein Geheimniß bleiben. Um Dinge dieser Art zu erforschen, müßte man in das Innere der Natur dringen können, während wir froh seyn müssen, nur die äußere Schale derselben etwas näher untersuchen zu dürfen. Sobald unsere Forschungen an diesen undurchdringlichen Schleyer gerathen, den noch kein Sterblicher aufzuheben vermochte, ist es besser, alle weiteren Versuche aufzugeben, und ganz bescheiden auf seinem Wege wieder umzukehren.

Wenn wir also gleich die innere Ursache jener gegenseitigen Anziehung der Körper nicht ergründen können, so stehen dafür die Wirkungen derselben, und die äußeren Erscheinungen, welche sie hervorbringt, desto deutlicher vor uns. Die chemischen Affinitäten, die magnetischen und elektrischen Phänomene, und selbst die alltäglichen Erscheinungen der Schwere geben uns davon die zahlreichsten Beweise.

Warum fällt der Stein zur Erde, sobald er aus der Hand gelassen, und nicht mehr unterstüzt wird? — Diese Frage, die auch der ungelehrigste Kretin, sollte man denken, sich aufwerfen müßte, weil er das Experiment alle Tage, so oft es ihm beliebt, anstellen kann, ist doch Jahrtausende durch unbeantwortet, ja selbst ganz unbeachtet geblieben. Er fällt, sobald man ihn ausläßt; so wie es Tag wird, sobald die Sonne aufsteht; so wie es warm wird, sobald der Sommer kömmt; so wie wir selbst da sind, sobald wir geboren werden, u. dgl. Das alles weiß Gelehrt und Ungelehrt gleich gut. Aber warum der Stein fällt, wenn er nicht gehalten wird; warum die Sonne alle Tage auf- und untergeht; warum es im Sommer warm ist; warum wir



selbst da sind, woher wir kommen, wohin wir gehen — diese Fragen scheinen den größten Theil des Menschengeschlechts wenig zu kümmern. Sie sind zufrieden, daß es so ist, und wenn von jeher alle Steine aufwärts statt abwärts gestiegen wären, wenn die Sonne, wie es ihr beliebte, bald in Osten, bald in Westen aufgegangen, wenn sie von jeher auch manche Tage im Jahre gar nicht aufgegangen wäre, der große Haufe hätte sich auch daran gewöhnt, hätte auch hier nicht um die Ursachen dieser Dinge gefragt, und hätte wahrscheinlich, wenn er jetzt nur, unbekümmert um jene Dinge, eine Nacht ruhig auf seiner Matte liegt, eben so gut ganze Wochen ruhig darauf gelegen, wenn es der Sonne beliebt hätte, wochenlange Nächte zu machen.

Nachdem so Jahrtausende in träger Ruhe vergangen waren, nachdem große, gebildete Reiche auf der Oberfläche der Erde entstanden und wieder verschwunden waren, fiel es einem Manne, den die Furcht vor der Pest, die in seinem Wohnorte ausgebrochen war, in die ländliche Einsamkeit jagte, aus Langeweile vielleicht ein, der Sache etwas weiter nachzudenken. Um uns recht lebhaft begreiflich zu machen, wie wenig wir uns auf das, wodurch allein wir uns von den Thieren so sehr verschieden zu seyn glauben, zu Gute thun dürfen, und daß selbst die größten Geister unter uns auf die wichtigsten Entdeckungen, wie die Schweine auf die Salzquellen — durch Zufall kommen, hatte irgend ein loser Kopf den Einfall, der lange als ein geschichtliches Factum geglaubt wurde, zu erzählen, daß jener Mann, unbekümmert um die große Erfindung, durch die er so eben seinen Namen für alle Zeiten unsterblich machen sollte, ganz sorgenlos in dem Schatten eines Baumes schlief, als ihm ein Apfel auf die Nase fiel und ihn aus seinem Traume weckte. Da er früher lange Zeit als Professor auf einem Katheder gefessen hatte, so soll er sich zwey Unarten angewöhnt haben, welche diesen Leuten, wie man sagt, oft bis in das späteste Alter anhängen: die eine, daß sie über alles rāsoniren, auch wenn sie nichts davon verstehen, und die andere, daß sie, was auch die lernbegierige Jugend zu ihren Füßen treiben mag, sich nicht so leicht aus ihrem einmal gewohnten Tacte bringen lassen. Beyde Dinge sollen ihm hier ganz wohl zu Statten gekommen seyn, denn nachdem er, der Legende gemäß, seine Nase wieder in Ordnung gebracht hatte, setzte er sich ganz ruhig wieder auf dieselbe Stelle, und fing nun an, sehr tiefsinnig zu untersuchen, warum ihm der Apfel gerade auf die Nase gefallen sey; ob er nicht auch, aus teleologischen Gründen, wo anders hin hätte fallen können, und was dergleichen mehr ist. Besonders soll er sich die, vielleicht manchen von unsern Lesern, beynähe albern klingende Frage aufgeworfen haben, warum der Apfel, und alles, was fällt, immer nur herab, und nicht auch zuweilen herauf fällt?

Wenn er nun nichts weiter, als bloß so gefragt hätte, so wäre das ganze Märchen kaum des Erzählens werth, denn bloß fragen läßt sich am Ende gar vieles, worauf aber ein gescheider Mann nicht immer sogleich antworten kann. Allein er wußte auch die sonderbare Frage zu beantworten, und zwar auf eine solche Weise, daß alle Welt darüber erstaunte, und daß man ihn wegen dieser Antwort noch jetzt, und wahrscheinlich immer für den scharfsinnigsten Menschen halten wird, auf welchen je die Sonne geschienen hat.



Vor dieser Antwort, die, wie wir bald sehen werden, ganz einfach aussteht, aber vielleicht (man erinnere sich an das Ey des Columbus) eben deswegen nur desto schwerer zu finden war, vor dieser Antwort war uns die ganze uns umgebende Natur so gut, als völlig unbekannt, alles lag vor uns da, wie ein regelloses Chaos, das durch die metaphysischen Spitzfindigkeiten der früheren Philosophen, wie eine finstere Nacht durch augenblickliche helle Blitze, nur noch verwirrter erschien, und an eigentliche Gesetze, nach welchen alle die uns umgebenden Erscheinungen vor sich gehen sollten, war gar nicht zu denken. — Da mit eins verbreitete sich durch jene Antwort ein helles Licht über das Chaos, und Pope's Grabchrift des unsterblichen Mannes:

„Gott sprach, es werde Licht, und — Newton ward,“

wird so lange in dem Andenken der Nachwelt leben, als sie Gefühl für die erhabenen Entdeckungen behalten wird, durch welche unsere Kenntnisse der Natur in einem so hohen Grade bereichert worden sind.

Es ist mir hier unmöglich, von diesen Entdeckungen deutliche Vorstellungen mitzutheilen, wenn ich den Ton beybehalten soll, der bisher diesen Aufsätzen gewidmet war. Für diejenigen aber, die eine kleine Rechnung nicht scheuen, keine größere, als oft in ihren häuslichen Geschäften nöthig ist, wollen wir den Versuch machen, wenigstens eine Idee derselben zu geben.

Da dieser Stein, sagte sich ohne Zweifel der Mann, so wie jeder andere Körper, wenn er nicht gehalten wird, immer abwärts, oder mit anderen Worten, immer zur Erde hin fällt, so muß offenbar etwas da seyn, was ihn zur Erde hin treibt. Selbst solche Körper, die wie ein Stein durch die Hand schief geworfen, oder wie eine Kugel durch die Kanone gewaltsam vor sich hin getrieben werden, fallen zwar nicht mehr, wie jene, in einer geraden senkrechten Linie auf die Erde, aber auch sie lehren, nachdem sie einen kleineren oder größeren Bogen einer krummen Linie beschrieben haben, doch immer wieder zur Erde zurück.

Dieses Etwas, was da macht, daß alle jene Körper wieder zur Erde zurückkehren müssen, muß also in der Erde selbst liegen, und wenn es uns auch vielleicht nie gegönnt seyn wird, die innere Natur dieses Etwas selbst zu ergründen, so wird es doch der Mühe lohnen, die uns sichtbaren, äußeren Wirkungen desselben näher zu erforschen. — Nach oft angestellten genauen Versuchen hat man gefunden, daß die Körper, wenn sie ihrer Unterstützung beraubt werden, in der ersten Secunde durch nahe 15 Fuß senkrecht herabfallen. Wenn aber ein Körper wie eine Kugel geworfen wird, so beschreibt er eine krumme Linie, und zwar einen desto größeren Bogen derselben, je größer die Kraft ist, mit welcher er geworfen würde. Wenn es in unserer Macht stände, jene Kraft des Wurfes willkürlich zu vermehren, so würde offenbar auch jener Bogen immer größer und größer werden, und es wird endlich eine Wurfkraft geben, wo der Körper einen Bogen beschreibt, der so groß ist, als der Umfang der Erde, und ein mit solcher Kraft geworfener Körper würde daher gar nicht zur Erde zurückkommen, sondern sich immer um sie, wie in einem Kreise bewegen. Die Aufgabe, diese Kraft zu finden, welche einen Körper zwingt, sich frey um die Erde zu bewegen, war schon lange vor Newton als interessant erkannt, und auch zum Theile aufgelöst worden, aber diese Auflösungen gehörten bloß den Speculationen der Schule an, und blieben



unfruchtbar und unnütz, weil sie nicht in's Leben übergangen. Newton selbst hatte schon früher gefunden, daß, wenn ein Körper um einen festen Punct einen Kreis, oder überhaupt einen sogenannten Kegelschnitt beschreibt, in diesem festen Puncte eine Kraft seyn müsse, die auf den Körper, wie verkehrt die Quadrate der Entfernung des Körpers von dem Puncte, wirkt, d. h. daß, wenn diese Kraft in einer gewissen Entfernung gleich der Einheit ist, sie in der doppelten Entfernung gleich  $\frac{1}{4}$  und in der dreyfachen gleich  $\frac{1}{9}$  seyn müsse u. s. w.

Wenn es nun nicht gleich in unserer Macht steht, solche Kräfte hervor zu bringen, so kann es doch vielleicht die Natur thun. Noch kennen wir die Kraft, mit welcher unsere Vulcane ihre Kugeln auswerfen, nicht genug, und es wäre leicht möglich, daß einige derselben so heftig explodirt würden, daß sie dann, ohne auf unsere Erde zurückzufallen, als kleine Planeten um sie ihre Kreise beschreiben. Vielleicht sind die kleinen dunklen Körper, die mehrere Astronomen am hellen Tage in dem Felde ihres Fernrohres schon oft vorüberziehen sahen, solche vulcanische Producte. — Aber, ohne erst in den Vulcanen zu suchen, vielleicht ist der Mond selbst, den wir alle Tage vor uns haben, eine ähnliche Erscheinung. Er bewegt sich wenigstens, wenn gleich in einer größeren Entfernung, ganz eben so um uns, wie sich jene Kugeln bewegen würden. Wie, wenn er sich nun auch aus derselben Ursache bewegte, aus welcher sich der geworfene Stein auf der Oberfläche unserer Erde bewegt? Der Einfall ist so natürlich, daß er eine nähere Untersuchung verdient.

Der Halbmesser der Mondbahn, oder die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde, ist bekanntlich 51540 deutsche Meilen, und er legt seine Bahn um die Erde in nahe 27 Tagen und 8 Stunden zurück. Daraus findet man leicht, daß er in einer Stunde einen Bogen von nahe 33 Minuten in seiner kreisförmigen Bahn zurücklegt. Ein solcher kleiner Bogen krümmt sich aber von der Tangente der Mondbahn zur Erde hin, um den 21,747sten Theil des Halbmessers, d. h. um  $2\frac{37}{100}$  deutsche Meilen, oder mit anderen Worten, der Mond nähert sich in seiner krummlinigen Bewegung der Erde in einer Stunde um  $2\frac{37}{100}$  deutsche Meilen, oder da die deutsche Meile 22,820 Fuß hat, um 54083 Fuß. So viele Fuß also fällt der Mond in einer Stunde gegen die Erde, woraus durch eine einfache Rechnung folgt, daß er in einer Secunde um den 12,960000sten Theil dieser Größe, also um 417 Hunderttausendtheile eines Fußes gegen die Erde falle.

Während also, wie wir gesehen haben, die Körper auf der Oberfläche der Erde in der ersten Secunde 15 Fuß fallen, fällt der Mond in derselben kleinen Zeit nur um 417 Hunderttausendtheile eines Fußes, oder nahe um einen halben Zoll. Die Kraft der Erde, welche den Stein auf ihrer Oberfläche, in ihrer Nähe, zu sich zieht, erscheint daher in jener weiten Entfernung des Mondes, sehr vermindert, hier ist sie 15, und dort  $4\frac{7}{1000000}$ , oder einfacher, auf der Oberfläche der Erde ist sie 1, und in der Nähe des Mondes ist sie nur 278 Milliontheilchen der Einheit.

(Die Fortsetzung folgt.)



## A l b o i n .

## 1.

Longobarden und Gepiden  
 Steh'n zum heißen Kampf gerüstet —  
 An der Longobarden Spitze  
 Alboin der Königssohn.

Die Trommete schallt, es stürzt sich,  
 Wie der Strahl aus Wetterwolken,  
 Der die Saaten niederschmettert,  
 Alboin in's Kampfgewühl;

Trifft im dichten Kampfgemenge  
 Wuthentbrannt auf Torrismonden,  
 Sohn des Königs der Gepiden,  
 Fällt das Pferd ihm mit dem Speer.

Und herab zur Erde springend  
 Stößt er in die Brust das Schwert ihm,  
 Doch die Waffen des Erschlagenen  
 Könnt der Freunde Schmerz ihm nicht.

Siegreich kehrt er heim zum Vater;  
 „Laß von deinem Wild ihn essen,  
 Trinken ihn aus deiner Schale,“  
 Spricht zu ihm der Feldherrn Mund.

„Kann ich deutsche Sitte ändern?  
 Nicht von meinen Rehen ist er,  
 Nicht aus meiner Schale trinkt er,  
 Bis er ihr genug gethan.“

„Hat er des Erschlagenen Waffen  
 Sich erbeutet? eines Fürsten  
 Waffen bring' er, — dann erst nehm' ich  
 Ihn zum Tischgenossen an.“

## 2.

Tiefgekränkt in seinem Innern  
 Sammelt vierzig Kampfgenossen  
 Alboin; zum Königslager  
 Der Gepiden zieht er hin.

„Deiner Treue mich vertrauend  
 Komm' ich deines Sohnes Waffen  
 Mir zu holen; sie gehören  
 Nach des Krieges Rechten mein.“

„Seh mir als mein Gast willkommen,“  
 Spricht der König; führt zum Mahl ihn  
 Und an seiner Seite räumt er  
 Dort den Platz dem Gastfreund ein.



Doch als seines Sohnes Mörder  
An der Stelle, wo sein Sohn saß,  
Sich sieht der Greis, da brechen  
Thränen aus den Augen ihm.

„Theuer ist mir diese Stelle,“  
Spricht er mit zurückgehaltner  
Wehmuth; „aber der sie einnimmt,  
Ist ein herber Anblick mir.“

Rummund, des Erschlagenen Bruder,  
Zähmt den Grimm nicht länger; „Stuten,  
Welche weiße Füße haben,  
Scheint ihr Longobarden mir \*).“

„Geh' auf's Alsfeld, um zu sehen,  
Wie die Stuten ausgeschlagen,  
Und die Glieder deines Bruders  
Auf den Anger hingestreut.“

Wuth empört jetzt die Gepiden,  
Wuth empört die Longobarden;  
Aus der Scheide blüht das Schwert, da  
Tritt der König zwischen sie.

„Senket euer Schwert, Gepiden;  
Gott gefällt kein Sieg, bey welchem  
Euer Schwert am eignen Herde  
Euern Feind zu Boden schlägt.“

Und zurück zum Mahle kehren  
Sie besänftigt; nach dem Mahle  
Bringt der Greis des Sohnes Waffen  
Alboin, und spricht dazu:

„Zieh in Frieden; schenket Gott dir  
Einen tapfern Sohn zur Stütze  
Deines schwachen Alters, spar' er  
Gnädig meinen Jammer dir.“

„Und erschlägt ein Feind in Schlachten  
Deinen Sohn dir, geb er einen  
Milden Sieger dir, der menschlich  
Deines Vaterschmerzens schont.“

M. E n t.

\*) Die Longobarden umwanden die Füße mit weißwollenen Binden.



## Singspiel.

Auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthor, wurde den 30. October zum ersten Male aufgeführt: Glückliche Täuschung. Oper in einem Aufzuge, aus dem Italienischen: L'inganno felice, übersetzt von Chr. Grünbaum. Musik von Rossini.

In italienischer Sprache hörten wir vor einer Reihe von Jahren diese Oper zuerst von der damals hier anwesenden Gesellschaft italienischer Sänger vorgetragen, die auch den Tancredi desselben Meisters zum ersten Mal hier auf die Scene brachte. In der Übersetzung erscheint sie jetzt als eine Neuigkeit, deren metrischer Theil mit Fleiß behandelt ist, und sich der Musik gefällig anschmiegt. Die Geschichte selbst reiht sich der langweiligen Gattung an, die unter allen das Unglück hat, am wenigsten accreditirt zu seyn; das Stück ist, mit einem Wort, weder kalt noch warm, weder recht ernsthaft, noch recht komisch. Ersteres jedoch, der zuerst erwähnten Eigenschaft zu Folge, mehr noch, als Letzteres. Ein Herzog, der seine Gemahlinn auf Anstiften eines verrätherischen Günstlings verführt, und sie dem Tode weicht, indem sie hülflos den Willen Preis gegeben wird, sie dann unbekannter Weise als Nichte des Oberaufsehers der Vergewerke wiederfindet, doch von der Ähnlichkeit ergriffen, zur Theilnahme gestimmt wird, während der Verbrecher und sein Genosse die Gebieterinn recht gut erkennen, und durch eine heimliche Entführung die Gefahr entdeckt zu werden, sich ersparen wollen, was eben ihr Verderben und die Versöhnung der Gatten gelegentlich befördert. — Diese Begebenheit ist in der Hauptsache ziemlich alltäglich, und da es auf die augenscheinliche Überzeugung des betrogenen Gemahls angelegt wurde, so entsprang hieraus eine gewisse Weitschweifigkeit, die den zweyten Nachtheil mit sich führt.

Der Tonsetzer hat diesem Singspiel eine Ouverture von größerem Umfang vorausgeschickt, als manchem seiner neuern Werke, die zur Ausfüllung eines ganzen Schauspiels-Abends geeignet sind. Man müßte kein Gehör haben, oder Rossini nur dem Namen nach kennen, wenn man ihn nicht wenigstens in dem Motiv des Allegro's schon erkennen wolte. Das nämliche gilt von jedem folgenden Musik- und Gesangsstück. Unter so vielem nun, was man in diesen Opern immer findet, ist Eines, das man überaß recht gern wiederfindet: die melodiose Eigenschaft, den fließenden, eindringlichen Gesang. Wenige, keiner sollte man denken, doch dem ist nicht also, — werden in Abrede seyn, daß Gesang der wesentlichste Bestandtheil einer Oper ist, da man so wie einzelne Stücke, allenfalls auch ein ganzes Singspiel ohne Begleitung des Orchesters mit glücklichem Erfolg aufführen könnte, da hingegen ein musikalisches Drama ohne Gesang niemals einen vortheilhaften Eindruck machen würde. Freylich komme es auf die Art und Weise des Gesanges, auf die Zweckmäßigkeit der Melodie an, das weiß ein Jeder. Man kann bey dem Allen mit einigem Recht den alltäglichen Satz anwenden: besser wenig, als gar nichts; — besser ein mittelmäßiger Gesang, als gänzlicher Mangel daran, da, wo er hingehört. In dieser Oper ist allerdings viel Mittelgut anzutreffen, manches Leere, Überflüssige und bloß auf die Reklensfertigkeit Berechnete; aber es findet sich auch einiges Ausgezeichnete, und neben melodischer Anmuth, mancher glücklich gelungene charakteristische Zug, wie z. B. in dem Duett zwischen dem Aufseher Tarabotto und Batten, dem Höfling, worin declamatorische Lebendigkeit und komische Ironie sehr glücklich ausgedrückt sind. Ungemein ansprechend und charakteristisch gehalten ist gleich der erste Zwengesang von Isabella und Tarabotto vorgetragen. Die Arie des Herzogs ist zwar in der beliebten Manier der Verbrämung mit Passagen ausgeführt, doch ohne eine leidlich geübte Stimme zu ermüden, dabey klar und ausdrucksvoll. Hohe leidenschaftliche Bewegung spricht sich in der zweyten Arie der Isabella aus, die keine unbedeutenden Anforderungen an die Sängerinn macht, und mit Gesangesblumen reichlich ausgestattet ist. Das vorhergehende Terzett zwischen dem Herzog, Isabella und Tarabotto hat einige ungemeyn schöne Stellen, wohin vorzüglich diejenige gehört, die mit den Worten Vertrands anfängt: „Einmal nur sie sehen!“ — Das Finale enthält ebenfalls ein Terzett, das lebhaftes Eheinnahme erregt.



Die musikalische Ausführung von Seite der Sänger geschah mit allem Fleiß, und man konnte das Bestreben nicht verkennen, ungünstigen Vergleichen möglichst zu entgehen. An desto größerem Mangel litt die Darstellung, und dieser mußte hier um so merklicher werden, wo der magere, uninteressante Stoff Ansprüche auf eine gewisse mimische Gewandtheit und Übereinstimmung macht. *Mlle. Bio* (*Isabella*) ließ in ihrer ersten Arie wenig erwarten. Die Stimme schien für diesen Abend Klang und Biegsamkeit verloren zu haben. Vielleicht trug eine sehr verzeihliche Schüchternheit das Meiste dazu bey. In den folgenden Gesangstücken erholte sie sich immer mehr und mehr, in der zweyten Arie erreichte sie den Glanzpunct. Einige Mal brachte sie die *mezza voce* mit glücklichem Erfolg an, und schwang sich kräftig und mit Sicherheit in die höheren Tönen. Ihr wurde in dieser Vorstellung der lauteste Beyfall zu Theil. Von der künftigen Höheit war an der Darstellerinn, wenn wir auch diese in Betrachtung ziehen, wenig wahrzunehmen; sie schien vielmehr in der ländlichen Natur der Nichte des *Tarabotto* ganz verschwunden. Herr *Jäger* (*Herzog Bertrand*) würde in dem musikalischen Theil seiner Production durchgehends befriedigt haben, ob schon auch hier, z. B. in der Arie und im Finale ein und das andere Mal durch allzu großen Eifer Einiges mißglückte. In dem mimischen Theil verdarb aber das Spiel, oder eigentlich das Spielen — Wollen wieder Vieles. Es ist ein Irrthum, der manchem Schauspieler großen Nachtheil bringt, wenn er etwas erzwingen will, was die Natur ihm absolut versagt hat. Wenige Versuche sollten ihn belehren, und wenn seine Bemühung ohne Erfolg bleibt, dann ist es alle Mal vortheilhafter, sich der Natur gelassen zu ergeben. Wir wollen dem talentvollen Sänger über diesen Text keine Predigt halten; die Auserkung des *Theaterpublicums* hat das Thema zur Genüge commentirt. Herr *Sieber* (*Batton*) sang seine Arie mit großer Kraftanstrengung, doch mit geringem Erfolg. Besser gelang es ihm in den Ensemblestücken, besonders in dem Vortrag des Duetts mit *Tarabotto*. Seine Darstellungsgabe ist in Rollen, wie diese, die in das auf Gewandtheit Anspruch machende Fach der sogenannten Intriganten gehört, noch zu befagen. In einem ähnlichen Fall befand sich Herr *Zeltner* (*Tarabotto*), dem der Humor, wie sehr er sich bemühte, ihn zu bannen, doch nicht Stand halten wollte. Glücklicher war er im Gesang, und sein Vortrag verdient durch Deutlichkeit, Nachdruck und Lebendigkeit rühmende Erwähnung. Er unterstützte die Ensembles ungemein gut, und hatte charakteristischen Zug in dem Duett mit *Batton* glücklich aufgefaßt. Dieses erste Werk *Rossini's*, für das Haus *Mombelli* um 50 Scudi geschrieben, hat ihm freylich nachher manchen Stoff geliefert.

Die Zuhörer theilten nicht geringen Beyfall aus, doch bemerkte man zuweilen mehr den guten Willen und Absicht, als die Überzeugung. \*—\*

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Steinpflaster.

### Modenbild XLVII.

Kleid von Bagdad mit Atlas und Gaze; Iris garnirt; oben ein kleiner Umrund und Köllchen mit Blonden verziert. Der schwarze Sammthut ist mit weißem Atlas gefüttert und mit weißen Federn geschmückt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.



und  
st zu  
um  
wisse  
ihree  
sam-  
teiste  
, in  
voce  
eren  
üest-  
en,  
Eas  
fatis  
B.  
iges  
pie-  
hen  
sagt  
folg  
Wir  
ung  
on)  
ang  
e a-  
heit  
In  
ehr  
er  
eit  
at-  
ref  
ch-  
en



*Dr. Sedl.*

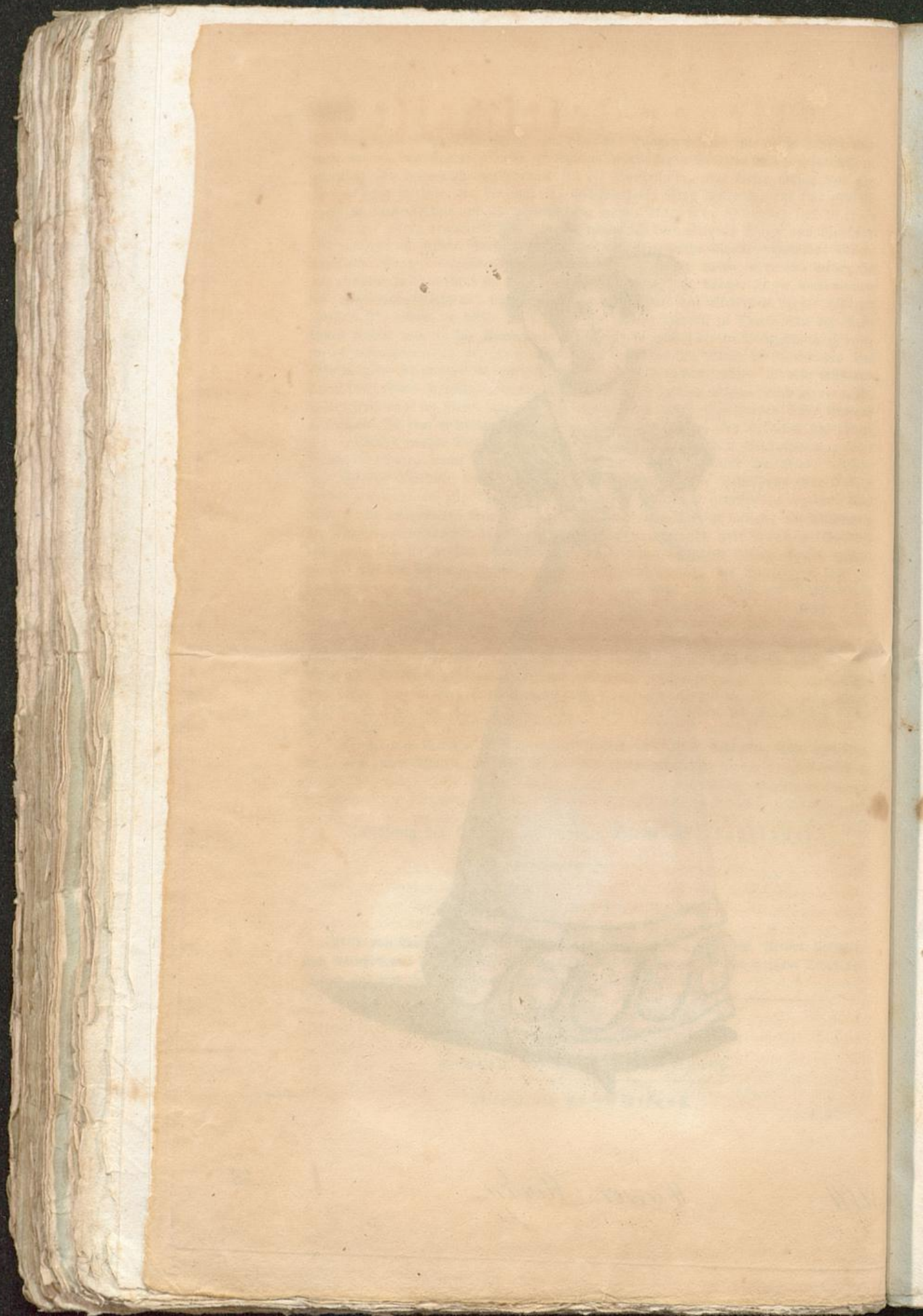
*F. Steber sc.*

*XLVII.*

*Wiener Moden.*

*109.  
1823.*







# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 22. November 1823.

140

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Kosmologische Betrachtungen über die Bahnen der Himmelskörper.

(Fortsetzung.)

Wir haben früher gesehen, daß die Kraft, welche einen Körper zwingen soll, eine solche Linie um einen Punct zu beschreiben, sich wie verkehrt das Quadrat der Entfernung verhalten müsse. Wenn daher der Mond aus derselben Ursache sich um die Erde bewegt, aus welcher der Stein gegen die Erde fällt, so müssen jene 15 Fuß, durch das Quadrat der Entfernung des Mondes, die 51,540 Meilen, oder die 60 Erdhalbmesser beträgt, d. h. so müssen 15 Fuß durch 3,600 dividirt, gleich dem früher gefundenen Falle des Mondes in einer Secunde, oder gleich 417 Hunderttausendtheilen eines Fußes seyn, und da dieß, wie jeder durch eine einfache Division sich leicht überzeugen kann, in der That sich so verhält, so ist auch weiter kein Zweifel, daß dieselbe Kraft der Erde, die wir Schwere oder Anziehung nennen, es ist, welche den durch unsere Hand geworfenen Stein, und welche den durch die Hand des allmächtigen Urhebers der Natur geworfenen Mond bewegt. — Diese Analogie einmal gefunden, war es nun nicht mehr schwer, dieselben Betrachtungen auch auf die übrigen Körper des Himmels auszudehnen, da unsere Erde und die übrigen Planeten sich gegen die Sonne eben so verhalten, wie der Mond gegen unsere Erde.

Diese Schwere also, mit deren Außerungen wir alle von Kindheit an vertraut sind, ist jenes unsichtbare, aber darum nicht minder mächtige Band, welches zwischen dem Stein, der aus unserer Hand fällt, und der Erde, und welches zwischen allen Körpern des Himmels in gleichem Maße Statt hat. Man kann sich dieses Band, dieses Bestreben der Körper, sich einander zu begegnen, als einen denselben von der Natur eingepprägten Trieb, sich dem Mittelpuncte zu nähern, oder als eine wirkliche Kraft, die ihren Sitz in den Centrakörpern hat, oder wenn man will, als eine geistige Verwandtschaft der Körper vorstellen, die sich einander in Liebe nähern, oder in Abneigung ent-



fernen. Allein bey diesen Vorstellungen müssen unsere Untersuchungen auch stehen bleiben, da, wie gesagt, alle Versuche, das Innere dieser wunderbaren Kraft zu erforschen, fruchtlos gewesen sind, und wahrscheinlich, unserer eigenen, inneren Einrichtung gemäß, immer fruchtlos bleiben werden. Daß die Erde alle Körper an sich zieht, ist uns von der frühesten Jugend an bekannt, aber wir sehen das Band nicht, welches uns alle an diese Erde bindet, von der wir selbst genommen wurden, und zu der wir wieder zurück kehren werden, so wenig als jenes, welches die fernsten Gestirne des Himmels an einander knüpft, oder welches die nächsten Elemente der Körper, deren Entfernungen auch unseren bewaffneten Augen noch nicht sichtbar sind, nicht minder fest an einander hält, und nur durch ihre Wirkungen sich uns offenbart, dort durch die tausendjährigen Bewegungen der Planeten und Cometen, und hier durch die chemischen Mischungen und Affinitäten, die beyde in Räumen vor sich gehen, die uns mit Recht, jene wegen ihrer erstaunlichen Größe, und diese wegen ihrer nicht minder bewunderungswürdigen Kleinheit, unermesslich heißen.

Diese schon an sich, besonders aber in ihren Folgen äußerst wichtige Entdeckung, welche eigentlich den Schlüssel zu allen unseren gegenwärtigen, und man kann es mit Gewißheit sagen, selbst zu unseren künftigen Kenntnissen des Weltalls enthält, verdanken wir also — einem Britten.

Es ist wohl überflüssig, hier zu sagen, daß das eigentliche Verdienst desselben nicht sowohl von der Beantwortung jener Frage, als vielmehr in der Auflösung aller der Probleme erstand, die mit jener Frage sehr innig zusammenhängen, und auf deren Auflösung nicht eher gedacht werden konnte, als bis zuvor die Antwort auf diese Frage gegeben worden war. Jene Probleme aber sind der Art, daß auch nur ihre historische Aufzählung hier nicht gut Statt finden kann, so wie sie selbst von Newton nicht aufgelöst werden konnten, ehe er nicht zuerst das Mittel, sie aufzulösen, sich selbst geschafft hatte. Wie man nicht eher an die Entdeckungen denken konnte, welche uns die Fernröhre am Himmel offenbarten, ehe diese Instrumente selbst erfunden waren, mit denen wir jetzt die Tiefen der entferntesten Gegenden des Weltalls durchforschen können — eben so mußte hier, wo es sich um eine große, vielleicht um die größte Entdeckung handelte, welche das Auge des menschlichen Geistes, wenn ich mich so ausdrücken darf, gemacht hat, auch zuerst ein Instrument erfunden werden, mit welchem der Mensch sein geistiges Auge bewaffnen konnte, um mit dessen Hülfe sich in Höhen zu schwingen, die von uns früher unmöglich erreicht, nicht einmal geahnet werden konnten. Dieses Werkzeug, dieses Fernrohr des Geistes, ist die sogenannte *Analysis des Unendlichen*, die Newton, wahrscheinlich mit Leibnitz zugleich, erfunden hatte, und ohne welche es ihm völlig unmöglich gewesen wäre, auch nur ein einziges von den Problemen, von welchen wir oben gesprochen haben, aufzulösen. Man wird nicht erwarten, hier von dieser Analysis umständliche Nachrichten zu finden. Während unsere gewöhnlichen, auch die verwickeltesten Rechnungen sich doch nur mit solchen Dingen beschäftigen, die sich sehen, messen, wiegen lassen, hat sich jene höhere Rechnung gleichsam absichtlich nur solche Gegenstände gewählt, die ganz außer dem Bereiche der feinsten Operationen unserer äußeren Sinne liegen, ja die selbst die kühnste menschliche Imagination



nicht zu erfassen im Stande ist. Sie beschäftigt sich nämlich mit den sogenannten unendlich Kleinen Größen, oder mit Dingen, die für uns eigentlich schon aufgehört haben, etwas zu seyn, die nur noch für Geister höherer Ordnung zu existiren scheinen, weil sie nicht mehr den äußern Phänomenen, sondern gleichsam schon dem Innern aller Wesen anzugehören scheinen. Auch hat dieses wunderbare Werkzeug so viel, wenigstens scheinbar Geheimnißvolles, und es ist unserer ganzen übrigen Natur so fremd, daß es, wie ein anderes himmlisches Feuer, von einem zweyten Prometheus dem Himmel entwendet zu seyn scheint. Die Entdeckungen, welche Newton mit Hülfe dieses wunderbaren Instruments machte, und die man unter dem Namen des Gesetzes der allgemeinen Gravitation begreift, stellen nicht nur die Erscheinungen, welche die Teleskope unsern Augen am Himmel darbieten, im Großen, sondern auch die nicht minder merkwürdigen Phänomene im Kleinen dar, welche uns nur durch die stärksten Mikroskope erst sichtbar werden. Alle Beobachtungen der Natur, welche seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa gemacht worden sind, und man kann es mit Gewißheit sagen, selbst die, die noch in der Zukunft gemacht werden sollen, sind nichts als immer neue Bestätigungen jenes ersten, ewigen Gesetzes der Natur. Unter allen Entdeckungen, die dem menschlichen Geiste Ehre machen, ist ohne Zweifel die der Analysis des Unendlichen, und die auf jene gegründete Theorie der allgemeinen Gravitation die größte und schönste, aber auch die schwerste gewesen. Durch sie erhob sich die Mathematik und alle damit verwandten Wissenschaften, so wie unsere Kenntniß der Natur auf eine Höhe, von welcher die Alten gar keinen Begriff haben konnten, da es ihnen vernünftiger Weise nicht einmal einfallen konnte, sich die Fragen nur aufzustellen, die wir jetzt mit Hülfe jener Werkzeuge lösen können. Wenn die zwey scharfsinnigsten Geometer des Alterthums, Archimedes und Apollonius wieder kommen, und die Fortschritte sehen könnten, welche durch Newton, und nach ihm durch seine Nachfolger seit 180 Jahren gemacht worden sind, sie würden von Bewunderung und Erstaunen hingerissen werden, über das große und herrliche Gebäude, welches sie auf den von ihnen gelegten Grundsteinen errichtet haben.

Newton, der eigentliche Architekt dieses erhabenen Pallastes, dieser Stolz der Menschheit, wurde im Jahre 1642 am Weihnachtsfeste geboren. Sein Vater, Johann Newton, war Ritter und Baronet de Wolstroppe. Von seinen früheren Lebensjahren hat man beynahe gar keine Nachrichten, man kennt ihn nur von den Jahren seiner Auszeichnung an, die mit seinem achtzehnten Lebensjahre begann, in welchem er die Universität in Cambridge bezog, wo er sich sofort ausschließlich den mathematischen Wissenschaften widmete. Fontenelle wandte daher auf ihn an, was Lucan von dem Nil gesagt hat, dessen Ursprung den Alten gänzlich unbekannt war: „Es war den Menschen nicht erlaubt, den göttlichen Strom klein und schwach an seiner Quelle zu erblicken.“ — Hier fing er seine Arbeiten mit Euklid an, verließ ihn aber bald wieder, weil er ihm zu leicht war, und wandte sich sogleich zu der viel schwereren Geometrie des Descartes, und zu Keplers Optik.

Durch die Nachrichten seiner Zeitgenossen ist es über allen Zweifel erhoben, daß er in dem Alter von vier und zwanzig Jahren schon den Grund zu



seinen größten Entdeckungen gelegt hatte. Sein Geist flog von einem Abgrunde zu dem andern, und er übersprang die Mittelwege, auf denen sich andere, selbst gute Köpfe, durch den größten Theil ihrer Jugendjahre mühsam fort-schleppen, um sogleich die höchste Stufe der menschlichen Erkenntniß einzunehmen.

Er hatte den Genuß, seinen hohen Werth schon von seinen Zeitgenossen anerkannt zu sehen, der Dank der immer gerechten Nachwelt konnte ihm ohnehin nicht entgehen. Die Gelehrten aller Länder erkannten ihn einstimmig für ihren Herrn und Meister, und die erhabenen Entdeckungen, die er in seinen beyden unsterblichen Werken, den Principien, und der Optik, bekannt machte, wurden allgemein als das Vorzüglichste angenommen, was je durch einen menschlichen Geist hervorgebracht worden ist. Nicht nur kein Gegner, nicht einmal ein mittelmäßiger Lobredner wagte es, sich aufzuwerfen — er würde das ganze gebildete Europa gegen sich gehabt haben.

In seinem vier und fünfzigsten Jahre verließ er, seiner Anstrengungen müde, die mathematische Bahn, und wurde von dem Könige zum Aufseher des Münzwesens ernannt, so wie zum Präsidenten der R. Akademie der Wissenschaften, welche beyde Stellen er bis an seinen Tod beybehielt. Die Königin Anna, und der ihr folgende König Georg, behandelten ihn mit derselben Achtung, und was mehr ist, mit derselben innigen Liebe, wie die nächsten Verwandten ihrer Familie, und beyde zogen ihn bey allen schwierigen Untersuchungen zu Rath. Der letzte erklärte oft öffentlich, daß er sich glücklich schätze, Newtons Zeitgenosse zu seyn, und seinen näheren Umgang genießen zu können.

Bis in sein achtzigstes Jahr behielt er seine Gesundheit ungestört bey, wozu besonders seine einfache, enthalttsame Lebensweise beytrug. In den fünf letzten Jahren seines Daseyns litt er an Steinschmerzen, aber erst die letzten zwanzig Tage war er gezwungen, auf seinem Bette zu bleiben. Auf seine Bitte um offene Antwort verkündigte ihm sein Arzt und Freund, Mead, den nahe bevorstehenden Tod: er hörte die Nachricht mit ruhiger Fassung. Die heftigsten Anfälle des Steinschmerzens bedeckten sein Gesicht mit Schweiß, aber in den ruhigeren Zwischenzeiten sprach er in seiner gewohnten Heiterkeit mit seinen umstehenden Freunden. Sonnabend den 18. März 1727 las er noch die Nachricht eines Sieges seiner Landsleute in den öffentlichen Blättern — noch einmal belebte die Freude sein Auge — aber am Abend desselben Tages verlor er sein Bewußtseyn, und starb Montag Morgens den 20. März, in einem Alter von fünf und achtzig Jahren. Sein Leichnam wurde in dem bekannten Jerusalemsaale, wo man die Könige auszusehen pflegt, durch drey Tage auf ein Prachtbette gelegt, und alles strömte herbey, die sterblichen Überreste des unsterblichen Mannes noch einmal zu sehen. Der Großkanzler des Reiches ging vor seinem Sarge her, den sechs Pairs von Großbritannien auf ihren Schultern trugen. Der Erzbischof von Rochester führte den Leichenzug, von der gesammten Geistlichkeit der Hauptstadt begleitet. Er wurde in der Westminster-Abtey, in der Gruft der Könige, beygesetzt. Sein Andenken lebt noch hoch in England, und es gibt keinen Britten, der nicht stolz wäre, Newtons Landsmann zu seyn.

Wenn wir es mit Recht beklagen, unserm Vaterlande die Ehre, einen



solchen Mann erzeugt zu haben, entrissen, für alle Zeiten entrissen zu sehen, denn man kann nicht alle Tage ein neues Weltssystem, oder vielmehr, man kann gar keines mehr entdecken, wenn das einzig wahre bereits von einem andern entdeckt ist, so müssen wir doch uns zum Troste, und um uns selbst nicht unrecht zu thun, auch gestehen, daß dieser außerordentliche Mann jenes Geheimniß, und was damit zusammen hängt, seines in der That bewunderungswürdigen Scharfsinnes ungeachtet, dennoch vielleicht nicht entschleyert haben würde, wenn ihm nicht ein anderer Mann vorausgegangen wäre, der durch seine nicht minder scharfsinnigen und vielleicht noch mühevolleren Untersuchungen jenen auf die rechte Spur geleitet hätte. Dieser Mann, der jetzt allgemein, selbst von den Britten, als der wahre Vater der neueren Astronomie betrachtet wird, ist Kepler, ein Deutscher, auf den wir vielleicht eben so stolz seyn könnten, wenn wir uns seiner, oder vielmehr unsrer nicht schämen müßten. Des Contrastes wegen, und zur besseren Selbstkenntniß mag auch hier das Wenige beysammen stehen, was wir Deutschen von dieser Pflanzung unseres Vaterlandes aufzubehalten der Mühe werth gefunden haben.

(Der Schluß folgt.)

#### An die Quelle des Marienbades.

Thal der Ruhe, Thal der Stille!

Sey du herzlich mir gegrüßt!

Wo Natur in üpp'ger Fülle

Mich in ihre Arme schließt.

Hier, wo deine Quellen rauschen,

Die im Morgengolde glüh'n,

Will das Leben ich belauschen,

Singend dann — vorüberzieh'n.

Weit entfernte Nationen,

Fremd an Heimath, fremd an Stand,

Seh' ich hier beysammen wohnen,

Wie in einem Vaterland.

Ob des Lebens Brand und Wogen

Flüchten Menschen sich zu dir,

Traurend kommen sie gezogen,

Und die Lust umfängt sie hier.

Was das Leben weit geschieden,

Eint die Freude, eint der Schmerz,

Und der langentbehrte Frieden

Zieht versöhnt in unser Herz. —

Wie sich regen tausend Hände,

Um zu schöpfen von dem Quell!

Nimmer geht die Fluth zu Ende,

Ewig bleibt sie rein und heil.



Wäre doch des Lebens Quelle  
Ewig lauter, so wie du!  
Doch da fließt ein Tropfen helle  
Und ein Strom fließt trübe zu.

Und doch zieht die Brust so gerne  
Auf das trübe Leben ein,  
Immer glänzt ja in der Ferne  
Jenes Tropfens goldner Schein.

Seh mir immer, heil'ge Quelle,  
Meines Lebens treues Bild,  
Heiter spiegle deine Welle,  
Was die Seele mir erfüllt.

### Schauspiel.

R. K. Hoftheater an der Burg: *Zaire*, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire. Neu in die Scene gesetzt.

Über ein Werk, das schon so lange, und so oft, nicht nur über die bedeutendsten Bühnen Frankreichs und Deutschlands, sondern auch in vielen, wenn nicht allen Ländern Europa's, wo die tragische Comöe gastlich aufgenommen worden, mit seinen Vorzügen und Mängeln ruhmbehränzt gegangen ist, das vielleicht unter allen französischen Tragödien die meisten Thränen hervorgerockt hat, noch Vieles oder Weniges zu sagen, würde überflüssig seyn, da hier von einer Übertragung nur die Rede ist, die jedoch eine freundliche Erwähnung allerdings verdient. Die älteste mag wohl die von *Goetsched* des Sängers der *Henriade* übersezt, und auch als Dichter sich bekannt gemacht hat. Die Arbeit zeichnet sich durch Genauigkeit, Sprachcorrectheit, ohne Zwang, wie durch Geschmack und Eleganz aus. Was man allenfalls noch wünschen möchte, wäre dieses, daß manche Stelle (Tirade) etwas kräftiger wiederklänge, und der Numerus mancher Perioden ein wenig volltönender flösse. „Doch nicht um den Pathos der französischen Alexandriner auszudrücken?“ — Im veränderten, biegsameren Sylbenmaß kann nichts dadurch verdorben werden — doch, was läßt sich nicht alles wünschen!

Die Darstellung nimmt ganz vorzüglich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Stück war dießmal neu besetzt. Wir sahen es nämlich vor etwa zwei Jahren nach einer andern Übersezung. Von der ersten Schauspielerinn, die auf dem Theater zu Paris in der Rolle der *Zaire* glänzte — es war eine junge Anfängerinn, die durch dieses Debüt ihr Glück und ihren Ruhm begründete — bis auf unsere Zeit, wo die Schauspielerinnen nur äußerst selten Gelegenheit finden, sich einen Zweig aus dem Kranz des Dichters dieser Tragödie zu brechen; wie viele haben nicht darin geglänzt! Manche durch ihr Talent und durch die Kunst, viele durch die Rolle, also durch die Kunst des Dichters, möge sein Werk und die Charakteristik der Hauptpersonen auch noch so viele Mängel haben. Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß man in dieser Rolle gänzlich das Talent entbehren könne. Nicht weniger, als alle, die in dieser Rolle bisher gepriesen wurden, zeichnet sich die neueste Darstellerinn der *Zaire*, *Mlle. Müller*, glänzend aus, und diese Darstellung trägt zugleich den Stempel der Kunst und des Talents. Man ist verlegen, wenn man die Darstellung einer bedeutenden Rolle von dieser Künstlerinn erwähnen will, weil man sie am Ende immer auf dem Höhepunct ihrer Leistungen, und doch in einer folgenden höher noch zu sehen glaubt. Dieß ist eben wieder hier der Fall. Wir haben französische Künstlerinnen gesehen, welche die *Zaire* mit allem nationalen Pathos ausstaffirten, die eine Heldinn auf der Pariser Bühne



sonst nicht wohl entbehren konnte. Daß Zaire dieser conventionellen Form nicht unbedingt bedarf, haben, wie schon zum Theil erwähnt, einige junge Schauspielerinnen bewiesen, die auf großen Bühnen, bloß durch ihre natürlichen Gaben und den ungeszwungenen Ausdruck eines sicher leitenden Gefühls, außerordentlichen Beyfall sich erwarben, also ohne jene künstlerische Unnatur, ohne die Berechnungen der Eitelkeit und jedes peinliche Streben nach Effect. Die Künstlerin, von der wir reden, vereinigt Kunst und Wahrheit zu einem schönen Bund; sie weiß alles am gehörigen Ort so glücklich zu verwenden, daß Eines durch das Andere bedingt wird, und als nothwendig erscheinen muß; man darf mit allem Recht im eigentlichsten Sinn behaupten, was so oft als leere Phrase nur verschwendet wird, sie habe den Charakter richtig, besser hier, vollkommen aufgefaßt, so daß gerade solche Momente, die verschiedene Meinungen veranlassen könnten, nach ihrer Ansicht und zu ihrem Zweck auf dieselbe Weise behandelt werden müssen, wie die Darstellerin sie uns eben anschaulich macht, weil sie jedes Einzelne einem innern Bedingungspunct unterordnet, der auch das scheinbar Widerstrebende ausgleicht, und worin selbst die Dissonanzen sich zuletzt in den reinsten Wohlklang auflösen. Hier ist nicht nur Declamation, sondern auch Sprache des Gefühls, hier ist nicht Beydes allein, sondern auch eine lebendige Mimetik, Versinnlichung des Empfundnen und Gesprochenen. Diese Darstellung kann ein Kunstgemälde genannt werden, in der vollen Bedeutung des Worts, und die Darstellerin darf sich in die Reihe der ausgezeichnetesten Künstlerinnen stellen. Es herrschte in den bisherigen zwey Vorstellungen nur eine Meinung über die Trefflichkeit der Leistung, und man wird sich nicht scheuen dürfen, dieses Gesammturtheil auszusprechen, wenn es auch scheinen sollte, als ob zu vieles Lob darin enthalten wäre. Nichts würde seltsamer in diesem Fall seyn, als die Scheu selbst. Wir behalten uns vor, diese Kunstleistung, die wir bis jetzt nur ein einziges, das zweyte Mal gesehen haben, bey Gelegenheit ausführlicher zu entwickeln, wie sie es verdient.

Droßman war ebenfalls, nicht nur für die französischen, sondern auch für die deutschen Heldenspieler, eine Stanzrolle; wiewohl er eigentlich unter die Charakterrollen gehört, auf welche jedoch, in so fern sie tragischer Natur sind, die Darsteller im Heldenfach gerechten Anspruch haben. Man glaubte von jeher, dieser Droßman müsse durchaus toben und wüthen, oder, was zuweilen gleichbedeutend ist, tüchtig schreyen können. Es gibt wenig Fälle, wo das Schreyen auf der Bühne absolut nöthig ist. Eine kräftige, sonore Stimme darf man bey einem morgenländischen Herrscher eben so wie eine imposante Persönlichkeit voraussetzen. Jene ist aber doch eher zu entbehren, als diese. Wie bey dem Sänger die Kunst des Vortrags, so ersetzt bey dem Schauspieler die innere Kraft des Ausdrucks, die richtige Verwendung der ihm zu Geboth stehenden Fontanen, die angemessene Abwechslung von Stärke und Schwäche, mit einem Wort, die lebendige Sprache des Gefühls, welche nur das Gefühl selbst lehren kann, die bewältigende Kraft eines donnernden Organs. Und wozu braucht denn überhaupt ein orientalischer Gebieter so gewaltig seine Donnerstimme zu erheben? Er hat Mittel genug in Händen, seinen Zorn auszudrücken, ohne selbst ein Wort zu sprechen. Dann erinnere man sich an die eigenen Worte des Droßman, in der zweyten Scene des zweyten Actes:

Im Staub verehrt der Erdfreis die Sultane,

Doch ihren Brauch, ihr Recht, befolg' ich nicht.

Eben jene intensive Kraft des Ausdrucks und ihre angemessene Verwendung, hat der Darsteller, den wir diesmal als Droßman sahen (Herr Korn), so sehr in seiner Gewalt, wie irgend ein Anderer. Er weiß die Abstufungen einer Leidenschaft, und den Übergang aus einer Gemüthsbewegung in die andere auf das Glücklichste zu treffen, und auf das Eindringlichste zu bezeichnen. Darauf kommt es nun in diesem Helden ganz vorzüglich an. Er ist zwar stolz, ungestüm, argwöhnisch und eifersüchtig; aber auch jählich, großmüthig, gefühlvoll und verständig, er reflectirt sogar mitten im Ausbruch der empörten Leidenschaft. Der Schauspieler kann seine ganze Kunst darin zeigen, und Herr Korn vereinigt in dieser Hinsicht Kunst und Wahrheit des Gefühls. Die zweyte Scene des vierten Actes gibt dem Darsteller Gelegenheit, die ganze Scala



der zarteren Empfindungen des Herzens zu durchlaufen, und die Töne durch äußere Zeichen, Geberden und Bewegungen anschaulich zu machen. Die Ausführung dieser Scene halten wir für die vorzüglichste in der Leistung des genannten Künstlers. Nirgends eine Lücke, nirgends eine Härte oder ein zu schroffer Übergang, alles vorbereitet, verschmolzen und gerundet. Die Übergänge wurden schon vorher angedeutet, und die abgebrochenen Reden durch mimische Beredsamkeit vervollständigt. Dies ist es, was die Franzosen durch das Wort *Intention* ausdrücken, doch ist es noch nicht alles. Sie, die den Ausdruck aufgebracht haben, können auch als Muster in der Sache selbst dienen. Der Anfang dieser Scene klingt in der Übersetzung nicht besonders gut.

Es war eine Zeit, Fräulein, ich darf's gestehn,  
Wo im Genuß der seligsten Gefühle  
Ich gern in ihren Fesseln schmachtete.

Das noch abgerechnet, daß sich die erste Zeile nicht scandiren läßt. Manche Wortfügung ist ziemlich gezwungen, und das öfter wiederkehrende Fräulein (*Madame!*) zeigt eine allzustrenge Genauigkeit an, weshalb dieß Wort von Herrn Korn auch mit Recht vermieden wurde. In der Schlusscene dieses Act's entwickelt Herr Korn die vorhin erwähnte intensive Kraft des Ausdrucks in vollem Maße. Die vier letzten Verse enthalten eine bekannte Phrase, die auch *Refau* im Porträt der Mutter recitirt. Sie können zugleich wieder als ein Beweis dienen, was auch in einer guten Übertragung oft verloren geht. Man vergleiche nur die letzten Zeilen:

Ich nahm  
Mir's tief zu Herzen, ich gesteh's erröthend:  
Doch wer mit mir sein Spiel treibt, ist verloren —

mit dem Original:

J'ai honte des douleurs, où je me suis plongé:  
Mais malheur aux ingrats, qui m'auront outragé!

Man wird gestehen müssen, daß im Französischen mehr Kraft, und sogar eine rhythmische Cadenz enthalten ist. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß der Pathos der tragischen Schauspieler Frankreichs aus diesem Sylbenmaß von selbst hervorgehen mußte.

Wir wissen, daß Charaktere, wie der ritterliche Greis *Lusignan*, dem Talent des Darstellers (Herrn *Heurtelour*) ungemein zufagen. Um so weniger wird über seine treffliche Leistung in der hier besprochenen Tragödie zu sagen seyn. Sie war trefflich! Das soll mehr bedeuten, als gewöhnlich; die Darstellung war gediegen, wahr und ergreifend in den kleinsten Zügen; ein lebendiges Tongemälde der Declamation — so sehr mißbraucht das letzte, nichts sagende Wort auch immer seyn mag. Es muß aber vorzüglich erwähnt werden, wie glücklich der Darsteller die Weichheit des Gefühls, die väterliche Rührung und die durch harte Prüfung, wie durch lange Jahre erzeugte Hinfälligkeit des Greises, mit einem Überrest von ritterlicher Kraft, der Strenge des frommen Christen, und dem plötzlich auslodernenden Feuer der männlichen Entrüstung zu verschmelzen mußte. Jeder Ton sprach zum Herzen, keine Rede verfehlte das Ziel, und der schlichte Ausdruck innigen Gefühls, ohne irgend eine überflüssige Zugabe und Verzierung bewegte die Hörenden zu Thränen, der schönste Preis der Wahrheit und Natur.

Es ist löblich, zu einer Zeit, wo die Schicksalstragödien und das romantische Drama sich gleichsam in die Herrschaft der Bühne theilen, und jede in ihrer Art willkommene Aufnahme finden mögen, die mißlungenen abgerechnet, auch zuweilen ein sogenanntes classisches Stück der französischen Dichter vorzuführen, damit, ohne Vorurtheil und Einseitigkeit, das Schöne und das Gute aller Völker und aller Zeiten erhalten und genossen werde!

### Concert = Anzeige.

Im großen Saale der nied. österr. Stände wird Sonntag den 23. d. M. der zwölfjährige *Johann Promberger*, Schüler des Herrn *Ustmyer*, sich auf dem Pianoforte hören lassen, wozu er den ersten Satz aus Hummels Concert in A - moll, dann *Larghetto* und *Rondo* aus demselben Musikstück, zuletzt *Rondo brillant*, componirt von seinem Lehrer, gewählt hat.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Dinstag, den 25. November 1823.

141

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau de l'österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Kosmologische Betrachtungen über die Bahnen der Himmelskörper.

(S c h l u ß.)

Johann Kepler ward den 27. December 1571 zu Weil in Württemberg geboren. Sein Vater, ein armer deutscher Landmann, endigte nach vielen vergeblichen Versuchen, sich der Armuth zu entziehen, damit, daß er einen Gasthof anlegte, in welchem er auch einige Jahre nachher in der größten Dürftigkeit starb. Auf diese Weise ohne Unterstützung blieb Kepler bloß sich selbst überlassen, kämpfte in früher Jugend schon mit Noth und Nahrungsorgen, brachte es aber endlich doch nach vielen mühevoll durchlebten Jahren dahin, die theologische Facultät in Tübingen zu beziehen, wo er auch oft und mit großem Beyfalle predigte. Da er schon damals sich mit Mathematik und Astronomie zu beschäftigen anfing, so mußte er, seine Existenz zu sichern, fremde Kinder in den Elementen unterrichten, und jährlich Kalender herausgeben, welche letztern bald allgemein beliebt wurden, und ihm auch endlich eine Professur der Mathematik und Moral in Grätz in Steyermark verschafften. Hier gab er sein erstes größeres Werk: *Mysterium cosmographicum*, heraus, welches zwar viele pythagoreische Träume, aber dafür noch mehrere gründliche, wahrhaft genialische Ideen enthielt, so daß dadurch der berühmte Astronom, Tycho von Brahe, der zu dieser Zeit von dem Kaiser Rudolph II. aus Dänemark nach Prag gerufen wurde, sich bewogen fand, Keplern als seinen Gehülfen nach Prag einzuladen. Kepler folgte dem Rufe, wurde einige Zeit nach seiner Ankunft dem Monarchen, dem bekannten großen Beschützer der Astronomie, vorgestellt, und erhielt endlich auch eine förmliche Anstellung als kaiserlicher Mathematiker. Allein diese Ehrenstelle konnte ihn nicht vor dem Mangel und den Nahrungsorgen schützen, mit welchen er bisher gekämpft hatte, und da ihm, seiner wiederholten Bitten ungeachtet, in den bedrängten Zeiten des dreißigjährigen Krieges seine Besoldung nicht ausgezahlt wurde, so war er gezwun-



gen, die heterogensten Dinge zu treiben, um sich und den Seinigen das Leben zu fristen. So studierte er schon in seinen älteren Jahren Medicin, in der Hoffnung, sich durch die Praxis das Nöthige zu verdienen. Endlich wurde er dieser peinigenen Verhältnisse überdrüssig, und suchte wieder um eine kleine öffentliche Lehrerstelle in Linz an, die er dann endlich nach vielen Bitten auch erhielt, wo es ihm aber, der damaligen allgemeinen Verwirrung wegen, nicht besser ging. Nach fünfzehn, dort in Kummer und Mangel verlebten Jahren, zog er nach Ulm, wo man ihm Anerbietungen gemacht hatte, die ebenfalls nur halb erfüllt wurden. Endlich nahm ihn der Herzog von Wallenstein, der von seinen großen Entdeckungen gehört hatte, und wenn auch nicht die Astrologie, doch die Astrologie beschützte, zu sich, und da er ihn zu seinen astrologischen Speculationen nicht geeignet fand, so verschaffte er ihm, um ihn wieder auf eine gute Art los zu werden, eine Professorstelle an der Universität in Rostock, über welche Wallenstein das sogenannte Patronatrecht hatte. Kepler erhielt aber auch hier, der ewigen Kriege und Unruhen wegen, die ganz Deutschland verwirrten und der Auflösung nahe brachten, keine Besoldung. Unter den Manuscripten des unsterblichen Mannes, welche jetzt alle bey der Akademie der Wissenschaften in Petersburg aufbewahrt, aber, wie sie es doch so sehr verdienten, nicht herausgegeben werden, findet sich ein Brief, den er von Rostock bald nach seiner Ankunft in dieser Stadt an seine anfangs in Prag zurück gelassene Frau schrieb, die ihm ihren gänzlichen Mangel, besonders an Brennholz in dem damaligen strengen Winter geklagt hatte. In diesem Briefe schreibt ihr Kepler, daß er keine Besoldung erhalte, also selbst ganz ohne Geld sey, und daß sie sich mit ihren Bitten an Tycho wenden möchte, um von ihm einen oder zwey Faden Holz zu erhalten. Sollte Gott mir einmal aufhelfen, und ich unter meiner so lang getragenen Last nicht sinken, so will ich es ihm mit tausend Dank wieder zurück geben.

Während dieses unersreulichen Lebens, mitten unter immerwährenden Nahrungsvorgen und häuslichen Qualen, denen jeder andere unterlegen hätte, beschäftigte sich der unermüliche, nicht zu beugende Geist des Mannes mit den mühevollsten und schwersten Untersuchungen, und schrieb die großen Werke, welche der ganzen neueren Astronomie das Daseyn gaben, und welche seinen Namen so lange unter den Menschen erhalten werden, als diese selbst den Sinn für die Betrachtung dieser erhabenen Gegenstände nicht verlieren. Von Kummer und Sorgen jeder Art zu Boden gedrückt, hatte er nicht einmal den Trost, den Werth seiner Entdeckungen von seinen Zeitgenossen anerkannt zu sehen, und während sein Nachfolger in England bey seinem Leben und im Tode den Königen gleich gesetzt wurde, ließ diesen sein Vaterland, unser deutsches Vaterland, vor Hunger sterben.

Noch Niemand war so hoch, als Er gestiegen,  
Und, Deutsche hört's, er starb in Hungersnoth.  
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,  
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

8 ä f i n e r.

Im Jahre 1631 beschloß er endlich, in seinem sechzigsten Jahre, eine Fußreise von Rostock nach Regensburg zu machen, um bey dem in der letzten Stadt ausgeschriebenen Reichstag durch Bitten und Flehen vielleicht auch die Rück-



stände seiner Befoldung zu erbetteln. Allein ohne seinen Zweck zu erreichen, unterlag er seiner Last, und starb in Regensburg den 15. November desselben Jahres. Vor etwa dreyßig Jahren fand man zufällig das Inventarium Keplers in der Magistratskanzley dieser alten Reichsstadt auf, es bestand in zwey abgenützten Kleidungen, eben so viel Hemden, einem Siebenzehner und einigen Kupfermünzen, einer ihm von Kaiser Rudolph II. verliehenen Ehrenmedaille, und einem Exemplar seines unsterblichen Werkes: de Stella Martis.

Dieses Werk ist es, in welchem Kepler seine größten Entdeckungen bekannt gemacht hat, Entdeckungen, die in der Geschichte der Sternkunde auf immerwährende Zeiten die wichtigste Epoche bilden werden. Denn es ist hier nicht von solchen Erfindungen die Rede, die nur für diese oder jene abgesonderte Classe von Menschen oft nur auf eine kurze Zeit einwirken, um dann neuern und bessern Erfindungen Platz zu machen, sondern von solchen, die dem ganzen Menschengeschlechte und allen kommenden Zeiten angehören, weil sie die ewigen Gesetze der Natur betreffen. Jahrtausende waren vergangen, und kein Sterblicher hat es gewagt, in jenem großen Buche, das doch vor unser aller Augen so lange schon offen da lag, zu lesen, bis endlich er die geheimen Charaktere entzifferte, in welchen jene Gesetze der Natur mit Flammenzügen an dem Sternenhimmel geschrieben waren, und bis, durch seine vorhergehenden Untersuchungen unterstützt, Newton es unternehmen konnte, auch den Grund dieser Gesetze zu erforschen. Jener schrieb, wenn ich so sagen darf, das Gesetzbuch der Natur, den Codex, welchem sich alles in derselben in schweigendem, unverbrüchlichen Gehorsam unterwerfen muß, und erst nachdem das Gesetzbuch einmal vollendet war, konnte dieser, ein anderer Montesquieu, es unternehmen, auch den Geist dieser Gesetze zu schreiben. So theilen sich diese beyden größten Heroen des siebzehnten, und vielleicht aller verfloffenen und künftigen Jahrhunderte, in den Ruhm, dem Menschengeschlechte die Wunder Gottes verkündet, und ihnen recht eigentlich den Himmel selbst geoffenbaret zu haben.

Um die Schmach des deutschen Vaterlandes, welches seinen besten Sohn, seinen Stolz und seine Zierde, kummervoll leben und endlich sogar Hungers sterben ließ, wenigstens einiger Maßen wieder gut zu machen, wurde Keplern am 27. December 1808, dem Geburtstage desselben, von dem damaligen Fürst Primas Dahlberg in Regensburg ein Denkmal errichtet — ein kleiner, runder, offener Tempel von Backsteinen, mit acht Säulen, in dessen Mitte Keplers Büste von carrarischem Marmor mit der einfachen Unterschrift KEPLER steht. — Das eigentliche Grabmal desselben in Regensburg wurde im Jahre 1634, als die Schweden diese Stadt eroberten, zerstört. Ob nicht auch dieses neuere Denkmal von dem Feuer der Franzosen in der Schlacht des Jahres 1809 zerstört worden ist \*), fanden die deutschen Zeitungen nicht der Mühe

\*) Wie dieß nur einige Jahre zuvor mit Lillenthal geschehen ist, wo der berühmte Vendamme das astronomische Inst. des unvergeßlichen Schröders ohne alle Noth, ohne Kriegsraison, und aus wahrem Muthwillen durch Feuer und Plünderung zerstörte. Schröder entsetzte sich über diese unerwartete und unerhörte Barbarey der großen Nation, wie sie sich selbst sehr bescheiden nannte, so sehr, daß er in eine unheilbare Schwermuth versank, und den Verlust seiner kostbaren Instrumente kaum ein Jahr überlebte.



wert zu erzählen, und vielleicht mit Recht, denn Kepler bedarf ihrer so wenig, als jenes Denkmals, dessen kleine Kosten erst mühsam durch Subscriptionen unter seinen entarteten Enkeln zusammen gebettelt werden mußten. Denn was wir gewöhnlich mit Säulen und Statuen zu ehren suchen, würde meistens, ohne diesen Nothhülfen, bald ganz unter uns vergessen werden, und wird es oft zusammt allen diesen Denkmälern. Aber Keplers Denkmal ist mit Flamenschrift an dem Sternenhimmel selbst eingegraben, ist ewig, wie der Himmel selbst, und weit erhaben über den schüden Undank seiner Zeitgenossen, und selbst über einen solchen Dank der Nachwelt. Sein Name, der Name eines Bauernsohnes aus Weil, wird auch ohne unsere Subscriptionsdenkmäler, selbst dann noch leben, wenn der Name derjenigen, die ihm seinen so wohlverdienten Taglohn nicht ausgezahlt haben, längst vergessen seyn wird in der Geschichte der menschlichen Cultur; selbst die unbekante Stätte seines wahren Grabmales, wie viele verwüstende Heere von Barbaren auch noch darüber hinziehen mögen, wird aufgesucht und verehrt werden, wenn Dahlbergs Monument längst in Staub zerfallen seyn wird, und vielleicht wird man sich einst, wenn auch Regensburg nicht mehr ist, dieser Stadt, die er seine Zuflucht im Unglücke nannte, noch erinnern, nicht wegen den Schlachten, die dort geliefert worden sind, sondern weil der Ort, wo sie einst stand, die Asche des unsterblichen Mannes enthält.

Wenn wir ihm schon unsern Dank erweisen, oder vielmehr, wenn wir den Undank, daß wir einen solchen Mann in unsrer Mitte vor Hunger sterben ließen, wenn wir dieses vor der Nachwelt wenigstens zum Theile wieder gut machen wollen, so gäbe es eine andere Gattung von Monumenten, die besser geeignet sind, unsere Gesinnungen für das wahre, bisher so schmählich verkannte Verdienst zu beurkunden. Unsere Väter haben diese Art von Denkmälern, die edelste und dauerndste, die es gibt, durch die Stiftung des Adels eingeführt, indem sie den Lohn des Verdienstes des Ahnherrn noch auf seine spätesten Enkel übertrugen. Wer unter uns seine Verdienste kennt, wird nicht anstehen zu sagen, daß er sich ein volles Recht auf diese Erkenntlichkeit seiner Nachkommen in der ganzen gebildeten Welt, besonders aber in seinem deutschen Vaterlande erworben hat. Wer würde ihm seine Ehre, öffentlich anerkannt, streitig machen, oder wer würde auf dieser Adelsbank sich nicht gerne neben ihn setzen wollen? Zwar er bedarf auch dieses nicht, aber wir, wir bedürfen es, um den Vorwurf des Auslandes, um den gerechten Tadel der Nachwelt von uns zu wenden, und um das, was wir an dem wahrhaft edlen Manne, so lange er lebte, nicht gethan haben, wenigstens an seinen Enkeln zu thun, die unbekannt und ungeachtet in irgend einem Dorfe Deutschlands mit Noth und Kummer kämpfen, und, wie ihr großer, verkannter Ahnherr, einen unsterblichen Namen tragen, und ihr Brot im Schweiße ihres Angesichtes essen.



## Die Allvergänglichkeit.

An Julien.

Aus dem Spanischen des Don Christoval de Mesa \*).

Nach dem Sonette: Todo al fin tiene fin, todo alto Imperio etc.

Alles muß am Ziel sein Ziel erreichen:  
 Stolge Reiche stürzt der Zeiten Hand;  
 Wenn zuhöchst die Sonne dießseits stand,  
 Muß in's andre Halbrund sie entweichen.

Bothen Roms und Hellas Siegeszeichen  
 Freyheit oder Knechtschaft Meer und Land:  
 Nach der Parze grauem Ausspruch schwand  
 Beyder Macht in Trümmer, Schutt und Leichen.

Laß den höchsten Bau der Welt entstehen:  
 Alt- und Neues maßt der Gang der Zeiten;  
 Nichts darf hier auf stete Dauer deuten.

So wird auch dein Lenz, jezt rosig schön,  
 Wenn dahin die Blütenjahre gleiten,  
 Einst in's Grau des Winters übergehn.

Gottlieb v. Leon.

\*) S. dessen Valle de Lagrimas y diversas Rimas, en Madrid, 1607. pag. 73.

## Biersylbige Charade.

Heiß drücket der Ersten brennende Blut,  
 Kaum rettet die Mädchen der schattige Hut;  
 Die letzten entkeimen im Lenzesglanz  
 Und schießen empor zum grünenden Kranz. —  
 Doch weh, wer das Ganze im Angesicht trägt,  
 Wenn gar noch dazu sich die Eitelkeit regt!

J. C. Pöpp.

## Schauspiel.

R. F. Hoftheater an der Burg. Zum ersten Male: Sympathie. Lustspiel in zwey Aufzügen, von Lebrün.

Kaschwich, ein Landedelmann, hat seine beyden Töchter den Söhnen seines Freundes von Horst bestimmt, und die Paare sind schon assortirt, um aber seinem Glauben an die Sympathie einen Triumph zu verschaffen, sollen die jungen Herren der Neigung ihres Herzens überlassen bleiben. Diese kommen an, und anfangs scheint es wenigstens auf einer Seite gut zu gehen, die andere bleibt ein wenig dunkel. Bald aber entspinnt sich eine Liebe über's Kreuz, der böde Lebrecht wird zu der schalkhaften Thekla, der joviale Christian zur stillen, schüchternen Emma hingezogen. Der eine und der andere Bund ist schon geschlossen, als Kaschwich endlich seinen Wahn erkennt, und der Unglaube seines Freundes siegt.

Weder die Anlage, noch die Entwicklung dieses Lustspiels können sehr gelobt werden. Abgesehen davon, daß die Idee nicht neu ist, kann sie auch nicht als richtig an-



gesehen werden; Sympathie des Herzens ist kein leerer Wahn, und eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Die gegenseitige Zuneigung der jungen Leute ist ziemlich erzwungen. So wie es auf der einen Seite an Klarheit mangelt, so fehlt es auf der andern an Wahrheit. Der Gegenstand ist zu oberflächlich und bloß theatralisch behandelt. Manche Scenen, wie der zweyte Theil überhaupt, fallen satysam in's Breite, andere aber laufen wie zerstückelt durch einander. Der Anfang verspricht etwas, der Schluß des Act's läßt eine gewisse Leere zurück. Im zweyten werden die komischen Züge nach und nach etwas greller, das Interesse wird indessen nicht merklich dadurch erhöht. Die Scene, wo Thekla den schüchternen Christian aufmuntert, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, gewinnt des nicht eben sparsam darin enthaltenen Luststoffs ungeachtet, weder an Zartheit, noch Eindringlichkeit. Die Charaktere haben ungefähr den Zuschnitt der Handlung, und der wirksamste (Thekla) ist ein ziemlich oft vorgeführter Theatercharakter. Man erkennt häufig den Schauspieler, der mit dem Repertoire der gangbaren Stücke wohl vertraut ist. An der Darstellung lag es nicht, daß die Zuschauer mit dem Autor nicht recht sympathisiren wollten. Thekla wurde von Mad. Ansfüh mit der erforderlichen Laune und Schalkhaftigkeit dargestellt, und auch der parodirende Ton der Sentimentalität wirkte sehr erregend. In der vorhin erwähnten Scene, und in dem Moment, wo Thekla den Christian zum Lachen auffordert, indem sie selbst lacht, ist einige Zurückhaltung nicht zu tadeln; die Art und Weise des Lachens ist ein Hauptkennzeichen eines gebildeten Frauenzimmers. Die trockne Drolligkeit des Herrn von Horst gelang dem Darsteller (Herrn Wilhelm) besonders gut. Herr Wotke gibt solche treuherzige Naturmenschen, wie der hier erscheinende blöde Ritter, jederzeit mit Wahrheit.

Den folgenden Tag wurde das Lustspiel wiederholt; vorher aber der Großpapa gegeben. Lustspiel in einem Aufzug, nach dem Französischen der Herren Scribe und Melesville, von Castelli.

Auch die deutsche Bühne hatte früher einen Großpapa, in mehreren Acten, von Hagemann, der jedoch mit dem französischen nichts gemein hat. Dieser, ein reicher, jovialer Mann, wird durch keine anderen Sorgen beunruhigt, als die ihm seine heilrathslustigen Enkel verursachen. Adolph z. B. liebt die Tochter eines Capitalisten, und dieser hat sie einem andern Capitalisten schon versprochen. Adolph ist außer sich, und sucht den Großpapa zu bereden, selbst um das Mädchen anzuhalten; ihm werde sie der Vater nicht abschlagen, vielmehr den früher Verlobten wieder abweisen, und dann könne ja der Großvater dem Enkel seine Rechte überlassen. Diese naive Zumuthung erwiedert der Alte eben so naiv, willigt aber halb im Ernst und halb im Scherz endlich dennoch ein. Nun findet sich's, daß Adolph schon die Sache eingeleitet hat. Der Vater des Mädchens kommt den Handel abzuschließen. Auch Henriette wartet bereits versteckt im Hause, dem Großvater ihre Noth zu klagen. Sie hält Adolph für treulos, weil er sie so leichtsinnig aufopfern kann, und stellt sich wirklich entschlossen, dem Alten ihre Hand zu geben. Die Liebenden gehen in völligem Zwiespalt aus einander, und der Großpapa kommt in die Verlegenheit, aus dem Spiele Ernst zu machen. Der Enkel will verzweifeln. Seine Schwester schlägt sich in's Mittel, indem sie schnell hereintritt, und berichtet, Adolph wolle das Haus verlassen, und unter die Husaren gehn. Jetzt fließt Henriettens Herz über, ihr Freund erkennt sein Unrecht, die Liebenden versöhnen sich, und mit freudigem Erstaunen findet der Großpapa sich aller Mühe überhoben.

Die Unwahrscheinlichkeit herrscht vor in diesem kleinen Stück, wie man sowohl aus der Rolle, die der Großpapa übernimmt, als aus dem Benehmen des liebenden Mädchens und ihres Vaters erseht; die Ausführung dieses Haupttheils bringt auch etwelche Längen vor; alles ist aber auf den Charakter des jovialen Greises berechnet, und die französischen Autoren verstehen es sehr gut, in solchen Fällen jede vortheilhafte Seite hervor zu kehren, die kleinsten Züge und Momente zu benutzen, um das Interesse auf eine andere Weise zu ersehen, und so viele Heiterkeit zu verbreiten, daß man sich willig finden läßt, die Unwahrscheinlichkeit zu übersehen, und die Längen zu vergessen. Der Schluß ist ungezwungen, rasch und lebendig. Die alte mürrische Wirthschafterin, die



den sorglosen Greis hofmeistert, macht mit diesem einen glücklichen Contrast, und die beyden Enkel haben in ihren naiven Physiognomien manchen interessanten Zug.

Die Erscheinung des Herrn Koch, als Großpapa (Frohmann) gewinnt dem Stück im Voraus schon die Theilnahme der Versammlung. Man denke sich ihn im traulichen Familienkreis, voll Frohsinn und Biederherzigkeit, von Kindern und Kindeskindern umgeben. Man meint nicht mehr vor der Bühne zu stehen, sondern wenigstens von fern an der Handlung Theil zu nehmen. Man ist überzeugt, wenn er auf den Vorschlag, sich hartherzig zu stellen, mit rührender Gutmüthigkeit erwiedert: „Ich! hartherzig!“ Die seltene Regsamkeit des greisen Künstlers fördert auch gedehnte Scenerie. — Die Rolle der alten Cordula ist sehr wirksam. Ein gerundetes, leichtes Spiel, und sie hebt sich durch Situationen und Umgebung schon von selbst. Mad. Koberwein wußte die erregendsten Momente noch mehr hervor zu heben. Herr Kettel gab den Adolph bey vieler Lebendigkeit mit Behauptung des natürlichen Tons; was in dem zuerst erwähnten Stück weniger der Fall war, vielleicht weil er die Charaktere unterscheiden wollte.

Zwischen dem ersten und zweyten Lustspiel wurden von dem Mitglied des k. k. Hoftheaters, Herrn Alois Khaml, Variationen auf der Flöte vorgelesen, über das Thema der beliebten Cavatine des Tancredi, mit großer Reinheit, Deutlichkeit, Anmuth und mit einer ungemein leichten Überwindung bedeutender Schwierigkeiten.

### O p e r.

K. k. Hoftheater am Rärthnerthore: Zur Feyer des Namensfestes Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin: Titus, der Gütige, mit Mozarts Musik neu in die Scene gesetzt. Vorher wurde das bey diesen feyerlichen Gelegenheiten übliche Volkslied: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!“ angestimmt.

Die Administration hatte durch die Wahl des Kunstwerks, das wieder mit Entzücken aufgenommen wurde, den Freunden der Tonkunst noch einen besonderen festlichen Genuß bereitet. Kann es wohl von einem und demselben Meister drey Kunstwerke geben, die in ihrer Größe und Bedeutsamkeit zugleich in so eigenthümlicher Verschiedenheit einander gegenüber stehen, als Titus, Don Juan und Figaro's Hochzeit? Mozart scheint sich in der erstgenannten Tondichtung absichtlich dem älteren italienischen Styl genähert zu haben. Aber welche Tiefe und Erhabenheit! welche hinreißende Schilderung der reinsten Gefühle, der gewaltigsten Leidenschaften und ihrer, im furchtbar wogenden Kampf, naturgemäßen Entwicklung! Bey diesem Allen — welcher Reichtum an Melodie und Gesang! Ja, man hat sogar in dieser Hinsicht manches Motiv, wie z. B. in der zweyten Arie des Sextus, bey den Worten: „O, wie ist mein Herz beklommen!“ als der Situation und der Stimmung des Gemüths widersprechend bezeichnet wollen. Der unsterbliche Tondichter aber, zu dem in den Stunden der Begeisterung, hätte er sonst auch keine Ahnung davon gehabt, der Genius hernieder schwebte, der ihm Gesänge des Himmels lehrte, und die Geheimnisse des menschlichen Herzens wie des Geisterreichs ihm offenbarte, mochte eine besondere Veranlassung dazu haben. Genug, das Werk, wie es unter Mozarts Händen hervorging — es hat freylich mancherley Veränderungen hier und dort erlitten — steht in seiner edlen Einfachheit, seiner würdevollen Ruh' und Klarheit, wie ein echt antikes Kunstwerk da, und die Kunstweibe des allverehrten Imperators konnte nicht leicht in die Hände würdigerer Meister kommen, als Mozart und Metastasio. Auch die Dichtung ist vorzüglich. Die Charaktere sind mit Wahrheit gezeichnet, in einem wirksamen Contrast von Zartheit, Edelmuth und leidenschaftlichem Unmaß zusammengestellt, die Situationen eindringlich, bey edler, einfacher Haltung des Ganzen. Es ist schade, daß diese dramatische Dichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt und mit Recitativen, statt des Dialogs in Prosa, nicht mehr zum Vorschein kommt.

Die Aufführung geschah mit vielem Fleiß und die Zuhörer hatten Ursache, mit



der Leistung im Allgemeinen ihre Zufriedenheit, so wie durch Ergießungen des lautes-  
 ten Beyfalls die Anerkennung manches Vorzüglichsten zu beweisen. Titus ist eine  
 Glanzrolle des Herrn Forti, der von Scene zu Scene in seinen Leistungen sich selbst  
 überbot. Es ist ein seltner Vorzug dieses Sängers, daß er den eignen Anforderungen  
 an die Ausbildung seiner Kräfte und seines Talents keine Grenzen gesetzt zu haben  
 scheint, sondern von Stufe zu Stufe unaufhaltsam fortrückt. Der Part des Titus  
 ist auf den deutschen Bühnen vielfältig vernachlässigt worden. Zuweilen gerieth er an  
 einen Tenoristen, ein anderes Mal an einen Basssänger; jeder machte, den Bedürf-  
 nissen seines Singorgans gemäß, besondere Einlagen. Hier ist dieser Part, seiner Bes-  
 timmung gemäß, jetzt einem Bariton zu Theil geworden, der sich als solcher, und als  
 Sänger überhaupt, den vorzüglichsten deutschen Sängern an die Seite stellen darf. Der  
 Vortrag der zweyten Arie, in dessen zweyte Hälfte der Chor einfällt (diese, wie so  
 manches Andere, rührt nicht von dem Dondichter des Ganzen her), erhielt die  
 Zuhörer in fortwährender Spannung, die sich durch öftere Wiederholung des lautes-  
 ten Beyfalls Luft zu machen suchte. Anmuth des Gesanges und Wahrheit des Aus-  
 drucks wirkten hier in vorzüglich schönem Einklang. Nicht minder leistete Mad.  
 Waldmüller als Sextus durch Gesang und Vortrag Beyfallswürdiges. Eine  
 vorzügliche Erwähnung verdient die charakteristische Bestimmtheit und Klarheit, in  
 welchen jede Regung des Gefühls und der empörten Leidenschaft bis zur Anschau-  
 lichkeit entwickelt wurden. Mehrere besonders gelungene Momente im großen Re-  
 citativ des ersten Actes, wirkten ergreifend, und die Theilnahme, welche der angenehme  
 und affectvolle Vortrag der zweyten Arie erregte, dauerte vom Anfang bis zum Ende  
 des Gesangstücks. Das lieblichrührende Duettino mit Annus, das in einfach-fräs-  
 tigen Zügen, wie ein Geisteruf aus der Heroenzeit, an die erhabne Freundschaftstreue  
 des Alterthums mahnt, und in etlichen dreyßig Tacten den größten Duettts aller andern  
 musikalischen Dramen das Gleichgewicht hält, wurde unter lautem Jubel zum zweyten  
 Mal verlangt. Mad. Grünbaum leistete als Vitellia viel Schönes und Ges-  
 lungenes, sowohl in der ersten Arie, als in den Ensemblestücken, doch schien die Stimme  
 ihr an diesem Abend zu versagen. Dieß wurde besonders merklich in dem Terzett vor  
 dem ersten Finale, bey dem ergreifenden Übergang, und mochte Schuld daran seyn,  
 daß die sehnlich erwartete Arie im zweyten Act, mit Begleitung des Bassethorns, dieß-  
 mal übergangen wurde. Das Duett zwischen Servilia (Mlle. Bondra) und An-  
 nus (Mlle. Unger) gesungen, worin der rührendste Ausdruck unschuldiger Liebe ath-  
 met, wurde mit Zartheit vorgetragen. Übrigens wirkte die Stimme der zuletzt genann-  
 ten Sängerin etwas schwach in dieser Vorstellung. Herr Seipel sang den Part  
 des Publius lobenswerth. Wir glauben nicht, daß die alten Quiritier das Wort Am-  
 phitheater anders betonten, als es im neuen Rom und anderwärts gebräuchlich ist.  
 Hier wenigstens hörten wir eine fremdartige Verwechslung des Accents, was jedoch eine  
 Folge der Eile seyn konnte. Die Chöre wurden unvergleichlich ausgeführt. Die  
 größte Wirkung erregte in Verbindung mit den Hauptstimmen der Chor am Schluß  
 des ersten Finales, und der erste des zweyten Actes, wo Senat und Volk auf dem Ca-  
 pitotium den Göttern für die Erhaltung des geliebten Kaisers danken, in welchen die Her-  
 sen aller an diesem feyerlichen Abend Theilnehmenden freudig einstimmten. \* — \*

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Donnerstag, den 27. November 1823.

142

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbes und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Der Einsiedler auf dem St. Michaelsberge.

Eine vaterländische Sage, nach dem Magarischen des Alexander von Kiskaludy,  
bearbeitet von Georg von Gaal.

Zwischen Szigliget und Kesthely — wo der Überfluß die Fülle seiner Gaben weit umher so verschwenderisch ausgestreut hat, daß der rebenvolle Berg, der mitten zwischen beyden, gleich einem freygebigen Nährvater, sich erhebt, übersatt des längst gesogenen Traubensaftes, den er erzeugt, eine schmale lange Zunge in den Blattensee hinausstreckt, um seinen Durst zu fühlen — wölbt am Hange dieses größern ein knäulförmiger niederer Berg, von duftigen Kräutern schwellend, sich empor, auf welchem, wie morsche Basen einer zerstörten Krone, die dunkeln Reste einer Capelle und einer Klausnerhütte, dem Wanderer entgegen starren.

Michaelsberg ist sein Nahme. In frühern Jahrhunderten, als noch das Haus Pethö im Besitze von Kesthely war, hatte Michael dieses Stammes die Capelle darauf erbaut, und sie mit frommem Sinne seinem Schutzheiligen, dem mächtigen Bezwinger des Höllengeistes, geweiht. Ein gastliches Asyl war jenes Heiligthum seinem andächtigen Begründer; Herzens- und Himmelsfriede umfingen den Lebensmüden in seinen heiligen Räumen, und das Treiben und Toben der eitlen Welt zerschellte und verhallte vor seiner sichern Pforte, wie Brandung des Meeres an der Felsenwehre einer stürmefreyen Bucht.

Nach vieler Jahre Verlauf ward Einer von dessen Enkeln, Namens Pethö Menyhart, der Erbe des Besizthums, wenn gleich nicht der Frömmigkeit, Michaels, seines Ahnherrn. Vater zweyer Söhne und einer holden liebevollen Tochter; aber rauh und stolz wie der Heiden Troj, gegen die er als Fahrenträger des Reiches zu Felde gezogen war, verwandelte er jenen heitern Friedensaufenthalt in die verhängnißvolle Stätte unseliger Liebe, schmerzlicher Herzens- und Seelenqual, ach! und endlich in sein Grab!



Glücklich war er nach manch vollbrachter Heldenthat mit seinem Knappen, *Bodor Imre*, aus Siebenbürgen heimgekehrt; aber nicht seinem Muth, sondern nur der Tapferkeit und Treue dieses seines Dieners hatte er nun sein Leben zu verdanken. Diesem war es gelungen die nach *Menyhart* geschwungene Lanze eines Türken abzuwehren, und durch Erlegung des grausamen Gegners ihm Leben und Freyheit zu retten.

„Seht hier meinen Hirt und Retter!“ rief er aus, als er, vom Feldzuge heimkehrend, mit *Imre* in den Kreis seiner Kinder trat. „Diesem hier verdank ich die Freude, euch wieder zu sehen; ohne ihn war ich verloren.“ Da erzählte er ihnen von der Gefahr, die ihm gedroht, und von der kühnen That des Knappen, der ihn gerettet, und alle hingen mit Staunen und Freude an seinen Lippen, priesen des Dieners Muth und Treue, und jeder verhiess ihm würdigen Lohn, und zeigte sich bereit so heiliger Herzenspflicht sich zu entledigen.

„So wisse denn,“ fuhr *Menyhart* fort, „daß ich mein Leben als ein Geschenk von deiner Hand betrachte, und darum nicht länger in deiner Schuld bleiben mag. Alle meine Stunden sind fortan Zinsen dieses Geschenkes, drum ist es billig, daß du Theil daran habest, und dich auch der deinigen freuest. Sag' an, womit soll ich dir lohnen? Wähle dir Eins von meinen zahlreichen Dörfern; das größte und beste wähle dir; es sey dein eigen auf immerdar!“

*Bodor* sah mit frohem Selbstgeföhle vor sich hin; höher schwellte Vertrauen seine Brust, und die ungewöhliche Huld seines Gebieters ermutigte ihn zu Kühner, noch nie gewagter Hoffnung. Es schien ihm das Gemüth seines Herrn so ganz in Milde und Fülle seines Dankgeföhles dahin zu schmelzen, daß er dießmal von dessen Stolze weniger, als je, befürchtete. Von seines Herzens liebevoller Empfindung überrascht, und deßhalb auch in *Menyhart's* Brust eines sanften Wiederklangs gewärtig, wagte er ihm das Geheimniß seines längst gehegten Wunsches zu gestehen.

„Herr,“ sprach er, „indem ich den Todesstreich von dir abgewehrt, erfüllte ich nur des Edelmanns und deines Knappen Pflicht. Dem Miethlinge lohnt man mit gemeinem Solde; aber für eines edlen Herzens Dienste ziemt sich edler Lohn. Für ein Dorf bot ich noch nie mein Leben feil, und willst du deine Schuld auf immer lösen, so reiche mir, was meines Opfers würdig sey.“

„Ha!“ versetzte *Menyhart* mit stolzer Miene, „auch meines Königs Schuldner würde ich nicht bleiben wollen; wie könnte ich deinen Dienst unvergolten lassen? meine Gabe soll dich nicht kränken; dein ist die Wahl, sprich ohne Rückhalt, *Pethö* versagt dir nichts, und auch innerhalb der Schranken deines Standes ist Raum für manches bescheidne Glück und Gut.“

Höher glühte *Bodor's* Angesicht bey diesen Worten; reger und feuriger erpochte seine Brust, und wie zu nie versuchter Wage begeistert, rief er aus: „Jetzt oder nie! jetzt — jetzt entscheide mein Schicksal! Himmel oder Hölle! Verderben oder Heil! Steh' ich gleich als ein armer Diener vor dir, so schwellt doch edles Blut meine Adern, und mein Name ist meines Stammes werth. Gib mir *Lilla*, deine edle Tochter! ihr gehört mein Herz schon längst; ihr weihte ich all' mein Wünschen, all' mein Sehnen! Sie lasse das Pfand deiner Gnade, den Lohn meines Verdienstes seyn!“



Lilla starrte regungslos zu Boden; alles Blut wallte ihr nach dem Haupte auf, und der Schnee ihrer Wangen ward Blut und Flamme. Aber kaum hatte sie zu ihrem Vater aufgeblickt, so überzog Todesblässe ihr Angesicht, und von heftigem Angstschauer erbebt ihre Glieder; denn auf Menyhart's Stirn lagerte sich ein furchtbares Gewitter, dessen Ausbruch der Holden Tod und Verderben zu drohen schien. Wie zweyschneidige Dolche fuhren seine Blicke bald auf sie, bald auf Imre hin, racheheiß schnob sein Athem, und mit fürchterlichem Ausruf begann er: „Ha! Vermessener! bis dahin konnte dich das Gefühl erfüllter Pflicht verleiten, daß du mein Haus zu schänden wagest? Wahnsinniger Thor! fleuch aus meinen Augen, denn meines Hornes Maß ist voll. Ist dieß Bescheidenheit des Knechtes, den meine Gnade zu Ruf und Ehren bringt? dieß die Huldigung für Gaben, die ich ungemessen dir zum Lohne biete! Beyspielloser Frevelmuth! zurück in deinen Staub!“ Eben so hastig fuhr er seine Tochter an, Grimm und Rache mit Blick und Geberde drohend. „Und auch du, Unverschämte? vergebens meiden deine Blicke mein Angesicht; klar lese ich's an deiner Stirne, was ich auszusprechen erröthen muß; ich lese, was aus dir werden würde, wenn ich nicht lebte, nicht hindernd deiner schamlosen Absicht entgegen träte. O gewiß nicht einen Augenblick würdest du verziehen, deines Vaters Knechte die Hand zu reichen. Bey Gott! du sollst mir zu Ehren kommen! wisse! für D e r s y bestimmt' ich dich; er ist meines Blutes, meines Namens werth; ihm gab ich mein Wort bereits, und dir ziemt es, meinen Winken zu gehorchen.“

Der Ruf seiner Donnerstimme würde jedes Gegners Muth, jede Widerrede überäubt haben, aber Lilla fühlte sich von jener höhern Macht beseelt, die selbst der Löwen Grimm zu bändigen, empörter Stürme Brausen zu dämpfen vermag. Liebe flammte in ihrem Busen, und begeisterte sie, mit aller Entschlossenheit seiner Drohung zu begegnen. „Ha!“ rief sie, die Rechte feyerlich erhebend, „bey Himmel und Erde sey's gelobt: keiner, oder nur Imre soll mir den Mädchenschmuck vom Haupte lösen. Nur der Liebe Macht kann über mein Herz gebieten, und keiner Andern steht es zu, dasselbe gleich einer Waare feil zu bieten. Und will das deine sich grausam von mir wenden, und bin ich dir zu Last und Überdruß geworden, so sperre mich in's Kloster; dieß ist mein Entschluß.“

Wild tobte es in Menyhart's Brust; Scham und Rache bestürmten ihn, und grausam würde er den Kampf entschieden haben, wäre er nicht unbewaffnet da gestanden. Aber Imre trat gelassen vor ihn hin; Lilla's Geständniß hatte den Aufruhr seiner Brust, ihr kühner Entschluß das Streben seiner Wünsche beschwichtigt. Dem Liebenden war es Labsal, zu vernehmen, daß, wenn sie gleich nicht ihm angehören, sie doch keines Andern Beute werden wolle.

Sauftern Ernst in Blick und Miene sprach er zu Menyhart: „Herr, zürne nicht länger mehr! indem ich dem Wunsche entsage, dessen Inhalt dich so sehr empört, erlasse ich dir jeden andern Lohn, dessen du mich würdig halten magst. Nicht kann ich indeß verhehlen, daß ich durch Rettung deines Lebens mich berechtigt glaubte, hinsichtlich meines Standes, eine menschenfreundlichere Würdigung von dir zu erwarten, wenn du gleich kein richtigeres Maß, als Gold und Silber, für Verdienst und Herzenstreue kennst. Hätte ich dich auf



offenem Felde deinem schlimmen Schicksale überlassen, nichts zwänge mich dich nun um Gnade anzusehen; ich feyerte in deiner Villa Armen den Schönsten meiner Tage. Behalte deine Dörfer! nie werde weder dein Besitzthum noch deines Stammes Ehre durch mich geschmälert. Und nun verzeihe, daß ich mich vermaß, nach meinem Herzen das deinige zu beurtheilen, deinem Stolze mein Selbstgefühl entgegen zu setzen. Lebe lange! und sey glücklich! und wenn ich vor Gram und Noth verschmächte, so freue dich deines Wohlstandes; dem Reichen ist ja Welt und Leben unterthan. Dir aber, Villa, deren liebenswürdiges Wesen zu erkennen, zu erfassen, anzubeten, meines Daseyns Ziel und Sehnen war; dir, edles gutes Wesen, werde Gottes Segen in reichem Maß. Grausam trat dein rauher Vater die Blume meiner Liebe in den Staub — sie sey dahin! du aber fahre wohl und lerne mein vergessen! jenseits des Grabes ist Wiedersehen, frohes seliges Umarmen!" —

Nun sank er zu der Ohnmächtigen Füßen hin, faßte ihre todbleiche Hand, drückte den schmerzlichsüßen Scheidekuß darauf, und stürzte, wie von bewußtlosem Verzweiflungstaumel getrieben, hinaus, schwang sich auf sein Roß, und jagte gegen Osten hin. — Düster sank die Sonne hinter fernen Gebirgen hinab, und trübe Schatten dämmerten über Land und See. Die holde Villa war indessen bewußtlos in ihrer Brüder Arme gesunken, ähnlich einer jungen, blüthenreichen Pappel, die der Sturm entwurzelte.

Nach Mitternacht kam das Roß, das J m r e davon getragen hatte, triefend und schäumend im Hofraume des Hauses an. Unversehrt war Sattel und Zaum geblieben, aber der Reiter war dahin und niemand wußte Kunde von ihm zu geben.

„Ach! der gute getreue Knappe, der heldenmüthige Lebensretter seines Herrn! wohin hat sein Herzleid ihn getrieben? O gewiß stürzte sich der Unglückliche in den See, seinen Flammenschmerz zu kühlen!" So sprachen alle Hausgenossen M e n y h a r t's, und Jung und Alt bedauerte den wackern Jüngling; denn jeder liebte ihn, der ihn kannte. Allgemach beschlich nun den stolzen Edelmann Reue und Mitleid; klarer trat ihm J m r e's Großthat, wichtiger der Werth derselben vor die Seele, und je lebhafter er sich des Jünglings Bild vergegenwärtigte, desto mehr schien dessen Dürftigkeit vor dem Glanze des Edelmuths zu schwinden, der sein Wesen überstrahlte.

(D e r S c h l u ß f o l g t.)

### Süden und Norden.

„Ach, nach Süden möcht' ich hin!  
 Wo im ewig jungen Grün  
 Wald und Flur und Garten blüh'n,  
 Sonn' und Sterne heller glänzen,  
 Reben Dach und Ulme kränzen:  
 Könnst' ich dorthin zieh'n!"

Lebe hoch, mein deutsches Land,  
 Wo auf stolzer Felsenwand



Burgen steh'n am Isterstrand,  
 Kräft'ger Stamm von muth'gen Söhnen  
 Feindeswüthen kann verhöhnen  
 Durch der Treue Band.

„Ach, nach Süden möcht' ich hin!  
 Wo im Sand Rubine glüh'n,  
 Goldne Körner Funken sprüh'n,  
 Süßen Nektars Halme reifen,  
 Vögel durch die Blüten streifen,  
 Hart, von goldnem Grün.“

Lebe hoch, mein deutsches Land! —  
 Preist den wilden Sonnenbrand,  
 Und der Wüste heißen Sand:  
 Wo versenkte Fluren trauern,  
 Schlangen unter Blumen lauern,  
 Ist der Mensch verbannt!

„Ach, nach Süden möcht' ich hin!  
 Wo sich ohne Menschenmüh'n  
 Edle Früchte selbst erzieh'n,  
 Palmen ihre Kronen neigen,  
 Perlen aus dem Meere steigen:  
 Könnt' ich doch dahin!“

Lebe hoch, mein deutsches Land!  
 Wo den Völkern Heil erkand,  
 Hoch der Herrscher Segenshand!  
 Deine Berge, deine Felder,  
 Deine Burgen, deine Wälder,  
 Hoch mein Vaterland!

B. F.

### Correspondenz-Nachricht.

Augsburg, im November.

Wenn etwa einer oder der andere Schwabenfreund — und deren gab es, sonst wenigstens, in der Kaiserstadt — die lange Unterbrechung der Augsburger Correspondenz-Nachrichten bemerkt, und wohl dieselben gar entbehret haben sollte: so wolle er den armen Berichterstatter darum für entschuldiget halten, weil derselbe auf einer fast dreijährigen Reise nach Tenare begriffen war. Obwohl noch fern von dem ersehnten Hafen, so wurde doch glücklicher Weise das düstere Ziel der Fahrt nicht von ihm erreicht, und er säumt nicht, die theilnehmenden Freunden noch vor seiner Ankunft — fast wie Capitän Parry die Kunde seiner mißlungenen Expedition in einer leeren Flasche — in einem kurzen, an Neuigkeiten auch noch ziemlich leeren Briefe zu melden. Nach den von meiner Galeere aus gemachten Beobachtungen hat sich indessen auch wirklich um mich her nicht besonders viel, eben sehr bemerkenswerthes Neues seitdem ergeben. Das Klima des gesellschaftlichen Lebens blieb meistens gleich kalt, die Klippen und Sandbänke des Handels und Wandels waren stets in ziemlicher Anzahl vorhanden, und die Kaperschiffe der Orientalen wurden mit jedem Tage kühner. Unter den Naturmerkwürdigkeiten waren besonders die Bauern einiger benachbarten Inseln auffallend, welche so fett waren, daß sie fast in ihrem Fette erstickten, und dabei doch versicherten, daß sie an der Abzehrung litten. Die Magnernadel des Theatergeschmackes wich von ihrer nördlichen



Richtung selten ab. Nur die Namen Mehger, Pfeiffer, Urban u. s. w. bewirkten ein schnell vorübergehendes Schwanken. Der Besuch des Breter-Gilandes ist gegenwärtig wegen einer weit verbreiteten epidemischen Krankheit, genannt Spectasfelsucht, etwas bedenklich. Das dortige Oberhaupt, Herr Director Schenauer, so ein unternehmender und keine Aufopferung scheuender Mann er auch ist, weiß kaum mehr die heilsamen, aber überaus kostbaren Zugpflaster herbeizuschaffen. Dann vernahm wir an einem heitern Morgen aus den Wolken eine klare, bis zur Nachwelt hin-tönende Stimme: Der Schäßler ist ein braver Mann, an dem ich Wohlgefallen habe; er hat erst vor Kurzem wieder zum Besten der Dienstbothen und anderer wenig Bemittelten mit bebeutenden Opfern eine Ersparniskasse gegründet, worin sich bereits über 170 tausend Gulden befinden; dem Waisenhause 20 tausend Gulden geschenkt; der Landwirtschaft — aber die Stimme verhalte; denn der bescheidene Menschenfreund mag nicht von sich sprechen lassen. Erst in den letzteren Tagen endlich sahen wir ein neues herrliches Gestirn; die Sternbilder Löwe und Adler schienen in der Jungfrau vereinigt; das neue herrliche Gestirn nannten wir entzückt Friedrich und Elise. Sie mögen lange, lange leuchten! Seyd nun theilnehmende Freunde, für heute zufriednen mit der kurzen und doch so Erfreuliches enthaltenden Mittheilung! Wenn Hygieias milde Lüfte mich wieder an das Festland führen, ein Mehreres.

### Schauspiel.

K. K. Hoftheater an der Burg: Der Herbsttag. Lustspiel in fünf Aufzügen, von A. W. Iffland.

Der Dichter selbst, so viel wir wissen, hat seinem Stück nur den unbestimmten Titel Herbsttag gegeben, und eine gewisse Bedeutung damit verknüpft. Dieses Lustspiel oder Familiengemälde, denn in diese Kategorie gehört es doch, hat einige ungewöhnliche und fein ausgeführte Charakterzeichnungen, mehrere vorzüglich gut entwicelte Scenen und einen anziehenden Dialog. Der Kern des Stücks ist ziemlich leicht und bewegt sich in einem Element, das man, wenn ein Bild die Stelle eines Urtheils vertreten darf, wohl mit einem herbstlichen Nebel vergleichen möchte. Die drei hervorragendsten Charaktere sind: Licenziat Wanner, Frau Saaler, und Peter Selbert. Es gibt im Fache naiver Bursche und schlichter Naturmenschen auf der deutschen Bühne kaum einen anziehenderen, als der letztgenannte, worin dreimal Herr Unzelmann, als neu engagirtes Mitglied, auftrat. Der Charakter ist mit den feinsten und lebendigsten Zügen, nicht nur der Natur glücklich nachgebildet, sondern auch in gewisser Hinsicht idealisirt, und bietet dem jugendlichen Künstler den ergiebigsten Stoff dar. Dessen ungeachtet fühlten selbst zu der Zeit, als das Stück auf den deutschen Bühnen noch florirte, Wenige sich davon angezogen, und noch einer kleinern Zahl gelang es, sich vorzüglich darin auszuzeichnen. Ein vormalig geschätzter Künstler des Theaters in Mannheim, Beck, legte großen Werth darauf und wählte nebst Hamlet, und andern bedeutenden Rollen, auch gewöhnlich diese zur Darstellung auf seinen Kunststreifen. Man rühmte besonders den edlen Styl seiner Darstellung dieses schlichten, aber kräftigen Landmanns, der bey einer gewissen Beschränkung in allem, was außer dem Kreise des natürlichen Wissens liegt, einen gesunden Verstand, ein empfängliches Gemüth, ohne Empfindesey, und einen leichten Anflug von Humor besitzt. Hiermit sind auch die Grundzüge des Charakters schon bezeichnet, den Iffland so sehr liebte. Als ein Seitensstück zu diesem Charakter kann Fritz Berg, in Weltton und Herzensgüte, von Ziegler, angesehen werden, der aber weit leichter in der Ausführung, und auch häufiger von den Schauspielern benutzt worden ist. Die Entwicklung des Peter Selbert erfordert große Besonnenheit bey anscheinender Leichtigkeit der Behandlung, und eine feste Haltung. Die Wahl dieser Rolle erweckt eine günstige Meinung von dem Darsteller, dem eine gute Schule, Gewandtheit und Bühnensicherheit in's besondere zu Hülfe kommen müssen. Die vielen kurzen, abgebrochnen Sätze, das richtige Einfallen



in die Reden der Andern, die oft aus einer Sylbe nur bestehen, der schnelle Scenenwechsel, (das Hin- und Hergehen) wie besonders im vierten Aufzug, können einen ungelübten Schauspieler leicht in Verlegenheit setzen, und dadurch Verwirrung in das Ganze bringen. Bey jenem Eingreifen in die Conversation muß den Darsteller ein richtiges Gefühl leiten; nicht zu früh, und nicht zu spät, zuweilen rascher, zuweilen etwas langsamer; mit dem bloßen Klippklapp, wie so viele meinen, ist es auch nicht überall gethan. Der Schauspieler, von welchem hier die Rede ist, hat Gelegenheit genug gehabt, in einigen der besten Kunstschulen sich zu üben und zu bilden, wenn man jenen Ausdruck im Allgemeinen gelten lassen will. Er zeigte im Verlauf der Darstellung nicht nur Fertigkeit im mechanischen Theil, sondern auch sorgsame Beachtung der höheren Anforderungen, zugleich müssen wir bey einer zweckmäßigen Frische der Farben, die sparsame Verwendung und schickliche Vertheilung derselben loben. Selbst in der immer wirksamen Bravourscene, gegen Ende des vierten Actes, wo der ungestüme Ausbruch der gereizten Kraft des tief verletzten Naturmenschen so glücklich geschildert ist, muß der Darsteller etwas an sich halten, um nicht in das Gebiet der Tragödie auszuweichen, und wir vermisten die nöthige Beachtung dieses Umstandes hier nicht. Der kurze Monolog am Schluß des ersten Actes hat zwar ein unscheinbares Ansehen; wenn jedoch die wenigen Worte: „Das sagt die Großmutter nur so!“ u. s. w. mit dem angemessenen Ton und richtiger Bezeichnung, indem der junge Landmann still vor sich hinschleift, gesprochen werden, sie bleiben auch nicht ohne Wirkung, und der Darsteller genügt auch in dieser Scene. Die bedeutendsten sind noch die der ersten Zusammenkunft mit *Malina*, und die mit *Wanner*. Wir könnten hier manches Gelingene und manches Ausgezeichnete erwähnen, wenn wir die Weitläufigkeit nicht vermeiden wollten. Auch sind wir nicht geneigt, gegen Kleinigkeiten Rügen auszustellen. Das Theaterpublicum empfing und begleitete den Darsteller mit wohlwollender Theilnahme, deren er sich früher schon so oft in seinen Gastspielen zu erfreuen hatte.

In der Rolle des Licenziaten excellirte *Jffland*. Herr *Krüger* ist hier in seinem Element. Er gibt den Charakter mit der verhältnismäßigen Mischung von Laune und Gemüthlichkeit, die der alte wunderliche Biedermann vereinigt, dessen etwas raubes Äußere einen weichen Kern umschließt, der den alten Burschenton noch nicht vergessen kann, und dessen Herz bey dem Anblick seines Universitätsfreundes in das alte „fidele“ Commercium ausströmt: *Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!* — Mad. *Costenoble* verdient als Frau *Saale* anerkennende Erwähnung, besonders des rechten Maßes wegen, das sie überall beachtete.

#### D y e r.

K. k. priv. Theater an der Wien: Der Apotheker und der Doctor. Komisches Singspiel in zwey Aufzügen, von *Stephante dem Jüngern*. Musik von *Dittersdorf*.

„Ei! edler Graf, sonst lief euch ja Alles entgegen, was Beine hatte!“ — heißt es in jenem alten Ritterstück, um dessentwillen man sich jetzt eben so wenig mehr die Füße ablaufen würde, wie des genannten Singspiels wegen. Dennoch kann dieses einst so beliebte Werk des Edlen von *Dittersdorf* als eine echt komische, und fügen wir noch hinzu: charakteristische Oper betrachtet werden. Die deutsche Bühne möchte, hinsichtlich der letztern Eigenschaft besonders, kaum ein im Allgemeinen gelungeneres Werk besitzen. Selbst das Alterthümliche erregt zuweilen einen gewissen pikanten Reiz, der von einer heitern Nührung begleitet ist. Man sollte dieses Singspiel immer noch dann und wann vorführen können, so gut wie auf der französischen Bühne von Zeit zu Zeit die Werke ihrer alten Lustspielsdichter noch erscheinen. Neue Entlagen bringen keine besondere Wirkung hervor. Zweckmäßiger ist es, das Singspiel abzukürzen, zu beschneiden. Die Auswüchse, Plattheiten, Längen und endlosen Wiederholungen auszumärzen, es ungefähr auf seinen ursprünglichen Umfang zurück zu führen, denn das Original: *L'Apothécaire de Murcie*, das wir von französischen Schauspielern aufführen sahen,



ist viel kürzer. Und nun gute Nacht, ihr alten Herrn! eben so oft in Gedanken wiederholt, wie die verliebten Abenteurer am Ende des ersten Aufzugs sie dem Auditorium zurufen.

Herr Kurz machte seinen ersten theatralischen Versuch in der Rolle des Gott hold. Die Höhe ist bedeutend und auch angenehm; die Mittelstimme verräth wenig Klang, ist aber auch noch nicht ausgebildet. Natürliche Biegsamkeit ist wohl da; das übrige muß man erwarten, und es beträgt nicht wenig. Eine seltene Schüchternheit verdarb Vieles, selbst der Beyfall, den die Variationen erregten, schien den jungen Sänger in Verlegenheit zu setzen, dessen Persönlichkeit dieses ungewöhnlich starke Theaterfieber (wie man Kanonenfieber sagt) auch wohl nicht sehr günstig war. So ein trockner Liebhaber, wie der Gott hold, der sich von dem spasshaften Feldscher hin und her zerren läßt, verträgt sich wohl mit der bescheiden Unsicherheit eines Anfängers, doch ist es auch nicht gut, wenn sich dieser gar zu sehr befangen zeigt, denn der Liebhaber braucht in den Ensembles einige Beweglichkeit und kann wenigstens den Mitwirkenden die Bewegungen erschweren. Das stumpfsinnige, aufgeblasene, dummdreiste, rechthaberische und zugleich pantoffelbergige Wesen des Adepten Stösel, wurde vom Herrn Spitzes der zu einer recht kräftigen, und, im Receptenstyl zu reden, wohl gemischten Substanz verarbeitet, die den Patienten leicht besser bekommen möchte, als des albernen Apothekers Pillen und Decocte. Die Rolle der strengen Hausregentin Claudia wurde sonst häufig mehr gespielt, als gesungen, und sie ist in dieser Hinsicht auch so leicht nicht, wie es scheint. Eine unmusikalische Repräsentantinn hat genug mit ihr zu thun. Mad. Vogel leistete Genügendes in beyden Fällen. Schon ihr Äußeres imponirt. Die bürgerliche Jovialität des Sichel sprach sich in der Darstellung des Herrn Demmer sehr wirksam aus. In der Scene, wo er in Frauenkleidern erscheint, ist der Humor auf die Spitze gestellt. Der kecke Muthwille scherzt mit der Gefahr. Der lustige Feldscher darf hüpfen und sich drehen nach Herzenslust, auch wohl einige Sprünge machen, jedoch alles nur innerhalb der Linie des Schicklichen. Wir fanden hier auch keine Veranlassung zu einer Rüge. In dem schalkhaften, etwas schnippischen Charakter der Rosalie wirkte Mad. Kneisel sehr erfreulich. — Das veraltete Costum war schicklich, und gibt gleich den rechten Standpunct zur Beurtheilung des Werkes. Wohin sind die Zeiten, da dieses Singspiel auf den größten, wie den kleinsten Bühnen Deutschlands ein volles Haus um das andere machte? — So veränderlich ist die Zeit und der Geschmack. O Cicero!

### V e r r i c h t i g u n g .

Zeitschrift No. 128 Seite 1048 Zeile 5 v. o. statt Stelle, Stehle.  
 — — — — — 10 v. o. hat das Wort blaue auszubleiben.  
 — — 133 — 1093 im letzten Verse der zwenten Strophe ist statt euch  
 mich zu lesen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Sommersprossen.

### M o d e n b i l d XLVIII.

Pelz von Merinos. Hut von Atlas mit Schleifen von Bändern.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.





*Dr. St. del.*

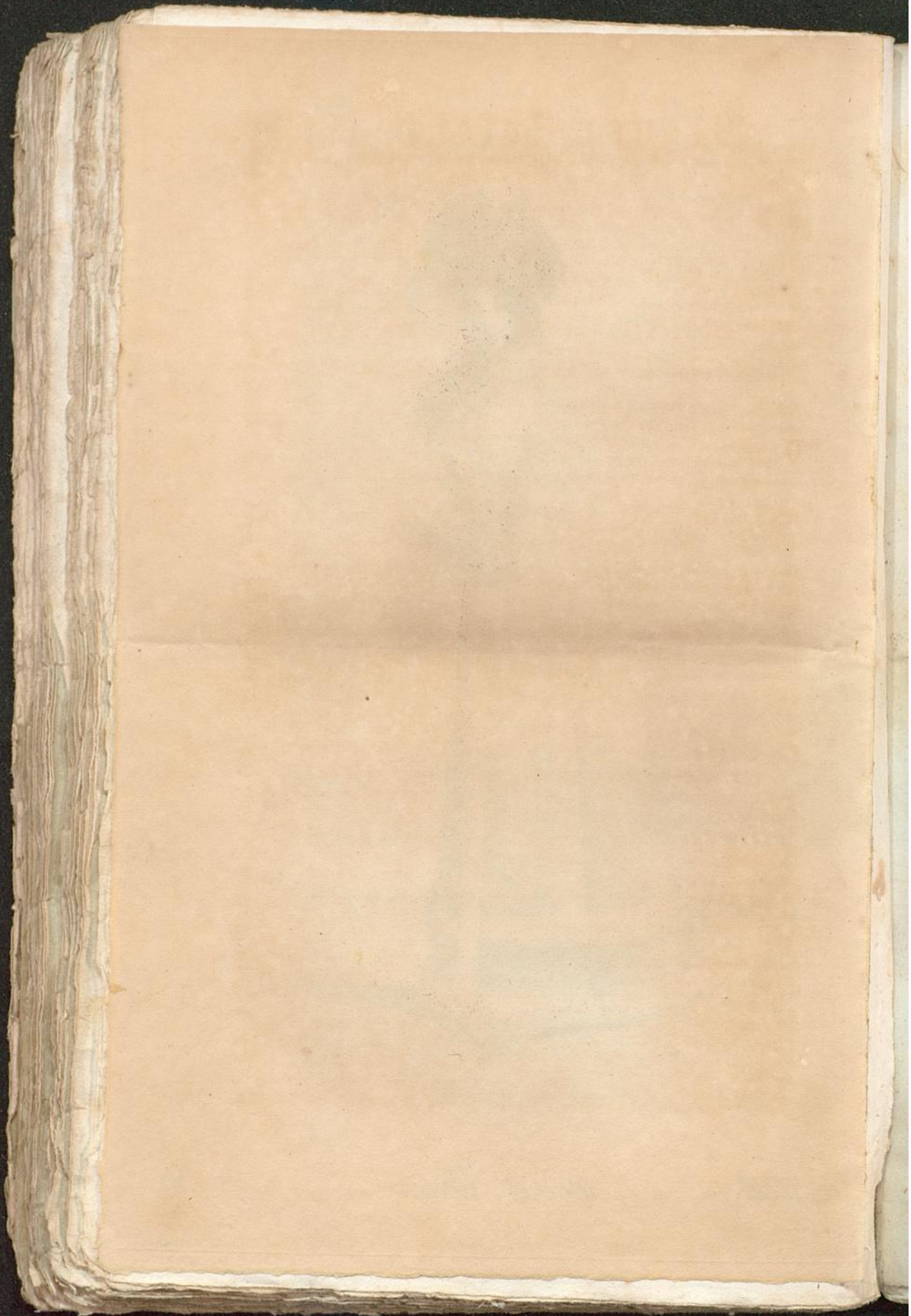
*Dr. St. sc.*

*XLVIII.*

*Wiener Moden.*

*1825.*







# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Sonnabend, den 29. November 1823.

143

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sammen ein Viertel, um 15 fl., halbi, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halbi, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau de l'Autrichien Beobachter) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. Postämter um 33 fl. halbi und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die wesentlichen Vorzüge der durch den Herrn Professor  
Meißner erfundenen Heiz-Methode.

In der Nummer 123 d. J. und ihrer in Nr. 128 erfolgten Berichtigung sind den verehrten Lesern zwey Aufsätze über Stubenerwärmung geliefert worden, die dem Zwecke dieser Zeitschrift zwar fremdartig, uns dennoch wegen der unverkennbaren Gemeinnützigkeit ihres Gegenstandes der Ausnahme werth schienen. Wenn wir nichts desto weniger besorgen, daß jene Verhandlung schon deßhalb einer allgemeineren Theilnahme entbehren mußte, weil über die Heizung mit erwärmter Luft noch größten Theils undeutliche und selbst irrige Begriffe herrschen; so glauben wir unserer ursprünglichen Absicht und übernommenen Verpflichtung nur durch eine Erörterung zu entsprechen, welche die nach einer sorgfältigen Prüfung als bestätigt erwiesenen Resultate der Meißner'schen Heiz-Methode in möglichster Kürze zur Mittheilung bringt.

Diese Heiz-Methode unterscheidet sich von allen früher bekannten im Wesentlichen vornehmlich dadurch, daß der sonst frey in dem zu erwärmenden Raume befindliche Ofen hier von einer Heizkammer, das ist, von einer aus Mauerziegeln erbauten, oder aus Hafnerarbeit gefertigten Hülle umschlossen wird, die an ihrem höchsten Punkte, nämlich oberhalb des Ofens, und an ihrer tiefsten Stelle, nämlich unter dem Horizonte desselben, durch zwey Öffnungen oder Canäle mit dem zu erwärmenden Raume dergestalt verbunden ist, daß während der Benutzung, die ununterbrochen durch die untere Öffnung an den erhitzten Ofen strömende, kalte Luft durch die obere Mündung erwärmt wieder zurückgeführt und mithin ein sich immerwährend erneuernder Luftwechsel bewirkt wird.

Aus dieser Eigenthümlichkeit entspringen die beträchtlichsten Vortheile, und die Erfahrung hat es bereits wiederholt und auf das Augenscheinlichste dargethan, daß diese Heiz-Methode unter allen die bequemste, die wohlfeilste, die feuer sicherste, und die der Gesundheit zuträglichste sey.

Es sind ihr die Vorzüge der größten Bequemlichkeit eigen:  
1) weil bey der Erwärmung mehrerer Zimmer durch eine gemeinschaftliche und außerhalb befindliche Heizkammer, der früher in diesen zur Stellung der Ofen erforderliche Raum gänzlich erspart und eine symmetrische und gefällige Anordnung der Mobilien möglich gemacht wird.



2) Weil die an die Herbeyschaffung der Brenn-Materialien sich reihenden Ungemächlichkeiten durch sie beseitigt werden. Denn die Heizkammer kann nicht nur in einem mit den Zimmern gleichen Horizont, sondern auch in das Erdgeschoss, in den Keller, oder wie es in der k. k. Forstlehr-Anstalt zu Mariabrunn der Fall ist, selbst in den benachbarten Garten oder Hofraum verlegt werden.

3) Weil die sonst in der Nähe des Ofens, wenn diesem nicht mindestens ein Viertel des Zimmers eingeräumt wurde, meist beschädigten Mobilien gegen jeden Nachtheil dieser Art sich gänzlich gesichert finden.

4) Weil man sich unabhängig von dem Gutdünken der Dienerschaft durch das Eröffnen oder Verschließen der Luftleitungs-Canäle jeden beliebigen Grad der Temperatur nach Willkür und unverzüglich verschaffen kann.

5) Weil bey Entfernung der Heiz-Apparate auch ein geringeres Brenn-Material, wie Torf oder Steinkohlen, ohne die Unannehmlichkeit eines übeln Geruches zu verwenden ist.

6) Weil selbst verschlossene Gemächer ohne alle Gefahr auf jeden beliebigen Grad erwärmt werden können.

7) Und weil endlich bey dem Entwurfe architektonischer Pläne, die früher so oft durch die Anlegung der Kamine beeinträchtigt wurden, künftig die vorwaltende Grund-Idee unbehindert erreicht werden kann, da sich die Einrichtung der Heizkammer mit jeder symmetrischen Anordnung vereinbaren läßt.

Diese Heiz-Methode ist ferner die wohlfeilste: 1) durch die Einfachheit ihrer Vorrichtung, die außer der, mit einem zweckmäßigen, aber keinesweges zierlichen Ofen versehenen Heizkammer, nur aus den in der Mauer selbst ausgesparten Canälen besteht, die bey einer fast unverwüsthlichen Dauer, in neuen Gebäuden selbst von geringeren Kosten, als die gewöhnlichen Heiz-Apparate sind.

2) Durch die Verminderung der Feuerstellen und Schornsteine, und der dadurch veranlaßten Ersparniß an Wärmestoff.

3) Durch die Einrichtung, daß bey dieser Methode nur die kälteste Luft, und nur diese allein erwärmt, die Überheizung der oberen Luftschichten dadurch vermindert, und bey einer beträchtlichen Ersparniß des Brenn-Materials durch eine gleichmäßige Erwärmung des unteren, der Benutzung der Bewohnenden eigentlich dienenden, Höheraums bewirkt wird.

Die feuer sicherste ist sie, theils wegen der bereits erwähnten Verminderung der Feuerstellen, die sich nach ihrer Vorschrift nur auf den untern meist gewölbten Theil der Häuser beschränken, theils wegen der Isolirung des Heizofens und dessen versperrbaren Heizkammer von allen entzündlichen Stoffen, theils wegen der äußersten Unwahrscheinlichkeit, daß selbst bey Zerstörung des Ofens eine Entzündung in den Zimmern entstehen könne.

Die Meisner'sche Heiz-Methode ist die der Gesundheit zuträglichste, weil der nachtheilige, Rheumatismen und andere Zufälle veranlassende Einfluß der Hitze, die dem seither im Zimmer freystehenden Ofen entstrahlte, entfernt und das Überheizen der Wohnungen mittelst der Verschließung der Wärmeleitungs-Canäle gänzlich vermieden; weil durch die immerwährende und sanfte Erneuerung der Luft eine, andern Heiz-Beihelfen unerreichte Gleichförmigkeit des Wärmegrades erzeugt wird, und weil endlich das vorzüglich für Kranke höchst wichtige Mittel gegeben ist, daß die in dem zu erwärmenden Zimmer enthaltene verdorbene Luft zu jeder Zeit ohne Herabsetzung der Temperatur und nachtheilige Strömung gänzlich entfernt und durch frische, aber erwärmte Luft wieder ersetzt werden kann.

Die Vereinigung so mannigfaltiger Vorzüge, die ihre Vortheile in gleichem Maße über die Palläste der Reichen, und die Hütten der Armuth, über öffentliche Anstalten und über die Haushaltung des Privatmanns erstrecken, ließen schon bey ihrem ersten Erscheinen eine baldige Anerkennung und weite Verbreitung einer so gemeinnützigen Erfindung erwarten. Auch hat der Erfolg diese Voraussetzung glanzend bestätigt, und man zählt jetzt, und zum Theil in den angesehensten Häusern, schon mehrere hundert dieser neu eingerichteten Heiz-Apparate. Wertwürdig ist es in der Geschichte dieser Erfindung, daß sie von dem huldreichen Schutze Sr. Majestät, unsers allergnädigsten



Kaisers, zu einer Zeit schon beglückt wurde, als sie noch auf theoretische Gründe gestützt, und ohne praktisch bestätigende Ausführung, selbst von muthmaßlich technisch erfahrenen Männern heftig befehdet wurde, daß sie, wie es factisch erweislich ist, späterhin ihre schnelle Verbreitung in Privathäusern vorzüglich der sorglichen Mutterliebe verdankt, die das Wohlseyn ihrer zarten Pflöglinge durch sie in hohem Grade befördert sah, und daß sie endlich in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre sich durch die fortgesetzte Thätigkeit ihres Erfinders bis zu jener unbeschränkten Anwendbarkeit vervollkommnete, die wir auf eine vollständig deutliche Weise in dessen darüber erschienenem Werke \*) und durch seine raslose Beyhülfe in mehreren hundert durchgehends gelungenen Heiz-Apparaten praktisch ausgeführt sehen.

Es ist mit Zuversicht zu hoffen, daß diese von dem Herrn Professor Meißner mit der edelsten Entfugung jedes Privatnuzens und selbst mit der preiswürdigsten Aufopferung eigner, und unermüdet berathender Mitwirkung nur dem öffentlichen Wohle gewidmete Erfindung, dem wohlthätigen Ziele einer sich täglich vermehrenden, allgemeineren Verwendung mit den schnellsten Fortschritten sich auch fernerhin nähere, und daß insbesondere Architekten und Bauherren, sowohl bey Errichtung neuer Gebäude, als bey größeren Veränderungen bestehender, die Benutzung eines nicht nur in Beziehung der architektonischen Zwecke und der Erweiterung, Bequemlichkeit, Sicherheit und Verschönerung der Häuser, sondern auch rücksichtlich der Ersparniß, des augenscheinlichsten Vortheils und selbst der Gesundheit ihrer Bewohner so trefflichen Förderungsmittels, bey keiner sich darbietenden Gelegenheit irgend verabsäumen werden.

Es ist uns aus zuverlässiger Quelle bekannt, daß noch im Verlaufe dieses Winters in einem hiesigen, der öffentlichen Belustigung gewidmeten Orte die neue Heiz-Methode dergestalt eingerichtet wird, daß der Luftwechsel und die Regulirung der Temperatur nach Willkür bestimmt werden könne. Es wird uns zum besondern Vergnügen gereichen, unsern Lesern zu seiner Zeit über die Resultate eines so interessanten Versuches Bericht zu erstatten.

Die Redaction.

\*) Die Heizung mit erwärmter Luft durch eine neue Erfindung anwendbar gemacht, von P. T. Meißner mit 20 Kupfern, 2. Auflage. Wien, bey Gerold 1823.

### Der Einsiedler auf dem St. Michaelßberge.

(S c h l u ß.)

Nicht selten hängt des Sterblichen Wohl und Wehe von einem Augenblicke ab. Schon mancher schwang sich auf Fittichen des Augenblicks zum Himmel auf; mancher sank nieder in Staub und Nacht. Und selbst die Ewigkeit vermag oft nicht, den Augenblick zu bieten, der ein verlornes Kleinod wiederfinden, es erstatten helfe.

Wohl hundert Reiter hatte Pethö ausgesandt, die Imre auffinden, und ihn lebend oder todt überbringen sollten. „Lebt er noch,“ sprach er, „so sey's in Gottes Namen! Lilla werde ihm! Ohne ihn würde sie ja bald des Grabes Beute seyn. Ist er todt“ — was dem Hochmüthigen wünschenswerther schien, da es ihm Gelegenheit verhieß, seine Herrlichkeit zu zeigen, — „so werde ihm ein Leichenbegängniß, seines Stolzes, seines Anspruchs würdig!“

Mehrere von den Kundschaftern waren ohne Erfolg heimgekehrt. Sie hatten nur auf mangelhafte Spuren getroffen, und auch diese bestärkten die traurige Vermuthung, der Unglückliche habe sich in den Balaton gestürzt.



Leicht waren die Tritte seines Rosses nach dem See hin, im nassen Uferlande zu erkennen; sie schienen einen irren, ungewissen Lauf längst dem Ufer zu bezeichnen, und verschwanden endlich in der Flut; seichter waren die Spuren, die den Heimweg des Rosses bezeichnen; sie schienen von dessen leichterem Last zu zeugen.

Auch vom St. Michaelsberge war ein Bote zurückgekommen, der alle Pfade und Schluchten des Gebirges durchsucht, aber nirgends eine Spur von *Jmre* gefunden hatte. Doch erzählte er: der fromme Einsiedler, der seit fünfzig Jahren auf jenem Berge gewohnt, und noch vor Kurzem einen Lehrling in die Geheimnisse seiner Einsamkeit eingeweiht, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, sey eben durch einen Mönch, im Geleite vier alter Fischer aus der nahen Seegegend, begraben worden.

Tage und Wochen waren dahingegangen, und niemand wußte Kunde vom Schicksale des armen, getreuen Knappen. Mehr und mehr nahm *Pethö's* Unmuth überhand, da nicht nur Reue, sondern auch die Furcht ihn beängstigte: für den Urheber von *Jmre's* unglücklichem Ende angesehen, des häßlichen Undanks beschuldigt, und von allem Volke verabscheut und vermünscht zu werden. Diese Gedanken empörten seinen Adelstolz, und wühlten noch viel quälender in seinem Gehirne, als das Schuldgefühl in seinem Gewissen.

Aber allgemach, wie die Frühlingsrose, in deren Schooß ein gefräßiger Wurm sich gebettet, der ihr rastlos am üppigen Marke nagt und zehrt, so siechte die schöne Lilla dahin, noch glücklich genug sich wägnend, wenn ihr Wehgefühl zuweilen, in Thränen dahin schmelzend, die Überlast ihres Gramms verringerte. Denn dahin war ihre Lebensfreude, dahin das bescheidene Ziel ihrer Hoffnungen und Wünsche, reizlos war die Welt für sie, mit allen ihren Gütern und Wonnen.

Düstem Auges sah *Mennyhart*, wie tief die Last seiner eigenen Schuld das schöne arme Mädchen niederbeugte, und manchmal schreckte seines innern Klägers Stimme so laut sein Bewußtseyn auf, daß er seine Gewissensangst nur mit Mühe hinter seinem Stolze zu bergen vermochte. Täglich wiederholte er die Leidende zu versichern, noch immer forsche man *Jmre's* Spuren nach; aber erstorben war ihre Hoffnung, wie die Blüthe ihres Heils und ihrer Schöne.

„Laß ab, Vater, ihm länger nachzuforschen,“ so sprach sie mit matter Stimme: „Vergeblich ist alle deine Mühe! für mich ist er dahin! Empfinge er je, was du so grausam ihm versagt, ich würde ihn minder lieben als zuvor. O, glaube! süßer ist manchmal die Pein der schmerzlichsten Entfagung, als der Besitz eines Gutes, das man erbetteln mußte.“

Nun waren viele, viele Monde vorüber; zweymal hatten die Störche das winternde Seegefilde verlassen, zweymal hatte Lilla die üppige Melone blühen und reifen gesehen; aber für sie blühte keine Rose, für sie grünte keine Myrthe mehr.

Des armen Jünglings Schicksal blieb unerkundet. Seltner ward sein erwähnt, und allgemach verhallte sein Name. Nur in Lilla's Gedächtnisse überdauerte er Vergangenheit und Gegenwart; ihn nannte jeder ihrer Herzschläge, und wachend und träumend sah und dachte sie nur ihn.

*Dersejy*, und mehrere Edle der Nachbargegend erschienen und warben



um ihre Hand; obschon sie im Grunde nur das reiche Erbe des, zusehends dahinstreichenden, Fräuleins dabey im Auge hatten. Aber Lilla blieb ihrem Herzen und ihrem Schwur getreu. Entschlossen, wie ehemals, gelobte sie auch nun, nur der Tod würde ihr den Jungfrauenschmuck vom Haupte lösen.

Es kam der Herbst. Frühe düstere Abende dämmerten in seinem Gefolge heran und träg und reizlos schlichen die Stunden dahin. Da saß oft Darka, eine der Mägde des Hauses, auf niederm Schämel, spinnend am knisternden Kaminfeuer, und erzählte dem Fräulein manche Wundermär aus alter Fabelzeit, manche Liebesgeschichte ihrer Freundinnen und Bekannten. „Mein Vater,“ begann sie eines Abends, „nun wohl schon der älteste unter den Fischern am Blattensee, hatte dem alten vormaligen Klausner des St. Michaelsberges um Gottes willen manchmal einen Sandbarsch gebracht, den der Greis mit Dank und frohem Lächeln annahm. Der Ferkige gibt ihm für seinen Fisch kein gutes Wort. Ernst und düster blickt er vor sich hin, antwortet kaum, wenn man ihn grüßt, ist hager und bleich wie der Tod, und obschon noch jung an Jahren, traurig und gebeugt gleich einem steinalten Greise. Raslos wie einer, den sein Gewissen drückt, irrt er durch seine Einöde auf und nieder, und schneidet in jeden Baum, der ihm vorkommt, ein anderes Zeichen ein. Jedes solches Zeichen, meint mein Vater, führe ihm ein anderes Gebet in's Gedächtniß, das er sogleich verrichte. Fragt er meinen Vater zuweilen, wie es dem gnädigen Herrn gehe? so stiert er ihn an, als ob er ihn mit den Augen durchbohren wollte; und fragt er nach dir, Fräulein, so senkt er den Blick so scheu zu Boden, als könnte er das Himmelslicht nicht ertragen. Wenn aber in stiller Nacht seine traurigen Klagelieder ertönen, sagt mein Vater, so möchte jedem das Haar zu Berge stehen, der sie hört; denn herzzerreißender ist auch sogar die Charfreytagsklage nicht, als dieses Sängers Weisen. Nun singt er schon seit acht Tagen nicht mehr; weiß nicht, was ihm fehlen mag.“ —

„Er ist's! er ist's,“ rief Lilla mit Schmerzgeberde aus, und ein Thränenstrom quoll aus ihren Augen. Qual und Freude, Hoffnung und Entsagung, alle Gewalten des tiefsten Herzens rangen sich kämpfend in ihr auf, und drohten ihr den Busen zu zersprengen. Unschlüssig und nur ihres innern heftigen Aufruhrs sich bewußt, trat sie an's Fenster und verlor sich in sehnsuchtsvolles Hinstarren nach dem fernen düstern Michaelsberge, hinter dem die bleiche Mondichel eben in Nacht und Finsterniß unterging, als die Thür sich aufthat, und der Abt des nächsten Klosters, ihr einstmaliger Lehrer, mit ernstem Antlitz ihr entgegen trat.

„Friede sey mit dir! Unglückliche!“ begann er: „Schon längst bist du ja mit deinem Gramme vertraut, wie ich mit deiner edlen Seele. Drum will ich aufrichtig zu dir reden. Ich war gestern auf dem Berge des heiligen Michael, und wollte die Capelle und den Kranken Einsiedler besuchen, um ihm Heilmittel zu reichen. Ach der Arme! längst reifte er dem Grabe entgegen, gleich einer Blume, der eine feindselige Hand das Herzblatt gebrochen. Ich fand ihn nicht mehr am Leben. Im Stamm einer alten Eiche, das Antlitz nach außen gerichtet, und auf die Brust herabgesenkt, war er sitzend verschieden. Schon seit mehreren Tagen schien er dort im Todesschlaf zu ruhen, da einige Raben gar lebhaft auf ihn hernieder krächzten. Ich ließ ihm an seinem



Liebblingsplage ein Grab bereiten, und ihn in Frieden bestatten. Lange hatte ich nicht so viel geweint, wie bey seinem Begräbniß, denn gar herzlich liebte ich ihn."

"O, zaudre nicht, den Unglücklichen zu nennen," versetzte die tiefbewegte Jungfrau: „Imre ist's, von dem du redest!" und unter Thränen und Wehgeschluchze erstarb das Wort auf ihren Lippen. Der Greis bejahte es, und sagte noch ferner: „Übersatt des qualvollen Lebens, hatte der Trostlose seine wunde Brust in Baumrinde gehüllt, und hauchte in einsamen Klageliedern endlich seinen Schmerz und seine Seele aus."

„Geh hin, würdiger Greis!" rief die Betrübte, „sage meinem Vater, nun sey er gewiß vor der Schande geborgen, mich in seines Dieners Armen zu sehen."

Milden Ernstes erwiederte der Abt: „Laß den heiligen, trostreichen Glauben dich beruhigen, daß dir einst weit mehr Seligkeit zu Theile werden müsse, als du hier verlierst. Dieser Brief lag auf dem Herzen deines geliebten Todten; nimm und lese ihn." Er reichte ihr das Blatt, und verließ sie mit inniger Nührung.

„Unselige Genossinn meiner Qualen! O theures Gut, nachdem ich schmerzlich hier gerungen! Fahre wohl, mein Leben, mein Wünschen und Sehnen! Mein ganzes Wesen lebte nur durch dich. Nun winkt der Tod mir zu Grabe, und all die schmerzlich süßen Hoffungssträume sind dahin. Laß ab von Gram und Leid! laß ab von Wehklage und Thränen! entbunden bist du deines Schwurs, und berechtigt nach einem heitern Ziele zu sehen. Heil dir für deine Liebe! eine Einzige ihrer Qualen wog den Werth von tausend Leben auf. Nun da dein Geliebter im Grabe ruht, gönne auch du Frieden und Ruhe deinem Herzen."

So lautete der Brief. Noch glomm Liebe in seinem Inhalt, wie der letzte Funke einer erstorbenen Opferflamme unter düsterer Asche fort.

„Dein Herz ist erkaltet," seufzte Lilla, „das Meinige glühet noch für dich; der Himmel hat mehr Erbarmen als die Erde; er wird die Flammenqual löschen, die mich verzehrt. Mein Leid ist mir Genuß geworden; wie könnte ich noch anderer Lust begehren? tief in seinem Gram begraben, kann mein Busen nur von Ach! und endlosem Wehe! wiederhallen."

Menyhart, ihr stolzer Vater, hielt Wort; nachdem er Imre's Leiche ausgraben, und mit sechs stattlichen Rappen nach Kesthely bringen lassen, ordnete er zum letzten glänzenden Lohne seines Lebensretters, und Geliebten seiner Tochter, ein feyerliches Leichenbegängniß an, wobey der Todte Abends bey dem Scheine von tausend Fackeln zur Gruft der Edeln von Pethö bestattet wurde.

Lilla sah das traurige Gepränge unter ihrem Fenster vorüberziehen. Mit Auge und Seele schien sie in des Anblicks schmerzlichen Genuß zu versinken. Ach! als aber Nacht die Erscheinung verschlungen hatte, da sank sie ohnmächtig auf ihr Bette hin, um nie wieder dem Tage zu erwachen. Nur auf wenige Augenblicke kam sie wieder zur Besinnung, und da bath sie ihren Vater, er wolle die Pforte der Gruft nicht verschließen lassen, da sie dem theuern Todten bald zu folgen hoffe.

Und so geschah es. Lilla verschied sehr bald, und wurde neben Imre's



Leiche bengekehrt. Finsterner Gram und Kummer lagerten sich gleich Nachtgewittern auf Menyhart's Stirne. Kein Auge sah ihn je mehr lächeln; Reue zernagte sein Innerstes, und bald ging auch er zur düstern Pforte ein, die die zwey liebenden Herzen, die er so grausam getrennt hatte, nun in Todesfrieden vereinte.

### Wollte doch Gott!

Der Kritik scharf gespizte Feder  
Verglich mich jüngst mit Schikaneder \*);  
Der Vorwurf hat mich nicht verlegt,  
Er trifft mich nicht, das sieht ein Jeder.  
Gewiß! fand Weber einen Schikaneder,  
Wir suchten keinen Mozart icht!

Wien, den 27. November 1823.

Helmina v. Chezy.

\*) Vide Abendzeitung Nro. 266.

### Bergmannisches Gedicht.

#### Abschied vom Liebchen.

Hörst Liebchen du der Glocke Klang,  
Und meiner Brüder frohen Sang?  
Sie ziehen fort, sie fahren ein:  
Leb' wohl, es muß geschieden seyn.

Zwar ist mir in der Teufe Graus  
Beschieden mancher fecke Strauß,  
Gefahrvoll ist des Knappen Pflicht,  
Doch Bergmannsliebchen zittern nicht.

Denn Er, der über Sternen sitzt  
Und liebend treue Liebe schüßt,  
Der waltet ja mit Vaterhand  
Auch an der Klüfte grauem Rand.

Denn Liebchen schnell den letzten Ruf,  
Dieweil ich fürder schreiten muß.  
Geschehe, was geschehen soll,  
Du weine nicht, und lebe wohl.

Carl Stegmayer.

### Die Seifenblase.

Ich schlenderte jüngst einsam durch Wald, Flur und Auen, da fand ich einen Knaben spielend vor der Älternhütte im Grünen sitzen. Er blies eine zarte Seifenblase aus einem Halme; die blähte sich vor der Mündung, und leuchtete regenbogenfarbig und grüngolden.

Nun zog er leise den Strohhalm hinweg, und sang, indem er die Blase aufwärts trieb:



Hebe dich, du bunte Kugel!  
Hebe dich, vom falben Rohr,  
Schöner Vogel! steige lustig  
In die laue Luft empor.

Welch ein Schillern! Welches Glühen!  
Blau und Rosenroth, und Grün,  
Alle Farben ziehen wechselnd  
Auf dem kleinen Balle hin.

Und — o seht! es spiegeln Thäler,  
Wälder sich, und Fluß und Au,  
Hügel wölben sich, und Berge,  
Und darob des Himmels Blau.

Mutter! Mutter! in den Lüften  
Schwebt ein neues Erdenrund,  
Und ich hab' es selbst erschaffen  
Mit dem Hauch aus meinem Mund.

So sang der Knabe, hüpfte vor Freuden, und sah wonnig seiner Schöpfung nach, welche, in Kreisen sich drehend, immer höher und höher schwebte, als wolle sie sich in den Chor der Gestirne reihen. Endlich ward' er des Spieles müde, und als der schöne, bunte Ball sich zu senken begann, zerblies der kleine Schöpfer wieder sein Werk.

Ich aber ging weiter, und sah in die farbige, blüthenvolle Frühlingsgegend hinaus, — hinaus in all dieß Schillern und Glühen von Blau, und Rosenroth, und Grün, — und mir kam umgekehrt die Erde vor, — wie eine Seifenblase; so schön, so wunderbar, und vergänglich. Der Odem des Allmächtigen schuf, und erhält sie; ein Hauch von ihm, und sie zerstäubt wieder.

„Aber er zerstört nicht wie ein tändelndes, veränderungslüchtiges Kind,“ dacht' ich nach einer Pause, und wandelte wehmüthig heim, aber nicht trübe.

Carl Gottfr. v. Zelter.

### L i t e r a t u r.

Romantische Erzählungen von Julie Nordheim. Herausgegeben von D. Carl Barriés. Hamburg, 1823.

Diese Erzählungen zeichnen sich vor vielen aus, wenn auch eben nicht durch inneren Zusammenhang und Nothwendigkeit, doch durch interessante Begebenheiten und sorgfältig ausgeführte Situationen. Die Charakterzeichnung ist nicht die hervorstechendste Seite dieser Gemälde, die zarten Empfindungen des Herzens sind aber mit Wärme geschildert, oft bis zur Schwärmeren, und gefühlvolle Leser werden sich dieser Schwärmeren gern überlassen. Die Verfasserinn trägt gut und fließend vor. Die Schreibart ist zuweilen blühend und poetisch, ohne affectirt, oder hyperromantisch zu seyn. Überall ist Anstand und Schicklichkeit beachtet, und die Handlung bewegt sich nie im Kreis des niedern, sondern immer in der höhern Sphäre des geselligen Lebens. Der Erzählungen sind sieben: „Die glückliche Rettung; die Felsengrotte; die Stiefmutter; Es miren's Nachlaß; das versäumte Wort; der Irrthum, und die verfehltte Rache.“ Etwas gedrängter könnte manche gehalten seyn. Gefühlvollen Leserinnen wird dennoch jede Erzählung angenehme Unterhaltung gewähren.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Dinstag, den 2. December 1823.

144

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zu sam m e n viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Der Salon des Théâtre Italien zu Paris.

V o n F. W.

Es gibt in Paris Theater, wohin man geht, um das Schauspiel zu sehen, und wieder andere, wo das Publicum das Schauspiel ist. Diese letztern sind diejenigen, welche vorzüglich der Sammelort der vornehmen und eleganten Gesellschaft sind, und wohin man sich fast aus dem einzigen Grunde begibt, um gesehen zu werden; manchmal sogar nur um sagen zu können, daß man von daher komme, so wie man sonst nach Versailles fuhr.

Sobald die Mode ein Theater auf diese Weise unter ihre Gönnerschaft genommen hat, so sind dessen Ruf und Im-Schwunge-seyn dauerhaft begründet und entschieden, weil sie auf der Eitelkeit beruhen; dergestalt kann man sich zum Theil die vogue erklären, deren in diesem Augenblicke das Théâtre Louvois genießt, gemeinhin die italiänische Oper (les bouffes-Italiens) genannt.

Obschon dieses Theater gleich allen andern, Bureaux, Controleurs u. s. f. hat, so sind solche doch nur der Form halber da, denn sämtliche Plätze sind schon vorher vergeben, theils an Personen, welche Logen auf's ganze Jahr gemiethet haben, theils an die gewöhnlichen Besucher, welche durch den langen Besuch derselben, und durch die Sorgfalt, womit ihnen solche von ihren Nachbarn aufbehalten werden, um ein anderes Mal denselben Dienst von ihnen wieder zu erhalten, gleichsam Eigenthümer derselben geworden sind.

Es gibt daher eine Menge Personen, vorzüglich aber viele Damen; die nicht einmal einen Begriff davon haben, was das Pariser italiänische Theater ist.

Da nun dieses Theater in gewisser Hinsicht eine besondere Physiognomie und eigenthümliche Bräuche hat, so wollen wir hier die treffendste Schilderung, welche wir davon zu entwerfen vermocht haben, mittheilen.

Das Théâtre Italien ist eines der kleinsten in Paris, und dieser Umstand ist eben einer seiner wichtigsten Vortheile. Es hat geraume Zeit hindurch einen größern Raum eingenommen, und nie ist seine Aufnahme derjenigen gleich gekommen, welche ihm zu Theil geworden, seitdem es in die Louvoisstraße versetzt



worden ist. Diese Aufnahme, ist, wie gesagt, so ungeheuer, daß man zu der Gunst, eine Jahrs-Loge zu erhalten, nur durch die Anciennetät der Vormerkung gelangt, oder dadurch, daß man den Augenblick, wo eine erledigt wird, schnell benützt.

Die rechte Seite des Orchesters wird gewöhnlich von Gelehrten und Künstlern besucht; hier ist vielleicht der Ort, wo die besten Urtheile über die Werke und die Sänger gefällt und geschöpft werden; und von hier aus verbreiten sie sich in die Blätter und Feuilletons.

Auf der linken Seite (des Orchesters) bemerkt man eine große Anzahl Damen, die meist auf eine oder die andere Weise mit den Vocal- oder Instrumental-Künstlern in Beziehung stehen; wenigstens scheinen die hin und her gewechselten bedeutenden Blicke anzudeuten. Dieses eigenthümliche Verhältniß, welches einige Zuschauer auf diese Seite zieht, entfernt nothwendiger Weise einige andere von derselben; doch muß man sagen, daß sie gemeinlich die allerbesuchteste ist. Das Parterre ist hier viel stätiger, als in den andern Theatern, weil man, um hier gerne zu verweilen, ein wenig Italiänisch verstehen, und die Musik lieben muß; denn des guten Tons halber, geht man nicht in's Parterre.

Ganz anders verhält es sich mit den Logen, und man könnte beynah sagen, daß der Welt, die diese besucht, das Italiänische so wie die Musik völlig fremd sey.

Das Vergnügen, eine italiänische Oper zu hören, ist der Logenwelt nur eine Gelegenheit, oder ein Vorwand. Der eigentliche Zweck für die Damen wie für die Herren ist der, den Salon zu sehen, und von ihm gesehen zu werden. Darum herrscht auch in der That in diesen Logen ein Wettkampf von Puz und Eleganz, wovon keine andere Bühne der Hauptstadt (außer etwa bey Ersten oder Benefiz-Vorstellungen), einen Begriff gewähren könnte. Es ist nicht mehr die einfache und innerhalb nothwendiger Schranken gehaltene Eleganz; es ist die Mode mit allen ihren Launen, die Coquetterie mit allen ihren Zaubern. Besorgen Sie nicht, daß eine Dame, die etwas auf ihre Geltung in der Gesellschaft hält, dieselbe Toilette zweymal in den Bouffes zeige; und welche Toilette noch dazu!

Dieser löstliche Turban ist nothwendig von *Maisir* aufgesetzt, und diese in ihrer Einfachheit so tiefsinnige Coiffure de cheveux kann nur von der dädalischen und leichten Hand *Guillaume's* gewirkt worden seyn. *Celine* hat diese Gaze-Bonnets chiffonirt, oder den Riß zu diesen zierlichen Toques entworfen. *Natier* hat diese Blumen, *Zacharie* diese Federn geliefert, *Fossin* diese Diamanten gefast; und ein geübtes Auge erkennt den kunst- und erfindungsreichen Schnitt *Victorinens* (la coupe savante de Victorine) augenblicklich in der ganzen Anordnung und leichtschwebenden Wölbung dieser Koben, und vor allem in der malerisch sich anschmiegenden Wellenlinie dieser Corsages.

Man kann sich denken, daß dieser Staat der Damen auch den Herren Verbindlichkeiten auferlegt, und man muß in der That gestehen, daß sie dieselben streng erfüllen. Unglücklicher Weise läßt die Trockenheit des gegenwärtigen männlichen Anzugs den Variationen wenig Spielraum, und dieses Unglück wird von einigen tief gefühlt; allein sie entschädigen sich dafür so viel



in ihrer Macht steht, durch tausend sinnreiche Raffinements. Ihre Anzüge sind wahrhafte Ball-Anzüge. Ein Frack kann freylich nur von einfachem Tuche (die Elle zu 50 bis 75 Fr.) seyn; und der trockene republikanische Titus-Schnitt (la républicaine Titus) läßt keine von allen den Combinationen zu, welche sonst die Talente der Coiffeurs-artistes in helles Licht setzten; allein man unterscheidet dennoch leicht einen Frack, der aus den Künstler-Werkstätten des weltberühmten Staub und Ebeling's stammt. Man sieht gleich, daß das Eisen Hypolit'e's durch diese Haare gegangen, und dieser Halspuß von Wenzel oder Walker umgethan und geschürzt worden ist. Hier schreibt zwar noch kein ausdrückliches Gesetz wie zu London die feidenen Strümpfe, oder den Opernhut (chapeau d'opéra) vor; allein die Sitte wird in dieser Hinsicht bald Gesetzeskraft erlangen. Das Schwarz ist schon beynah unumgänglich erforderlich geworden, und bereits vernimmt man anstatt dem Knistern des lärmenden Stiefels, fast nichts, als die weichen Schleifschritte der allerzierlichsten Escarpins.

Wir haben bisher noch nichts von der Bühne selbst erwähnt, und zu Anfang unseres Artikels zur Genüge angedeutet, daß, wenn die italiänische Oper dem Parterre und dem Parquet die Hauptsache, selbe den Logen nichts als bloße Nebensache sey. Diese Logen füllen sich nur allmählich und langsam, weil es nicht de bon air ist, zu früh zu kommen. Man kann sich sogar keinen Begriff machen, daß eine Dame Muth genug haben könne, die Erste anzukommen. Vergebens hat man den Zeitpunkt des Anfangs der Oper auf acht Uhr hinaus geschoben; bey der Ouverture befindet sich noch fast niemand in den Logen, und nicht eher als gegen neun Uhr, sind sämmtliche Logen voll. Lange hört man nichts als das Knarren der Thüren, das Geräusch der Sessel, die Gespräche, den Austausch der Höflichkeitsbezeugungen, und während der unglückliche Sänger, und der mit reizbaren Nerven begabte Dilettant so viel ungelegene Ankünfte in ihren Herzen verwünschen, nimmt eine junge Elegante mit einem zugleich verwirrten und heitern Ansehen ihren Sitz mit einer Art von studierter Verlegenheit ein; wendet sich auf hunderterley Arten, um ihre Toilette von allen Puncten und Facetten zu zeigen; schiebt ihren Sessel zehnmal hinter einander von der Stelle, und wohl versichert, daß sie Aufsehen gemacht, daß sie im ganzen Saale zur Genüge bemerkt worden ist, preist sie in ihrem Innern ihren guten Genius, der sie in einem so günstigen Augenblicke hat eintreten lassen. Es soll etwas dergleichen sich in einem der kleinen, oder selbst nur auf einem andern großen Theater als den Bouffes sich ereignen, so wird man den ungeschlachten Zuschauer laut rufen hören: Paix là! à bas, ja sogar, à la porte! ohne daß er sich darum bekümmert, ob der Gegenstand eine Dame oder gar eine schöne Dame sey; in den Bouffes aber geht alles artig her, es ist eine Sorte von Gesellschaftsmaal oder Soirée parée.

Man hat die Geduld der Pariser ausnehmend gepriesen, welche eine ganze Oper bis zu den letzten Recitativ-Tacten aufmerksam anhören, und dieses Benehmen dem in den italiänischen Theatern herrschenden Gebrauche entgegengesetzt, nur die Arien anzuhören, ohne sich um alles zwischen denselben Vorkommende weiter zu bekümmern; wenn aber dieses Lob wohl das Parterre und das Parquet, vielleicht auch ein kleiner Theil des Balcons ver-



dienen, so findet es hingegen auf die Logen ganz und gar keine Anwendung. Es ist wahr, sie verhalten sich still, oder wenigstens die Unterhaltungen werden mit leiser Stimme geführt; allein sicherlich sind sie nicht aufmerksamer, als die italiänischen, und um das, was auf der Bühne vorgeht, bekümmern sie sich zuverlässig das Wenigste.

Sehen Sie diese Brillante = Lognetten dort nach allen Seiten hin spielen? sie werden Ihnen anfangs gegen die Bühne gewendet vorkommen, dieß ist aber nur eine Art von höflicher Präliminarie, und wenn Sie ihren Bewegungen folgen wollen, werden Sie solche bald die Reise von Loge zu Loge antreten sehen; in wenigen Augenblicken ist eine allgemeine Musterung geschehen, und sämtliche Personagen und Toiletten mit richtendem Blicke überschaut.

(Der Schluß folgt.)

### Das Schneeglöckchen (*Galanthus nivalis*).

Ich kenn' ein Glöcklein, lieblich zart,  
Durch weißen Schmelz verschönt,  
Das leise nur, doch wunderbar,  
Durch's Reich der Lüfte tönt,  
Ein Glöcklein ist's aus Flor gewebt,  
Das jedes Herz mit Lust belebt.

Bescheiden hängt das Glöcklein nur  
An einem grünen Band,  
Das die Natur mit zarter Kunst  
Ihm um das Hälschen wand.  
Und wenn die Luft das Glöcklein schwingt,  
Es lieblich durch die Fluren klingt.

Und schöne Zeit verkündet es  
Mit seinem Silberton;  
Denn wist, es naht im Feyerzug'  
Der holde Frühling schon,  
Mit seiner Hand das Erdenreich  
Zu segnen, einem Gotte gleich.

Und kaum vernimmt den Wunderklang  
Der Blumen duftend Chor,  
Da eilt es aus dem Kämmerlein  
Gar schnell an's Licht hervor,  
Und drängt, mit Schönheit angethan,  
Zum Frühlingseinzug' sich heran.

Und sieh', in Reihen folget nun,  
Dem lieben Glöcklein hold,  
Des Märzblümchens reines Blau \*),  
Und der Ranunkeln Gold \*\*),

\*) *Hepatica triloba*. — \*\*) *Ranunculus Ficaria*.



Und lieblich würzt als Oxydust  
Das Weilchen <sup>1)</sup> schon die laue Luft.

Und bunter stets, und schöner stets  
Kommt schon der Zug heran;  
Die Maaslieb <sup>2)</sup> da, die Primel <sup>3)</sup> dort,  
Und hier die Tulipan <sup>4)</sup>,  
Und auch der Anemonen <sup>5)</sup> Weiß  
Schließt freundlich sich zum Blumenkreis.

Und immer weiter dehnet sich  
Der Blumen duftend Heer,  
Kaum hört man noch den süßen Ton  
Des Silberglöckchens mehr;  
Nur leise noch der Laut erklingt,  
Der sich aus diesem Glöckchen schwingt.

Und endlich wenn der Frühling kömmt  
In seiner Herrlichkeit,  
Verstummt das Glöcklein ganz und gar  
Auf lange, lange Zeit,  
Und schließt sich in sein enges Haus,  
Und ruht von seiner Feyer aus.

R a b b a.

<sup>1)</sup> Viola odoratissima. — <sup>2)</sup> Bellis perennis. — <sup>3)</sup> Primula veris. — <sup>4)</sup> Tulipa syl-  
vestris. — <sup>5)</sup> Anemone nemorosa. —

### Correspondenz-Nachricht.

Berlin, den 21. October 1823.

Ein geborner Berliner, der nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren diese Stadt beträte, würde Mühe haben, sie wieder zu erkennen, so sehr hat sie sich unter dieser Regierung, und besonders nach dem Kriege, verändert. Es soll im Vorschlage seyn, einen Plan von Berlin, mit den roth-angelegten Veränderungen und einer kurzen Beschreibung der neuen Anlagen und Gebäude, herauszugeben. Daß Friedrich Wilhelm III. schon längst für die Verbesserung des Straßenpflasters und der Straßenbeleuchtung gesorgt, hat ihm vielhältige Segenssprüche der Einwohner und die Anwendung des auf Heinrich IV. von Frankreich gedichteten Verses zugezogen.

Seul roi de qui le peuple ait gardé la mémoire.

Eines seiner ersten Denkmale für das Volk war die steinerne und eiserne Einfassung des Mittelganges unter den Linden. Hier zeigte sich früh die Richtung seines Geistes für das Nützliche, das Solide, das Dauerhafte. Und, wie die Großen mehr durch Beispiel herrschen als durch Befehle, so war's auch hier. Es entstanden ähnliche Einfassungen und Behege, welche zugleich Bequemlichkeit und Sicherheit gewährten. Während Chausseen nach allen Richtungen ausliefen, die Landstraßen verschönerten und aufheiterten, die Wege abkürzten, das Reisen erleichterten und angenehm machten, thaten dieses die vielen neuangelegten Brücken innerhalb der Stadt <sup>\*)</sup>. Und nun vollends die Menge öffentlicher, und mehr oder weniger von der Regierung unterstützter Privatgebäude. Wie gesagt, wenn der Plan des verbesserten Berlins zu Stande käme, die Stadt würde in allen Vierteln roth übersät seyn. Wir lassen uns, absichtlich und aus zwey Gründen, nicht in die Beurtheilung der Bauart der meisten dieser

<sup>\*)</sup> Fünf in Zeit von drey Jahren, und eine sechste im Thiergarten.



Gebäude ein: unsere Gründe sind, erstens weil wir zwar Augen, aber keinen Baugeist haben, und zweitens, weil sich diese Gebäude durch kein Urtheil, auch nicht durch das gründlichste, umstoßen\*) und umbauen lassen würden, und wir lieber die Nachricht seyn wollen, die der Rose gegenüber singt, als der Specht, der die Insecten aus der Rose hervorflaubt.

Auch in Potsdam und in andern größern Städten des Reichs, werden eine Menge Gebäude aufgeführt, wozu fast immer der König einen Theil der Kosten zuschießt. In Potsdam ist ein großes Casino für die Officiere der dortigen Garnison angelegt; in Magdeburg soll der Dom und dessen schadhafter Thurm ausgebessert werden. Von diesem Thurme wurde, während der ältern berühmten Belagerung der Stadt (1631), das österreichische Lager beschossen, aber das Feuer von Tilly dergestalt erwidert, daß die oberste Spitze (ein Kranz von 3  $\frac{1}{2}$  Elle im Durchmesser) abgeschossen ward, und seitdem nicht wieder hergestellt werden konnte. Der Kranz am Nachbarthurm blieb unverfehrt. Hier zündeten, nach der Wiedereroberung Magdeburgs durch *L a u e n z i e n* (1814), im letzten Kriege, zwey Jünglinge ganz oben, mit Gefahr ihres Lebens, ein Freuden- und Siegesfeuer an, dessen Zeuge und Theilnehmer die ganze Stadt war.

Die königlichen Gebäude werden mehrentheils aus der Civilliste, hier seit einiger Zeit königliche Fidei-Commis-Casse genannt, bestritten, und fallen den Einwohnern und Unterthanen so wenig zur Last, daß sie, im Gegentheil, als eine reichfließende Quelle des Verdienstes für Gewerbe und Arbeiter angesehen werden können. Dabey werden besonders Berliner berücksichtigt; denn sogar die große Schloßbrücke in Potsdam, welche neu aufgeführt wird, ist, ob schon dortige Unternehmer sich zu einem wohlfeileren Bau erboten hatten, einem hiesigen Baumeister zugeschlagen worden.

Noch eine Hauptveränderung in Berlin besteht in der Einrichtung des Erdgeschosses der Haupt- und vieler Nebenstraßen. Das ganze Erdgeschoss besteht fast aus offenen, zum Theil reich und überall geschmackvoll aufgeputzten Läden. Ehedem gab es bemalte Ladenthüren, auf welchen die Verkaufsgegenstände abgebildet, wohl auch zum Theil nur aufgeschrieben waren, jetzt stehen sie hinter Glaschränken, elegant aufgestellt und oft verändert, so daß man zwischen abwechselnden Waarenschätzen aller Art einhergeht, aber vor den Fenstern und Läden weit mehr Beschauer und Beschauerinnen, als in den Läden Käufer und Käuferinnen antrifft. Wirklich ist es nach gerade unbegreiflich, wovon die täglich zunehmende Handelsclasse leben will und kann, da es, im eigentlichen Sinn der Fall ist, daß der Verkäufer mehr sind, als der Käufer. Im sogenannten Palais-royal allein, in der neuangelegten Wilhelmstraße, werden 60—80 an einander stoßende Läden eingerichtet. Die Hälfte ist bereits fertig. Ein Patent, ein Erwerbsschein ist bald gelöst und nicht hoch angesehen. Desto theurer aber die Miete, welche noch obenein im Voraus bezahlt werden muß, und überdieß durch die Miethsteuer erhöht wird. In Jahr und Tag ist gewöhnlich der erste Miether verschwunden, und macht dem zweyten Platz, den ähnliches Schicksal erwartet.

Das Steigen der Miethen, besonders der kleinern, zu unerhörten und unerschwinglichen Preisen, hat zu einer nützlichen und einträglichen Speculation Anlaß gegeben. Da es in der Stadt selbst so theuer wohnen ist, so werden von allen Seiten die Vorstädte außerhalb der Thore erweitert, und so wie ein neues Haus nur unter Dach ist, wird es bezogen und bewohnt. Ein benachbarter Landedelmann hat vor dem Hamburger Thore bereits zwey große Familienhäuser, jedes zu 40—50 Wohnungen, einrichten lassen, und ein drittes im Baue. Noch vor dem Aufbaue war alles besprochen und vermietet, weil der Arme hier ein Paar Thaler erspart, und dabey hell, freundlich und gesund wohnt, welches bey den dumpfigen Kellergruben und den durchlöchernten Dachwinkeln in der Stadt nicht der Fall ist. Dieser Edelmann hat dabey einen großen Holzhof, und, da bey den Häusern kein Holzgelas ist, den Vortheil, daß sämmtliche Mieter ihr Holz in kleinen Theilen bey ihm nehmen. Ein einziges Zimmer mit Uscoven ist ihnen Stube, Kammer und Küche, da der Ofen auch zum Kochen eingerichtet ist.

\*) Einige drohen den Einsturz, einige haben schon umgebaut werden müssen, z. B. das Seitengebäude des Akademie-Gebäudes.



Nur heißt es, bey solcher Höhe und dem sehr beschränkten Raum: „Bewahrt das Feuer und das Licht!“ — An Feuersgefahr darf man hier, so wenig als bey dem Schauspielhause, denken.

Die ehemalige Post, ein an zwey der gangbarsten Straßen, der Post- und Königsstraße, und hinten an die Spree stoßendes Gebäude, mit einem großen Hofraum, ist von einem hiesigen Speculanten, der in Paris die Kunst gelernt, jeden Quadratfuß Raum zu benutzen, in- und auswendig in Läden umgeschaffen worden, die das ganze Erdgeschoss einnehmen und theuer vermietet werden. Dem soliden Hauptgebäude sind, mit den Mansarden, zwey Stock aufgesetzt, so daß die reichern Ladenmiether zugleich im Hause wohnen können. Der Anblick dieser kleinen Handelswelt ist zugleich freundlich und einladend; nur daß der Aufpuß der Läden, welcher doch auf das Publicum berechnet seyn muß, einen Theil des Publicums abschreckt, hinein zu treten. Überhaupt: gäbe es keine Geburtstage, Polsterabende, Weihnachtstage ic., unsere Galanteriehändler würden bald zu Grunde gehen. So aber erstreckt sich die Geschenkwuth so weit, daß manches Haus sie auf mehrere hundert Thaler jährlich anschlagen kann. Und was für Geschenke? Fast lauter nutz- und zweckloses Flittergold! Ob aber das gekaufte und verschenkte Flittergold dem Händler bar bezahlt wird, oder nicht, mag der Händler uns sagen!

(Der Schluß folgt.)

### M e l o d r a m.

Den 20. November zum Benefiz der Mad. Gottdank an der Wien Siguna. Nordisches Märchen (?) in drey Aufzügen. Musik vom k. k. Capellmeister Conradin Kreutzer. —

Noch bis jetzt wäre ein Märchen mit Aufzügen jedem märchenhaft erschienen, der an die Benennung — Drama — Melodrama, dramatisches Gemälde — und, wie nur immer die undramatischen Auswüchse dramatischer Kunst jetzt genannt werden, gewöhnt ist, aber dieß Stück tritt bescheiden nur als Märchen auf, und somit können wir es auch nur als solches ansehen und nach erzählen.

Siguna, eine gewaltig böse, leidenschaftliche, gottlose Zauberinn, liebt den Erwählten der schönen Bertha von Asenstein in Norddeutschland, Yrik geheissen, und strebt durch das Aufbieten aller ihr zu Geboth stehenden Gewalten das Band der zwey Liebenden zu trennen. Namhafte Träume müssen ihr helfen, doch ein guter Genius in Pilsgertracht steht ihr entgegen, und vereitelt ihre jedesmaligen Bemühungen; es gelingt ihr zuletzt, unter der Hülfe einer treuen, alten Wärterinn, Bertha's Zutrauen zu gewinnen, und ihr einen vergifteten Ring aufzuschwären, der jeden bösen Einfluß, der sich zwischen ihr und ihren Verlobten hemmend stellt, vernichten soll; eben so gelingt es ihr, den Yrik in ihr Zauberreich zu locken, den sein alter, treuer Vater vergebens abhält, um ihn zu überreden, Bertha sey treulos — ja, indem sich der Trostlose — nur um sich auszuweinen — in ihre immer offenen Arme stürzt, erblickt ihn Bertha — aber ihr Angstschrey hat Yriks besseres Gefühl geweckt, und er entreißt sich ihren Zauberkreisen und Geisterhören. — Siguna bleibt in Verzweiflung zurück, die Liebenden finden sich wieder. Yrik hält Bertha noch beynah für schuldig, und will nun Abschied nehmen; als Wahrzeichen ihrer Falschheit hatte Siguna ihm den Gifttring beigezeichnet, den ihm Bertha fast gewaltsam aufdringen würde. — Sie thut es auch, in dem frommen Wahn, dieser Ring, den die Betrügerinn ihr verboten anzustechen, weil er sich sonst nie von ihrem Finger lösen würde — müsse ihr Mißverständniß ausgleichen — aber nun wüthet Yrik gegen die Unglückliche — er will sie morden — doch plötzlich umgewandelt fragt er sie noch einmal: ob sie denn wirklich so schmachvoll ihm nach dem Leben stehe? Sie bejaht nein, und um sich ganz zu reinigen, steckt sie selbst plötzlich den Ring an — fühlt Todesqualen, will sterben — da kommt der vilsgernde Genius, wirft sein Pilsgerkleid ab, steht weißackleidet mit himmelblauem Gürtel da, und führt beyde Liebende mit sich fort. — Nun kommt auch Siguna, welche



wüthende Geister in den Abgrund hinabreißen; kaum ist sie hinunter, so fliegen die dunkeln Decorationen in die Höhe, und man sieht den Tempel der Verkürung, über dessen Kuppel Engel schweben, und der Stern der Liebe strahlt in hellem Glanz, reizende Gruppen umgeben die Liebenden. — Rosenglanz überströmt die Gruppen. — Der Vorhang fällt.

Die Ausstattung auch dieses Products ist so hübsch und geschmackvoll, wie noch jemals an der Wien eine Ausstattung an die dortigen Novitäten verschwendet worden. — Die alte Burg mit gemalten Fenstern, durch welche der Kerzenglanz schimmert, darüber der Mond, der die gegenüberliegende Kirche beleuchtet; der Garten mit dem Schloßgebäude, mit trefflichem Säulen-Altan — die Costume, die Gruppen, die Beleuchtung, die nie stockende Maschinerie, die duftige Darstellung der Traumbilder, die Sicherheit und Schnelligkeit der Kleiderverwandlungen, dieß und manches Andere sind lobenswerthe Vorzüge, die man bey solchen Vorstellungen selten vermist. Es ist nur zu wünschen, daß die thätige Direction in der Wahl der aufzunehmenden Stücke immer mehr und mehr behutsam werde. Wenn der Genius den Zauberstab der Phantasie schwingt, nur dann kann er Wunder hervorbringen, welche die Menge elektrisch durchzucken. Nichts ist ertödtender, als unvergeßlicher Prunk, und nichts erbärmlicher, als müßiger Graus.

Mad. Gott dank erkannte das Zufließen der Menge zu ihrem Benefiz durch allen Aufwand eines fleißigen Spiels, den ihre unfruchtbare Rolle ihr nur gestatten wollte. — Jedes Mädchen, das als unschuldig, leidend und zärtlich erscheint, hat eine dankbare Rolle, so mußte Betty Schröder, wie schleppend und handlungslos das Stück sich auch durch drey Aufzüge windet, auch hier eine willkommene Erscheinung seyn. Solche Verse, wie man sie zu Duzenden aufstellen könnte:

Wie ist das möglich — rede, sage, sprich?

oder:

Es nagt der Wurm  
An meines Herzens innerstem Gemüth —

oder:

Doch spannt' ich alle Muskeln riesig an  
Um meines Sohnes Herz mir zu erretten

u. s. w. sind noch gar nicht in Anschlag zu bringen, wenn man überhaupt erwägt, wie locker das ganze Gebäude zusammengehalten ist.

Die Ouverture, die Chöre, die Begleitung einzelner Lieder und Situationen, unter der Leitung des ehrenwerthen Conradi Kreuzer ausgeführt, dieß alles ist so trefflich, die Gesangstücke sind so melodisch und frisch, daß man durch sie Entschädigung für das Unbehagen empfand, welches das Stück erregte. — Gleichwohl war es nur — wie schon im ersten Act der Leichenzug prophetisch die zweyte Scene eröffnet — schöne Musik zur Leichenbestattung des Stückes, wie zu fürchten steht, denn die zweyte Vorstellung geschah bey durchaus nicht überfülltem Hause, und Tages darauf griff man wieder zum beliebten Wolfsbrunn, diesem unerschöpflichen Brunnen, zu welchem alle Durstige in Scharen wallen, so daß man glauben sollte, der glückbringende Wolf sey den zauberhaften Magnetbergen der beliebten Wolfschlucht entsprungen, und habe etwas von ihrer Kraft an sich gezogen.

— u —

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 4. December 1823.

145

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorothergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Grätz und dessen Umgebungen, an einem Herbstabende, vom  
Schloßberge aus, besehen.

Ein Sänger, der am Genfersee gestanden,  
Auf seinem einst durchschritt'nen Wanderspfad  
Des Schönen viel am Rhein, in Niederlanden,  
Die Schweizervelt, die Siebenhügelstadt,  
Des Meers Unendlichkeit gesehen hat,  
Durchzieht des Schloßbergs aussichtsreiche Weite;  
Das Zitherspiel hängt treu an seiner Seite.

Erstaunt besteht er in dem großen Ringe,  
Um dich, mein Grätz! gespannt von der Natur,  
Das Uppige und Vielerley der Dinge,  
Und Eins doch nur, ein Wonneqanzes nur,  
Nur Ein Gebild in bunter Farbenflur:  
Die Stadt an Flora's Reizen sich erquickend,  
Und diese mit der Pracht der Stadt sich schmückend.

Hin über der Gebäude Dächermenge,  
Woraus der Thürme Spitzgefunkel ringt,  
Verfolgt sein Blick den Saum der Laubengänge,  
Der, wie der Rosenschmuck die Braut umschlingt,  
Als Blumenkette um die Stadt sich schwingt;  
Vor sich der Matten thaugeschminktes Prangen,  
Das Lindenreihen abermals umfassen.

Leonhardsthal, des Rosenbergs Gefilde,  
Wo Hain in Flur, in Gärten Feld sich slicht  
Zum ländlich lebensfrohen Zauberbilde;  
Hell — aus Smaragdengrün ein Demantlicht —  
Der Willen Glanz aus dem Gebüsch bricht,  
Vergoldet jetzt von milderm Lichterwallen  
Erfreun des Sängers Innerstes vor Allen.



Und weiter dort, in ätherblaffen Räumen,  
 Durch Berge her, aus dunkelgrünem Wald',  
 Den weit umher nur wieder Wälder säumen,  
 Aus düster nachgedrücktem Hinterhalt  
 Hebt sich empor, in Liliengestalt,  
 Maria Trost mit seinen beyden Thürmen,  
 Die Segnungen der Steyermark zu schirmen.

Rechts dehnet sich in meilenlange Weite  
 Das flache, saatenreiche Gräserfeld,  
 Mühleck, Feldkirchen, Fernitz in die Breite,  
 Und seitwärts dort, im Goldstaub nun erhellt,  
 Sanct Peter und Freyschloß hineingestellt.  
 Ergehet wird der Blick, wohin er irret,  
 Bis er sich dann im Nebelgrau verwirret.

Am Westgebirge auch, auf hoher Kuppe,  
 Blinkt manche Kirche aus der Waldung Schooß,  
 Hier winkt der Einödd' häuserholde Gruppe,  
 An ihrer Brust als Schleife, fürstlichgroß,  
 Im Stolze Eggenbergs Bierthürmeschloß:  
 So an der Jungfrau kunstgesticktem Schleyer  
 Der Demantnadel Regenbogenfeuer.

Mehr aufwärts noch, an vorgestrecktem Orte,  
 Wo sich des Thales Busenflechte engt;  
 Kühn an des großen Ringes Riesenpforte,  
 Wo sich Gebirge an Gebirge hängt,  
 Durch die der Murstrom silberblau sich drängt,  
 Trost Göstings hochgestellte Burgruine,  
 Als Pfortenwächter in der Rittermiene.

Indessen ist der Sonne Glanz versunken;  
 Schon kleidet die Natur der Hausaltar;  
 An Alpen nur ersieht man letzte Funken,  
 Goldblau, in Purpurglut, rubinentklar,  
 Wie Lampenlicht vor einem Hochaltar,  
 Zum Schöpfer auf, hoch zu des Himmels Hallen  
 Der freyen Schöpfung Opferbrände wallen.

Bald tönt in diese feyerliche Scene  
 Der Schloßbergsalocke Silberhochlaut hin.  
 Dem Sänger tritt in's Auge eine Thräne;  
 Was er in Sehnsucht träumte, küßet ihn.  
 Das Haupt entblößt er drum mit frommem Sinn;  
 Die and're Hand an's warme Herz gedrückt. —  
 In schön're Welten glaubt er sich entrückt.

Und in die Zither streifet nun der Sänger.  
 Beglücktes Gräß, so spricht der Saite Laut,  
 In meinem Busen trage ich's nicht länger:  
 Die Thräne sieh, die aus dem Auge thaut,  
 Das, tief gerührt, auf dich herunter schaut;  
 Gewähre mir das schönste aller Loose,  
 Ein Plätzchen nur in deinem Motterschooße!



In größ'rer Form, mit höherem Gemüthe  
 Thront die Natur hoch auf den Schweizerhöh'n;  
 Verkündend ziert der Kunst gepries'ne Blüthe  
 Das paradiesische Italien;  
 Am Rheine hin lebt Alles wunderschön:  
 Und doch ist nirgends dort mein Herz geblieben; —  
 Ich war verwundert, ohne auch zu lieben.

Hier, ohne in Verwunderung zu sehn,  
 Hier muß ich lieben, Holde, ich bin dein!

Dr. Hofbauer.

### Der Salon des Théâtre Italien zu Paris.

(S c h l u ß.)

Nun ist der erste Act zu Ende, oder vielmehr, der Zwischenact beginnt; denn dieser Theil des Abends ist keineswegs der uninteressanteste. Kaum ist der Vorhang gefallen, als sämtliche Herren verschwinden, man sieht fast nichts als Damen im Salon, und sein Anblick hat sicherlich nichts dadurch verloren. Während dieser Zeit verbreiten sich die Herren in dem kleinsten aller Foyers der Welt oder in den Corridors. Die geschehtesten sprechen von politischen Ereignissen, oder vom Cours der Staatspapiere, die Merveilleux, die beaux fils du jour, streifen mit dem Lognon umher, vor den Carreaur einiger Logen gehen sie schnell vorüber, vor einigen andern aber verweilen sie lange und haufenweise; und über das Motiv dieses unbeachtenden Vorbeygehens wie dieses eifrigen Verweilens erhält man bald Aufschluß, sobald man gesehen hat, wer der Gegenstand derselben ist.

Sehen Sie diese Loge, worin zwey Damen vorn allein sitzen, und plaudern? hinten steht ein stattlich beleibter Mann, der mit seinem Glase sehr aufmerksam die oben erwähnte linke Seite des Parquets mustert; die jüngste der beyden Damen scheint mit ihrer Gesellschafterin in einem interessanten Gespräche beschäftigt; betrachtet man sie aber mit schärfer prüfendem Blicke, so sieht man, daß ihre Aufmerksamkeit wenigstens zwischen ihrer Gesellschafterin und einem jungen Elegant getheilt ist, der sich von der Seite und außenher so unübertrefflich und meisterhaft placirt hat, um nur von ihr gesehen, und vorzüglich von dem hinter ihr stehenden Herrn nicht wahrgenommen zu werden. Der zweyte Act hat bereits begonnen, und noch bieten die Logen viele Lücken dar, man muß zu andern Pflichten, andern Obliegenheiten; man muß das neue Ballet sehen, auf den Ball oder in die Soiree, der Abend ist viel zu kurz um für so viele Geschäfte zu genügen.

Endlich hat die Glocke eils geschlagen, und nun ist der Augenblick des Aufbruchs, einer der interessantesten des Abends, gekommen. Die Toiletten sind wie durch einen Zauberschlag verwandelt; über die leichte Gaze hat sich eine mit schneeigem Hermelin oder blauem Fuchs verbrämte Pelisse geworfen; geschäftige Lakaien haben den blauen, mit einem prächtigen Sammt ausgeschlagenen weitfaltigen Mantel (Carbonaro) über die Schultern ihrer Gebieter



geworfen; und in dieser Stellung erwartet die glänzende Gesellschaft das Vorfahren ihrer Equipagen.

In dieser Vestibule, die kleiner ist als irgend eine des kleinsten Appartements, und wo der Zugwind dreyer Thüren rüstig weht, scheint doch jedes gerne zu verweilen, und nur ungerne von dem bunten, manchen Abandon gestattenden Chaos zu scheiden, um in seinen Wagen zu steigen.

Während ich in einen Winkel gedrückt das eben beschriebene beobachtete, erschienen die beyden vorher erwähnten Damen nebst dem stattlichen Herrn. Er schien bitter über das lange Ausbleiben des Kutschers zu klagen, was aber seine Begleiterinnen mit vieler Ergebung zu ertragen schienen. Endlich eilt er ungeduldig fort, wahrscheinlich um den Zögernden herbey zu schaffen. Während dessen hat sich der junge Mann, der sich so trefflich zu zeigen und zu verbergen verstanden hatte, genähert, und die Wangen der jüngsten der beyden Damen ein leichter Purpur überflogen; ihre Begleiterinn nimmt discret eine Vorgnette zur Hand, und scheint sich weniger mit der Conversation, als dem, was nun vorgehen soll, zu beschäftigen; ich, welcher nicht dieselbe Discretions-Rücksichten zu beobachten hatte, ich horche recht aufmerksam und vernehme ganz deutlich die Worte: „bey Frau von . . .“

In diesem Augenblicke kehrt der wohlbeleibte Herr wieder zurück, und betrachtet den neuen Hinzukömmling mit befreundeter Miene, reißt, indem er ihn mit frostiger Höflichkeit grüßt, die beyden Damen fort, und wirft sich in den Wagen. Der junge Herr sieht sie fliehen, folgt ihr mit den Blicken, wirft sich plötzlich in ein leichtes Cabriolet, dessen von der unerwarteten Erschütterung erschrecktes Ross sich funkensprühend bäumt. Er fliegt davon, eilt dem Wagen, welcher den Gegenstand seiner Wünsche enthält, zuvor, und das Licht seiner Laternen bricht sich in dem glänzenden Spiegel und den Fenstern des braunen Landau.

Was hat er vor, und wozu diese geflügelte, stürmische Gile? Die Lösung dieser Frage überlassen wir unsern scharfsinnigen Lesern.

Mad. M. . . . eine der anziehendsten Damen von Paris, gilt jetzt für die Elegante des Bouffes la mieux fleurie. In den ersten Tagen des Augusts wurde unter den Dilettanten einen ganzen Morgen lang von nichts anderem als einem reichen Nelkenstrauß gesprochen, den sie am Abende vorher in der italienischen Oper in der Hand gehabt hatte \*), und welcher aus einer schwelgerischen Fülle von Nelkenforten aller Farben, und aus allen Theilen der Welt bestand, die sich um eine einzige weiße, innen blaßrothe Rose drängten. Zwey Engländer hatten an jenem Abend gewettet, der eine, daß der Strauß unter hundert, der andere, daß er über diese Zahl Nelkenarten enthielte; der letztere gewann die Wette, der Strauß hatte, wie man von der Bouquetière die ihn geliefert, erfuhr, 180 Nelkenforten enthalten!

\*) Es gehört zum guten Tone, daß die Damen in den Theatern, vorzüglich in den Bouffes, mit einem compacten Bouquet in der Hand erscheinen. Die Elegants haben diese Mode nun ebenfalls angenommen, und zeigen sich auf dem Balcon mit vollen Heliotrop, oder Nelken-Sträußen.



## Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, den 21. October 1823.

(S c h l u ß.)

Wir haben hier vor einigen Wochen eine merkwürdige Erscheinung gehabt, des berühmten oder berüchtigten F o n k. Er ist gekommen, dem Könige für seine Frentlassung zu danken, und um Erlassung der Prozeßkosten, die sich auf 120—150 000 Gulden belaufen, und ihm zugeurtheilt sind, anzuhalten. Bin ich schuldlos (und dafür hat mich der königliche Spruch erklärt), so muß auch ein anderer als ich, die Kosten tragen. Mit diesem Raisonnement trat er auf; und dieser andere ist Herr von S a n d, den er seinen Feind, seinen Verfolger, seinen Verleumder nennt. Seine Freunde — und deren hat er Viele (denn alle, die sich gegen die J u r y s erklären, gehören dazu), hätten gewünscht, er wäre nicht persönlich nach Berlin gekommen. Was seinen Vortrag betrifft, wenn er von seiner Sache sprach, so hat dieser einen rücksichtslosen Menschenkenner veranlaßt, zu sagen: Ist er nicht Belzebub selbst, so ist er unschuldig. F o n k beging den Fehler, e r k l ä r e n zu wollen, wie Coenen sein Leben verloren, und behauptete fest, er sey lebend in den Rhein gekommen. Im vorigen Jahr war F o n k's Gattinn hier; diese gewann viel Herzen durch ihre persönlichen Eigenschaften.

Unser geliebter Kronprinz ist seit dem 15. d. (seinem Geburtstage) von seiner Münchner Reise zurück, und am Ziel seiner Wünsche. Die Prinzessin Elise von Baiern, seine hohe Verlobte, wird den 28. November in Potsdam eintreffen. Der 5. December ist der feyerliche glückliche Tag. Alles strömt hier von ihrem Lobe über. Der künftige Hofstaat wird eingerichtet. Es hieß, der Graf Brühl würde Hofmarschall werden, und die General-Intendantur der königlichen Schauspiele abgeben. Auch Spontini soll um seine Entlassung angehalten haben. Jedoch bleiben beyde, ersterer auf des Königs allergnädigstes Begehren, und der Kriegs-rath von Massow erhält die Stelle. Kreuzer's Oper Libussa wird, und soll mit einem allegorischen Ballet den festlichen Tag beschließen. Es wurde eine neue Oper von Spontini erwartet und begehrt; er arbeitet aber seit lange an einer Auffrischung seines Milton's (hier scherzweise mille tons genannt) und hat sich mit der Kürze der Zeit entschuldigt, wird aber, wie gewöhnlich, seinen F e s t m a r s c h und seinen V o l k s g e s a n g aufführen lassen. — Auch zur Feyer des Geburtstages des Kronprinzen wurde eine neue Oper gegeben, Dido (von L. Kellstab, componirt von Bernhard Klein). Die Urtheile sind getheilt. Kenner loben die Musik, wenigstens vieles darin. Besonders haben zwey (wie man glaubt, später eingelegte) Arien gefallen. Chöre und Märsche sind schön. Mit Ausnahme des ersten Act's, hat die Oper nicht allgemein angesprochen. Doch muß eine nähere Bekanntschaft erfolgen, ehe ein Endurtheil gesprochen werden kann. — Nach einer zweyjährigen Abwesenheit, ist der berühmte Bassist, Herr F i s c h e r, ehemaliges Mitglied unserer Gesangsbühne, in Figaro's Hochzeit wieder aufgetreten. Er hatte, wie bekannt, in demselben Stück, durch unzeitige und auffallende Weigerung, eine Bravour-Arie zu wiederholen, die Gunst des Publicums verscherzt, und, da er sie durchaus nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Abbitte wieder erlangen wollte, auch seine Anstellung verloren, ist aber bey seinem Wiederauftreten von dem größern Theil des überfüllten Hauses wie im Triumph empfangen worden, so daß er leicht in Versuchung kommen dürfte, sich eines Verstoßes zu freuen, der ihm zu einem glänzenden Siege verholfen hat. So sind wir Berliner. Man könnte Carl's Urtheil über die Franzosen (Jungfrau, dritter Aufzug) auf uns anwenden:

Es ist ein gutes Volk, in seiner Liebe  
Raschlohernd, wie in seinem Zorn. Wie schnell  
Vergessen ist's, daß eben dieser Säng'er  
Den Vätern hier, den Söhnen Trost geboten;  
Der Augenblick verschlingt ein ganzes Leben.

Was Herr Fischer an Stimme verloren, hat er an Vortrag, Spiel und Unterhaltungsgabe gewonnen. Es wäre zu wünschen, daß die zwölf Vorstellungen, zu welchen



er sich verbindlich gemacht, ihm zu einer festen Wiederanstellung den Weg bahnten. Nur müßte ihn dann das gute Volk, das zu gutmüthige Publicum nicht von neuem verwöhnen und überstolz machen. Besonders sey dieses der israelitischen Jugend im Vertrauen und in's Ohr gesagt. Sie scheint sich seit einiger Zeit nicht sowohl zu Kunstschätzern, als zu Richtern der Kunst aufzuwerfen zu wollen. Weil sie die Kunst bezahlet kann, bildet sie sich ein, sie könne sie auch schätzen.

Prag, den 29. October.

Wenn ich von unsrer Literatur spreche, so muß ich fast jedes Mal mit dem wackern Professor Sommer beginnen, welcher die eingebornen Gelehrten durch rege Thätigkeit beschämt, und die Lesewelt nicht nur mit der Fortsetzung seines lehrreichen Werkes: Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdfunde (dritter und vierter Band mit vielen Kupfern und Karten, welche die physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers und des Dunstkreises der Erde enthalten) beschenkt, sondern auch bereits den zweiten Jahrgang des Taschenbuchs zur Verbreitung geographischer Kenntnisse (beyde Werke im Verlag der Calve'schen Buchhandlung) gestiftet hat; er heutzutage eine Übersicht der geographischen Forschungen seit 1800 dar, nebst vielen interessanten Auszügen und Uebersetzungen aus fremden Journalen und Reisebeschreibungen, worunter sich vorzüglich die höchst interessanten Auszüge aus Boje's, Campbell's, Humboldt's und Franklin's Reisen auszeichnen. — Der Buchhändler C. W. Enders hat ein sehr wohlgetroffenes Porträt des k. k. Feldzeugmeisters Grafen H. v. Colloredo, gemalt von Horcizka, gestochen von Döbler, erscheinen lassen. — Von Gerle's historischem Bildersaal der böhmischen Vorzeit ist in der Hofbuchdruckerey der zweyte Theil erschienen, und enthält: Die Kriege der Markomannen gegen Rom; den Sarmatenkrieg; Sabinus und Perha, Könige der Markomannen; Frigerid, König der Markomannen; die Markomannen in Gallien und Hispanien; Hunimond und Theodemir; Böhmen vor Ankunft der Slaven; über die Götter und den Gottesdienst der Slaven; Przemisl, der Böhmen erster Herzog; die sieben heidnischen Herzoge, Nachfolger des Przemisl; die Kriege der Slaven mit den Franken.

Den vorzüglichsten musikalischen Genuß, welcher uns in der letzten Zeit zu Theil wurde, verdanken wir zwey Wiener Künstlern, Herrn Professor Böhm und Herrn P. Piris, welche auf ihrer Durchreise nach Paris zwey Concerte im Theater gaben. Im ersten spielte Herr Böhm den ersten Satz eines Violinconcertes von seiner Composition, mit zartem und abgerundetem Vortrag. Die Composition selbst erhob sich nicht über das Gewöhnliche. Dann spielte Herr Piris ein Rondo all' Ongarese auf dem Piano forte mit vieler Virtuosität. Die Composition ist neu, harmonienreich und sehr effectvoll. Hierauf folgten Doppelvariationen für Violin und Clavier, nach dem Anschlagzettel von Beyden componirt, worin Einheit, Delicatesse und glückliche Lösung großer Schwierigkeiten den beyden Künstlern enthusiastischen Beyfall erwärben. In der zweyten Akademie hörten wir ein Doppelconcert für zwey Violinen von Spohr, gespielt von den Herrn Professoren Böhm und P. Piris. Alles was zum präciseften Vortrag eines Doppelconcerts erforderlich, ist hier geleistet worden, und der ungetheilteste Beyfall lohnte ihr schönes Kunststreben. Hierauf folgten Variationen für das Pianoforte über ein Thema aus dem Barbier von Sevilla, von P. Piris geistvoll und sinnig vorgetragen, und zum Schluß mußten die Doppelvariationen des ersten Concerts wiederholt werden. Von Gesangstücken hörten wir eine recht angenehme Arie aus dem Zauberspruch von Herrn Binder sehr brav vorgetragen, eine Arie von Martini, welche Dlle. Comet mit vieler Kunstfertigkeit sang, und ein Terzett von Mercadante, vorgetragen von den Dlle. Comet und Franchetti und Herrn Binder, nebst der Lühow'schen wilden Jagd.

Bev unsrer Bühne ist das wichtigste und zugleich erfreulichste Ereigniß die Genesung der gediegenen Künstlerinn Mad. Kenner, welche wir schon zweymal, als Baroninn in den Stricknadeln und Malerinn im Bethlehemitischen Kindermord sahen und



mit Vergnügen bemerkten, daß eine lange und schmerzhaftc Krankheit zwar noch etwas physische Schwäche zurückgehalten, die lange Entwöhnung von der Bühne aber ihrer Kunstkraft nichts entzogen habe. Möge Italiens Liebling uns noch lange erhalten werden.

Ein Paar theatralische Gäste, Ullc. Weinlandt und Herr Laddey, erschienen zweymal auf unserer Bühne (als Baroninn Waldhüll und Baron Gluthen im letzten Mittel, und Thesla und Max in Wallensteins Tod) und fanden, zumal im zweyten, nur sehr getheilten Beyfall.

Eine sehr ergehlüche theatralische Neuigkeit ist bey uns (bey Ihnen freylich nicht mehr) Theodor Hell's allerliebtestes Lustspiel: „Der Unschuldige muß viel leiden,“ und wird mit einer Lebendigkeit und Rundung gegeben, die so viel Antheil erregen muß, als unser sturm- und drangliebendes Publicum nur immer an so freundlichen Bühnenspielen zu nehmen vermag. Herr Pistor (Flittner), Mad. Brunetti (Elementine), Herr Polawsky (Stiller), Mad. Ullram (Amalie), und Ullc. Pistor (Constanze) bilden einen so erfreulichen Verein, daß man nur bedauert, daß das Stück nicht länger sey.

Der hiesige kunstreiche Theatermaler Sacchetti hat endlich seine schon lange angekündigten und erwarteten Panoramen aufgestellt, und zeigt uns nicht nur Prag im Rundgemälde, sondern in Halbrundgemälden drey Ansichten von Tepliz, zwey von Carlsbad, das Burgthor und die k. k. Burg in Wien, und die Nordpol-Expedition. Das vorzüglichste ist das Panorama von Prag.

### Einige Bemerkungen über die neuen Quer- und Flügel-Pianoforte, mit dem Resonanzboden über den Saiten, von Johann Jacob Goll und Comp.

(In der Carlsgasse auf der Wieden, Nro. 30. nächst der Carlskirche.)

So wie unsere Kaiserstadt den sicheren Ruhm behauptet, eine solche Zahl vorzüglicher Clavierpieler in ihren Mauern zu besitzen, daß sie allein mit ganzen Ländern siegreich wetteifern kann, so sind auch von hier die meisten wichtigen Verbesserungen und Verschönerungen dieses herrlichen Instruments ausgegangen. Es wäre wirklich für jeden Musikkreund interessant, wenn ein erfahrener Kenner und Beobachter die seit einem halben Jahrhunderte vorgenommenen Umstellungen chronologisch aufzeichnen und würdigen wollte.

Referent beschreibet indessen eine der jüngsten dahin gehörenden Erfindungen, und erfüllt nur den inneren Drang zur möglichsten Verbreitung alles Guten, wenn er die Vorzüge erwähnt, welche ihm die Goll'schen Instrumente, mit dem Resonanzboden über den Saiten, unläugbar darzubieten scheinen.

Zuerst ist der Bau derselben, ohne eine große Holzmasse zu erfordern, von so trefflicher Structur, daß das Schwellen und Schwinden der geringen Holztheile kaum möglich ist. Daher kann auch der wohlverbundene Resonanzboden nie aus seiner rechten Lage kommen und keine Veränderung im Charakter des Tones sich ergeben.

Die äußere Form erscheint elegant und angenehm; besonders empfehlend sind die oft minder aufmerksam behandelten Quer-Pianoforte. Diese letzteren haben bey Herrn Goll die Länge von fünf Fuß, neben einer Breite von sieben und zwanzig Zoll; sie sind zweyfach besaitet und kommen im Tone vollkommen einem guten Flügel von gewöhnlicher Bauart gleich, jedoch mit dem Vorzuge, daß ihr Ton aushaltender, voller, runder, singender und angenehmer, mittelst der neuen Lage des Resonanzbodens ist. Besonderes Lob verdient der bey gewöhnlichen Quer-Instrumenten nie so vollkommen sich vorfindende Discant. Die Flügel-Pianoforte mit zwey und drey Saiten stehen zu den erwähnten im Verhältnisse, und empfehlen sich eben so sehr durch starken Ton als durch schmeichelnde Zartheit.

Die Mechanik, welche in sich doppelt so viele Kraft entwickelt, als die ehemalige, ist von der englischen hergeleitet, an allen Arten dieser Instrumente gleich,



sehr einfach, leicht beweglich und beynah unzerstörbar. Die Hammer gehen in Klappen ein, vom Verfertiger selbst erfunden, durch deren Form das Fallen des Staubes auf den durch den Hammerstiel gehenden Stift verhindert wird, welches der Bewegung der Hammer sehr zu gut kommt. Ferner hat jeder Hammer seinen bestimmten Ruhepunkt und steht nicht mit den Tasten in fester Verbindung; wenn daher wider Erwarten einer dieser Theile sich verziehen sollte, so würde kein anderer aus der gehörigen Lage gebracht, und für das Ganze könnten keine nachtheiligen Folgen entstehen.

Die Stimmung dieser Instrumente besteht von Oben; nicht von Unten, wie Leute, welche sich nicht vom Gegentheile überzeugt hatten oder der Sache nicht gewogen waren, irrig auskryeten.

Das Stimmen selbst verrichtet man am besten mittelst der Verschiebung der Tastatur. Zuerst stimmt man nämlich das Instrument auf einer Saite durch; — dann auf der zweyten, und endlich, wo sie vorhanden, auf der dritten, ohne Gebrauch eines Stimmkeils, durch dessen Entbehren die Stimmung vollkommener werden kann, indem man bey der jetzigen Weise keine Saiten zu dämpfen braucht und der Hammer keinen anderen Gegenstand als die zu stimmende Saite berührt.

Selbst durch dauerndes, starkes Spiel ist das Abspringen der Saiten nicht leicht möglich, weil der Hammer gegen den Saitensteg schlägt. Die Saite wird also gegen diesen Steg, auf dem sie ruht, gedrückt und dadurch in den Stand gesetzt, jeden heftigen und fortgesetzten Anschlag auszuhalten, indem der Stift nicht, wie bey gewöhnlichen Instrumenten, als Haltungspunct dient, und keine fortwährende Reibung die Saite jezt mehr abseilt. Wäre aber dennoch beym Stimmen durch Überspannung oder unvorsicheres Hin- und Herdrehen des Stimmnagels die Saite abgerissen, so wird solche sehr leicht also aufgezo-gen: Man nimmt bey dem Flügel-Pianoforte die Tastatur und Dämpfung weg, hierauf kann man nicht nur den Boden durch Zurückziehung der sichtbaren Riegel herausheben, sondern auch die rechte Seitenwand, wie einen Schieber aufziehen. Eben so bey den Quer-Pianoforten; — an diesen ist zu noch größerer Bequemlichkeit und zur höchsten Verstärkung des Tones auch die hintere Wand beweglich, und man gelangt bequem zu den Anhängestiften und Stimmnägeln. Sodann wird die Saite durch die im Stimmnagel angebrachte Öffnung mit leichter Mühe gezogen und damit das sonst so beschwerliche Umwickeln der Saiten um die Stimmnägeln ganz überflüssig gemacht.

Auf diese wesentlichen Verbesserungen haben die Verfertiger das allerhöchste Privilegium auf fünfzehn Jahre erworben, und ein schon bedeutender Vorrath sezt Kenner und Käufer in den Stand, prüfen und wählen zu können. e. w.

### Modenbild XLIX.

Wickler von Circassienne mit Plüsch gefüttert und mit Atlas verändert. Der Hut ist von Atlas.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.



in Kap  
ubes auf  
ewegung  
abepunct  
erwartet  
gen Lage

on Un  
en oder

er Tasta  
— dann  
ich eines  
ann, ins  
Hammer

ht leicht  
so gegen  
den hef  
ewöhnlic  
die Satte  
der unfs  
che sehr  
atur und  
bung der  
n Schies  
größere  
Iand bes  
Sodann  
Nübe ge  
mmnägel

hste Pri  
t Kenner  
w.



A. v. S. del.

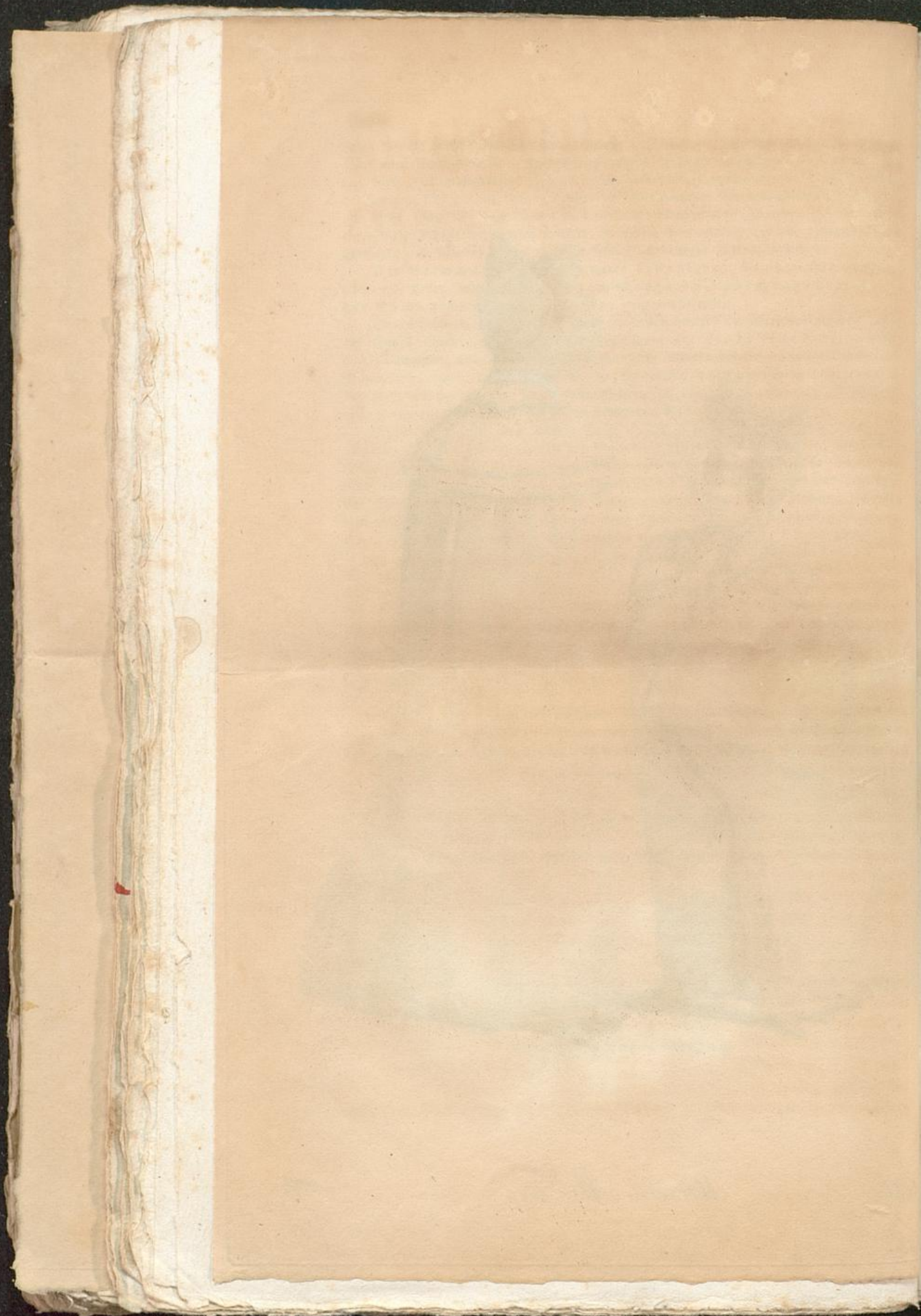
F. v. S. sc.

XLIX.

Wiener Moden.

146.  
1820.







# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 6. December 1823.

146

Von diesen Hältern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel um 15 fl., halb um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel um 7 fl., halb um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Lager bey Berlin.

von

Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geborne Baroninn von Briesk.

I.

Es war Nachts ein Uhr. Der Portier der Stadt Rom in Berlin hatte eben den schweren Riegel vor die große Thür geschoben, der letzte rückkehrende Hausbewohner ging, den Zigeunermarsch aus Preciosa pfeiffend, die Treppe hinauf, das geräuschvolle Tagewerk schien vollbracht zu seyn, todmüde schlichen Kellner und Mägde der beschränkten Schlafstelle zu: da ließ sich ein Posthorn von der Wilhelmsstraße, die Linden herunter, hören. „Aufgepaßt!“ rief der Wirth aus dem Hinterstübchen dem schlaftrunkenen Gesinde zu, „aufgepaßt! Es kommt wohl noch wer Fremder, und verlangt zu Abend zu speisen oder sonst etwas zu genießen.“

„Die Zimmer sind ja alle besetzt!“ entgegnete der Tafeldecker verdrießlich, „was sollen uns die Gäste, wenn wir sie nicht unterzubringen wissen!“

„Der alte französische Kaufmann oben auf No. 10 ist gefällig.“ entgegnete der Wirth. „Im Fall die Ankommenden Damen seyn sollten, überläßt er ihnen bestimmt seine Wohnung und bezieht einstweilen mein Stübchen. Ich drücke mich dann, so gut ich kann, und übernachte, wenn es seyn muß, allenfalls auf dem ersten, besten Stuhl im Tafelzimmer.“

„Da haben wir die Bescherung!“ murmelte der Portier, der mit gespannter Aufmerksamkeit das Rollen des Wagens begleitet hatte, „bey meiner Seele! es hält hier vor dem Hause!“

„Desto besser! desto besser!“ entgegnete der Wirth. „Nun nur geschwind die Thüren auf, Lichter angezündet, den Schlaf aus den Augen gemischt, Nacht und Müdigkeit vergessen und mit verbindlichem Lächeln nach Wunsch und Willen gefragt!“

Die beyden Thorflügel knarrten sogleich in ihren Angeln, der Postillion



lenkte seine vier Schecken in einem künstlichen Bogen der Einfahrt zu, eine verdeckte Wiener Chaise rollte über die Dielen des Flures.

„Halt,“ rief der Bediente vom Boocke, denn schon war der Wagen einige Schritte über die Treppe hinaus. „Halt!“ wiederholte er noch einmal, während die Pferde unruhig hin und her traten. Der Kellner hatte indeß den Schlag geöffnet, ein weibliches Wesen, in einen schottischen Wagenmantel gehüllt, das Gesicht von einem feinen, runden Strohhute verdeckt, schlüpfte so leicht und behend zwischen den Umherstehenden hindurch, den nächsten Stufen der Treppe zu, daß jene nicht viel mehr von ihr sahen, als daß sie schlank wie ein Reh, und fast so schnell als dieses war. Anders verhielt es sich mit der nachfolgenden Dame. Sie schien nicht so auf gut Glück das ungekannte Terrain betreten zu wollen, sondern unterhandelte vorsichtig von ihrem Platz in der Chaise aus über Zahl, Lage und Beschaffenheit der Zimmer, welche sie zu beziehen gedachte. Die Sicherheit ihres Benehmens, so wie die vornehme Überlegenheit in Ton und Wesen verriethen ohne Weiteres einen Stand und eine Stellung zur Welt, welche zu allen denen Bequemlichkeiten berechnete, deren just der überfüllte Gasthof in dem Augenblicke ermangelte.

Der Wirth sah sich daher mehrmals zu Umgehungen und Ausflüchten bey den vorgelegten Fragen genöthigt, wodurch er Zeit gewann, den vorerwählten Plan auszuführen, und No. 10 von der Gefälligkeit des fügsamen, galanten Franzosen zur Disposition für die neuen Gäste zu erringen. Er athmete frey, als der Tafeldecker ihm zuflüsterte, daß bereits alles im Gange und der Kaufmann die Hintertreppe hinab in ein leeres Bedientenzimmer geflüchtet sey. Voll Freude glaubte nun der Hausherr für alle Forderung der Dame einstehen zu können. Mit schnell auf einander folgenden Verbeugungen bot er ihr, während sie sich langsam erhob, die Hand zum Aussteigen, und ging mit munterm Schritt, selbst die silbernen Leuchter mit angezündeten Wachskerzen tragend, voraus, nach dem eben leer gewordenen Gemache.

Ein Paar flinke Aufwärter waren hier noch mit Hinwegräumung des Gepäcks und der durch einander gerathenen Mobilien beschäftigt, als die Fremden mit flüchtigem Blick umherschauend lau und mißvergnügt ausriefen: „Hier also!“

„Ich habe,“ nahm der Wirth schnell das Wort, „allerdings auf Ihre Nachsicht rechnen zu dürfen geglaubt, da der gegenwärtige Moment hinreichende Entschuldigung für mangelnden Raum bietet. Das Lustlager,“ fuhr er fort, „die große Anzahl auswärtiger Generale, und die vielen Schaulustigen, wahrhaftig,“ lächelte er, „das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste!“

Die Dame lächelte auch, indem sie den Kopf mit einer Miene gleichgültiger Ergebung in das Unabänderliche in die Höhe warf, und zum Fenster trat, wohl in der Absicht, des weitem müßigen Geredes überhoben zu seyn. Der Wirth verstand den Wink. Er verbeugte sich, wünschte den Ermüdeten eine gute Nacht, und hatte die Thür schon in der Hand, als er noch einmal mit der Frage umwandte: „ob die gnadigen Frauen vielleicht morgen den Wagen aus dem Hause befehlen würden, die große Parade beym Kreuzberge mitanzusehen?“

„Was meinst du dazu, Josephine?“ fragte die Ältere ihre junge Begleiterinn. „Du bist ja ohnehin so angegriffen, arme Tante,“ war die Antwort, „ruhe doch wenigstens die ersten Stunden völlig aus.“



„Wozu sind wir denn aber hier?“ entgegnete jene. „Mich dünkt, wir haben in der Welt nichts Besseres zu thun, als zu sehen, was sehenswerth ist.“

Josephine schien weiter keinen Antheil an der Bestimmung für den nächsten Morgen nehmen zu wollen. Sie hatte sich abgewandt und sagte nichts, als: „Es ist ja nur deinetwegen, wenn ich es anders wünsche.“

„Also den Wagen, Herr Wirth!“ sagte die Tante, „und zwar so zeitig als es nöthig ist.“

„Schlag Sieben!“ versetzte er, mit nochmaliger Verbeugung, worauf er sich entfernte.

## II.

„Zwey Damen, sagen Sie,“ fragte des andern Mittags ein junger Ausländer den Portier, „zwey Damen waren es, welche so spät in der Nacht hier ankamen und den Lärm und das Gepolster im Hause veranlaßten?“ „Zu Befehl, zwey oder drey Damen vielmehr,“ entgegnete jener, „wenn Sie eine Kleine, schwarze, alte Französin, die Kammerfrau, Gesellschafterinn, oder sonst ein Appendix der beyden Andern, dafür wollen gelten lassen.“

Der Fremde strich den künstlich gestuften Bart mit dem gekrümmten Zeigefinger seitwärts nach den Mundwinkeln zu, und fragte, halb gähmend, wie aus Langeweile: „War etwas Hübsches dabey?“ „Kann just nicht sagen,“ erwiderte der schon bejahrte, nicht sonderlich auf Schönheit gestellte Mann. „Habe auch, um aufrichtig zu seyn,“ fügte er hinzu, „nicht sonderlich darnach hingesehen. Vor einer Stunde etwa kehrten beyde von einem vergeblichen Versuche, der Parade beyzuwohnen, ziemlich erfroren und Kleinlaut zurück. Jetzt sind sie wieder auf No. 10.“

„Wie?“ unterbrach ihn der junge Officier, „No. 10? da wohnte ja der Franzos, ist der abgereist?“ „Nur umquartiert,“ versicherte jener, „sonst noch hier in Loco. Ist auch so eben von einer Fahrt nach dem Kreuzberge retournirt.“

Hier näherte sich der, von welchem die Rede war, den Beyden, im Begriff einer neuen Wanderung, wie es schien. Er grüßte höflich, und verzog sogar im Vorübergehen sein dunkles, ernstes Gesicht zu einem angenehmen Lächeln.

Der Jüngling, welcher schon durch seinen Accent verrieth, daß er ein Engländer sey, trat ihm mit gutmüthiger Theilnahme in den Weg, indem er ihm sein Bedauern über die unruhige Nacht bezeugte, die er gehabt habe, wobey er nicht unterließ, seine Höflichkeit gegen ganz unbekannte Personen zu rühmen, für die er willig eine bequeme Wohnung gegen eine wahrscheinlich schmutzige und schlechte vertauscht habe.

Der Kaufmann, hier unter dem Namen Herr Durand bekannt, hob die Schultern ein wenig in die Höhe, und sagte mit eben so gleichgültigem Gesicht, als affectlosem Tone: „Wahrhaftig, solche Opfer kommen bey mir nicht in Anschlag! überdem,“ setzte er verbindlich, als seyen die Damen gegenwärtig, hinzu, „ward es zu Ehren eines Geschlechtes gebracht, das so gewohnt ist, Opfer zu empfangen, als berechtigt, sie zu fordern.“

„Ah! wenn zehnmal,“ entgegnete der Engländer, „so bleibt es immer lästig, die Nacht aus dem Bett gejagt und in ein miserables Mansarde lo-



girt zu werden. Dafür wenigstens können Sie fordern die Gewalt kennen zu lernen, der Sie sich blind unterwarfen."

"Ich ziehe vor, das Unsichtbare anzubeten," entgegnete Herr Durand lächelnd.

"Wissen Sie was," versetzte der junge Mann mit halb schlauer, halb verlegener Miene, "Sie sollten mir den Auftrag geben, den Dank der Damen einzufordern." "Wahrhaftig," rief er, wie im Begriff sein lustiges Abenteuer auszuführen, "ich bin sogleich bereit dazu, und verspreche Ihnen —"

Er ward hier durch den ersten Blick, welchen Herr Durand auf ihn heftete, gewisser Maßen verwirrt. Er stockte, und ließ jenem Zeit, ihn höflich bey Seite zu ziehen, indeß er leise sagte: "Kann ich Ihnen einen Dienst leisten, wenn ich Ihnen Zutritt bey den Damen verschaffe? interessiert Sie Eine oder die Andre, so haben Sie die Güte, mir das unter vier Augen zu eröffnen. Ich bin der Jugend gern gefällig," setzte er hinzu; "allein schonen Sie doch um alles in der Welt den Ruf so zarter Wesen, die kaum der Lufthauch eines Gasthofes berühren, geschweige denn das Echo des weitmüuligen Gesindes erwähnen sollte."

"O Sie nehmen das viel zu ernst, viel zu ernst," lachte der Engländer, nicht ohne sichtlichcs Erröthen. "Bey Gott, mein Herr, ich meinte es nicht übel," versicherte er treuherzig, "und mache mir auch gar nichts daraus, ob ich die Frauenzimmer zu sehen kriege oder nicht, wahrscheinlich wäre es doch das erste und letzte Mal in meinem Leben, da ich sobald wieder von hier abreise."

"Sie verzeihen einem alten Mann die Bedenklichkeit," sagte Herr Durand, leicht gegen ihn geneigt. "Die Erfahrung macht, wenn auch nicht immer klug, doch vorsichtig. Zudem," fügte er, den Ernst seines Tones mildernd, hinzu, "gibt uns die Eitelkeit leicht eine gewisse Theilnahme für die, mit welchen man auf unvorhergesehene Weise in Beziehungen geräth, die oft mehr Interesse erregen, als selbst persönliche Bekanntschaft."

"O ja wahrhaftig!" lächelte der Engländer, indem er Herrn Durands dargereichte Hand wiederholt schüttelte. "Sie gehen aus?" fragte er hierauf, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. "Haben Sie Geschäfte in der Stadt, oder wollen Sie diese genauer kennen lernen?"

"O ich kenne sie sehr genau!" erwiderte der Kaufmann, indem ein eigner gemischter Zug von Vergnügen und verbissenem Unwillen um seine feinen länglich schmalen Lippen spielte. "Ich verlasse auch nur," setzte er schnell seine ruhige Fassung gewinnend hinzu, "das Haus, weil ich, ehrlich gestanden, nicht wohl anders als schlafend in dem kleinen Käfig zu bleiben weiß, in den man mich verwiesen hat."

"Mein Gott!" rief der junge Mann, als komme ihm plötzlich ein ganz nahe liegender Gedanke, "warum wollen Sie denn nicht meine Wohnung mit mir theilen! Ich besitze zwey sehr schöne Zimmer nach den Linden heraus, und brauche wahrhaftig nur das eine. Seyn Sie so gut, und begleiten Sie mich. Sie werden sich leicht überzeugen, daß Raum genug für uns Beyde da ist."

Herr Durand lehnte den Vorschlag mit so vieler Erkenntlichkeit ab, als sich mit dem deutlich ausgesprochenen Wunsch, allein und für sich bleiben zu



dürfen, vereinen ließ. Allein das Herz des gutmüthigen Jünglings, das, durch den geheimnißvollen Einfluß der Zuneigung erwärmt, sich auch sogleich ganz hingab, war nicht so leicht abzuweisen. Vergebens versicherte der besonnene Franzose, daß er sich einen grämlichen alten Gesellen auflade, der viel mit sich selbst abzumachen habe, und daher, wie alle, welche das Leben Schiffbruch leiden lassen, und in die Wüste der Selbstbetrachtung auswerfen, von einsylbiger, verdrießlicher Natur sey. Der gute junge Mensch hatte es sich einmal vorgesezt, seinen unbekanntem Freund zu verbinden. Worte widerlegen am Ende Worte, und sogar Gründe müssen der sanften Gewalt entgegenkommender Freundlichkeit weichen. Herr Durand sah sich mitten im Gespräch unter den Arm gefaßt, die Treppe hinaufgezogen, in einen artigen Salon versetzt, dessen heller Ausblick auf die belebte Straße unwillkürlich ein angenehmes Gefühl geselliger Regsamkeit weckte. Er konnte es daher auch nicht verbergen, daß er sich hier wohl befinde. Mit heittrer Miene gab er sich dem triumphirenden Engländer gefangen, hinzusehend, er folge nur dem eingeborenen Nationalzuge, der ihn, wie seine Mitbürger, verleite dem benachbarten Inselvolke entschiedene Vortheile über sich einzuräumen. Ob er nun gleich die Worte mit verbindlichem Lächeln sagte, so war es doch leicht zu bemerken, daß sie auf irgend eine Weise störend in seine Seele zurückfielen, denn er zog gleich darauf die Stirn düster zusammen, und sah mit den tiefstehenden, großen schwarzen Augen ernst und melancholisch vor sich hin. Ein heller Trompetenstoß vom Schlosse herauf schreckte ihn indeß augenblicklich wie ein elektrischer Schlag in die Höhe. Mit einer Hast und einem Eifer, der an dem Manne von stillem, friedlichen Gewebe etwas Auffallendes hatte, öffnete er das Fenster, bog sich weit hinaus, und sah nun scharf und genau die Truppen-Abtheilungen vorüberziehen, welche durch die Stadt zurück nach dem Lager kehrten. Es waren acht Cavallerie-Regimenter im vollen kriegerischen Schmuck, von der begeisterndsten Musik begleitet, die langsam an den grünen Bäumen hinritten, und Helm und Waffen, durch tausend flimmernde Sonnenlichter angestrahlt, zwischen dem leicht bewegten Grün der Blätter blinken ließen. Fahrende, Reiter und Fußgänger, alle hielten an, standen und sahen dem Zuge nach. Ein regenbogenartiges Flammenmeer von Sonnenschirmen, Shawls, Federbüschen, Bändern und Blumen strömte die Linden auf und ab. In allen Fenstern drängten sich dichte Gruppen eleganter Frauen, die häufig hinter hohen Blumengittern, allerliebste Kinder vor sich auf dem Gesims haltend, wie ein phantastischer Arabeskenrahmen um die ernste Bildung der gepanzerten Krieger, aussahen.

Herr Durand sagte zu dem allen kein Wort. Als jezt der letzte Mann in den Schatten der Zweige verschwand, die Musik schwieg, die Straßen leer wurden, schloß er das Fenster, ging mit über einander geschlagenen Armen ein Paar Mal das geräumige Zimmer auf und nieder, nahm dann Hut und Stock, grüßte mehr höflich als freundlich, und verschwand mit den Worten: „Auf Wiedersehen!“

(Die Fortsetzung folgt.)



## Dreysylbige Charade.

Erste und zweyte Sylbe.

Hold um Cypriens Altäre  
Duflet meiner Ersten Grün,  
Pranget zu der Göttinn Ehre  
Mit bescheidnem Liebesinn!

Schön verbunden in der Dritten  
Ist der Blumen Zauberschein,  
Und es glänzen holde Blüten  
Dort in lieblichem Verein.

Aber schöner strahlt das Ganze  
In der Bräute Lockenhaar  
Bey des schönsten Festes Glanze  
An dem heiligen Altar.

S. a. Passp.

## Schauspiel.

Im Hoftheater nächst der k. k. Burg den 28. November zum ersten Male: Das Hotel von Wiburg. Lustspiel in vier Aufzügen, von Herrn Claren.

Der Name des, durch seine beliebten Erzählungen und dramatischen Arbeiten bekannten, Verfassers schien dem Publicum Bürge zu seyn, daß es sich von diesem neuen Stücke eine genussreiche Ergehung versprechen dürfe. Eine ungewöhnliche Fülle von Zuschauern versammelte sich zur ersten Vorstellung dieses neuen Stückes, und fand sich in seiner Erwartung eben nicht getäuscht.

Der Inhalt des Stückes ist bereits aus des Verfassers Erzählung: Ein Scherz und tausend Folgen, bekannt, welche unter die gelungenen Arbeiten dieser Gattung gehöret; daher begnügen wir uns, die Leser darauf hinzuweisen. Hier kommt es bloß auf die Würdigung der neuen Form an, in welcher dieser Stoff nun auf der Bühne erscheint.

Das Komische dieses Lustspieles liegt nicht so sehr in den Charakteren, als in der Hauptsituation der handelnden Personen. Der Fahnenjunker von Schrot (Dlle. Koberwein) hat den Einfall, dem Amtrathe und Domänenpächter Herbert (Herr Krüger), der mit seinen zwey Töchtern Helmina (Mad. Korn), und Hannchen (Mad. Unschüh) auf den Wollmarkt in die Residenz reiset, um bey dieser Gelegenheit seinen Pacht des Domänengutes Weizenfeld zu erneuern, das Haus des privatisirenden Fürsten von Wiburg, unter dem Namen des Hotels von Wiburg, als den besten neu eingerichteten Gasthof zu empfehlen, und Se. Durchlaucht der Fürst läßt sich, in einer besonders gutlaunigen Stimmung, dieses Mißverständniß gefallen, nimmt, unter der Maske eines Gastwirthes, den alten Amtrath mit seinen Töchtern in sein Hotel auf, bewirthet ihn zum Entzücken herrlich, benüht diese Gelegenheit, die Verdienste dieses schätzbaren Ökonomen mit der Verdienstmedaille zu belohnen, und seine Tochter mit dem Ökonomierathe Born (Herr Korn), ihrem Jugendbekannten und Geliebten, zu vermählen. Dem Fahnenjunker Schrot, welcher sich in die jüngere Tochter verliebt, wird der Einfall dieser Mistification zu Gute gehalten, und das Mädchen, wenn er einst Hauptmann seyn wird, zugesichert.

Der erste Aufzug spielt in der Apotheke einer kleinen Stadt; die übrigen im Hotel des Fürsten. Da die komische Wirkung nicht in den Charakteren liegt, sondern bloß aus dem Mißverständniß in Ansehung des fürstlichen Hotels entspringt, so ist der erste



Act weniger lebhaft und die Leere desselben, nicht zum Vortheile des Stückes, durch eine Reihe müßiger Personen ausgefüllt, welche in dem Apothekersladen ein- und ausgehen, und theils gar nichts sprechen; theils zur Entwicklung der Handlung nichts beitragen, wie z. B. der Stadtchirurgus Zipfel (Herr M o r e a u). Desto ergehender sind aber die folgenden drei Acte im Hotel von Wiburg, wo die Handlung rasch fortschreitet und die überflüssigen Personen nicht weiter störend eintreten. Besonders anziehend ist die Charakterzeichnung des Amtrathes Herbert, welchen Herr Krüger mit höchst ansprechender Gemüthlichkeit darstellte. Diese Rolle ist eine neue schöne Blume in dem Ehrenkranze, welchen Thaliens Hand unserem schätzbaren Künstler schon lange um die Stirne geflochten hat. Würdig standen dem gemüthlichen Vater die zwei Töchter (Mad. A n s c h ü t z und Mad. K o r n) zur Seite. Der Provinzial-Anzug, in welchem sie bey ihrem ersten Auftreten im Stücke erschienen, hatte etwas ungemein Belustigendes. Mad. A n s c h ü t z hatte, in ihrer trefflich gezeichneten, naiven Rolle eine besonders schöne Gelegenheit zu dem ausgezeichnetsten Spiele, und zeigte sich der ihr zu Theil gewordenen großen Aufgabe vollkommen würdig. Ohne die feine Grenzlinie des Anständigen im Geringsten zu überschreiten, concentrirte sie in ihrem trefflichen Spiele alle Züge und Nüancen der ländlichen Naivetät mit höchster Wahrheit und Natur zu einem lebendigen Bilde zusammen, und entwickelte in diesem Fache eine neue Art von charaktervollem Spiele, wofür wir ihrem schönen Talente recht oft entsprechende Rollen wünschen. Besonders interessant war auch das Spiel der Mad. K o r n, welche den Geist ihrer Rolle mit tiefer Einsicht aufgegriffen hatte, und die eigenthümlichen Nüancen dieses Charakters trefflich hervorzuheben wußte. Mit ganz besonders ergreifender, und durch lauten Beyfall ausgesprochener Wirkung gab sie die Scene der Erklärung mit ihrem unvermuthet wieder gefundenen Geliebten. Auch Dlle. K o b e r w e i n zeigte in der Rolle des Fahnenjüngers eine neue schöne Entwicklung ihres Talentcs, und verdient zu fortgesetzten Versuchen dieser Art ermuntert zu werden.

Endlich haben wir des mitwirkenden Spieles der Mad. L ö w e, so wie der Herren K o b e r w e i n und K o r n in den schon oben genannten Rollen mit dem größten Lobe zu erwähnen. Das lebendige Interesse, welches ihre Rollen durch ihr vollkommenes Spiel erhielten, gereicht ihrem Talente und Eifer um so mehr zum Verdienste, als der Dichter sie nicht so ausgeführt hat, daß sie sich, wie man zu sagen pflegt, von selbst spielen, sondern gespielt werden müssen, und nur von solchen Meistern der Kunst mit dieser glänzenden Gesamtwirkung gespielt werden können.

Da durch die glückliche Zusammenwirkung so vieler ausgezeichneten Talente eine große Leistung zu Stande kam, so konnte der Beyfall dem Gelingen der Vorstellung nicht fehlen, deren Glanz übrigens auch durch zwey neue Decorationen von dem k. k. Hoftheatermaler, Herrn de P i a n, erhöht wurde.

— a —

### A k a d e m i e.

Den 29. November im k. k. Hoftheater am Kärnthnerthor, erfreute Herr M o s c h e s zum zweyten Male nach seiner Zurückkunft, das zahlreich versammelte Auditorium durch seine Virtuosität. Nach der Ouverture von C h e r u b i n i (aus L o d o i s k a) trug der Tonkünstler ein neues Concert in G-moll von seiner eignen Composition vor. Es würde Unkenntniß verrathen, und zugleich überflüssig seyn, die einzelnen Vorzüge des kunstvollen Spiels dieses Virtuosen noch erwähnen zu wollen. Nicht nur die Kunstfreunde der Kaiserstadt und der Monarchie, sondern man darf sagen, das musikalische Europa ist von seinem Lob erfüllt; in England und Frankreich wird seine Meisterschaft auf dem Pianoforte eben so gerecht, wie hier, gewürdigt. Wenn die vorzüglichsten jetzt lebenden Meister auf diesem Instrument genannt werden: K r a m e r und H u m m e l — oder welchen andern man einem dieser beyden substituiren will — so ist J. M o s c h e s der dritte in dem Künstlerbund. Wir hatten Gelegenheit, mit einem Kunstverehrer zu reden, während der Tonkünstler die versammelten Zuhörer durch sein



großartiges Spiel zur Bewunderung hinriß, der ihn in London gehört hatte, und versicherte, daß die Engländer diesen Meister mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen haben. Nicht die außerordentliche Geläufigkeit, die bewundernswürdige Fingerfertigkeit, die Befiegung der größten Schwierigkeiten, mit einem Wort, nicht die technische Meisterschaft ist es, die in dem Spiel dieses Tonkünstlers zunächst die Aufmerksamkeit fesselt. Es ist vielmehr der Charakter, die Gediegenheit, der Geist des Vortrags, durch welche die Bewunderung der Zuhörer immerfort gesteigert werden. Kunstverständige behaupten, daß, auf welcher Stufe der Tonkünstler auch vorher gestanden, eh' er Wien verließ, er dennoch während dieser Zeit höher sich hinaufgeschwungen habe. Und warum sollte der Genius, den eine solche Meisterschaft bekundet, einen Stillstandspunct haben, da die Kunst selbst nur auf niederm Boden, wo sie mit andern Künsten in Berührung kommt, nicht aber in den höhern Regionen ihrer freyen Wirksamkeit, eine Grenze anerkennt? Man kann die eigenthümliche Art und Weise des Anschlags, kraft dessen jeder Ton, der stärkste, wie der schwächste, der tiefste, wie der höchste, lieblich und gerundet sich zum lebendigen Wort gestaltet, ein besonderes Talent nennen, das in den Fingerspitzen wohnt. Jeder Periode wird zum Bild, alle reihen sich gefällig an einander, und vor der Seele des Zuhörers entfaltet sich ein Tongemälde, worin alle Züge und Parthien mit den angemessensten Farben prangen, durch die richtigste Vertheilung der Schatten und der Lichter ein Totaleffect hervorgebracht wird, der um so ergreifender ist, weil man die Mittel und den Aufwand nicht gewahr wird. Auch dem Layen in der Kunst scheint alles einleuchtend, faßlich und verständlich, weil sich alles in anschaulicher Klarheit entwickelt. Nirgends verräth sich eine Anstrengung, kein rauher oder harter Ton schleicht sich in das harmonische Gebild, selbst dann nicht, wenn die Lösung der schwierigsten Aufgabe, im raschesten Tempo, den höchsten Kraftaufwand erfordert. — Dieses waren ungefähr die Hauptgedanken und Empfindungen, die durch den Vortrag des Concerts, das sich durch glückliche Ideen und geschmackvolle Ausführung empfahl, in uns angeregt wurden.

Nach diesem wurde ein Duett aus der Italiänerin in Algier von den Herren Heisinger und Seppelt gesungen.

Die hierauf folgenden Variationen über das beliebte französische Lied: Au clair de la lune, componirt und vorgetragen vom Herrn J. Moschles, zeichneten sich durch eine große Originalität des Vortrags aus, und jede steigerte vielfach den immer regen Beyfall.

(Der Schluß folgt.)

### Concert = Anzeige.

Sonntag, den 7. December, wird Herr Johann Hindle, Contrabassist des k. k. privil. Theaters an der Wien, im Saal der nied. österr. Stände, in der Herrngasse, um die Mittagsstunde ein Concert geben, wozu er, im festen Vertrauen auf ihre Theilnahme, die Kunstfreunde der Kaiserstadt ergebenst einladet. Das Nähere besagt der Anschlagzetteln.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 9. December 1823.

147

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Lager bey Berlin.

(Fortsetzung.)

III.

Erst Abends im Lager der Infanterie glaubte der Engländer eine Gestalt wie die seines alten Freundes wieder zu erkennen. Es bewegte sich aber hier eine so zahllose Menschenmenge durch einander hin, daß es schwer war, einen Einzelnen fest im Auge zu behalten. Zudem wechselten in dieser Stelle die Empfindungen fast eben so schnell, als die Gegenstände, die sie erregten, und man brauchte fast nicht erst zwey und zwanzig Jahr zu seyn, wie der junge Fremde, um von dem Gewühl einer neuen, anziehenden Welt ausschließend gefesselt zu werden.

Georg, wie der Engländer hieß, hatte sich mechanisch von dem schlängelnden Ströme schaulustiger Wanderer mit aus dem Thore hinaustreiben lassen. Jetzt breitete sich nun hier eine Wiese links von der Brücke, auf der er stand, vor ihm aus. Auf frischem, saftgrünem Wiesen erhoben sich die schnee-weißen, oben zugespitzten, in kreisförmigem Umfang auslaufenden Zelte, bunte Flaggen weheten auf dem Knopfe der kleinen leinenen Häuser, leicht spielte die Abendluft zwischen diesen hin, indes die rothe Blut der sinkenden Sonne ihren warmen Hauch über das Ganze ausgoß.

Bald war im Westen, nach der Stadt zu, nur noch der bräunlich dampfende Abendschein sichtbar, der Mond brach aus bleichem Dunst hervor, da schlugen die Flammen der Lagerfeuer hell auf, von allen Puncten der langen Zeltreihe wirbelten Trommeln, die Wagen der Vorüberfahrenden setzten sich in Bewegung, der ganze, bunte Schwarm der Fußgänger stürzte näher heran, die Musikchöre versammelten sich, der letzte Gruß des Tages ward mit dem Zapfenstreich verkündet. Die sonderbare, feenartige kleine Welt gerieth nun in rastlose Bewegung. Unzählige Gruppen hatten sich gebildet. Man drängte einander von einem Puncte zum andern, und wie ein Wagen seinen



Platz verließ, folgten die übrigen, als solle es immer noch erst besser kommen, und das Beste niemanden allein gegönnt seyn.

Inzwischen hatten sich junge Officiere um ihre Tische vor den Zelten versammelt. Der Punsch dampfte in großen Wollen, lustig stießen sie die Gläser an einander, und gegen die vorüberfahrenden Damen gekehrt, ließen sie Schönheit und Jugend unter den Klängen kriegerischer Musik hoch leben.

Nicht weniger bemühet die Stunden der Ruhe durch frohen Genuß zu feyern, saßen und lagen die ermüdeten Soldaten auf Rasenbänken, rund um die dampfenden Kochgruben. Was die geschäftigen Hände nicht zu bereiten vermochten, ward aus den nahe gelegenen Marktendertzelten ergänzt. Hier erst war der rechte Verkehr! Getränke aller Art, Kuchen und Früchte, warme Speisen, Würfel und Karten, auch eine Glücksbude und Nieten und Gewinnen in wohlfeilen Uhren und zinnernen Kannen, an denen kein lustiger Bursche so leicht vorübergeht, fanden sich hier vor.

Unter dem Hin- und Herlaufen war Georg auch zu einem der größten und weit hervorragendsten jener lustigen Palläste gelangt. Der Ton einer Drehorgel, den melancholischen Gesang eines alten Invaliden begleitend, bildete tiefer in die Lagergasse hinein den seltsamsten Contrast mit den hellen, schmetternden Oboen und Clarinetten, den Pauken und Janitscharenbecken, die von dem Commandeurzelte herüber rauschten. Ein schlankes, braunes Mädchen, ein weißes Tuch wie einen Nonnenschleyer über das kohlschwarze Haar gelegt, drehete zwar auch hier einen Rosschweif mit messingenen Glöckchen, so oft der Leyeremann, als Zwischenspiel, zwey kleine an einem ledernen Gurt über den Nacken seitwärts herabhängende Becken zusammenschlug, allein diese schwachen Versuche schienen gleichsam das verhallende Echo jener das Leben füllenden, reichen Klänge zu seyn.

Die Stellung des braunen Kindes, das auf einem Erdhügel, seitwärts, in gefälliger Biegung des feinen Körperchens an einer der Zeltstangen lehnte, zog den jungen Engländer näher zu der kleinen wandernden Familie heran. Der Alte hatte das Gesicht aufwärts gerichtet, als lese er in den Sternen die Worte zu seinem Gesange, allein bald konnte Georg bemerken, daß er blind sey, und das mangelnde Licht über sich suche.

Das bleiche Gesicht des armen Mannes, sein langes weißes Haar, die verschossene Farbe seiner Aufschläge, so geisterartig im blassen Mondenglanz verdünnend, erinnerte, nicht ohne wehmüthige Empfindungen zu wecken, an den Wechsel und die Vergänglichkeit dieser Welt.

Georg stand vor dem blinden Sänger, und dachte und fühlte, er wußte selbst nicht was? allein es ward ihm so weich in der Seele, die Thränen traten ihm in die Augen.

Da sagte ein junger Soldat zu dem Mädchen: „Kannst du auch die Herenkünste der Alten? oder hat das Weib nur allein den Teufel im Leibe? Wo ist sie denn heute Abend? Ich suche sie schon seit einer Weile. Sie ist mir noch eine Erklärung von gestern schuldig.“

„Spricht er von der Mutter?“ erwiderte die Kleine, „so gehe er nur in das Zelt, da sitzt sie bey den Glückspielern.“

„Gut! gut!“ versetzte der junge Bursche, „sie soll mir sagen, ob die Würfel heute glücklicher fallen werden?“



Er sprang mit diesen Worten hastig über die ausgespannten Leinen zu der Öffnung des Zeltes hinein. Georg war ihm gefolgt, die Erwähnung der Wahrsagerinn hatte seine Neugier geweckt. Erst am vorigen Abend ward das Zigeunerleben so glänzend auf der Bühne dargestellt, es reizte ihn, es hier in der Wirklichkeit wieder zu finden. Allein diese bot nur eine sehr dürftige Ausbeute für seine gespannte Phantasie. Der enge Raum, in welchem er sich befand, war zum Ersticken angefüllt. Soldaten und Bürger überließen sich hier bey dem Becher ihrer aufgeweckten Laune, ohne allzuviel Umstände mit Zunge und Ohren zu machen. Der ekelhafte Dunst von Speisen und Getränken, schallendes Gelächter, derbe Späße, das Ausrufen der Gewinne, die Flüche der Verlierenden flossen verwirrend in einander, während die sonderbaren, nächtigen Grüsse der Orgel draussen das Herz zurück in eine andre Welt riefen. Der junge Engländer war schon wieder mit einem Fuß aus dem Gewühle heraus, als er noch einmal zurücksehend, Herrn Durand im Hintergrunde des Zeltes an einen Tisch gelehnt erblickte, vor welchem eine alte Frau in einem bräunlichen Mantel gewickelt saß, die wenigen Pfennige, die sie eingenommen hatte, bey einem Stümpfchen Licht, das in einer großen Rübe statt auf einem Leuchter steckte, sorgfältig aus einander lesend. „Was tausend,“ dachte Georg, „macht der verständige Mann hier in so schlechter Gesellschaft?“

Ohne sich weiter lange zu bedenken, drängte er die Nächststehenden, welche dem fremden Officier unwillkürlich Platz machten, von der Seite, und arbeitete sich durch, zu dem Franzosen. „Ah, sieh da!“ rief dieser, Georg erkennend, indem ein leichtes Roth der Beschämung sein Gesicht überflog, „wollen Sie auch sehen, wie es in der Welt zugeht?“

„Wenn Sie das die Welt nennen,“ lachte Georg, „so thun Sie doch wahrhaftig dem Ganzen so großes Unrecht, als sie dem kleinen Theile hier Ehre erweisen.“

„Ich versichre Sie,“ entgegnete Herr Durand, „man sieht niemals unverhüllter in sich selbst hinein, als wenn gleichsam das Eingeweide der menschlichen Natur so nackt vor uns da liegt.“

„Ein scheußlicher Anblick!“ betheuerte der Engländer unwillig. „Weshalb auch?“ fragte jener. „Sind die Neigungen, Leidenschaften, Verirrungen, ist das ganze Gewebe des Selbstbetruges weniger ekelhaft, wenn Sie eine glänzende Decke, statt eines schmutzigen Tehens, darauf werfen? Weiß ich einmal was darunter steckt, so malt mir die Phantasie die Verzerrungen und Buckungen noch abstoßender, als das Auge mir sie zeigt. Zuweilen,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, „muß sich das Gefühl in chaotische Vulkane verlieren, um auf der Hede der ausgebrannten Ruine aushalten zu können!“

Er senkte das Auge, und schwieg. Georg sah ihn überrascht und nachdenkend an. „Bemerkten Sie den alten Soldaten draussen am Eingange?“ fragte Herr Durand nach einer Pause. Der Jüngling bejaete es. „Er ist blind,“ fuhr jener fort, „aber die Augen seines Herzens führen ihn dahin, wo Waffen klirren und die Trompete ruft. Meinen Sie nicht, daß er glücklich ist den äußern Sinn eingebüßt zu haben? Er sieht immer noch das Alte!“

Georg empfand irgend etwas Dunkles in der Äußerung des Kaufmanns. Überall erschien ihm dieser, je länger er ihn sah, auffallend und unverständlich. Schon ihn hier zu finden, dünkte ihn sonderbar, und nun vollends in der



aufgeregten düstern Stimmung, die nichts mit der milden Heiterkeit von diesem Morgen gemein hatte.

Herr Durand mochte die innere Unsicherheit über ihn in seines jungen Freundes Zügen lesen. Er legte daher mit ganz veränderter Miene und fast verschlagenem Lächeln die Hand auf Georgs Schultern, indem er ausrief: „Nun wie steht's, wollten Sie sich nicht etwa auch von dem Weibe wahr sagen lassen? Sie kennen doch ohne Zweifel das Handwerk, was sie treibt? Sie liess aus der Karte und dem Kaffehgrund. Ich habe hier einigen ihrer Experimente mit beygewohnt, und mir sogar selbst die Nativität stellen lassen!“

„Sie selbst?“ fragte der junge Mann, immer mehr über das Widersprechende in seinem neuen Bekannten erstaunt.

„Ja freylich,“ entgegnete dieser, „und was meinen Sie wohl, was sie mir prophezeeyete?“ „Glück, unstreitig,“ setzte er hinzu, „denn dafür blinkte ihr ein Thaler hell genug in die Augen, aber Glück durch Frauen,“ lachte er spöttisch, „und zwar hier, hier in Berlin.“

„Ach mein Gott!“ sagte Georg, „vielleicht gar die aus unserm Hotel. Nun ich denke, jetzt sträuben Sie sich nicht länger den vorgeschlagenen Besuch bey ihnen abzustatten.“ „Freylich, freylich!“ versetzte Herr Durand mit Lebhaftigkeit, „man muß solch' einen Wink des Schicksals nicht übersehen, und das Eisen schmieden, da es warm ist.“

Er faßte Georg unter den Arm, und machte, sich selbst auslachend, eine rasche Bewegung, indem er seinen bisherigen Platz verließ, wobey er unversehens an das kleine Zahlbret der Alten rückte, so daß das darauf befindliche Geld in Unordnung gerieth, und zum Theil herabrollte.

„Seyd ihr doch immer noch so ungestüm, wie vor siebzehn Jahren,“ scholt die Alte, zu ihren Schätzen hinunter gebückt. „Aber das Blatt hat sich gewendet!“ murmelte sie, „Ruhm und Glück sind so wankelmüthig, wie die Menschen! Jetzt ist es an euch, bey Seite zu stehen, und euch zu drücken, wenn die schwarz und weiße Fahne weht, und der Adler in der Luft schwebt.“

„Schweig! alte Thörinn,“ sagte Herr Durand sichtlich erschüttert, „schwage nicht mehr, als du verantworten kannst!“

„Ja, ja!“ lachte sie in den grauen Pelzkragen ihres Mantels hinein, „Jahre gehen über den Menschen hin, Luft und Meer geben eine andre Farbe, aber was gewesen ist, das war einmal, und nimmermehr werdet ihr euer Herz verläugnen, wenn ich euch die drey Farben des Regenbogens nenne.“

„Here!“ rief der Franzose, sie bey Seite schiebend, als er an ihr vorüberging.

„Denkt an die kleine Pforte der katholischen Kirche, dort nach den Bäumen hinaus,“ rief ihm das Weib nach. „Ich werde euch noch heute jemand schicken, der euer erstorbenes Gedächtniß wecken soll.“

„Kommen Sie! kommen Sie!“ flüsterte Herr Durand, seinen Gefährten mit sich fortziehend, „sie spricht den tollsten Unsinn.“ Seine zitternde Stimme, so wie die Unsicherheit seiner Schritte, bewies indeß, daß er mehr Sinn darin fand, als er das Ansehen haben wollte.

Vor das Zelt hinantretend, trafen sie den Invaliden, der auf dem kleinen Erdhügel saß, welchen das Mädchen verlassen hatte. Er hielt ein Stück schwarzes Commißbrot in den magern, weit aus dem zurückgeschobenen Armel



heraussehenden Händen. Kleine Bissen davon abbrechend, steckte er abwechselnd einen derselben in den Mund und reichte den andern einem weißen Pudel, der zu seinen Füßen lag. Das Thier trug ein metallenes Schellchen an einem Bande um den Hals, das in ein Leitseil auslief, welches der Alte um einen Knopf seines Rockes geschlungen hatte. Seine Blindheit beachtend ließ sich abnehmen, daß er auf solche Weise der Führung dessen überlassen war, dem er zum Führer dienen sollte.

Die beyden Vorübergehenden hefteten nicht ohne Theilnahme ihre Blicke auf den Greis. Dieser versuchte jetzt mühsam sich von seinem Sitze zu erheben, doch mußte er mehrmals vergeblich seine Kräfte anstrengen, ehe es ihm gelang, gegen das herabziehende Gewicht der Drehorgel ankämpfend, das Gleichgewicht auf den schwachen Füßen zu gewinnen. „Seyd ihr so allein?“ fragte Georg, indem er ihn hülfreich unterstützte. „Wo ist das junge Frauenzimmer geblieben, das ich für eure Begleiterinn hielt?“ Der alte Soldat war etwas taub und entgegnete nichts als: „Allein! ja ganz allein! so ist es meist immer, wenn man alt wird! Aber,“ lächelte er, während die tiefen Falten seines länglichen Gesichtes sich freundlich aus einander zogen, „der Hund hier ist mein treuer Cumpen! er bringt mich sicher unter Dach und Fach.“ „Wo aber laßt ihr denn eure Tochter,“ versetzte Georg mit gehobener Stimme. „Tochter? Tochter?“ wiederholte der Invalide tief und leise, „die schläft lange in der Erde. Wie die Franzosen im Jahre sechs in's Land einrückten,“ fuhr er fort, „da starb die Mutter vor Schreck und Angst mit ihr in den Wochen, und der arme Barm folgte dann auch bald darauf; wie ich von Preußen wieder kam, fand ich das Nest leer! Ja es ist Menschenschicksal!“ setzte er hinzu, sein Müßgen abnehmend, im Begriff weiter zu gehen. „Wartet Alter,“ sagten die Beyden, „wir begleiten euch. Ihr müßt uns noch von eurer Dienstzeit und den Schlachten erzählen, die ihr gefochten habt.“ Der Greis machte die blöden Augen weit auf, als sähe er die Vergangenheit wie einen hellen Tag vor sich aufgehen. Seine Züge belebten sich, um den Mund schwebte ein vergnügtes und zugleich verschämtes Lächeln, die Lippen bebten etwas, ehe er herausbrachte, daß er zwey Königen gedient, bey Bitsch im Jahre zwey und neunzig zuerst verwundet, und dann bey Silau invalid geschossen sey. „Aber das ist nichts,“ setzte er hinzu: „Mein Vater hat alle Affairen unter dem großen Friedrich mitgemacht, und ist erst diesen Winter im sechs und achtzigsten Jahre gestorben, nachdem er das Land in seiner Knechtschaft unter Napoleon und in seiner Siegesehre gesehen hat. Lebte er, ihm würde noch heute das Herz vor Freude schlagen, wenn er den Jubel hier mit anhörte, denn das Blut eines alten Soldaten hört nicht auf, bey dem Knall der Gewehre munter in den Adern zu hüpfen.“ „Ja, ja,“ sagte Herr Durand, „die Erinnerung an einen unsterblichen Helden scheint uns selbst unsterblich machen zu wollen.“

Der Alte hatte davon nichts verstanden, und erwiederte jetzt auf Georgs wiederholte Erkundigung nach dem braunen Mädchen und deren Mutter, daß er zu beyden nur zufällig hier im Lager gestoßen sey, und gern den Vorschlag angenommen habe, während jenes hier aufgeschlagen sey, vor dem Marktenderzelte zu spielen, und die alten Soldatenlieder zu singen, die immer Neugierige heranziehen und dem Weibe Verdienst verschaffen. Nebenher meinte er, bringe es ihm denn doch auch manchen Groschen ein, und nament-



lich heute sey der kleine lederne Beutel, den er aus dem Busen zog, und dessen Inhalt mit prüfendem Finger untersuchte, ansehnlich durch die Großmuth einer Dame gefüllt worden, die lange bey ihm gestanden, ihm zugehört und zuletzt traurig gesagt habe: „Ihr Vater sey auch Soldat gewesen, und wohl schon längst auf dem Felde der Ehre gestorben.“ „Sie hat mich,“ fuhr er fort, „morgen früh nach ihrem Logis bestellt, und das ist mir, alles andere abgerechnet, darum besonders lieb, weil es mich in den Stand setzt, ihr ein Kleinod zurück zu geben, das sie wohl schon jetzt ängstlich vermisst, und nur in dem Eifer, mit dem sie das Geld eingewickelt und mir zugeschickt hat, verlieren konnte.“ Er suchte hier sehr aufmerksam zwischen den verschiedenen Münzsorten seines kleinen Vorrathes umher, und zog dann einen feinen goldenen Ring hervor, den er den beyden mit den Worten hinhielt: „Da sehen Sie selbst, so etwas büßt wohl niemand gern, am wenigsten ein hübsches junges Frauenzimmer, ein, die doch etwas auf Schmuck und Zierrathen halten muß.“

Herr Durand, an welchen er zufällig die Worte zu richten schien, nahm den Ring aus seiner Hand, besah ihn nachlässig, und hielt ihn mechanisch, wie um das Gold im Mondenlicht spielen zu lassen, gegen dieses in die Höhe. Er mochte wohl an etwas anders denken, als er das niedliche Spielwerk mehrmals zwischen den Fingern drehete, und mit Blicken, die weniger nach Außen, als Innen gerichtet waren, das Blinken und Glinzern des Metalles begleitete. Es war daher seinem Gefährten Georg sehr auffallend, als er plötzlich im Tone höchster Überraschung ausrief: „Wie denn Alter! was faßelt ihr von dem Ringe? den hat euch niemand als die braune Here gegeben.“

„Gegeben?“ wiederholte der Harthörige. „Beyleibe nicht! die liebe Dame muß ihn unversehens in das Beutelchen haben fallen lassen. Morgen, morgen bringe ich ihn ihr wieder.“

„Wen bringst du, wem willst du den Ring wieder bringen?“ rief der Kaufmann mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit, „die Todten nehmen nichts zurück, was sie aus ihren dunkeln Wohnungen auswerfen.“

„Ihre Wohnung?“ unterbrach ihn hier der Invalide, ohne ein Wort, von allem was er sagte, verstanden zu haben, „ihre Wohnung weiß ich ganz genau, sie ist unter den Linden, Stadt Rom Nro. 10, eine Treppe hoch. O,“ setzte er selbstzufrieden hinzu, „ich habe es noch nicht verlernt, die empfangene Instruction Wort für Wort in mein Gedächtniß einzuschreiben.“

„Unter den Linden, Stadt Rom Nro. 10, eine Treppe hoch?“ wiederholte Georg, während Herr Durand den Ring schweigend in die knöcherne Hand des Greises fallen ließ, und ihn starr und forschend ansah, als traue er seinen Sinnen nicht, und habe alles nur geträumt, was seine Seele wie mit Eisengewichten niederdrückte.

Sie waren mittlerweile zu dem Thor der Stadt gelangt, woselbst der Invalide, von dem mit seiner Schelle klingelnden Pudel geführt, in eine Seitengasse bog, dort, wie er äußerte, noch einen erwärmenden Tropfen zu nehmen, und dann zu schlafen. Er schritt, nachdem ihn Georg reich beschenkt hatte, munter auf den Eingang eines vorgebauten Kellers zu, und sich behutsam an der Wand haltend, stieg er die Treppe vorsichtig hinunter.

Mechanisch, ohne ein Wort zu sagen, folgte ihm Herr Durand in das dunkle Gewölbe. Als nun Georg zum Theil überrascht, zum Theil ungewiß



vor dem Gebäude stehen blieb, sah der Kaufmann mit raschem, sorglichem Blick nach ihm zurück, grüßte flüchtig und schien durch den peinlichen Ausdruck seiner Miene sagen zu wollen, daß er nicht wünsche hier von seinem jungen Freunde begleitet zu werden. Dieser sah beyden noch einen Augenblick sinnend nach, dann ging er langsam den Linden zu.

(Der Schluß folgt.)

### A k a d e m i e.

Den 29. November im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore. Concert des Herrn Moscheles.

(S c h l u ß.)

Mlle. Sonntag sang eine Arie mit Begleitung des Chors, von Rossini, mit wahrer Meisterschaft, und um alles mit wenigen Worten auszudrücken, als ein würdiges Seitenstück zu den Leistungen des Tonkünstlers.

In der freyen Phantasie auf dem Fortepiano, die Herr Moscheles zum Schluß gab, war es angenehm durch ein darin vorkommendes Motiv an einen andern Virtuosen auf demselben Instrument, den größten seiner Zeit, und zugleich den größten Tonsetzer vielleicht aller Zeiten, erinnert zu werden. Ist es nöthig, seinen Namen noch zu nennen? Das Motiv aber bestand in dem Thema des Duetts: „Vivat Bacchus!“ —

Hierauf folgte das zum Vortheil des Herrn Ph. Taglioni gegebene, anacreontische Ballet in einem Aufzug: Der neue Narcis, von der Erfindung des genannten Balletmeisters, das hier noch nicht besprochen wurde. Es ist eben auch nicht viel darüber zu sagen, und so wie dieses und jenes alte Singspiel als Appendix der Ballets vorgeführt wird, so darf es dieser neue Narcis nicht übel deuten, daß er auch nur gelegentlich erwähnt wird. Der Inhalt läßt sich mit wenigen Worten angeben. Daphnis, von sich selbst eingenommen, schwört dem Liebesgott ewige Feindschaft. Amor nimmt das gewaltig übel, und verwandelt seinen Widersacher in ein Ungeheuer, das von der Bärtlichkeit einer jungen Hirtinn seine Erlösung hoffen muß. Voll Abscheu zieht jedes weibliche Wesen sich vor ihm zurück. Auch die schöne Chloe will entfliehen, doch sie hat sein Herz gefesselt, und er bietet alles auf, um auch das ihrige zu fesseln. Dieß entwaffnet Amors Zorn, der das Herz der schönen Chloe rührt und Hymen einen unerwarteten Triumph verschafft.

Der Erfindungsgeist hat an dieser Fabel wenig Antheil. Die beyden Hauptpersonen müssen durch die Kunst der Darstellung das Ihrige beitragen, den Mangel zu ersetzen. Die einzige ergiebige Scene ist diejenige, in welcher der entstellte Daphnis sich bemüht, das Herz der vor seinem Anblick erschrocknen Chloe zu gewinnen. Der unbefangne Ausdruck streitender Gefühle, den die Schächerinn (Mlle. Taglioni) bezeichnete, und der sich auch den Gesichtszügen mittheilte, die sonst so oft durch eine einzige conventionelle Tanzmiene gebunden werden, verdient besonderes Lob. Die Actionen der jungen Künstlerinn müssen noch mehr Bestimmtheit und Sicherheit gewinnen. Das Ungeheuer ist übrigens so entsetzlich nicht, wenigstens nicht halb so häßlich, als der verwandelte Prinz Amor gewöhnlich zu erscheinen pflegte, der noch dazu ein Paar gewaltige Arien herunter singen mußte. In einem Ballet kann indessen diese hässliche Gestalt immer für einen Mumel passiren. Der berüchtigte Schalk, der einst dem alten Anacreon so viel zu schaffen machte, als er Abends einen durchnästen Knaben gastlich bey sich aufzunehmen, und zu erwärmen glaubte, den er aber endlich leider für denjenigen erkannte, von dem es heißt: „Er war, ist, oder wird dein Sieger!“ — spielt in der erwähnten Scene eine sonderbare Rolle, indem er zwischen Schächerinnen und Schäfern umherspringt, und mit seinem Pfeil tapfer dreinsticht, um das Werk der Entzauberung zu beschleunigen. In dem hierauf folgenden Divertissement zeichneten



sich die beyden Pas de trois, erstes von Mtes. Perceval und Milliere, nebst Herrn Rozier ausgeführt, letzteres von Mtes. Tagliani und Heberle, in Verbindung mit Herrn Tagliani, vorzüglich aus, in welchen beyden Tanzgemälden das doppelte künstlerische Kleeblatt Talent und Grazie entwickelte.

Die Länge dieses Ballets füllt eben nicht die Leere aus. Alles kann indessen nicht von gleicher Güte seyn; auch spricht am Ende sonst das Beste nicht mehr an. Die Musik, von verschiedenen Meistern, eigentlich aus verschiedenen Werken, schmiegt sich, ohne im Ganzen bedeutend zu seyn, zuweilen den einzelnen Momenten glücklich an, wie dies besonders der Fall in Bewerbungsscenen ist, wo die Melodie der ersten Cavatine Rosinens, im Barbier von Sevilien, mit Glück verwendet ist. \* — \*

### Benefice-Anzeige.

Im k. k. priv. Theater an der Wien wird im Verlaufe dieser Woche eine interessante Novität zur Aufführung kommen. Wir sprechen von der Operette: Die Ochsen-Menuette, worin nicht nur alle Gesänge aus Joseph Haydn's Werken gezogen sind, sondern auch er selbst handelnd eingeführt ist. Eine ziemlich bekannte Anekdote liegt dieser Operette zum Grunde. Ein reicher Viehhändler in Ungarn hatte nämlich seine Tochter mit einem Manne verlobt, der selbe ohne Aussteuer zur Frau nehmen wollte, jedoch, da er ein großer Musikfreund und Haydn's leidenschaftlicher Verehrer war, müsse ihm sein künftiger Schwiegervater eine Tanzmusik von Haydn's Composition zur Hochzeitsfeyer verschaffen. Halb gezwungen macht der Viehhändler den Versuch, und erbittet sich von Haydn die Composition einer Menuette. Dieser, von der sonderbaren Forderung eben so überrascht als zum Lachen gereizt, verspricht die Ablieferung der Menuette und hält Wort. Der dankbare Viehhändler macht ihm als Honorar einen Ochsen zum Geschenk, den aber Haydn zurückgibt, um ihn bey der Hochzeit zu verzehren. Von diesem drolligen Einfall des Viehhändlers hat jenes Musikstück bis auf den heutigen Tag den Beynamen: Die Ochsen-Menuette behalten.

Die erste Vorstellung dieser Operette wird zur Benefice des Herrn Opern-Directors und ersten Capellmeisters, Ignaz Ritter v. Seyfried, Statt haben, welcher das Arrangement der Musik besorgte. Herr Spigeder gibt die Rolle des ungarischen Viehhändlers. Den Schluß der Vorstellung macht ein ritterliches Divertissement von der Composition des Herrn Minetti.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Aloë succotrina. Officinelle Aloe. Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.
- Banisteria chrysophylla. Goldblättrige Banisterie. Aus Brasilien und Caracas.
- Bistropogon punctatum. Punctirter Keschbart. Aus Madera.
- Cactus truncatus. Abgestuzte Fackeldistel. Aus Brasilien.
- Canarina Campanula. Glockenblühige Canarine. Von den canarischen Inseln.
- Cestrum undulatum. Wellenblättriger Hammerstrauch. Aus Peru.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Myrthenkranz.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.



nebst  
Ber:  
n das  
nicht  
Mu:  
sch,  
an,  
n Ca:  
— \*

# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## Mo d e.

Donnerstag, den 11. December 1823.

148

inte:  
D ch:  
erken  
annte  
hatte  
Frau  
licher  
d n's  
r den  
, von  
e Ab:  
s Ho:  
Hoch:  
Kustik:  
alten.  
ectors  
r das  
ischen  
isse:

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sam m e n viertelj. um 15 fl., halb]. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halb]. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Das Lager bey Berlin.

(S c h l u ß.)

#### IV.

„Ah, sieh da!“ rief ein munterer preussischer Husarenofficier, der mit raschen Schritten vor der Stadt Rom auf und ab ging, dem einsamen Wanderer zu. „Sind Sie endlich wieder hier? Ich warte schon seit einer halben Stunde auf Sie. Weshalb waren Sie denn nicht im Theater?“ fragte er lächelnd, als Georg ihn leise in einer gewissen weichen innerlichen Stimmung begrüßte. „Die Oper hat doch viele Tausende heute von der Abendpromenade zurückgerufen.“ „Gott ja, die Oper!“ sagte der Engländer sich besinnend, „ich habe sie ganz über das Lager draußen vergessen.“

„Sagen Sie mir,“ fuhr der Officier, den wir Eduard nennen wollen, mit angenehmer Lebhaftigkeit fort, „kennen Sie die Damen, welche hier mit Ihnen unter einem Dache wohnen?“ Georg sah ihn befremdet an, und innerlich verstimmt, daß ihn alles an die Nähe von Personen erinnerte, zu deren Bekanntschaft er nicht zu gelangen wußte, entgegnete er mit wegwerfendem Tone: „Gott nein! wer bekümmert sich jetzt um Frauen!“ „Jetzt?“ wiederholte Eduard, „warum jetzt weniger, als sonst! Auf meine Ehre, ich besteige keinen Tag das Pferd, ohne, nächst meinem Dienstgeschäft, an die hübschen Zuschauerinnen bey Manövre und Einmarsch zu denken! Es ist ja die lustigste, bunteste Zeit im ganzen Jahre, und recht gemacht unverhofft Bekanntschaften zu machen, und kleine Verhältnisse zu unterhalten. So hatte ich,“ fuhr er vertraulich fort, indem er Georg freundlich unter den Arm faßte und mit ihm die Treppe hinauf nach seinem Zimmer ging, „so hatte ich heute bey dem Herausgehen aus dem Schauspielhause das Glück, Ihren Nachbarinnen einen wesentlichen Dienst zu leisten, indem ihr Wagen, von einem andern angefahren, zerbrach, und die darin Sitzenden Gefahr liefen, von den andrängenden unruhigen Pferden nebenstehender Equipagen zertritten zu werden. Ich

gende  
as.



arbeitete mich durch das Gewühl hindurch, und hatte das Glück, ein bildschönes Mädchen auf diesen Armen an den stampfenden Rossen hin in's Freye zu tragen, während ein stämmiger Wachtmeister meines Regimentes, dem Beyer'spiel seines Officiers folgend, die Begleiterinn der Dame wohlbehalten nachlieferte. Ich eilte darauf, ein anderes Fuhrwerk herbey zu schaffen, und da ich den Kutscher unterrichten mußte, wohin er fahren solle, erfuhr ich bey der Gelegenheit Gegend, Straße, Haus." „Dem schönen Gegenstande dieses Ritterstückes," lächelte Georg, „verdanke ich nun wohl die Ehre Ihres Besuches?"

„Aufrechtig, ja," entgegnete Eduard. „Ich glaubte Sie nicht so unempfindlich für das Glück solcher Nähe, und hoffte mehr durch Sie von den Unbekannten zu erfahren. Sie sind hier fremd," fuhr er eilig fort, „denn schon im Theater erregte das junge Frauenzimmer meine Aufmerksamkeit. Ich suchte Erkundigungen einzuziehen, allein es ging mir dort nicht besser, als hier. Und wahrhaftig," rief er mit steigendem Affect, „das seelenvolle Auge, das reizende Lächeln, die blendende Haut verdienen wohl, daß man die Besitzerinn so großer Vorzüge kennen lerne."

Georg lehnte sich in seinen Stuhl zurück, und sagte nachlässig, um die Bewegungen gespannter Neugier zu verbergen: „Ist sie so schön? wie sieht sie denn eigentlich aus?"

„Wie sie aussteht? Curiose Frage! als wenn man so etwas beschreiben könnte! Was hilft es Ihnen denn, wenn ich Ihnen sage, ihr Gesicht ist von dem weichsten Oval, sehr klein, voll, weiß wie Schnee, und nur von einem leichten, rothen Schimmer angehaucht, der bey hellem Lichtschein fast verschwindet? das Haar ist rabenschwarz, die Stirn besonders klein, so daß sie die dunkeln Locken fast ganz verdecken, und nur dem feinen, schmalen Bogen über den Augen Raum lassen, eine gewisse Hoheit der Physiognomie auszusprechen. Der Augen," fügte er, wie von der Erinnerung ganz hingerissen, hinzu, „der Augen erwähne ich so wenig, als des Mundes mit seinen kirschrothen Lippen und Perlenzähnen, wenn er sich zum Lachen öffnet und den Wangen die niedlichsten Grübchen von der Welt eindrückt. Von Gestalt ist sie eher klein, als groß, doch trägt sie Kopf und Hals sehr edel. Ihr Anzug war überaus einfach, ein feiner Casimir von unentschiedener Farbe hing ihr nachlässig über die Schultern, und bedeckte den Nacken und die schönen Arme, welche nur sichtbar wurden, als sie vor dem Herausgehen einen großen Strohhut aufsetzte, und dabey das Tuch ein wenig zurückfallen ließ. Ihre Bewegungen überall unberechnet, lebhaft und voll kindlicher Grazie, erinnern an die bessere französische Tournüre der Vornehmern und daher einfach Geblibenern der Nation."

„Französisch?" rief Georg, aus seiner Apathie auffahrend und von einem dunkeln, unzusammenhängenden Gedanken durchbligt.

„Nun ja, französisch," lachte jener, „was ist denn da zu verwundern? Sie sind ja heute," setzte er hinzu, „von einer ganz unverständlichen Stimmung!"

Georg saß indeß den Kopf in die Hand gelegt vor sich hinsehend da, und wiederholte in sich: „Die Marktenderinn, der Ring im Zusammenhang mit den Damen von No. 10, Herrn Durands Entrüstung bey dem Anblick der Inschrift, sein Verschwinden mit dem Invaliden — und sie sieht franzö-



stisch aus!" Eduard war indeß ungeduldig im Zimmer auf und ab gegangen, tausend kreuzende Gedanken in sich verarbeitend. Jetzt blieb er vor dem nachsinnenden Engländer stehn, sah ihn einige Secunden unentschlossen an, und sagte dann unter lebhaftem Erröthen und fast stammelnder Eile der Worte: „Wissen Sie denn gar kein Mittel, wie man die schöne Unbekannte zu sehen kriegen könnte?"

„Keins," entgegnete Georg zerstreut, „wenn Sie nicht zu ihr gehen, und sich nach ihrem Befinden erkundigen wollen."

„Das kann ich am wenigsten," rief Eduard ärgerlich, „ich, dem sie gewisser Maßen zu verpflichtet ward, dem sie Dank schuldig zu seyn glauben könnte. Nein, solche Anmaßung würde sich für mich gar nicht schicken!"

Georg schwieg, ohne recht auf ihn zu merken. Beyde sprachen, der Eine wie im Fieber, der Andere wie im Traum. In ihrer Befangenheit hatten sie vergessen, die Thür zu schließen. Sie stand halb offen. Herr Durand trat herein, ohne daß sie es wahrnahmen. Eduard sagte eben jetzt: „Ja auf Ehre, ich will sie heirathen! mein Entschluß wird, je länger ich ihn in mir herumtrage, je bestimmter und klarer." Georg lachte hell auf. „Wahrhaftig," sagte er, „man beschuldigt unsre Nation in solche Extravaganzen etwas zu setzen, aber für einen preussischen Officier ist das Stück doch fast zu originell!"

„Originell, oder nicht!" entgegnete Eduard, „ich sehe wenigstens weder etwas Unmögliches, noch Lächerliches in dem Gedanken, einem Mädchen, das ich für das schönste und anmuthigste halte, eine freye Hand, ein feuriges Herz, ein wohlbegründetes Vermögen und eine durchaus unabhängige Existenz anzubieten."

„Das Anbieten haben Sie frey," entgegnete Georg, „allein wie es mit dem Annehmen stehen wird? das ist eine andere Frage."

„Das wird sich zeigen, das wird sich zeigen!" sagte der junge Mensch in der heftigsten Bewegung, indem er sich in einen Strom begeisterter Lobsprüche über die Unbekannte ergoß und schwor, der Eindruck, den sie auf ihn gemacht habe, sey mit einem Pistolenschuß zu vergleichen, der das Herz treffe und es nur in einer andern Welt wieder heilen lasse."

Eine Bewegung, welche Herr Durand hier vielleicht absichtlich machte, unterbrach den raschen Erguß unbewachter Empfindungen. „Ah bey Gott! da sind Sie doch gekommen!" rief der Engländer seinem Stubengenossen treuherzig entgegen. Als er indeß näher auf diesen zutrat, bemerkte er nicht ohne Erschütterung, welche zerstörende Spuren die kurze Zwischenzeit in dem gealterten Manne zurückgelassen hatte. Bleich, zusammen gesunken, mit einem krampfhaften Lächeln um die Lippen, sagte er leise: „Entfernen Sie den heißen Kopf, der allzu lebhafte Funken in diese aufrührerische Nacht wirft. Es könnten Geister wach werden, die für eine solche Phantasie nicht passen."

Georg glaubte nicht anders, als sein alter Freund rede irre. Er gab daher Eduard einen Wink, worauf Beyde das Zimmer verließen. Die nothwendige Erklärung, welche dieß zur Folge hatte, hielt beyde junge Leute noch eine Weile auf dem Gange, welcher die Zimmerreihe hinlief. Unwillkürlich verlängerte sich ihre Unterhaltung im Hin- und Wiedergehen. Eduard redete sich immer hitziger in sein Vorhaben hinein, und so oft sie an No. 10 vorüberkamen, steigerte sich sein Gefühl bis zur Überspannung. Indesß der Englän-



der hierzu wenig sagte, bemerkte er mit steigender Spannung, daß ein vermummtes Weib leise zu der Thür seiner Wohnung schlich, hier anklopfte, und nachdem sie dieß noch einmal wiederholt hatte, behutsam hinknutschte. Fast zu derselben Zeit regte es sich neben ihnen auf dem halbdunkeln Corridor, ein kleines, schwarzes Figürchen hüpfte rasch vorüber, und verschwand in einer Art Nische oder Vertiefung. Georg glaubte die alte Französin, die Begleiterin der Unbekannten, der er schon einmal am Morgen begegnet war, wieder zu erkennen. Irrte er nicht, so war sie jetzt durch einen andern Eingang in das Hinterstübchen geschlüpft, das noch zu seinem Logis gehörte.

In ein Chaos von Vermuthungen gestürzt, geleitete er jetzt um so eiliger den unruhigen Eduard die Treppe hinunter, in der Absicht, bey seiner Rückkehr sich über all die Dunkelheiten Licht zu verschaffen.

Der kurze Weg war bald zurück gelegt, der Officier zum Hause hinaus, Georg auf der Schwelle des Zimmers. Allein, wie groß war sein Erstaunen, als er dieß leer und nirgend eine Spur von Herrn Durands Sachen fand.

„Wo in aller Welt sind sie nur geblieben?“ dachte er noch in jedem Winkel umhersuchend. Es schlug zwölf. In den Straßen ward es still. Die Hausbewohner schienen auch heute früher als sonst die Ruhe zu suchen. Bald regte sich kein Fuß mehr auf den Gängen. Georg rief seine Leute. Er forschte nach jeder Bewegung unter den Gästen. Niemand wußte ihm zu sagen, wer so spät noch ein- und ausgegangen sey. Endlich war er es müde, unnütze Erkundigungen einzuziehen. Er warf sich auf sein Bett und schlief einige Stunden sehr fest. Der Schall eines Posthorns riß ihn in ungewohnter Erschütterung aus seiner Ruhe. Mit einem Satz war er am Fenster. Eben jetzt bog der abfahrende Wagen von der Charlottenstraße nach den Linden. Er fuhr dicht unter dem Fenster vorbei. Ein jugendlicher Frauenkopf, vom Schimmer der Laterne erhellt, bog zum Schlage heraus. „Sie ist es!“ rief Georg, mit einem Gefühl, als sey ihm etwas recht Theures plötzlich geraubt.

## V.

Der folgende Tag bestätigte alle Vermuthungen der Nacht. Die Unbekannten waren abgereist, auch Herr Durand nicht mehr anwesend. Der Druck getäuschter Erwartung, die öde unbeschäftigte Phantasie trieb Georg hierhin und dorthin. So befand er sich denn auch in Charlottenburg, als die Lagertruppen unerwartet allarmirt, nichts destoweniger in voller militärischer Ordnung vor dem Könige und dessen zahlloser Begleitung von Prinzen und Generalen vorbeymarschirten, die buntgemischten Uniformen, der reiche Glanz, den sie verbreiteten, die Musik, der Tact und das Maß, in welchem Pferde und Menschen sich bewegten, es stellte für einen Augenblick in dem jungen Soldaten das Gleichgewicht wieder her. Er konnte sogar über Eduards glühenden Blick lächeln, mit welchem ihm dieser, im Vorübergehn, ein Zeichen gab, daß er ihm etwas zu sagen habe.

Er war indeß nicht gesonnen diese Eröffnung abzuwarten, sondern wandte sein Pferd zurück nach der Stadt. Sein Weg führte ihn an die Zelte der eben einrückenden Cavallerie-Regimenter hin. Unter der Menge von Zuschauern, stieß er hier auch auf den Invaliden. „Armer Alter,“ sagte er, ihn vom Pferde herab grüßend, „du bist wohl auch heute vergeblich nach No. 10 gegangen?“



„War auch nicht nöthig, so weit zu gehen,“ entgegnete jener. „Ist mir der Ring doch zehnmal eingelöst worden. Er zeigte hier den vollen Beutel, in welchem sogar einzelne Goldstücke bligten.“

„Wer,“ fragte Georg, „hat dir den Ring abgefordert, und so großmüthig bezahlt?“ Der Alte schüttelte den Kopf, als habe er ihn nicht verstanden. Bald darauf verschlang ihn der Knäuel unzähliger Spaziergänger. Georg konnte ihn unter diesen nicht wiederfinden. Er kehrte verstimmt und sinnend in den Gasthof zurück.

„Wissen Sie,“ sagte ihm der Wirth noch im Flur, „wer der vermeinte Herr Durand war? — Ein sehr bedeutender französischer General, wie man wissen will,“ setzte er, jenem die Antwort abschneidend, hinzu, „ein Buonapartist, einer von den Alten! Er hat sich das Ding hier angesehen, wer weiß aus welchem Grunde,“ fuhr er leise und vertraulich fort, „solchen Menschen ist niemals zu trauen! Sein plötzliches Verschwinden und die schnelle Abreise jener zu Nacht angekommenen Damen — es hat einen Zusammenhang — einen versteckten Zusammenhang! Ich kann nur nicht recht anfassen, es steht alles so lose und auf gut Glück hingeworfen.“

„Lassen Sie es so!“ sagte Georg. „Es kommt doch nichts dabey heraus, Herr Wirth.“ „Erlauben Sie aber,“ versetzte dieser, „es sind verdächtige Leute hier ein- und ausgegangen, ein verummtes altes Weib, und zwey oder drey von den Taschenspielern und Herumzürglern aus dem Lager, alles Franzosen, wie die Leute behaupten.“

„Was thut das!“ versetzte Georg lächelnd. „Was es thut?“ sagte der Wirth. „Denken Sie an Griechenland und Spanien,“ belehrte er ihn, doch der Engländer warf den Kopf gleichgültig in die Höhe, und eilte in sein Zimmer.

Hier erwartete ihn ein Brief, dessen fremde Handschrift seine ganze Neugier erregte. Er erbrach ihn hastig, und las Folgendes:

„Verdammen Sie mich nicht ungehört. Das tausendzüngige Gerücht wird Ihnen, mein junger Freund, wohl schon nach meiner schnellen Entfernung einen Theil der Wahrheit verrathen haben, denn alles in der Welt entdeckt und verräth sich, wenigstens von einer Seite, wo es die Menschen ergreifen, und nach ihrer Weise stellen und zurecht machen können.“

„So viel ist gewiß, ich habe Napoleon lange Jahre hindurch gedient. Ich habe ihn geliebt wie meinen Ruhm, wie — doch besser, das bleibt ungesagt. Genug ich bin sechs und fünfzig Jahr: meine Ansicht kann nicht mit einer Zeit wechseln, der ich nicht mehr angehöre. Herrenlos auf der Erde, mein Vaterland mit der Vergangenheit zertrümmert sehend, ließ ich mich, wie ein welches Blatt, vom Sturme treiben. So kam ich hierher. Meine Empfindungen bey dem Anblick dieser Stadt, dieser Heere, dieses neuen Glanzes — junger Mann, Bewunderung, Unwille, Schmerz, Neid wenn Sie wollen, vergifteten meine Seele. Bald war auch das überwunden. Vollkommene Gleichgültigkeit schien mir die einzige Stimmung, die dem denkenden Menschen in einer Welt grausamer Täuschungen gezieme. Ich glaubte mich damit gewaffnet zu haben. Da fällt ein Ring in meine Hände mit dem deutschen Worte *Gewig*. Meine Seele bebte. Zwey schöne Lippen hatten es mich einst sprechen und empfinden gelehrt. Hier, hier in dieser Stadt gab das angebetete Weib



mir ihre Hand. Die kleine, runde Kirche dort auf dem schönen Plage, hörte meine Schwüre. — Ich habe sie nicht gebrochen — doch im Laufe einer gewaltigen Zeit vernachlässigt. Herminia war eine Deutsche, allein fremd hier, wie ich. Sie verschwand, nachdem sie mich auf dem Schauplatz der Welt aus den Augen verlor. Bald darauf starb sie. Ihre Tochter ward von einer Freundin erzogen. Guter junger Mann, der Ring leitete mich sicher! In No. 10 schlug das Herz meines einzigen Kindes! Jenes braune Weib wußte einst um mein Geheimniß. Sie hatte mich schnell erkannt, und da ihr kurz zuvor der Invalide den Ring zeigte, welchen das liebe Kind unvorsichtig bey ihm zurückließ, so konnte sie gefahrlos die prophetischen Worte sagen."

„Alles ist jetzt enträthelt. Ich bin auf dem Wege nach Hamburg, um von dort nach Amerika zu gehen. Mein geliebtes Kind begleitet mich. Ich sage Ihnen gerührt Lebewohl. Ihre Theilnahme öffnete zuerst mein Herz dem milden Gefühl eines fremdgewordenen Glücks. Ich danke Ihnen viel, und werde das nie vergessen."

Georg hielt den Brief noch in der Hand, ob er ihn gleich fast auswendig wußte, als Eduard zu ihm in's Zimmer trat. „Nun?" sagte dieser in seiner heftigen Weise, „wie ist es? kommen Sie mit? Ich eile ihr nach, der Franzose, der sie entführt hat, darf nicht eine Stunde länger leben." „Ihr Vater?" fragte der Engländer. Eduard starrte ihn ungewiß an. „Da lesen Sie," sagte der Andere. Jener that es, ohne wohl zuerst so recht den Sinn der Worte zu verstehen. Dann blieben Beyde stumm und gedankenvoll bey einander und schieden mit einem innigen, theilnehmenden Händedruck.

Des andern Tages sollen Sie sich auf eine eigene Art getröstet haben. Sie begaben sich nämlich zu dem Invaliden, und nachdem sie eine Weile bey ihm waren und die Geschichte seines Lebens und seiner Blindheit vernommen hatten, führten sie ihn in ein sauberes Zimmerchen, mit allem versehen, was die Bequemlichkeit eines alten Soldaten fordern konnte. Ihn hier in sein Eigenthum einsetzend, beredete sie ihn, sich der Operation eines geschickten Arztes zu unterwerfen, der mit Gewißheit versprach, ihm das Gesicht wieder zu geben. Der Alte zögerte anfangs, einzuwilligen, er zog es vor, in seiner Welt fortzuleben, doch siegte der Wunsch, seine Wohlthäter zu sehen. Diese standen ihm väterlich bey. Das gewagte Unternehmen ist geglückt. Der Alte blickt dankend in zwey Paar feuchte Augen und voll Demuth zu Gottes Sonne empor. Er sitzt in seinem Großvaterstuhl, raucht guten Tabak, füttert seinen treuen Pudel mit weichem, weißen Brod, und erzählt dem braunen Mädchen und ihrer Mutter, die als seine Pflegerinnen durch eine Stiftung des Engländers besoldet werden, von Bitsch, Silau, und dem großen Friedrich.

Georg und Eduard freuen sich, der schönen Unbekannten ein bleibendes Denkmal stiller Erinnerung gestiftet zu haben.

### N a t u r g e m ä l d e.

Die Natur in ihren Bildern gewährt uns immer das angenehmste und dauerhafteste Vergnügen; in dem innern Herzen werden wir himmlische Gefühle gewahr, die wir vergeblich und fruchtlos im Geräusche der Welt suchen.

Das schönste Gemälde, welches die Natur mit allen Reizen ausschmückte, und wel-



ches nur immer das Auge des Beobachters auf das feurigste an sich ziehen konnte, sah man mit Staunen am 2. d. M. an dem westlichen Himmel. Noch nie feyerte ein Abend die Dämmerung so schön, als an diesem Tage.

Genien vom Himmel schienen herunter zu wallen, um dem Bildnisse Licht und Farbe mit verschwenderischem Zauber zu leihen. Das entzückte Auge verlor sich in tiefes Bewundern, und jedes Gefühl war mächtig ergriffen, als auf einmal am westlichen Horizonte, feenartig, ein Tempel der Natur sich enthüllte. Eine weite unabsehbare Fläche dehnte sich jetzt aus, die die Ansicht einer reizenden Gegend, mit allen ihren Abwechslungen gewährte. Tausendfach warfen die dunklen Wolken das Purpurfeuer der untergehenden Sonne zurück, und tausendfach brachen sich ihre Strahlen, auf die unendlich mannigfaltigste und erhabenste Art, so daß es einem vollkommenen und vollendetem Gemälde glich, mit blühenden Gefilden und allen jenen Umgebungen, die jedes, selbst das kühnste Ideal übertraf.

Im Vordergrunde zeigten sich geordnete Abtheilungen in länglichten Blumenbeeten, umfrängt mit dem lieblichsten Farbenspiele. In gleichen Abtheilungen waren mehrere Wasserflächen auf das deutlichste sichtbar, deren Ganzes theils mit Silberfarbe, theils in Meeresgrüne spiegelte. Seitwärts durchwallte ein langes Thal diese zauberischen Gefilde, wodurch sich schlängelnde Bäche zogen, die ebenfalls in vielfacher Farbe glänzten. Im Verfolge dieser Fläche schimmerten abwechselnde Hügel, gleich lieblichen Grotten und Auen, die sich im Hintergrunde in magischen Zauber verloren.

Heerlicher konnte kaum die neue Schöpfung ihren ersten Abend feyern; schöner können selbst die Wohnungen himmlischer Wesen nicht seyn, welche wir durch ein solches Borgedühl ahnen.

Jede Hand, selbst die eines vollendeten Künstlers, wäre zu schwach, auch nur einen Schattenriß davon zu entwerfen. Das wonnetrunkenen Auge konnte nur bewundern und staunen.

Jede Welle der Bewegung, jede Empfindung verhallte hier in süßes Nachgefühl. So verschmelzen selbst die Lieder göttlicher Sänger nicht. So lösen kaum die letzten Saitentöne himmlischer Genien sich auf.

Wien, den 3. December.

S. W.

### Über das Schauspielwesen der vereinigten Staaten von Nordamerika \*).

Die dramatische Kunst ist in Amerika ungleich länger vernachlässigt geblieben, als alle andern Künste, was sehr natürlich ist, da sie gewisser Maßen nur unter die Luxusgegenstände gehört. Erst seit etwa zwey Jahrzehenden fangen die Bewohner der neuen Welt an, diese Kunst mit Eifer und Erfolg zu betreiben. Anfangs waren die Religionsdiener der mancherley Glaubensbekenntnisse der Errichtung und dem Besuch der Schauspielhäuser nichts weniger als gewogen; man kann denken, aus welchen Ursachen. Es wurden sogar Versuche gemacht, den Geschmack am Theater so wenig allgemein werden zu lassen, als möglich. Die Wirkungen dieser Gegnerschaft waren natürlicher Weise sehr verschieden. In Massachusetts war der Kampf der Geistlichkeit und der Schaubühne einige Zeit schwankend. Förmliche Schauspiele oder dramatische Vorstellungen wurden zwar nicht zugelassen; allein dramatische Vorlesungen oder sogenannte Recitationen durften gehalten werden. Nach dem alten Sprichworte: wem der Finger gereicht wird, der hascht nach der ganzen Hand, suchten auch diese Schauspieler von der obwaltenden Duldsamkeit den möglichsten Nutzen zu ziehen. Sie kündigten also ihre Stücke unter dem Namen von Vorlesungen an, z. B. moralische Vorlesung über die rührende Geschichte der Johanna Thorn, dialogisch recitirt von dem berühmten Rowe; oder: unterhaltende Vorlesung, aus der Erzählung von dem armen Soldaten entnommen, untermengt mit Liedern und Gesprächen von dem witzigen und geistvollen D. Keefe. Kurz diese gewandten Leute machten es ungefähr so, wie man es im größ-

\*) Nach französischen Quellen.



ten Theile der Schweiz zu halten pflegt, wo das Theater mit einer Art von Pedantismus verbannt ist, und eine sogenannte dramatische, declamatorische, musikalische Abendunterhaltung füglich ein theatralisches Surrogat abgeben kann. Unterdessen drangen einige aufgeklärte Männer dennoch durch, und es wurde in dieser Provinz ein regelmäßiges Theater errichtet. Auch fand die Gesetzgebung, auf den Antrag des Senators Gardaner, für gut und angemessen, das lächerliche Gesetz, durch welches die Erzeugnisse der dramatischen Literatur ausdrücklich geächtet waren, aufzuheben. Als bald wurde dann auch zu Boston ein Schauspielhaus eingerichtet. In Connecticut allein hatten die geistlichen Herren ihren Einfluß dergestalt behauptet und ausgedehnt, daß das Haupttheater dieser Provinz, nämlich das in der Stadt Hartford, in eine Kirche verwandelt werden mußte (dies zu einer Zeit, wo man an andern Orten in das entgegengesetzte Extrem verfiel, indem man aus Kirchen Theater machte), und die Schauspieler durch ein eignes Gesetz in aller Form mit dem Kirchenbanne belegt wurden.

Gegen das Jahr 1810 fingen die amerikanischen Theater an, sowohl in Rücksicht des innern Geschmacks, als der äußern Zweckmäßigkeit, Schönheit und Pracht, mit den namhaftesten der alten Welt zu wetteifern. Ihre Aufnahme und ihren Stand wird nachstehende Übersicht der Zahl und der nach einem Durchschnitt angeschlagenen Einnahmen ersichtlich machen.

Jede Vorstellung bringt ein:		Dollars *)
Massachusetts hat Theater zu	Boston . . . . .	1250
	Salem . . . . .	250
	Newburg-Port . . . . .	250
Rhode Island . . . . .	Providence . . . . .	600
	Newport . . . . .	250
	New-York . . . . .	{ 2400 1000
	Albany . . . . .	600
Pensylvanien . . . . .	Philadelphia . . . . .	1800
Maryland . . . . .	Baltimore . . . . .	{ 1200 700
	Annapolis . . . . .	500
Bay von Columbia . . . . .	Washington . . . . .	500
Virginien . . . . .	Alexandrien . . . . .	800
	Petersburg . . . . .	600
	Norfolk . . . . .	600
	Friedrichsburg . . . . .	500
Kentucky . . . . .	Lexington . . . . .	500
Südcarolina . . . . .	Charlestown . . . . .	1200
Georgien . . . . .	Savannah . . . . .	500
Louisiana . . . . .	Neuorleans . . . . .	800

(D e r S c h l u ß f ö l g t.)

\*) Ein Dollar beträgt bekanntlich in englischer Münze 4 Schilling, 6 Pence, oder ungefähr einen Speciesthaler.

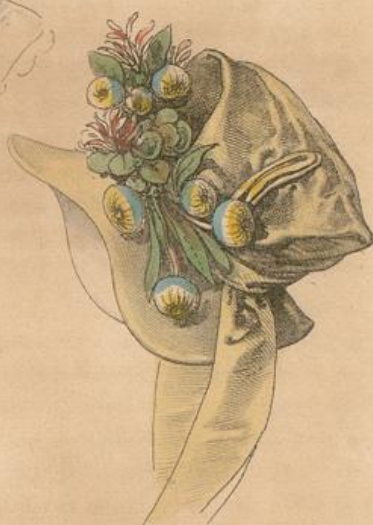
### Modenbild L.

Oben: Hut von Plüsch mit Bändern verziert, von zwey Ansichten.  
Mitte: Hut von Atlas mit Bändern gefüttert, und mit Blumen verziert.  
Unten: Hut von Atlas, gleichfalls mit Blumen verziert, von zwey Ansichten.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.





*A. v. St. del.*

*F. Hohen. sc.*

L.

*Wiener Moden.*

*148.  
1823.*

edantid:  
Abend:  
drangen  
n regel:  
Senators  
Erzeug:  
wurde  
tten die  
Haupt:  
wandelt  
ngesehte  
r durch

Rückficht  
cht, mit  
Stand  
lagenen

Marz )

250

250

250

600

250

400

000

600

800

200

700

500

500

800

500

500

500

500

200

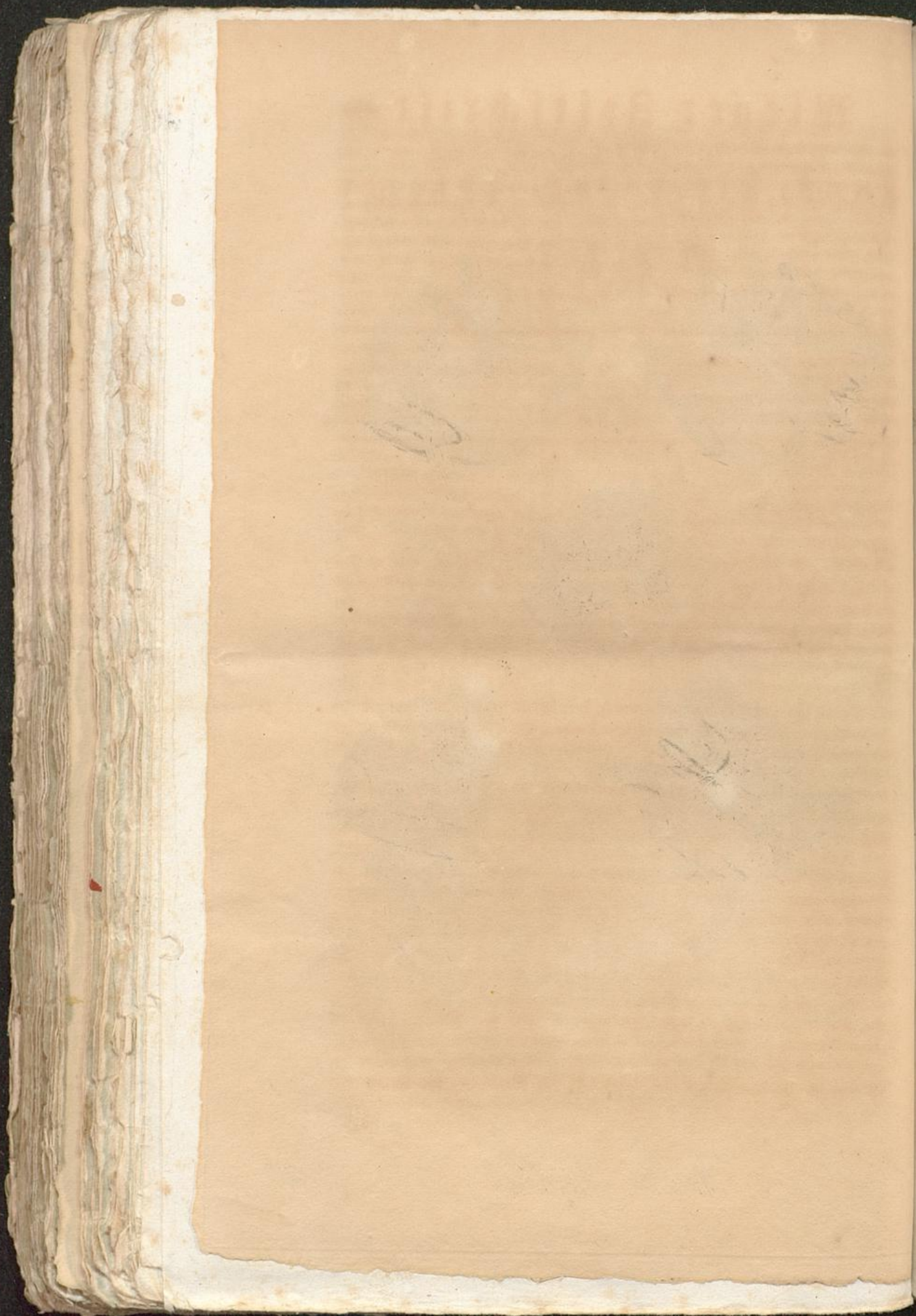
500

500

, oder

n.







# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### Mode.

Sonnabend, den 13. December 1823.

149

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die Dankbarkeit.

Ein persisches Märchen. Aus dem Englischen übersetzt durch Fodor Grafen von Karaczay.

Rustem, der einst den Zepher Persiens führte, vernachlässigte seine Regierungsgeschäfte, und ergab sich ganz dem Vergnügen. Sein Hofjuwelier Salem war die angesehenste Person am Hofe. Ihm übertrug er die Erziehung seines Sohnes Narwan; und der Lehrer, dessen Herz nach Reichthümern lüftete, stößte Geiz und Eigenliebe in das Gemüth seines Zögling. Ein Jude von Aleppo brachte eines Tages Diamanten von größter Schönheit in das Serail des Sultans zum Verkauf. Prinz Narwan bestand darauf, den Schatz um einen eigenmächtig bestimmten Preis zu besitzen; und als der Jude drohte, sich über die Behandlung bey dem Sultan zu beschweren, befahl der Prinz seinen Sclaven ihn so unbarmherzig zu schlagen, daß der Unglückliche unter den Hieben seiner Henker erlag.

Als nach einiger Zeit Rustem von diesem Vorfall unterrichtet wurde, entbrannte sein Zorn gegen Salem, und er verbannte ihn von seinem Hofe. Auch der Prinz wurde nach einem entlegenen Schlosse verwiesen.

Salem zog sich zurück, und beschloß einige Zeit auf Reisen zu gehen, um das Geschehene in Vergessenheit zu bringen. In einem Walde, unweit Ispahan, hatte er das Unglück, in eine Wolfsgrube zu gerathen, worin sich bereits drey Gefangene befanden, nämlich ein Löwe, ein Affe, und eine Schlange. Salem brachte einen ganzen Tag in der Gesellschaft dieser Thiere zu, in der beständigen Furcht, ihr Opfer zu werden. Endlich erschien ein Mann am Rande der Höhle; und als er laut um Hülfe rief, ließ der Fremde ein Seil herab, um den halbtodten Juwelier zu befreien; allein der Affe kam Salem zuvor, ergriff das Seil und ward von dem Fremden heraufgezogen. Als er dessen Erstaunen über seine unerwartete Erscheinung wahrnahm, redete er ihn mit folgenden Worten an: „Bereu' es nicht, mir das Leben gerettet zu haben. Die Thiere sind dankbarer, als Menschen; und verlass' dich



darauf, es wird dir keine Rosen bringen, wenn du jenen Mann unten befreiest; doch solltest du je einmal meiner Hülfe bedürfen, so kannst du mit Zuversicht darauf rechnen. Ich wohne am Fuße des nächsten Gebirges." Der Reisende achtete wenig auf die Versicherungen des Affen, und ließ zum zweiten Mal das Seil in die Grube hinab; allein diesmal kam der Löwe dem Manne zuvor, und ward zum Schrecken des Fremden heraufgezogen. Auch er äußerte seine Erkenntlichkeit gegen den Befreyer, und versprach, wenn sich die Gelegenheit darbieten sollte, ihm seine Dankbarkeit zu beweisen. Dasselbe geschah zum dritten Mal, als die Schlange herauf kam, und Salem ward zuletzt gerettet. Er betheuerte dem Fremden seine unauslöschliche Dankbarkeit, und in seinem Gespräche bewies er ein so tiefes Gefühl von Recht und Religion, daß der Reisende sich glücklich pries, einen solchen Philosophen vom Untergang gerettet zu haben. Salem ersuchte seinen Wohlthäter, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, in der Hoffnung, durch die Erzählung seiner außerordentlichen Begebenheit die Gunst des Sultans wieder zu erlangen: allein da der Fremde das Ziel seiner Reise nicht aus den Augen verlieren wollte, so verließ er ihn mit den wärmsten Versicherungen seiner ewigen Verbindlichkeit.

Achmet — dieß war der Name des Fremden — setzte seine Reise nach Indien fort, und war daselbst so glücklich in seinen Unternehmungen, daß er mit Diamanten von größtem Werthe bereichert zurückkehrte. Er kam wieder an den Ort, wo er Salem und die drey Thiere aus der Wolfsgrube befreyt hatte, und die Erinnerung an diese gute That erfüllte ihn mit besonderer Freude. In demselben Walde wurde er von Räubern angefallen, aller Habseligkeiten beraubt, und an einen Baum gebunden, dem Hungertode in der Wildniß ausgesetzt. In dieser traurigen Lage erschien ihm der nämliche Affe, den er vor einem Jahre aus der Grube gerettet hatte. Das dankbare Thier zernagte die Stricke, die ihn banden, und führte ihn in seine Höhle, wo ihm der Hunger mit verschiedenen Früchten gestillt wurde. Dann eilte es zur Schlucht, wo die Räuber Achmets ihren Aufenthalt hatten, entwendete ihnen einen Sack mit Gold und reichen Kleidern, brachte diese Beute freudig seinem Befreyer, und als dieser sich erholt und angekleidet hatte, führte es ihn bis an das Ende des Waldes. Sie waren jedoch nicht weit gekommen, als sie einem ungeheuern Löwen begegneten, der sich ihnen, den Rachen weit geöffnet, als ob er sie verschlingen wollte, in den Weg stellte. Achmet schauderte; doch bald verschwand seine Furcht, denn er erkannte denselben Löwen, den er vor einem Jahre aus der Grube gezogen hatte. Das Thier bat den Achmet, ihm in seine Höhle zu folgen; und nachdem es ihm bedeutet, bis zu seiner Rückkehr zu verweilen, eilte es von dannen. Der Pallast, in welchem der Prinz Narwan verbannt lebte, war nicht weit vom Walde. Dorthin begab sich der Löwe, und als er den Prinzen auf einem Spaziergang traf, fiel er ihn an, und zerriß ihn; doch den mit Juwelen reich besetzten Turban nahm er mit sich, und brachte ihn Achmet als Geschenk, den er hierauf in die Nähe Ispahans begleitete.

Gerührt durch die Großmuth und Erkenntlichkeit dieser beyden Thiere, versprach sich Achmet noch mehr Beweise der Dankbarkeit von einem Manne, der ihm auf ähnliche Art verpflichtet war, und ging geradewegs zu Salem,



der ihn sehr höflich empfing, und, nachdem er voll Erstaunen das neue wunderfame Abenteuer mit dem Affen und dem Löwen vernommen hatte, feyerlich betheuerte, daß diese Thiere ihn nicht an Dankbarkeit übertreffen sollten.

Die Nachricht von dem Tode des Prinzen verbreitete sich bald in der ganzen Stadt. Salem erkannte den Turban, den Achmet jetzt besaß, als denselben, den der Prinz immer trug, und sobald sein Gast sich zur Ruhe begab, eilte der Verräther zu dem Sultan. „Mächtiger Beherrscher der Welt!“ sprach er, „der Mörder deines Sohnes ist in meinem Hause. Ich sah den Turban des Prinzen mit allen kostbaren Steinen, die ihn schmückten, in den Händen meines Gastes. Man kann nicht zweifeln, daß er sein Mörder ist. Ertheile Befehl, o Herr, daß er zu deinen Füßen gebracht werde.“ Dieses ward sogleich vollzogen, und Achmet wurde vor Rustem geführt. Er wußte nicht, wie der Löwe zu dem reichen Turban kam, auch war ihm bis zu diesem Augenblicke der Tod des Prinzen unbekannt. Allein, als er Salem an der Seite des Sultans sah, ward es ihm klar, daß sein Hauswirth dem Sultan seine Schätze verrathen habe, und er bedauerte, den Rath des Affen nicht befolgt zu haben, der ihm vorhergesagt hatte, daß er die Rettung dieses Mannes bereuen würde.

Achmet wurde verurtheilt, durch die ganze Stadt auf einem Esel zur Schau geführt, und dann in einen finstern Kerker geworfen zu werden. Dieses Urtheil ward sogleich vollzogen, und in solcher Lage beweinte er sein jammervolles Schicksal, als dieselbe Schlange, die er aus der Grube gerettet hatte, sich ihm nahte. Von ihr erfuhr er, daß der Löwe den Prinzen getödtet habe. „Jetzt komme ich,“ sagte sie, „für deine That mich dankbar zu beweisen. Nimm dieses Kraut, es ist ein Mittel gegen das stärkste Gift. Ich habe des Sultans Tochter verwundet, und du allein wirst im Stande seyn, sie zu heilen. Sage dem Kerkermeister, was du für ein wundervolles Kraut besitzt.“ —

Achmet unterließ nicht, diesen Rath zu befolgen, und ward sogleich zur Prinzessin geführt, die gefährlich krank lag. Der Sultan war außer sich vor Freuden, als er seine Tochter so augenblicklich und wundervoll genesen sah, und befahl, daß man den Mann, der sie vom sichern Tode gerettet, mit den kostbarsten Geschenken überhäufen sollte. Allein Achmet ergriff diesen günstigen Augenblick, um des Sultans Gunst zu seiner Rechtfertigung zu benützen. Zuerst erzählte er ihm die Befreyung des Affen, Löwen und der Schlange, dann die Umstände von dem Tode des Prinzen. Auch erwähnte er mit Entrüstung der Undankbarkeit Salem's, und seiner unwürdigen Verrätheren, und beschwor den Sultan seine Strafe anzuordnen. Rustem gerieth in den heftigsten Zorn über Salem's schändliches Verbrechen, und befahl, daß man ihn sogleich ergreifen, und auf öffentlichem Markte hinrichten solle. Achmet, reich belohnt, verfügte sich nach seiner Wohnung.

Dieses Märchen spricht in Persien die Lehre aus, daß man keinem trauen müsse, dessen Redlichkeit nicht schon erprobt ist.



## Allemannisches Lied.

## R u n d g e s a n g.

(S. Fe l n e r's neue Allemannische Gedichte. S. 178.)

Der Wein erfreut des Menschen Herz,  
 Drum gab uns Gott den Wein:  
 Er hieß uns selbst, bey Schmaus und Scherz,  
 Des Lebens fröhlich seyn.  
 Zu Gottes Lob und Ehre spricht  
 Kein finstres grämliches Gesicht.

Wer seine Pflichten redlich thut,  
 Als Christ und Biedermann,  
 Bedarf zur Arbeit Kraft und Muth:  
 Ein Lehtrunk stärkt ihn dann.  
 Bey einem Schöppllein alten Wein  
 Kann Leib und Seel' in Gott sich freun.

Doch wer nur Zeit und Geld verpraßt,  
 In stetem Vollgenuß;  
 Wer Thätigkeit und Arbeit haßt,  
 Lebt selbst sich zum Verdruß:  
 Der schenkt sich, auch bey altem Wein,  
 Nur Bitterkraut und Essig ein.

S o c k l i e b v. L e o n.

## Dreysylbige Charade.

Wer kennt nicht der beyden Ersten Würde,  
 Den Führer unsrer raschen Jugendlust,  
 Der jede Sorge theilet, jede Würde,  
 Der mit uns fühlt in seiner treuen Brust?

Doch herrlich prangt in reicher Lebensfülle  
 Die letzte Sylbe, wenn der Frühling naht;  
 Es löset sich des Winters starre Hülle,  
 Und frey und offen schlängelt sich der Pfad.

Wer aber kann das ganze Wort mir nennen,  
 Dem höher nicht das Herz im Busen schlägt?  
 Dem Muth und Kraft nicht glühender entbrennen,  
 Und jeder Puls sich feuriger bewegt?

S. G. P a s s y.

## Correspondenz-Nachricht.

Paris, den 16. August.

Am Schlusse meines letzten Schreibens (vom 12. August) habe ich Ihnen das Ableben des Herrn von Beaujour gemeldet, und einige Details über seine dramatischen Arbeiten versprochen; ich will nun zur Erfüllung meines Versprechens schreiten.



Herr von Beaujour hat viel, vorzüglich vor der Revolution, für die kleinern Theater in der Hauptstadt geschrieben, und sich in dieser Gattung eine Art von Ruf, den man beynahe „begründet“ nennen darf, erworben; dieß beweist überdieß, daß die Hauptsache stets das Auftreten in einem günstigen Zeitpunkte ist. Jerome Pointu, und die verschiedenen Stücke von der Familie der Pointu, sind, ob schon unbestreitbar höchst ergeßlich und unterhaltend, dennoch, wenn man alles nimmt, um nicht viel besser, als mehrere von den Stücken, welche man seitdem auf dem Théâtre des Variétés gegeben hat; allein dazumal war die ganze Gattung noch neu, und im Entstehen.

Bolanges und Dorvigny hatten selbe erst geschaffen, und man erinnert sich noch des Schwindels von Entzücken, dessen Gegenstand diese beyden Schauspieler in der ganzen damaligen guten Gesellschaft der Hauptstadt waren. Dieser Schwindel war von der Art, daß eine Dame von Ton in Verzweiflung gewesen wäre, wenn sie nicht deren Hüfte von gebrannter Erde auf ihrem Kamine gehabt hätte. Heil dem Autor, dessen Name sich mit dem ihrigen in Berührung setzen, und mit ihrem glänzenden Erfolge verschwiftern durfte; dieß war das glückliche Loos Beaujour's! Man muß indeß gestehen, daß er wohl einige rechtmäßige Ansprüche auf einen literarischen Ruhm besaß. Das artige, kleine Lustspiel Fanfan und Colas, das er unter dem Namen seiner Gattinn erscheinen ließ, um ihr Verfassersrechte darauf zu sichern, verdiente wohl den Erfolg, den es erhielt.

Zur Zeit der Revolution wanderte Herr von Beaujour aus. Von seiner Zurückkunft nach Frankreich, welche in sehr dürftigen Umständen erfolgte, erhielt er die Stelle eines Unter-Bibliothekars bey dem Kriegsarchiv, die er bis an seinen jüngst erfolgten Tod bekleidete.

Kurz vor seinem Tode gab er einen geschichtlichen Roman unter dem Titel *U t t i l a* heraus, der einigen Beyfall erhielt. Er erreichte das Alter von 77 Jahren, und starb als ein wahrer Christ. Fast um dieselbe Zeit verlor die Literatur Herrn Quetont, Verfasser des „*S a s b i n d e r*“ und mehrerer anderer komischen Opern, welcher in seiner Eigenschaft als Altmeister der Literatoren einen Jahresgehalt von 1200 Franken bezog. Dieser nun erledigte Jahresgehalt wird dem gegenwärtig in seine Stelle einrückenden Ältesten ertheilt werden. Wird man es glauben, daß dieser Anspruch, der einzig und allein durch den Lauffchein dargethan werden kann, der Gegenstand einer politischen Discussion werden könnte? Und doch ist dem also. Seit dem Ableben des Herrn Quetont sind die Blätter aller Parteyen im vollen Hader darüber begriffen, wem der erledigte Jahresgehalt von Rechts wegen gebühre, und alle haben ihre Candidaten in die Linie gestellt.

(D e r S c h l u ß f o l g t.)

## Über das Schauspielwesen der vereinigten Staaten von Nordamerika.

(S c h l u ß.)

Das Theater von Richmond, eines der schönsten und geräumigsten, wurde im Jahre 1811 ein Raub der Flammen. Die gewöhnliche Einnahme betrug 600—800 Dollars.

Die Eintrittspreise sind in der Regel folgende: ein Platz in einer Loge, 1 Dollar; Parterre, 50—75 Centimes; Gallerie, 25—37 Cent., in der dritten Loge 75 Cent. Die Logenpreise sind in allen vereinigten Staaten gleich; bey den andern Plätzen ist der Unterschied unbedeutend. Was die Theaterausgaben betrifft, so kann als Maßstab gelten, daß sie für jede Vorstellung zu New-York an 400 Dollars betragen. Während der drey ersten Monate einer Jahreszeit \*) aber geschieht es, daß sie ungleich höher, ja wohl über 10,000 Dollars steigt.

Die Regierung enthält sich jeglicher Art von Gerichtsbarkeit über die Schaubüh-

\*) Jahreszeit: Saison, bedeutet in Amerika einen Zeitabschnitt von sechs Monaten.



nen, dergestalt, daß es auch Jedermann frey steht, ein Schauspielhaus aufzuführen zu lassen. Bey Beurtheilung der dramatischen Producte an sich, so wie der Schauspieler und ihrer Darstellungsweise, richtet man sich in Amerika nach dem in Großbritannien herrschenden Geschmack. Gefällt ein neues Stück auf einer englischen Bühne, so führt man es in Amerika auf, mit demselben Costume, den nämlichen Decorationen, und — was das Merkwürdigste ist, die Recensionen darüber sind ganz das Echo der englischen. Noch bemerkenswerther aber ist, daß nur im Süden dieser vereinigten Freystaaten den Frauenzimmern der Eintritt in das Parterre gestattet ist, in den nördlichen Provinzen, desgleichen im Innern des Landes, sind sie davon ausgeschlossen.

Originalstücke haben die Amerikaner sehr wenige, erstens, weil die guten Köpfe dieses jungen Landes, dessen Ideen und Bestrebungen sich mehr auf reelle Zwecke concentriren, Nützlicheres und Wichtigeres zu thun haben, als Theaterstücke zu schreiben, und dann, weil die Dichter nicht durch sehr hohe Honorare aufgemuntert werden, indem die Theaterdirectionen sich Alles, was auf dem englischen Repertoire erscheint, leicht um ein Billiges verschaffen können. Überhaupt ist man in Amerika noch nicht so verzärtelt, und weit davon entfernt, das Theater als das höchste Gut anzusehen, oder wohl gar es als einen anhaltenden Gegenstand der Conversation zu behandeln. Unterdessen besitzen die Amerikaner in ihrer Mitte einige dramatische Dichter, die mehrere mit Beyfall aufgenommene Stücke geliefert haben. Dunlay aus New-York hat etwa 40 Theaterstücke verfaßt, Lust- sowohl als Trauerspiele, Dramen und Zwischenstücke, die sämmtlich aufgeführt wurden, und sich eines hervorragenden Ranges auf dem Repertoire erfreuen. Unter die ausgezeichnetsten, von talentvollen Dichtern verfaßten amerikanischen Theaterstücke, die sämmtlich schon gegeben wurden, zählt man: Der Contrast, Lustspiel von Tyler; die triumphirende Tugend von Frau Muray (sie hat noch drey andere Stücke geschrieben); die Tochter des Geistlichen und die arme Niethfrau von White; die Schlacht von Bickershill, von Burke; der Amerikaner zu Tripoli, von Ellison; Mazyppa und Peter der Große, von Eustaphini; Belifar, von Fangeres; der gordische Knoten, von Darby; Edwy und Egina, von Ingerfoll; zwey Lustspiele von Mad. Rowson; die Fuchsjagd und die indische Prinzessin, von Barker dem Jüngern. Dieses letztere, romantische, aus der Geschichte von Amerika entnommene Stück hat einen ungewöhnlich lebhaften Beyfall gefunden. Ferner gehören zu den bessern Stücken: Die Schule der Verschwender, von Hunton (welcher noch andere Dramen geliefert hat); Foscari und die Mysterien des Schlosses, von White; der Beherzte und mehrere Gelegenheitsstücke von dem Schauspieler Hodgkinson. Gute ältere englische Piecen, insbesondere die classischen Stücke Shakespeares, machen jederzeit ein volles Haus.

Unter den Schauspielern gibt es wenig eingeborne Amerikaner; die meisten sind eingewanderte Engländer. Hodgkinson, dessen wir so eben als dramatischen Dichter erwähnten, war der erste Schauspieler von hohem Rufe. Man bedauert sehr, daß der Tod ihn so frühe entriß. Er war von Bath gebürtig, und mit einem so vielseitigen Talent begabt, daß er alle Gattungen von Rollen, vom höchsten Pathos der Tragödie bis zur gemeinsten Farce herunter, mit gleicher Meisterschaft durchführte. Die Schröder der Amerikaner war lange Zeit die berühmte Frau Warren (in der neuen Welt nennt man die Schauspielerinnen nicht Damen, sondern bloß Frauen), welche früher auf dem Theater von Coventgarden als Mlle. Brunton geglänzt hatte. Auch sie ist nicht mehr. Treits und Harwood, ebenfalls mit Tod abgegangen, waren geraume Zeit wackere Komiker. Der vielbegabte Tragiker Fenell war lange ein mächtiger Nebenbuhler Coopers, bis endlich dieser letztere für immer den Sieg davon trug, und nunmehr der gefeyerte Heros, Amerika's Ansehlich ist. Sonstige vorzügliche Schauspieler sind: Jefferson, Bliffot und Bernard; vom schönen Geschlechte: Hilson und Darby, sämmtlich aus England. Von den wenigen eingebornen Schauspielern von Bedeutung ist John Howard Payne zu nennen, der sich als Tragiker sowohl in Europa, als in Amerika den Beynamen des amerikanischen Roscius erworben hat.

In Amerika ist es nicht der Fall, daß ein Schauspieler 10,000 und 20,000 Gulden Gehalt hat, oder daß ein einziges Mal Auftreten der Direction, oder eigentlich dem



Publicum auf 1000 Gulden zu stehen kommt, ein Umstand, der sich aus der oben mitgetheilten Ansicht vom Schauspielwesen und Stande wohl begreifen läßt. Selten beläuft sich die wöchentliche Besoldung über 30 oder 40 Dollars, was bey der dortigen Theuerung nicht viel ist. Außerordentlich geschickte und beliebte Schauspieler, die zugleich anspruchlos sind (denn die Anmaßung der Histrionen wird in Amerika, wo man nur auf reelles, gemeinnütziges Verdienst sieht, nicht geduldet) können es auf 1500 Dollars jährlich bringen. Der Unfug der Beneficen, welche so oft Maleficen, und in der Regel nur Brandschätzungen des Publicums sind, fallen fast gänzlich weg. Eine von den seltenen Ausnahmen findet bey Herrn Cooper zu New-York Statt, der einen Wochengehalt von 125 Dollars bezog, und alle sieben Tage eine halbe Einnahme genoß. Seine Gastdarstellungen haben ihm bey 13 Vorstellungen zusammen 3000 Dollars eingetragen, und der gefeyerte Payne, der dort eben so viel galt, als in Europa eine Catalani, hat von 26 Darstellungen zu Baltimore, Philadelphia und Richmond, nicht etwa eine halbe oder ganze Million, sondern nur 5000 Dollars gezogen. Immer muß man hierbey die dort herrschende Theuerung im Auge behalten; dann wird es nicht auffallen, wenn die Theaterdirection zu New-York dem englischen Sänger Braham für zwey Jahre Aufenthalt 60,000 Thaler, und die von New-Orleans dem Franzosen Palma für zwey Monate 20,000 Thaler antrug.

Dies eine allgemeine kurze Übersicht des amerikanischen Schauspielwesens, welche jedoch allerdings noch mancher durch Zeit und Umstände erwachsenen Vervollständigung fähig ist.

Franz Gräffer.

### D e b ü t s.

Auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore, den 7. d. M.: die schöne Mlle. Terinn. Mlle. Beist einer machte ihren zweyten theatralischen Versuch als Kösschen.

Am vorhergehenden Abend war diese junge Sängerin zum ersten Mal in derselben Rolle aufgetreten. Selten findet sich bey einer Anfängerinn ein solcher Fond von schönen Gaben der Natur und von erfreulichen Beweisen einer schon bedeutend vorgeschrittenen Bildung. Wenn die Stimme auch noch nicht glänzend genannt werden kann, so ist sie doch von großer Anmuth, und umfaßt zwey volle Octaven, bis H. Der Ton hat Körper, Gleichheit, Rundung und wird auch in den höhern Corden mit ungemeiner Leichtigkeit gebildet. Eine ganz vorzügliche Eigenschaft ist die ansprechende Gesmüthlichkeit dieses Organs, verbunden mit einem ganz natürlichen und ungezwungenen Ausdruck. Hier zeigt sich keine Spur von jenem künstlichen Affect, den manche Sängerrinnen sich frühzeitig anzueignen wissen, der oft nur in einer wohl angebrachten theatralischen Accentuirung, in einem gewissen Nachdruck vielmehr, als Ausdruck, besteht, und flüchtige Gefühle nur erregt, die schnell erkalten. Der Ton, von welchem hier die Rede ist, dringt tiefer und läßt einen langen Nachklang im Gemüth des Hörers. Diese schöne Eigenschaft offenbarte sich gleich in der ersten, so einfach und so klar, wie immer möglich, vorgetragnen Cavatine. Im Duett mit dem Notar trat eine zweyte schätzbare Eigenschaft besonders hervor: die deutliche und reine Aussprache des Textes. Ihr schönes Portament zeigte die Sängerin in dem Quartett, wo sie das B kräftig und mit Wohlklang trug. In dem Solo, kurz vor dem Schluß des ersten Finals, verrieth sich eine vorzügliche Anlage zum declamatorischen Vortrag. Alle viel versprechenden Vorzüge, die Gaben der Natur und Kunst, so weit ihr Flor bis jezt gediehen ist, fand die Sängerin im Vortrag der Variationen Gelegenheit zu entfalten. Hier zeigte sich Wohlklang, Ausdruck, Nettigkeit und Zartheit, nebst einer bedeutenden Fertigkeit in Passagen. Besonderes Lob verdient die feine Nüancirung, wodurch jede einzelne in voller Deutlichkeit und Klarheit dem Gemüth der Hörenden vorüberzog. Doch soll dieser Theil der Leistung am ersten Abend der Sängerin vorzüglicher gelungen seyn. Daß in dem ersten Debüt die Intonation oft schwankend war, ist ohne Zweifel dem ungewohn-



ten Eindruck einer zahlreichen Versammlung auf eine zum ersten Mal öffentlich erscheinende Anfängerinn bezumessen. Das Benehmen zeigte eine Ungezwungenheit und Sicherheit, wie man sie selten an einer Anfängerinn bemerkt; die Bewegungen haben von Natur etwas Gefälliges, was die Zweckmäßigkeit sehr leicht ersetzt. Sie waren übrigens, so wie die Haltung, dem Charakter angemessen, und müssen in diesem Fall an mancher vielgeübten Gesangkünstlerinn sehr oft genügen. Wenn es im gemeinen Leben schon ungart ist, laut und öffentlich das Maß der Schönheit eines Frauenzimmers zu bestimmen, so gilt dieses mehr noch in Bezug auf eine junge Künstlerinn. Wir begnügen uns zu sagen, daß die physische Bildung interessant ist, und die Gestalt angenehme Formen zeigt. Mlle. Veist einer soll in Ungarn geboren, und eine Schülerinn des Herrn Bevilacqua seyn.

Den 8. wurde der Freyschütz gegeben. Herr und Mad. Wächter, vom Theater in Pesth, traten Ersterer als Caspar, Letztere als Annchen auf.

Caspar ist sowohl eine Spiels als Singrolle. Über den Erfolg der Ausföhrung entscheidet ziemlich schon die letzte Scene des ersten Aufzugs. Wenn der Debutirende auch als Darsteller eben nichts Ausgezeichnetes leistete, so schien er doch mit dem Charakter im Einverständnis zu seyn, und setzte Manches mit Genauigkeit aus einander. Etwas mehr Ungezwungenheit der Bewegungen, so wie überhaupt der Conversation dieser schleppenden Scene größere Regsamkeit, wäre wohl zu wünschen gewesen. Im Gesang wurde das Vermiste weniger bemerklich. Herr Wächter trug das erste Lied mit einer kräftigen Stimme, rund und sicher vor. In der Schlussarie des Act's steigerte sich die Kraftäußerung, Höhe und Tiefe genügten, und der Sänger erhielt, als ein recht brauchbarer Bassist, verdienter Weise aufmunternden Beyfall.

Im zweyten Act erschien Mad. Wächter. Wenn die Stimme auch nicht bedeutend genannt werden kann, so weiß die Sängerin sie doch zu verwenden. Sie secundirte im ersten Duett mit Sicherheit, wiewohl etwas schwach. Die Romanze sang sie rein und deutlich, und trug, dem Sinn des Textes angemessen, artig vor. Das Spiel war mehr theatralisch, als zweckmäßig, jedoch lebendig, und zeichnete sich durch eine gewisse Bierlichkeit aus, welche die Darstellung nicht zu populär werden ließ. Freundlichkeit ist kein Fehler, doch gibt es auch hierin ein gewisses Maß. Der Beyfall war verdient.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- |                        |                           |                                 |
|------------------------|---------------------------|---------------------------------|
| Correa alba            | Weisse Correa.            | Aus Neuhoolland.                |
| Cussonia thyrsoiflora. | Straußblüthige Cussonie.  | Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.   |
| Hypericum Coris.       | Erdkieferartiges Hartheu. | Aus Südeuropa und der Levante.  |
| — — monogynum.         | Indisches Hartheu.        | Aus Japan, China, Ostindien.    |
| Olea undulata.         | Wellenblättriger Öhlbaum. | } Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung. |
| Phlomis Leonurus.      | Goldfarbige Fackelblume.  |                                 |
| Pogonia glabra.        | Glatte Pogonie.           | Aus Neuhoolland.                |
| Spartium Ferox.        | Wilde Priemen.            | Aus der Barbarey.               |

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 16. December 1823.

150

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Klausner.

Altböhmische Sage.

1.

In falber Dämm'rung Zwielfichtschein  
Tritt Zdenko aus der Weste Thor;  
Was hüllt er in den Mantel ein,  
Und steigt damit den Berg empor?

Es ist ein holdes zartes Kind,  
Das schlummernd in dem Mantel ruht.  
O säusle linder, Morgenwind,  
Daß ihm dein Hauch nicht wehe thut!

Der Ritter klettert ohne Raft,  
Stets wilder, schroffer wird die Bahn,  
Er schwingt sich, fassend Strauch und Ast,  
Von Fels zu Fels geschickt hinan.

Nur manchmal ist's, daß er den Saum  
Des Mantels leis' und achtsam hebt,  
Und küßt die Lippen, d'rauf ein Traum  
Von Seligkeit der Engel schwebt.

Dann eilt er fort im dichten Wald,  
Horch, was ertönt da für ein Klang!  
Ein helles Morgenglöcklein schallt,  
Dazu ein leiser Frühgesang.

Der Ritter hemmt den schnellen Tritt,  
Hebt einmal noch den Mantel auf,  
Steigt dann mit doppelt raschem Schritt,  
Dem Klange nach, den Berg hinauf.



Auf des hohen Berges Gipfel,  
An dem jähesten Felsenhang  
Klebet eine Klausnerhütte,  
Drin ertönt der Frühgesang.

Vor der Klausen steht der Ritter,  
Sachte pocht er an die Thür' —  
Bruder Bernard, Bruder Bernard,  
Öffnet eure Klausen mir!

Und heraus tritt auf die Schwelle  
Eine blühende Gestalt,  
Deren jugendkräft'ge Glieder  
Härenes Gewand umwallt.

So aus Dornen schaut die Rose,  
Aus Gewölk der Sonne Licht,  
Wie aus dunklem Buxtalare  
Bernard's blühend Angesicht.

„Seyd gegrüßt in meiner Klausen!  
Selten hat sie euch gesehn,  
Doch sie sah euch nie von hinnen  
Ohne milde Gabe gehn.“

Aus des Mantels weiten Falten  
Hebt der Ritter nun sein Kind,  
Es bewegt sich, und erwachet,  
Blickt empor, und lächelt lind.

„Sehet da die milde Spende,  
Die euch heut der Ritter bringt,  
Die in eure Hand zu geben  
Ihn das strenge Schicksal zwingt.“

„Drey mal sah den Lenz die Blume,  
Und der Gärtner muß dahin,  
Christliche Pantere winken,  
Schlachtdrommeten rufen ihn.“

„Euch vertrau' ich, was ich liebe,  
Euch mein Kleinod, meine Lust,  
Ruhig dann dem Kampf entgegen  
Trag' ich meine Vaterbrust.“

„Wahr't das Kind wie eine Perle,  
Die ein schwacher Druck zerdrückt,  
Wahr't's, wie eine zarte Blume,  
Die ein leiser Lusthauch knickt.“

„Nach drey Jahren zieh' ich wieder  
In die heim'sche Weste ein,  
Und es soll die reichste Gabe  
Dann als Lohn und Dank euch seyn.“



„Wie die Perle, wie das Auge  
Wahr' ich euer Töchterlein,  
Eure Freude, eure Liebe,  
Sollen schönster Lohn mir seyn.“

„Gott beschütz euch!“ ruft der Ritter,  
Schluchzend stammelt er dieß Wort,  
Und er stürzt hinaus zur Klause,  
Stürzt durch's Waldesdunkel fort.

## 3.

Drey mal war der Sommer aufgeglommen,  
Drey mal war er wieder fortgezogen,  
Alle Schwalben waren weggeflogen,  
Und der Ritter war noch nicht gekommen.

Wieder boten sich ringsum dem Blicke  
Frische Saaten, Blätter, Pflanzen, Blüthen,  
Golden ward die Ahre, Früchte glühten,  
Und der Ritter war noch nicht zurücke.

Ach, da rief zart Biela in die Fernen:  
„Vater, kommst du je zu deinem Kinde?“  
Doch nicht Antwort gaben ihr die Winde,  
Und durch Thränen sah sie zu den Sternen.

## 4.

Der zwölfte Lenz, seit Zdenko schied,  
Belebet Flur und Aue,  
Die Lerche steigt mit hellem Lied  
Aus grünem Feld in's Blaue.

Die Wiese strahlt von Blumenglanz,  
Der aus dem Grase dringet,  
Das Thal gleicht einem Blütenkranz,  
Der um den Berg sich schlinget.

Wer ist es, der am Berge steht,  
Und blickt in's Thal hernieder?  
Ein blendend weißer Schleyer weht  
Um jungfräuliche Glieder.

Wer ist das holde Jungfräulein  
Dort droben auf dem Steine?  
Das wird doch nicht zart Biela seyn,  
Zart Biela ist noch kleine.

Die schönsten Blumen all' entblühn  
In einem Lenz der Erden,  
Und fünfzehn Jahre reichen hin,  
Ein Jungfräulein zu werden.

Wohl ist sie's, die vom Felsenrand  
Hinabspäht in die Weite,  
Der Klausner hält sie bey der Hand,  
Damit sie ja nicht gleite.



Sie wendet sich, sie tritt zurück  
Mit freundlicher Geberde,  
Da trifft ihr Blick des Klausners Blick,  
Und sinket scheu zur Erde.

## 5.

Hart Biela sitzt vor der Klause so stumm,  
Und traurig blickt sie in's Land herum,  
Im Schooße hält sie ein Kindelein,  
Ein Kindelein?  
O, mög' ihr der Ewige gnädig seyn!

Sie schaukelt das Kindelein, und weint, und spricht:  
„Ach, lebten wir beyde, wir beyde nicht!  
Geboren bist du zu Gram und Schmerz,  
Zu Gram und Schmerz,  
Und deiner Mutter, der brichst du das Herz!“

Im Innern der Klause, da murmelt es dumpf:  
„O mache, Allmächt'ger, mich sinnlos und stumpf,  
Zerreiße das Herz mir, zerschlag' mir die Brust,  
Zerschlag' mir die Brust,  
Den Himmel gab ich um irdische Lust!“

## 6.

Nachts auf eb'ner Felsenplatte  
Wandelt Bernard auf und nieder,  
Überall droht des Ritters Schatte,  
Keine Ruhe kommt ihm wieder.

Sich verflucht er und die Liebe,  
Und das Weib, das ihn verblendet,  
Alle menschlich ird'schen Triebe,  
Die vom Himmel ihn gewendet.

Horch, da schallen starke Schritte  
Immer näher, immer näher,  
Bernard beb't bey jedem Tritte,  
Und sein Herz schlägt immer höher.

Plötzlich sieht er einen Ritter,  
Der sich durch die Sträucher windet,  
Der, bestrahlt vom Sterngeflitter,  
Schon den Weg zur Klause findet.

Biela's Vater! will er rufen,  
Doch gefesselt liegt die Zunge,  
Da — hinan die Felsenstufen —  
Tritt vor ihn — ein Edeljunge.

„Bothe bin ich, euch zu künden,  
Daß sich Ritter Zdenko nahe,  
Fliege, sprach er, mit den Winden,  
Daß er meinen Gruß empfah.“



„Oh' des Tages Strahlen grüßen,  
 Ohe Berg und Thal erwärmen,  
 Hoff' ich selbst mit heißen Küßen  
 Ihn und Biela zu umarmen.“

Spricht's, und wendet sich zum Gehen,  
 Und ist fort in Kleiner Weile.  
 Todtenstill wird's auf den Höhen,  
 Bernard steht wie eine Säule.

(Der Schluß folgt.)

### Peter Anton Fonk.

Die Lehrreiche, und in jedem ihrer Bestandtheile wunderbare Geschichte des Unglücklichen, durch das herbste Mißgeschick geprüften Kaufmanns, Peter Anton Fonk, katholischer Religion, aus Hoch gebürtig, wohnhaft in Cöln, ist hier noch wenig bekannt geworden. Bey der hiesigen, weisen und ehrwürdigen Art, die Gesetze zu handhaben und mit Ruf, Ehre und Daseyn friedlicher Staatsbürger umzugehen, würde den Einwohnern diese entsetzliche Geschichte, bey welcher, durch eine dichter-  
 schlungene Kette von Umständen, durch Vorurtheil, Leichtsin, Hartnäckigkeit und Intrigue, Leben und Wohlfahrt eines unbescholtnen Mannes, und das Heil einer der angesehensten und geachtetsten Familie am Rheinufer auf dem Spiele stand, so bes fremdlich seyn, als uns in Ostpreußen, die wir gleichfalls der Wohlthat des Himmels genießen, daß die Gesetze schützend dem Unbescholtnen gegenüber stehn, und daß selbst dem Verbrecher noch Schutz gewährt wird, so weit er als Mensch darauf Anspruch machen darf. Fonk's Angelegenheit hat vielfach die Gemüther in deutschen Landen ergriffen und beschäftigt, die Federn der ehrwürdigsten Rechtsgelehrten und vieler geachteter Schriftsteller in Bewegung gesetzt. Sie ist durch Jahre hindurch ein Gegenstand der edelmüthigsten Sorge des verewigten, unvergeßlichen Fürsten Carl von Hardenberg, des allverehrten, edlen Justizministers von Kirchsen, ja, des gerechten und liebeichen Königs selbst gewesen. Sie war die Veranlassung, daß so mancher Justizmord, früherhin durch Geschwornen-Urtheile verübt, und nachher ausgewiesen, als das Opfer schon gefallen, in das Gedächtniß der Mitwelt zurückgerufen wurde. Hofsfentlich ist auch diese Angelegenheit die Ursache, daß ein solcher Fall für die Zukunft am Rhein unmöglich gemacht wird.

Des Königs Majestät hat durch den nach der reiflichsten Erwägung der Sache gethanen Ausspruch: daß Allerhöchstderselbe Fonk nicht für schuldig halten könne, und durch Niederschlagung der Kosten des Prozesses auf's Neue den Herzenslegen aller guten, und zumal aller seiner rheinländischen Unterthanen, und die Thränen glühenden Danks sich erworben; — der gebeugten, schmerzgefüllten Familie Fonk und Foveaux hat des Königs Ausspruch Trost, Ersatz, Genugthuung für alle Leiden gewährt, welche sie seit 1816 bestürmt. Die Widersinnigkeit der Anklage, der Unsinn des Verdachtes, von innerer, wie von äußerer Wahrscheinlichkeit ganz entblößt, läßt sich mit nichts vergleichen, als mit der Hartnäckigkeit der verblendeten Verfolger des Unglücklichen, und mit der ungeheuren Verwicklung, welche durch Umtriebe der Leidenschaft und der List in dieser Sache kunstreich hineingebracht wurde. Hier war der Sieg unmöglich, und Verzweiflung müßte das Loos der Familie, als Aller derjenigen gewesen seyn, welche der Angelegenheit eines unschuldig Verfolgten ein frommes Mitleid und Bemühungen der Menschenliebe weiheten, wenn die unerschütterliche Hoffnung auf unsern allgeliebten König nicht jedes Herz aufrecht gehalten hätte, diese Hoffnung Fonk e ja nicht täuschen! Doch die Verkettung von Umständen und Rücksichten, welche sich an diese schmerzliche Begebenheit knüpften, machte es dem Monarchen selbst unmöglich, früher zu entscheiden, und eben diese Verlängerung der Prüfung hat dem



Sieg des Kaufmanns *Fonk* unwandelbare Dauer gegeben. Nachdem eine ungeheure Arbeit der Darlegung der ganzen Sache, sowohl von Seiten für als wider, auf Befehl des Justizministers vollbracht worden, nachdem in den beyderseitigen Berichten die Angelegenheit bis auf Wurzel und Keim ergründet worden, nachdem Se. Majestät die zahlreichen Druckschriften für und wider Allerhöchst Seiner Prüfung gewürdigt, kurz erst im Sommer dieses Jahres, also im achten Jahre der Begebenheit erst *Fonk* die gerechte und gute König den Ausspruch thun, der unermesslichen, ewigen Segen auf Sein geliebtes Haupt herabrufft.

Von den ehrwürdigen Rechtsgelehrten, welche sich öffentlich für *Fonk*'s Sache verwendet, nenne ich zuerst jene Richter, welche die ersten Untersuchungen gegen den Angeschuldigten zu leiten hatten, und aus Richtern edle Vertheidiger der Unschuld wurden: *Verkenius* und *Hoffmann* in *Cöln* am Rhein, und in *Trier* der Advocat *Udenhoven*, in welcher Reihe von Vertheidigern auch als Nicht-Juristen *Kreuser*, ein wackerer Gelehrter in *Cöln*, als der Erste, der öffentlich für *Fonk*'s Unschuld sprach, und Professor von *Walther* in *Bonn*, so wie *Venzberg* genannt zu werden verdienen. Professor von *Kobbe* in *Göttingen*, *Hofrath Paulus* und *Zacharia* in *Heidelberg*, der ehrwürdige Veteran des Rechts, Hof- und Justiz-Rath *Dr. N. Bischoff* in *Dresden*, welcher eine Vertheidigungsschrift in zwey Bänden geschrieben, die unvergesslich und sehr reich für die späteste Nachwelt in den Annalen der Rechtskunde leuchten wird, haben sich den Dank der achtungswerthen Familie und den Segen der Mitwelt erworben; den als Schriftsteller und Rechtsgelehrten gleich ruhmvollen *Edeln*, der eine der letzten und einleuchtendsten Druckschriften zuerst in der Halle'schen Literaturzeitung erscheinen ließ, ist zu nennen nicht erlaubt, eben so wenig den Verfasser des *Privats Gutachtens*, welches der erste Rechtsgelehrte eines befreundeten Staates über die Sache gab — es fehlt an Raum, hier Alles zu benennen, was für die Sache geschehen, um das Verständniß derselben, welches man höheren Ortes voraussetzte, auch allgemein zu machen — aber ein ewiges Denkmal haben sich die edeln Beamten und Staatsbürger in *Trier* durch die Denkschrift gestiftet, welche fromme Ehrfurcht für des Königs geheiligte Person und reine Liebe für die Menschheit den Bittstellern eingegeben. Unter den sechs und dreyßig Namen, mit welchen diese Denkschrift (unmittelbar nach *Fonk*'s Verurtheilung abgefaßt) geschmückt ist, prangen die der höchsten und ehrwürdigsten Beamten der Provinz, und die der obern lutherischen Geistlichkeit, diese bündige, die reinste Ehrfurcht und Treue für den Monarchen athmende Denkschrift besand sich im Sommer 1822 in allen Zeitungen abgedruckt.

Nachdem nun diese Angelegenheit zum erwünschten Ziel gediehen, ist nichts unerfreulicher und verletzender für ein preussisches Herz, das für König und Vaterland glüht, als eine Erwähnung *Fonk*'s und seiner Sache, wie man sie in No. 144 dieser Blätter liest. Blätter fliegen leicht überall hin, und das Wort hat gräßlichere Gewalt als Giftpfeil, Kugel und Schwert. Wer steht dem Einsender dafür, daß seine unüberlegt hingeschriebenen Worte, denen hämische Auslegung noch einen entsetzlichen Sinn unterschieben kann, als sie zu enthalten scheinen, nicht dem Unglücklichen, dessen Wunden noch nicht vernarbt sind, oder einem Mitglied der schwergeprüften Familie, oder der frommen, engelreinen Gattinn *Fonk*'s, deren zartes Daseyn nur noch an einem Faden zu hängen scheint, vor Augen kommen? Würde er diese Worte niedergeschrieben haben, wenn er dieß nur einen Augenblick bedacht? Gewiß nicht! Doch gebeut Menschenpflicht zugleich mit der Liebe für Preussens Ruhm, daß sie hier im Auslande nicht unerörtert bleiben. Es gibt selbst bey uns Menschen, welche sich mit der Sache *Fonk*'s gründlich bekannt zu machen, weder Zeit noch Antriebe hatten, zu diesen zähle ich den Referenten; — daß er gleichwohl über die Sache abgesprachen, ist eine nicht befremdende Erscheinung unserer Zeit und in Correspondenz-Artikeln nur allzu häufig. Das Epithet *berühmt* würde ich z. B. nicht gewählt haben, wenn von einem Mann die Rede ist, der nun beynah acht Jahr unter dem Druck eines Mißgeschicks geschmachtet, das, wie ein Donnereschlag aus heittrer Luft auf sein friedliches Dach herabgefallen — von einem Mann, der in acht Jahren dreymal den Seisnigen entzogen, Jahreslang verhaftet, Gesundheit und Lebenskraft zusehte, von



einem Mann, über den die göttliche Vorsehung sichtlich gewacht, und ihm Stärke in unerhörten Prüfungen gegeben — von einem Mann, dessen Sache durch furchtbare Verwicklung der Umstände so unergründlich schien, daß der heilige Eifer für Recht und Wahrheit in des Königs Brust, der schönste Wille des edeln Veteranen des Rechts, unsers Kirchens, dessen Jubiläum in den Annalen Preußens ein unvergeßlicher Festtag bleibt, und Fürst Hardenbergs, nur langsam die Hindernisse besiegen konnten, die zwischen dem reinsten Willen für das Recht und dem gräßlichsten Mißgeschick lagen! Ehret das Unglück! es kann Jedem ereilen und treffen, wenn auch nicht in dieser Gestalt!

Diejenigen, der Leser dieser Zeitschrift, welche über Fonk's Angelegenheit eine klare Ansicht zu fassen wünschen, empfiehlt Unterzeichnete das Werk vom Hof- und Justiz-Rath Dr. Nikolaus Bischoff über Fonk, herausgekommen 1823 bey Arnold in Dresden; die Schrift des Privatdocenten an der Göttinger Universität Dr. Peter von Kobbe, bey Ruprecht und Baudenhoeck 1822. Kreuzer's Schrift, Benzenberg's Briefe über die Affäre zu Trier, die Aufsätze vom Kirchenrath Paulus und Hofrath Zacharia in den Heidelberger Jahrbüchern, Peter Anton Fonk's selbst verfaßte lehrreiche Denkschrift in zwey Bänden, betitelt: Der Kampf für Recht und Wahrheit, und im Gefängniß geschrieben — die Gegenschriften von v. Sandt, Hartmann, Schwarz, Brewer etc., und schließlich die bey Schmitz in Cöln und in der Colonia erschienenen Verhandlungen. Daß ich selbst in der Abendzeitung 1822 — im Gesellschaftler 1822 — im Freymüthigen 1822 und andern Orts mit meinem Namen unterzeichnete Herzensergießungen über Fonk's Unglück drucken lassen, dazu hielt ich mich für verpflichtet, weil alles, was das Gefühl mächtig aufregt, mit in den Bereich der Frauen gehört, und weil ich anonyminichts drucken lasse, eine Vorsichtsmaßregel, zu welcher in dieser Zeit zum Theil schon die Meisten derjenigen gegriffen haben, die mit Ehren einen Namen tragen, und die durch die Lage der Dinge mit jedem Tage nothwendiger wird. Die Überfülle von periodischen Blättern, macht die meisten Leser gleichgültig gegen Alles was darin steht, sie mögen nun dabey theilhaftig seyn oder nicht, und dennoch müssen periodische Blätter, mehr oder minder, für Organe ihrer Zeit gelten! darum ist es Pflicht eines Jeden, der nach innrem Frieden strebt, in den zu solcher Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen jedes Wort sorgfältig zu wägen, um nicht, oft wider Willen, ein hartes Unrecht zuzufügen.

Wien, den 11. December 1823.

Helmina v. Chezy, geb. v. Klenke.

### C o n c e r t.

Sonntag, den 7. December gab Herr Johann Hinde, Tonkünstler auf dem Contrabaß und Mitglied des k. k. privil. Theaters an der Wien, ein Concert auf diesem Instrumente. In demselben ward uns zuerst das beliebte Andante aus v. Beethovens's A-dur Symphonie angekündigt, welches Stück mit vollem Rechte sehr beliebt zu seyn verdient, und es auch ist; doch wurde es dieses Mal seiner Genialität so wenig entsprechend durchgeführt, daß wir uns nicht enthalten können, die geringe Fleißanwendung des dazu mitwirkenden Orchesters zu rügen. — Herr Hinde trug dann ein Adagio und Rondo (von B. Romberg für das Violoncell componirt) auf dem Contrabaß vor, und legte eine Virtuosität an den Tag, wie bisher kein Anderer auf diesem Instrumente. Er weiß nicht nur die Schwierigkeiten, welche dieses Instrument in einem höhern Grade, als jedes andere Streichinstrument, darbietet, mit Leichtigkeit zu besiegen, sondern beweiset auch einen sehr angenehmen Vortrag. Besonders schön waren seine Doppelgänge und das Flageolet wegen ihrer ausgezeichneten Reinheit. Alle diese Vorzüge entwickelte Herr Hinde auch in dem Pot-pourri, von seiner eigenen Composition, welches er am Ende des Concertes vortrug. — Herr Hübel spielte als drittes Stück Variationen von Maurer auf der Violine ganz brav, doch konnte er einige Furcht nicht verbergen, die ihm nicht zu verargen ist, da er zum ersten Male vor einem



so zahlreichen Publicum auftrat, welches nicht unterließ, ihn durch Beyfall aufzumuntern, jene Hoffnungen in Zukunft zu erfüllen, zu denen sein Spiel schon jetzt berechtigt. — Mad. Forti hat eine Rossinische Arie vorgetragen, worin sie manchmal zu hoch intonirte. —

Es sey nun erlaubt, einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche überhaupt alle Concertstücke auf dem Contrabass betreffen. Es ist keineswegs gemeint, dadurch den Ruhm des verdienstvollen Concertgebers zu verdunkeln; im Gegentheile muß seine hohe Virtuosität anerkannt werden, und man kann die große Mühe und Geduld, die sie ihn kosten mußte, nicht genug bewundern. Aber es dringt sich die Frage auf: ob solche Mühe und Geduld nicht zwecklos verwendet sey? Ist denn dieß der Zweck des Contrabasses, und ist dadurch für die Kunst eigentlich etwas gewonnen? Man darf dieß ohne Scheu verneinen. Der Zweck des Contrabasses ist doch nur, um in einem großen Orchester den Grundton recht durchgreifend fortzuführen, und dadurch den guten Effect zu befördern, und wie ein Gerüste das Ganze zusammen zu halten. Dazu muß er sich aber nicht der Höhe, die ihm gar nicht gehört, sondern der Tiefe, die sein eigen ist, bedienen. Dieß hat sich auch in obigem Concerte bewiesen. Denn wie süß und angenehm auch die Töne seyn mögen, die Herr Hindle seinem Rieseninstrumente herauszulocken weiß, daß er uns manchmal glauben machte, es sey ein Violoncell, so kann man dennoch nicht verhehlen, daß die obersten Töne widrig sind, indem ihnen der reine Klang mangelt, und man es zu deutlich merkt, daß sie einem Instrumente abgedrungen werden, welches sie wieder zu geben nicht im Stande ist.

### A n z e i g e.

In allen österreichischen Musikhandlungen wird Pränumeration angenommen  
auf eine  
musikalische Blumenlese des steyermärkischen Musikvereins.  
Jahrgang 1824. Vier Hefte,  
eine Sammlung streng ausgewählter Original-Musikwerke, herausgegeben durch eine  
eigens hierzu vom löblichen Musikverein in Steyermark gewählte Redigirungs-Commission

Das erste Heft — 16 Folio-Blätter stark — liegt zum Stiche bereit, und pränumerirt man sich darauf mit 1 fl. 20 kr. C. M., für welchen höchst wohlfeilen Preis man dieses, rein und correct gestochen und auf schönem Papier abgedruckt, in einem eleganten Umschlage cartonirt erhält. Nachdem die respectiven Namen der E. H. und F. Abonnenten dem Werke vorgedruckt werden, so bittet man höflichst diese nebst dem Charakter genau anzugeben. Der billige Pränumerationspreis gilt nur bis Ende Jänners 1824; danu tritt der Ladenpreis von 2 fl. C. M. ein.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: *Waterland*.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 18. December 1823.

151

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Klausner.

(S a t u f.)

7.

Noch steht der Klausner und regt sich nicht,  
Die Arme hängen ihm schlaff herab,  
Doch Zug mit Zug kämpft im Gesicht:  
So spiegelt im Antlitz die Hölle sich ab.

Mit einem Male durchzuckt es ihn stark,  
Im Aug' entbrennt eine schreckliche Glut,  
Ein Frost durchbebt ihm Gebein und Mark,  
Dann schießt in die Wangen ihm flammendes Blut.

Jetzt scheint es, als fass' ihn unendlicher Schmerz,  
Tief bohrt er den Blick in den Boden ein,  
Dann krampft er die Hände himmelwärts,  
Und stürzt in die Hütte, wie rasend, hinein.

Ein schneidender Laut durchdringet die Nacht,  
Es wird doch der Klausner nichts Arges thun!  
Ach nein, das Kindlein ist wohl erwacht,  
Und will an dem Busen der Mutter ruhn.

Doch wehe! das Kindlein begehrt nicht mehr  
An den kalten Busen, sonst warm und lind,  
Der Klausner wankt aus der Hütte einher,  
Zwey Leichen trägt er, Mutter und Kind!

In der Hand eine Fackel, tritt er heraus,  
Den Gräuel beleuchtet ihr greller Schein,  
Die Fackel wirft er wild in sein Haus,  
In das morsche, dürre Gebälk hinein.



Die Leichen umklammernd mit zitternder Hand,  
Das glohende Auge starr und Kalt,  
So wanke er dann nieder die Felsenwand,  
Und jagt in den dicksten dunkelsten Wald.

Und hinter ihm leuchtet's, die Hütte loht,  
Und prasselnd stürzet Brand auf Brand,  
Hell strahlend in schaurigem Blutigroth,  
Hinab in's mitternächtigen Land.

## 8.

Der Ritter steht auf Asch' und Trümmern  
Der Klause, die noch gestern stand,  
Die weite Luft erfüllt sein Wimmern:  
„Mein Kind verbrannt! mein Kind verbrannt!“

„O drückt mich in die dunkle Bahre,  
Drückt in die Bahre mich hinein!  
Was sollen mir noch Tag' und Jahre,  
Ich kann nicht froh und gut mehr seyn.“

„Warum zerriß in fernen Landen  
Mich nicht der fürchterliche Leu,  
Warum hieb aus der Feinde Vanden  
Der tapfern Christen Schwert mich frey?“

„Warum verschlang mich nicht die Welle  
Der oft so wildempörten See?  
Damit ich nun an dieser Stelle,  
Ein kinderloser Vater steh'!“

„Der Staub, auf dem mein Fuß jetzt stehet,  
Der ist vielleicht mein Töchterlein;  
Bald hat der Sturmwind ihn verwehet,  
Und nichts von ihr wird übrig seyn!“

Er sinkt dahin, und heult und klaget,  
Die Treuen richten ihn empor:  
„O edler Herr, noch nicht verzaget,  
Und greifet nicht dem Schicksal vor.“

„Sie lebt vielleicht, der Flamm' entronnen,  
Und irrt umher ohn' Pfad und Steg,  
Und ist vom Baum, und trinkt vom Bronnen,  
Und schläft in schattigem Geheg!“

„Laßt suchend uns den Forst durchdringen,  
Und sorgsam jeden Busch durchspähn,  
Vielleicht wird unsrer Müh' gelingen,  
Mit theurer Beute heimzugehn.“

„Ja!“ schreyt der Ritter, „ja! zu Rosse,  
Und jagt und sucht im Land herum,  
Und wer sie bringt nach meinem Schlosse,  
Das Schloß — es sey sein Eigenthum.“



## 9.

In Trauer kehrt zurücke Bot' auf Bote,  
 Sie bringen keinen Trost und keine Kunde,  
 Weich sprechen Alle: „Selig ist die Todte,  
 „Laßt heilen ihr nun eure Herzenswunde!“

Doch Zdenko sitzt vom Früh- zum Abendrothe  
 Stumm im Gemach, stumm bey der Tafelrunde,  
 Und nur des Jägerhornes muthig Schallen  
 Lockt manchmal ihn aus seinen Trauerhallen.

## 10.

Wie bellen die Rüden, wie schmettert das Horn,  
 Wie fliegen die Jäger durch Busch und Dorn,  
 Der Ritter mit Bogen und Spieß voran,  
 Bergauf, thalnieder, und wieder bergan!

Und Abends stehn sie mit einem Mal  
 In einem niemals betretenen Thal,  
 Rundum von kahlem Gestein umringt,  
 Draus plätschernd und brausend ein Felsbach springt.

Und mitten in das schroffe Gestein  
 Zieht eine Höhle sich tief hinein  
 Mit dunklem weitaufgespaltenem Thor,  
 Ein zotiges Thier liegt schlummernd davor.

Der Ritter versendet den sicheren Pfeil,  
 Auf taumelt das Thier mit wildem Geheul,  
 Und sendet hinunter den rollenden Blick,  
 Und kriecht in die finstere Höhle zurück.

Flugs klettern die Jäger hinan das Gestein,  
 Sie dringen rasch in die Kluft hinein,  
 Sie kommen zurücke — o Jammer, o Graus!  
 Was bringen sie aus der Höhle heraus?

Es ist ein Mensch, wie ein Thier behaart,  
 Das Antlitz bewachsen mit zotigem Bart,  
 Die Glieder hager, das Antlitz bleich,  
 Einem der Gruft Entstiegenen gleich.

Und wie er empor zu Zdenko schaut,  
 Krümmt er sich nieder und wimmert laut:  
 „Jäger, ermordet, ermordet mich!  
 Vergeltung, wie bist du so fürchterlich!“

„Ha, Ritter, schaut mir in's härt'ge Gesicht,  
 Erblickt ihr bekannte Züge nicht?  
 Erkennt in dem gräulichen zotigen Thier,  
 Erkennt Bernard, den Klausner, in mir.“

„Seit langer Zeit, unter Thieren ein Thier,  
 Leb' ich büßend im Walde hier;  
 Denn eure Perle hab' ich zerdrückt,  
 Hab' eure Blume zu Boden geknickt!“



Dort unter dem platten gewaltigen Stein  
Liegt still im Grab' euer Töchterlein,  
In ihren Armen gar sanft und lind,  
Geschmiegt an die Mutter, schlummert ihr Kind.

„Auf!“ rast der Ritter in wilder Wuth:  
„Das büße dein Blut! das büße dein Blut!  
Ihr Jäger, wälzet den Stein dort herab,  
Ich will sie schauen im dunklen Grab!“

„Dort aber an jener Eiche Geäst  
Bindet dieß Ungethüm mir fest,  
Und find' ich die Tochter im Grabe ruh'n,  
Dann sollt ihr nach meinen Befehlen thun!“

## 11.

Nach dem Grabstein ängstlich schielend,  
Steht gebunden Bernard an dem Baum,  
Jäger stehn vor ihm, zwölf Schritte kaum,  
Mit der Armbrust nach ihm zielend.

Wird der Ritter ihnen winken,  
Schnellen all' die scharfen Pfeile los,  
Und das dürre, durst'ge Felsenmoos  
Wird des Mörders Herzblut trinken.

Andre, die am Grabstein drücken,  
Rücken ihn mit einem Mal jezt fort,  
Ach! es sagt's kein schwaches Menschenwort,  
Was sie schauernd jezt erblicken.

Unversehrt, das Kind im Arme,  
Ruht zart Biela, schön noch, wie sie war,  
Aber auf dem bleichen Wangenpaar  
Liegt die Spur von tiefem Harme.

Alle steh'n ringsum wie Steine,  
Selbst der Vater findet keinen Laut,  
Doch er steht, als starr er niederschaut,  
Glanz in Biela's Augenscheine!

Und fürwahr, in ihre Wangen  
Steigt's empor, wie frisches, warmes Blut,  
Und im aufgeschlagenen Aug' ist Blut,  
Blut des Lebens aufgegangen!

Und in leisestem Bewegen  
Dehnt sie sich mit halbem Leib hinauf,  
Die gefaltne Hände streckt sie auf,  
Streckt dem Vater sie entgegen.

Drauf in feyerlichem Tone  
Fleht ihr zarter Mund so hold und lieb:  
„Vater mein! er hat gebüßt, vergib,  
Vater, meinen Mörder schone!“



Wild aufstehend in Entzücken  
 Will der Ritter jetzt zu ihr hinab,  
 Doch sie liegt schon wieder still im Grab,  
 Blas und mit geschlossnen Blicken.

Schauernd eilt er zu der Eiche,  
 Wo der Klausner angekettet steht,  
 Doch er kommt auch hier zu spät,  
 Bernard ist schon — eine Leiche.

## 12.

Ein Kreuz von Golde steht auf Biela's Grabe,  
 Und heil'ge Hallen wölben sich darüber,  
 Kein Wandrer geht, kein Pilger da vorüber  
 Ohn' ein Gebeth und ohne milde Gabe.

Verlassen hat der Ritter Schwert und Habe,  
 An Biela's Grab zu weilen, ist ihm lieber,  
 Und geh'n ihm dort die greisen Augen über,  
 Ist's ihm die süßeste, die beste Labe.

Um ihn versammelt sich ein Chor von Frommen,  
 Gleich ihm verschlagen von des Schicksals Welle,  
 Gerettet nun in einen stillen Hafen.

Und als sie einst hinab zum Grabe kommen,  
 Da finden sie an seinem Fußgestelle  
 Den treuen Vater selig eingeschlafen.

Carl Egon Ebert.

## Correspondenz-Nachricht.

(S c h l u ß.)

Paris, den 20. August.

Von dem Zuwachs an Bevölkerung, welcher in der Hauptstadt seit einigen Jahren Statt gefunden hat, kann man sich schwerlich eine Vorstellung machen. Die unter Buonaparte vorgenommene Zählung ergab keine höhere Zahl als 550,000. Im Jahre 1817 betrug die Bevölkerung 713,000 Seelen, und seit dieser Zeit sind ohne Unterlaß neue Bauten aufgeführt worden, ohne daß hiedurch die Miethzinsse gefallen wären; was sage ich? sie sind in einem solchen Verhältnisse gesteigert worden, daß sie seitdem beynähe um's Doppelte erhöht worden sind. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle diese neuen Straßen und Quartiere namentlich aufzählen sollte. Man muß indeß gestehen, daß alle diese verschiedenen Bauten bis jetzt noch nichts darbieten, was von den Fremden in Augenschein genommen zu werden verdiente. Eine ganz andere Verwandtniß aber hat es mit den neuen Bauten, welche jetzt theils in Vorschlag, theils in der Ausführung begriffen sind; — und die dereinst sehr zu Verschönerung einer schon so ausnehmend merkwürdigen Residenz beitragen werden.

Der erste und wichtigste Entwurf ist der zu einer Straße, welche sich von der Vorstadt Poissonnière bis zur Barrière de Pantin erstrecken wird. Sie wird sehr breit; zu beyden Seiten von ansehnlichen Hotels gebildet, mit auf englische Art angelegten Trottoirs versehen, und von Strecke zu Strecke von kleinen Plätzen unterbrochen, auf denen Springbrunnen spielen werden. Die Häuser, welche auf dem zu dieser Straße bestimmten Plage standen, sind bereits abgebrochen, die Linie abgesteckt, und alles deutet



an, daß die, einer Gesellschaft anvertraute, Ausführung des Entwurfes schnell und getreu von Statten gehen wird.

Eben so verhält es sich mit einer neuen Bau-Anlage, welche aus vier Straßen bestehen, und in deren Mitte ebenfalls ein Springbrunnen angebracht wird. Diese Anlage befindet sich in den Elysäischen Feldern, wird auf der einen Seite von der Seine, und auf den drey andern von der Allée des veuves, der Avenue de Neuilly und der Allée de Marigny begrenzt. Die Ausführung dieses Plans ist gleichfalls einer Gesellschaft Unternehmer übertragen, und wird das Eigenthümliche haben, daß die Häuser auf englische Weise, d. h. nur für eine einzige Haushaltung bewohnbar, angelegt und eingerichtet werden. Dieses neue Quartier wird den Namen *St. James* führen.

Buonoparte hatte wie bekannt einen ungemeinen Hang, seinen Namen auch durch riesenmäßige Anlagen und Denkmale zu verewigen, und wenn sich unter den auf seinen Befehl errichteten Monumenten einige wirklich nützliche befinden, so zeichnen sich eine Menge anderer nur durch das Colossale ihrer Conception, wie durch das Verfehlte ihrer Ausführung aus.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit den seit der Restauration ausgeführten und begonnenen Anlagen. Die öffentlichen Arbeiten werden unausgesetzt betrieben, und beabsichtigen sämmtlich nur das für die Verschönerung und die Gesundheit der Hauptstadt wahrhaft Ersprießliche.

Wenn einer Seits der Zuwachs der Bevölkerung die unablässige Aufführung neuer Privat-Häuser erheischt, so läßt anderer Seits die Regierung allenthalben neue Marktplätze errichten. In den verschiedenen Stadtquartieren sind Waschkäuser angelegt worden, worin die Wäscherinnen Wasser und alles zu ihrem Geschäfte erforderliche Geräth vorrätzig finden werden. Sobald diese Gebäude völlig in Stand gesetzt seyn werden, wird in der Seine nicht mehr wie bisher gewaschen werden dürfen.

Die Polizey hat ferner die Nähe der Brennholz-Gestätten an den bewohnten Häusern mit Recht für gefährlich befunden, und daher eine Frist bestimmt, binnen welcher sämmtliche Holzlager nach gewissen dazu angewiesenen Stadtgegenden geschafft werden müssen.

Kurz es würde schwer fallen, alle die heilsamen Anordnungen, welche seit einiger Zeit bekannt gemacht worden sind, aufzuzählen.

Eine einzige Sache dürfte nur von einsichtsvollen und weitersehenden Personen bedauert werden; ich meine die vielleicht allzu übertriebene Begünstigung und Ermunterung, welche man der Gasbeleuchtung angedeihen läßt. Vergeblich werden die Vertheidiger dieser Beleuchtungsweise behaupten, daß kein Unfall Statt finden könne, wofern man nur die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln beobachte. Mich dünkt, daß es an der einfachen Möglichkeit eines Unfalls durch eine unvorsichtige Nichtbeachtung jenes obigen bedenklichen wofern genügt, und wenn solche auch nur in einem ganzen Jahrhundert einmal unglücklicher Weise eintreten sollte, um eine Methode aufzugeben, die, wenn man Alles zusammennimmt, keinen wahrhaft ersprießlichen Vortheil vor der bisher im Schwange gewesenen Methode gewährt, bey der doch nicht das Mindeste zu besorgen ist. Übrigens haben die Liberalen auch diesen Gegenstand wie alle andern, von allen politischen Beziehungen entferntest scheinenden Gegenstände, begierig als einen erwünschten Apfel des Haders und einen Gegenstand ihrer prunkenden Phrasen und Gemeinplätze\*) ergriffen; diese Herren nehmen, wie man denken kann, die Gaze mit allen ihren Kräften in Schutz\*\*).

\*) Wie sie der *Constitutionnel* und andere Blätter dieses Schlages täglich zu Markte bringen.

\*\*) Sehr natürlich und consequent. Diese Herrn werden stets alles Chemische, Maschinistische, Anatomische, alles Auflösende, todt Bewegende, Zerlegende begünstigen, und auf alle mögliche Weise zu verbreiten suchen; diese Partey sieht die Natur mit keinen andern Augen an, als den Staat, wie sie in diesem alles frisch gemacht, experimentirt und constituirt haben will, so auch in jener.



Den 26. August.

Der St. Ludwigstag ist gestern wie gewöhnlich begangen worden. Das Wetter war herrlich, die Hitze aber auch außerordentlich; das Réaumur'sche Thermometer stand auf 26° im Schatten.

Ich werde Sie nicht von den Gelegenheitsstücken unterhalten, die auf den verschiedenen Theatern der Hauptstadt zur Feyer dieses Tages gegeben worden sind, weil die politischen Blätter weitläufige Berichte darüber erstattet haben, und ich Ihnen vorzüglich nur solche Details zu melden wünsche, die Sie nicht so leicht oder so umständlich anderwärts erwähnt finden dürften.

Von dem prächtigen Feuerwerke, das gewöhnlich am Abend dieses Tages im Garten der Tuileries abgebrannt wird, war heuer wenig zu sehen; der dicke Dunst und Qualm nämlich, welchen die zur Beleuchtung des Gartens angezündeten zahllosen Lampen verbreiteten, konnte sich wegen der ausnehmenden Lufruhe, worin sich auch nicht der leiseste West regte, und wodurch die Schwüle noch drückender ward, nicht zertheilen; die verschiedenen Kunstfeuer und sogar die Bouquets wurden von der versammelten Menge nicht im Geringsten bemerkt, welche nur von Zeit zu Zeit eine sich über den Qualm erhebende, in die Höhe wirbelnde Rakete, mit Jubel begrüßte. Die königliche Familie, welche sich an einem Fenster des Schlosses befand, schien die allgemein getäuschte Erwartung zu theilen.

Den 30. August.

Sie haben ohne Zweifel von der neuen weiblichen Gesellschaft gehört, welche den Namen Athénée des Dames (Frauen-Atheneum) angenommen, und sich die seit ungefähr drey Jahren bestehende Sociéte des honnes Lettres zum Muster genommen hat.

Nur Personen weiblichen Geschlechts können, wie auch der Name andeutet, Mitglieder dieses neuen Vereins seyn, es werden aber Herren, auf eine erfolgte Einladung, zugelassen, um den Zusammenkünften des Atheneums beizuwohnen. Die Gesellschaft kann sich zwar alle Tage versammeln, es sind aber insbesondere drey bestimmte Tage zu den literarisch-musikalischen, Abends- und Tanz-Gesellschaften anberaumt worden. „Es werden darin die öffentlichen Blätter zur Lectüre aufgelegt.“ Dieß sind die eigenen Worte des Prospectus. Werden sich diese Damen mit Politif befassen, oder halten sie die jezige französische Männerwelt dergestalt entartet und von aller ehemaligen Galanterie entblößt, daß sie nur durch den Köder eines Feuilletons oder eines Artikels mit der Überschrift: „Paris den . . .“ angezogen werden können? Vier Damen werden als Patroninnen erwähnt. Der Vorsih bey allen Zusammenkünften der Gesellschaft gebührt der ältesten unter diesen vier Vorsteherinnen. Ich bin wahrlich gespannt darauf, ob diese Damen sich sehr um diesen auf das kühliche Recht der Längstgeburt und des Altersranges begründeten Vorsih, sonderlich bewerben werden. „Die Hauptabsicht der Vereine,“ besagt der Prospectus, „ist die Pflege der Künste, Wissenschaften und Literatur; folglich werden ausgezeichnete Künstler, Gelehrte und Dichter zugelassen, und zur (außerordentlichen) Theilnahme an den Versammlungen eingeladen.“ Es werden ausschließlich der Literatur gewidmete Zusammenkünfte Statt finden.

Das Athénée des Dames wird silberne Medaillen schlagen lassen, welche auf der einen Seite die Umschrift Athénée des Dames, und auf der andern den Spruch Dieu, le Roi, la Patrie et les Dames von einem Myrthen- und Lorbeerfranze umschlungen, enthalten werden. Diese Medaillen werden an solche berühmte Künstler ausgeheilt werden, welche am meisten zur Erbauung so wie zur Ergehung der Gesellschaft beygetragen haben werden. „Der feine Wohlstand und die gute Ordnung“ sagt der zwölfte Artikel des Reglements „werden stets im Innern des Atheneums herrschen, und den Vorsteherinnen wird das Recht der Ermahnung zustehen.“ Der dreyzehnte Artikel ist der seltsamste, und lautet folgender Massen: „Jedes Mitglied, welches überführt wird, leichte oder ärgerliche Reden geführt zu haben, verfällt das erste Mal in eine Strafe von fünf Franken, zum Besten der Armen. Die vier Vorsteherinnen oder ihre Stellvertreterinnen werden über die Schmach oder Verachtung, welche wegen indiscreter oder indecenter Reden verhängt werden soll, beschließen.“ Noch sonderbarer als der Artikel selbst, ist der Umstand, daß er später unterdrückt worden ist.



Der Artikel sechzehn besagt, daß eine der Vorsteherinnen in jeder Woche einmal eine Collecte anstellen wird, deren Ertrag zu wohlthätigen Handlungen, namentlich zur Adoption einer oder mehrerer älternlosen Waisen verwendet werden soll.

Die erste Zusammenkunft dieser Gesellschaft hat am 20. August Statt gefunden, und Mad. d'Avot die Eröffnungsrede dabey gehalten, welche mit ungemeinem Beyfalle aufgenommen worden ist. Eine andere Dame hat dabey eine Abhandlung über die verschiedenen Arten der Liebe vorgelesen.

### Seltfame Berechnung.

Ein täglicher Zuschauer in den verschiedenen, auf den Pariser Boulevards gelegenen Schauspielhäusern, hat zu seiner Unterhaltung folgende Berechnung der melodramatischen Verbrechen und der den Hauptartisten dieser Bühnen widerfahrenen Misgeschicke angestellt. Hieraus ergibt sich, daß der Schauspieler Tanti 16,303 Mal ermordet, sein Collega Martey 11,000 Mal vergiftet wurde. Freney ist 27,000 Mal durch alle mögliche Arten von Meuchelmord umgekommen. Mamsell Udele Dupuis wurde schon 350,000 Mal unschuldiger Weise verführt und entführt, ertränkt und auf andere Manier umgebracht. Mad. Levesque hat 64,000 Mal das Leben verloren, und Mamsell Olivier, die seit Kurzem das Theater erst betritt, war bereits 1,600 Mal das Opfer der Verrätheren und blutgieriger Rache. In Summa sind demnach 469,903 Verbrechen an fünf Personen ausgeübt worden, die dessen ungeachtet sich der besten Gesundheit und der Achtung des Publicums erfreuen.

### Große musikalische Akademie,

zum Vortheile des Pensions-Institutes der Wittven und Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der Burg am 22. und 23. December geziemend einzuladen. An beyden Tagen wird das Oratorium, die Schöpfung von Joseph Haydn, aufgeführt werden. Das Nähere enthält der Anschlagzettel.

### Theater-Anzeige.

Frau Helmina v. Chezy hat der Direction des k. k. privil. Theaters an der Wien ein neues Drama mit Chören: Rosamunde von Cyprien, übergeben. Die Musik hiezu ist von dem rühmlich bekannten, talentvollen Tonsetzer Herrn Fr. Schurber, und die erste, Sonnabends den 20. December Statt findende Vorstellung desselben, wurde der Schauspielerinn dieses Theaters, Dlle. Neumann, von der Direction als Benefice bewilliget. Der Name der Dichterin, so wie des Compositeurs sichern diesem Werke eine gute Aufnahme.

### Modenbild LI.

Ein Wickler von Wollsammt mit Zobel verbrämmt. Der Akasshut ist mit Bändern verzieret.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



e einmal  
authentisch  
efunden,  
Weyfalle  
die vers  
  
s gelege  
melodras  
1 Misfige  
Mal er  
000 Mal  
D u p u i s  
t und auf  
verloren,  
its 1,600  
denmach  
t sich der  
  
nster.  
hen Adel  
h e a t e r  
yden Tas  
ihrt wer  
  
an der  
ben. Die  
. Schu  
ung des  
Direction  
s sichern  
  
Wändern



*P. v. St. del.*

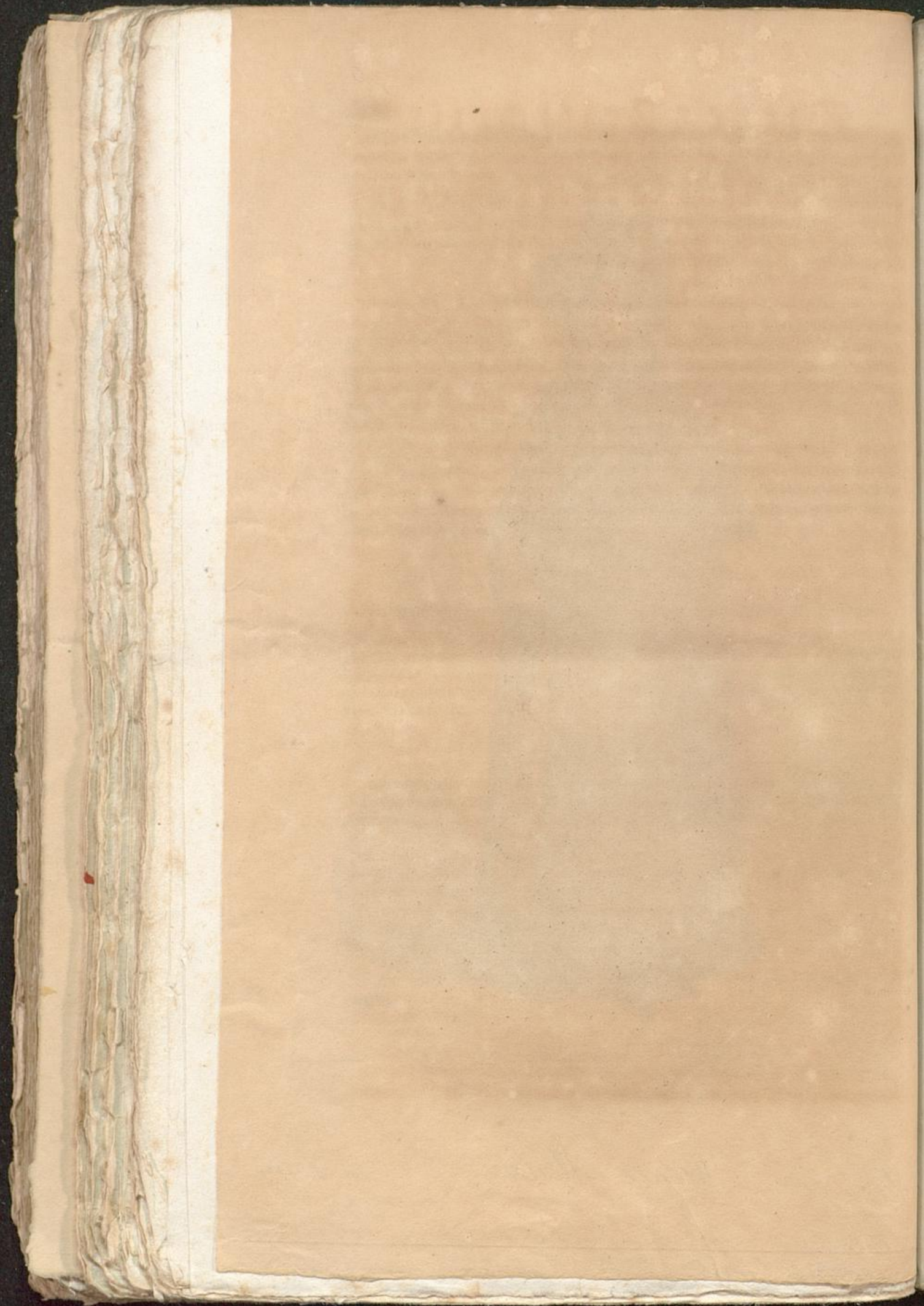
*F. Stuber sc.*

*II.*

*Wiener Moden.*

*181.  
1823.*







# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Sonnabend, den 20. December 1823.

152

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. um 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die Ruinen von Anxur.

Italiänische Novelle von Magdalena Freyinn von Callot.

Dort, wo sich die Straße, die von Rom nach Neapel führt, längs der Meeresküste hinzieht, liegen hoch auf steilen, unzugänglichen Felsen die Ruinen der römischen Stadt Anxur; seit Jahrhunderten der Aufenthalt von Räubern, welche oft in zahlreicher Schar herabkommen, und die Gegend rings umher in Furcht und Schrecken setzen. Nicht selten brechen sie in den unten an der Straße liegenden Flecken Terracina und andere nahe liegende Orte ein, rauben, morden, und entführen oft junge Leute aus angesehenen Familien, die sie oft nur gegen schweres Lösegeld, öfters auch gar nicht mehr herausgeben. Sicher sind diese Bösewichte in ihren Felsenruinen, wohin niemand sie verfolgen kann; besonders dazu abgerichtete Pferde tragen sie den steilen schmalen Pfad blißschnell hinan, bis auf den höchsten Gipfel, wo die Ruinen liegen. Gelänge es auch sie bis hieher zu verfolgen, so würde es doch nichts helfen, weil sie sich dann sammt ihren Rossen in eine finstere Höhle werfen, deren Öffnung, gleich dem Schlund der Hölle, den Verfolgern entgegen gähnt, vor welchem die nicht daran gewöhnten Pferde zurückschrecken, und Gebiß und Zügel nicht achtend, schnell die Flucht ergreifen. Dieser Schlund ist der Eingang eines ungeheuern Felsengewölbes, wo sie ihre Rosse stehen haben, und aus welchem eine im Felsen gehauene Wendeltreppe auf den Gipfel des Berges führt, wo sie in den Überresten der ehemaligen nicht unbedeutenden Stadt sich ihre Wohnungen bereitet haben. Eine äußerst interessante Begebenheit, die sich vor ungefähr hundert Jahren in diesem schauerlichen Aufenthalt zugetragen, soll den Inhalt dieser Blätter ausmachen, von welchen ich wünsche, daß sie dem Leser eben so viel Vergnügen gewähren möchten, als ich bey der Erzählung empfand, welche ich aus dem Mund eines Mannes erhielt, der sich lange in jenen Gegenden aufgehalten hat.

In Terracina lebte der Marchese Lorenzo Altamonte, der aus einer der ältesten Familien abstammte. Seine Vorfahren waren einst sehr reich gewe-



fen, und hatten große Besitzungen im Kirchenstaate gehabt. Doch Unfälle mancher Art hatte dieß edle Geschlecht so weit gebracht, daß der letzte Zweig dieses einst so herrlich blühenden Stammes nichts weiter sein nennen konnte, als eine kleine Villa an den Ufern des Meeres, und ein schönes Haus in Terracina, woyon er im Sommer die erste, und im Winter das letzte bewohnte. Seine Familie bestand aus seiner Gattinn und seiner einzigen Tochter Bettina, welche ihrer überaus großen Schönheit wegen weit und breit berühmt war. Ihr schwarzes Auge funkelte unter langen seidnen Wimpern hervor, schwarze glänzende Locken flossen schön geringelt in üppiger Fülle den blendend weißen Nacken hinab. Das schöne Oval des griechischen Gesichtes war weiß und zart, die Wangen mit sanfter Rosenfarbe getuschelt. Hoch und schlank war ihr Wuchs, ihr Gang das Schweben einer Guldgöttinn, und ihre Stimme lieblicher, als Flöten-ton. Dabey war Bettina fromm und gut; sie war die Freude ihrer Ältern, von allen geliebt und bewundert, die sie kannten.

Lorenzo war, ohne reich zu seyn, doch in dem Ruf der Wohlhabenheit, den zu erhalten auch sein stetes Bestreben war. Er sowohl als seine Gattinn Camilla, besaßen die unschätzbare Kunst, ihre Ausgaben stets im Gleichgewicht mit ihrem Einkommen zu erhalten. Da sie übrigens in ihrem ganzen Haushalt die pünctlichste Ordnung hielten, so war ihr Haus gut eingerichtet, und sie lebten auf sehr anständigem Fuß. Die reizende Bettina hatte bald viele Anbether, aber unter ihnen war nur einer, der ihr junges Herz rühren konnte. Dieser Glückliche, ein junger Edelman aus einem uralten Geschlechte, dessen letzter Zweig er war, der schönste und liebenswürdigste ihrer Freyer, war auch leider der ärmste aus ihnen. Federico Maraviglia, so hieß er, besaß außer einem kleinen Landgute, das nur ärmlich ihn nährte, gar nichts. Die liebende Bettina übersah diesen Fehler sehr leicht, aber nicht so ihre Ältern, die, ihre Umstände besser kennend, darauf bedacht seyn mußten, ihre Tochter, der sie nicht viel mitzugeben im Stande waren, reich zu verheirathen. Diese eiferten gar heftig gegen diese thörichte Liebe, wie sie die schwärmerische Leidenschaft nannten, mit der ihre reizende Tochter an dem hochherzigen Jüngling hing.

Die Liebe der jungen Leute war beynah so alt als sie selbst, denn Bettina war mit Federico aufgewachsen. Sie hatten als Kinder zusammen gespielt, und schon damals schlossen sich die jungen Herzen an einander an; mit den Jahren wuchs diese Neigung, und ward besonders bey dem feurigen Jüngling zur tobenden Glut. Bettina liebte den theuern Gespielen ihrer Jugend mit schwärmerischer Zärtlichkeit; aber ihr Herz war weich, selbst die Leidenschaft nahm darin eine zarte sanfte Gestalt an; und wenn Federico mit tobendem Ungestüm die Ältern grausam und hartherzig schalt, weil sie seine Liebe nicht billigten, dann hatte Bettina nur stille Thränen für ihr Unglück.

Der Graf von Castelmare warb um Lorenzo's reizende Tochter. Ausgestattet mit allem was das Glück einem Sterblichen gewähren kann, schön, jung, reich, versehen mit einem trefflichen Herzen und gebildeten Geiste, erfüllte diese Bewerbung alles, was der Marchese von seinem künftigen Schwiegersohn wünschen konnte; und die Ältern hofften beyde ihr Kind durch diese vortheilhafte Verbindung vollkommen glücklich zu machen. Wohl wußten sie,



daß Bettinens Herz an Federico hing, indessen hofften sie, daß diese kindische, aussichtslose Liebe, bald durch die Vorzüge des edlen Grafen besiegt werden würde. Sie gaben ihm daher ihr Wort, und machten die Tochter mit ihrer Bestimmung bekannt. Bettina warf sich ihnen zu Füßen, und flehte, sie nicht grenzenlos elend zu machen, sie aber hatten andere Ansichten von Lebensglück, sie bedeuteten dem weinenden Mädchen, daß sie gehorchen müsse, und verboten ihr jeden Umgang mit Federico.

Bettina war eine fromme, gehorsame Tochter, aber doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, sich ohne Abschied auf immer von dem Geliebten zu trennen; einmal mußte sie ihn noch sehen, um ihm ach! auf ewig Lebewohl zu sagen. Ihre ehemalige Amme, auf deren Treue und Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte, ward mit einem Brief an ihn geschickt, in welchem sie ihn von ihrem traurigen Schicksal unterrichtete, und ihn zugleich einlud, sich des Nachts im Garten einzufinden, um auf immer Abschied von ihr zu nehmen. Wie ein Donnerstreich traf diese Nachricht den Jüngling, und trieb ihn beynah zur Verzweiflung; doch versprach er, am bestimmten Orte zu erscheinen. Nun überließ er sich ganz dem Ausbruch seines Schmerzes, wüthend schlug er die geballte Faust vor die Stirne, und mehr als einmal war er im Begriff, sich von dem hohen Söller seines Schlosses in den Abgrund zu stürzen, denn nach dem Verlust der Geliebten schien ihm das Leben eine drückende Last. Doch plötzlich zuckte ein Gedanke durch sein Gehirn, er zog selbst sein bestes Ross aus dem Stall, schwang sich rasch hinauf, und jagte mit hängendem Zügel von dannen.

Die Nacht breitete ihre stillen Fittige über die Fluren, der Mond blinkte durch leichte Wolken auf die dunklen Laubengänge herab, als Bettina am Arm ihrer Begleiterinn leise die breite Marmortreppe hinabschlüpfte, welche in den Garten führte. Die bergenden Schatten nahmen sie auf, und bald fand sie in einer entlegenen Laube den Geliebten, der ihrer mit Ungeduld wartete. Welch' eine Scene! Bettina sank weinend an des Geliebten Brust, und er drückte sie ungestüm an sein laut pochendes Herz. Nachdem der erste Sturm der Empfindungen sich etwas gelegt hatte, suchte er das bebende Mädchen zu beruhigen. „Bettina,“ rief er aus, „liebst du mich?“ „Ach unaussprechlich!“ erwiederte sie, „aber es ist das letzte Mal, daß ich dir es sagen, das letzte Mal, daß ich dich sehen darf! die Pflicht gebietet mir dich auf immer zu meiden.“

„Nein, das sollst, das darfst du nicht! entfliehe mit mir! leicht bringe ich dich über die Gartenmauer, zwey gesattelte Rosse warten dort auf uns, laß uns eilen, Geliebte, und du bist geborgen, denn wo ich dich hinbringe, verfolgt uns niemand.“

Bettina schauderte vor einem Schritt, der ihren geliebten Ältern den Tod gegeben hätte. „Laß ab,“ rief sie aus; „nein, ich kann nicht mit dir entfliehn, der Gram würde meine Ältern tödten! Und wo könnten wir auch hinfliehn, wo uns der Zorn meiner Ältern und die Macht des Grafen nicht erreichen würde?“

„Sieh mich an, Bettina! Ahnest du nicht, wohin ich dich führen will?“

Jetzt erst ward Bettina aufmerksam auf das sonderbare Costüm, in welchem er erschien. Er war in ein kurzes Collet gekleidet, an seiner Seite hing



ein breiter Säbel, in dem Gurt steck ein Dolch, und ein Paar Pistolen. „Kennst du die Ruinen von Anzur?“ sprach er; „dort im Verborgenen leben mir Freunde; ich habe, längst befürchtend, daß der Stolz und der Eigennutz deiner Ältern dich mir einst entreißen könnte, mir auf diesen Fall ihren Beystand, und einen Aufenthalt für uns zu verschern gewußt.“

„O Himmel!“ rief Bettina, indem sie entsetzt zurücksprang, „so bist du ein Genosse schändlicher Räuber und Mörder geworden? und dorthin willst du mich führen? in diese Raubhöhle unter ruchlose Bösewichte soll ich aus den Armen der geliebten redlichen Ältern fliehn, die zur Tugend und Rechtsschaffenheit mich erzogen haben? Laß ab, Federico! Ach lehre auch du wieder zurück, verlasse nicht die schöne Bahn der Tugend, auf der du bisher gewandelt bist! Ich liebte nur den edlen biedern Federico, den Räubergenossen verabscheue ich. Ich entfliehe nicht mit dir, denn lieber will ich unglücklich, als strafbar seyn!“

„Ha! Schlange, ist dieß deine Liebe? O Mädchen, Mädchen, mache mich nicht rasend! — Um dich zu besitzen habe ich mich an die Männer verkauft, die du Bösewichte nennst, und die lange nicht so ruchlos sind als sie dir scheinen; denn es sind Stiefföhne des ungerechten Glückes, die den Muth haben mit ihrem Schicksal zu kämpfen, und von ihm das zu erkrohen, was es ihnen freywillig zu geben versagte. Du mußt mit mir! ich kann nicht mehr zurück, du mußt mit mir, denn nicht will ich umsonst mich geopfert haben!“

Hier wollte er Bettinen fassen, und sie mit Gewalt fortschleppen, aber sie entschlüpfte seinen Händen und floh, wie vom Sturmwind getrieben, dem Schlosse zu. Er wollte sie verfolgen, da trat ihm aber die Amme in den Weg; sie hing sich an ihn und rang mit ihm, so daß er nicht von der Stelle konnte; da zog er plötzlich den Dolch aus dem Gürtel, und stieß ihn der treuen Alten tief in die Brust. Nun flog er Bettinen nach; diese hatte aber unterdessen die Thüre erreicht, und schlug selbe hinter sich mit solcher Gewalt zu, daß sie in's Schloß sprang. Es blieb ihm nun nichts übrig, als sich eilends auf den Rückweg zu begeben; er ging nicht ohne Schaudern an der Unglücklichen vorüber, die als ein Opfer der Treue gefallen war, und eben jetzt ihren Geist aushauchte. Er warf sich auf sein Ross, nahm das andre am Zügel, und sprengte den Ruinen zu, unter deren Bewohner er nun würdig war gezählt zu werden, denn schon war er ein Mörder. Nun hatte er nichts mehr zu verlieren; seine Rechnung mit der Welt war abgeschlossen; finstere Mächte hatten sich seiner bemächtigt, und er gehörte nun ganz dem schwarzen Bunde an, welchem er sich zugesellt hatte.

Bettina erreichte athemlos ihr Zimmer, dort sank sie auf die Knie und dankte Gott, daß er ihr die Kraft verlieh sich zu retten. Mit heißen Thränen flehte sie den Allbarmherzigen an, den verirrtten Jüngling auf die verlassene Bahn der Tugend wieder zurückzuführen. Erschöpft sank sie auf ihr Lager, und wälzte sich rastlos darauf umher, gräßliche Ideen durchkreuzten ihr Gehirn, und bald lag sie in brennender Fieberhitze. So fand sie am Morgen die Mutter; sie erschrak über den Zustand des geliebten Kindes. Der Arzt, der gerufen ward, erklärte, daß diese Krankheit, die durch heftige Gemüthsbewegung hervorgebracht seyn müsse, bedeutend und langwierig seyn würde, doch hoffe er, daß ihre Tugend sie retten werde. Ihre Phantasien waren schreck-



lich! bald sah sie sich unter Mördern, bedroht von ihren Dolchen, bald jammerte sie um den Geliebten, den sie glaubte am Hochgericht bluten zu sehn. Sie bat ihn in den rührendsten Ausdrücken, zur Tugend zurückzukehren, sie bot ihr Leben um das seine zu retten. Man fand die ermordete Amme; die Mutter errieth den Zusammenhang der Sache, indessen suchte sie alles vor ihrem Gatten zu verbergen, dessen Zorn sie für Bettinen fürchtete. Den Grafen wollte sie auch gern in der Unwissenheit des Vorgefallenen erhalten, denn sie fürchtete, daß er zurücktreten, und die Verbindung, die ihr unter diesen Umständen wünschenswerther als jemals dünkte, aufgeben könnte. Bettina bedurfte nun Schutz gegen den Räuber, der sie leicht aus der Mitte ihrer Familie rauben konnte. Der Graf von Castelmare war mächtig, eine Schar von bewaffneten Dienern umgab seinen Wagen, wenn er ausfuhr. Sein am Gestade des Meeres erbautes Schloß ward von zahlreichen Soldaten bewacht, die in seinem eigenen Solde standen; hier konnte Bettina Sicherheit finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die liebende Blinde.

An die F. F. Hoffschauspielerinn Sophie Miller, als Gabriele, im Drama gleiches Namens.

Du klagst, daß ich nicht sehend bin:  
O glaub', mir brächt' es nicht Gewinn;  
In meinem Innern ist es Licht,  
Und eure Sonne brauch' ich nicht.

Dies inn're Licht, es ist sein Wort,  
Er spricht: die Nebel ziehen fort!  
Der Erde Schmuck, des Himmels Pracht,  
Sie sind in mir durch Ihn erwacht.

Mein Auge ist des Freundes Hand,  
Mir schwindelt nicht an Abgrunds Rand,  
Mich macht nicht Strom, nicht Klippe scheu,  
Mein leitend Auge ist mir treu.

Ihm hab' ich ganz mich anvertraut,  
Mein ganzes Seyn auf Ihn gebaut,  
Wenn Ihn der Tod zu Grabe ruft,  
Muß ich mit Ihm hinab zur Gruft.

Wär' stark mein Auge, scharf der Blick,  
Wär' nicht so günstig mein Geschick;  
Ich könnt' allein die Welt durchzieh'n,  
Ich könnte leben ohne Ihn.

Er ist jetzt meines Lebens Kreis,  
Nur Er, was von der Welt ich weiß;  
Wenn Ihn mein Arm umfassen hält,  
Umschließ ich liebend meine Welt.



Auch kenn' ich meines Freund's Gestalt,  
 Ich habe mir sein Bild gemalt,  
 Aus Wärme formt' ich es und Klang,  
 Sein Antlitz ist der Lerche Sang.

Dies weht des Alters Hauch nicht an,  
 Dies ändert nicht der Krankheit Nahn,  
 Und ewig jung, und ewig schön  
 Wird' den viellieben Freund ich seh'n.

So wird auch in des Himmels Höh'n  
 Als Cherub Er einst vor mir stehn,  
 Wenn Er der Todten Auge küßt,  
 Es so dem Himmelsglanz erschließt.

Und wie die Wonne, wie die Luft,  
 Die Er jetzt weckt in meiner Brust,  
 Und wie sein Bild im Herzen mein,  
 So wird der ganze Himmel seyn.

Johann Graf Mailath.

### Correspondenz-Nachricht.

Mailand, den 10. October 1823.

Diesmal will ich, weil die musikalische Herbststagnation noch nicht hinreichende Ausbeute gibt, von einem Ausfluge nach Bergamo und Como sprechen, wozu die Anwesenheit einiger Wiener Freunde die Veranlassung gab.

Der Weg nach Bergamo führt in der tristenreichen, durch unzählige Canäle durchschnittenen Ebene an der Adda über Gorgonzola, Cassano (der Heimath der fetten Stracchini) zu dem malerisch gelegenen Vasario, jenseits welchem das schöne, mit einem seltenen Parke bereicherte Landhaus des kunstsinigen Grafen Castelbarco, und mehrere andere auf Hügeln umher gelegene Schlösser ein wunderliebliches Gemälde bildend, den Blick des Wanderers fesseln. Reiche, bey denen die Sättigung der fünf Sinne und die Verjüngerung der Psyche sich mit einem auffallenden Ekstas am Leben, und mit einer niedrigen fleischlichen Vermischung höherer Wünsche und niederer Lüste beschließt, möchten wohl von den glücklichen Bewohnern dieses Ländchens noch manchen Lebensgenuss abborgen. Wie es einem dort so wohl wird, die rosigten Mädchen bey dem Seidenspulen, die lebensfrohen freundlichen Leute bey ihrem ländlichen Treiben, und all die muntern Scenen eines glücklichen Völkchens unter dem schönen, heiteren Himmel zu schauen.

Wir nahmen auf dem Pavillon des dicht an der Adda gelegenen reinlichen Gasthofes ein ziemlich frugales Dejeuner ein, und fuhren im schönsten Wetter und frohesten Humor zwischen den üppigsten Wein- und Kornpflanzungen, wie im Garten, gegen Bergamo zu, welches etwas über vier Posten von Mailand entfernt liegt. Wir kamen ungefähr gegen 2 Uhr an. Mein Wienerfreund H. t., der den lyrischen dithyrambischen Kopf voll Freudenpläne hatte, forderte mit der Hastigkeit des Entzückens einen Synodalschlus über die Ruhnießung des Tages, verwarf jedoch, lebenslustig, wie er ist, wenigstens für den ersten Tag alle vorgefaßten Pläne, sich mit Antiken und den Merkwürdigkeiten der Stadt zu beschäftigen. Ein Besuch bey meinem geehrten Freunde Simon Mayer, welcher zu den Bierden dieser Stadt gerechnet wird, war alles, wozu sich die Gesellschaft ohne Widerrede herbey ließ.

Der Weg zu dessen Wohnung, die in der eigentlichen steil bergaufwärts gelegenen Stadt nahe am Dome liegt, bietet eine Reihe entzückender Tableaux dar, die



wegen des ganz eigenen Wechsels der höchsten und merkwürdigsten Schweizergebirge, der berühmten norditalischen Seen mit den lombardischen Ebenen einen ganz eigenen Typus an sich tragen, und jede Beschreibung unmöglich machen. Wir trafen den angesehenen Greis im Zirkel der Seinigen, worunter zu meiner besonderen Freude auch der brave Maestro *Hyblinger* aus München sich fand; wir waren Zeugen des Wohlbesindens der werthen Familie, und wünschten ihr Glück. Wenige von *Mayers* Werken aus der anti-diluvianischen Vorzeit (der vorrossinischen Epoche) haben sich, wie leicht erklärbar, erhalten. Wir konnten nicht umhin, den vortrefflichen Mann zu fragen, wie es jetzt mit seiner musikalischen Zeugungslust stände, und erhielten von ihm die Erklärung, daß er zwar im nächsten Carneval eine Oper für Turin zu schreiben im Begriffe sehe, daß er sich jedoch bald ganz ausschließend nur der Erziehung der Jugend und dem Kirchendienste zu widmen gesonnen sey. Leider zeigt dieser berühmte Mann, wie die geistige Dryas mit der körperlichen Baumrinde grüne, zerberste und verfliege, wie die edelsten Bewegungen sich an das mit Erdenbley und Bleyerde ausgegossene Schwungrad des Körpers schließen, wie Gedächtniß und Phantasie bloß vom Eydotter des Gehirnes zehre. Ach! daß der Mensch bey diesem unaufhörlichen Parallelismus des Körpers und der Seele bloß nach dem letzten Riß und Bruch dieser erst Hoffnung hat, alles wieder zu erhalten, was er mit jenem scheitern sah! *Mayer* lud uns für den Morgen des andern Tages, der ein Sonntag war, zu einigen Sängersproben, und auf eine Kirchenmusik in die Nachbarschaft, wo er dirigiren sollte; doch wir konnten diese Gefälligkeit, anderer Geschäfte halber, für diesmal nicht annehmen. Der Sonntag brachte übrigens, einige Besuche bey Freunden und in den vorzüglichsten Kirchen abgerechnet, nichts von Bedeutung. Wir fanden unter andern Wienern auch *Sgra. Canzi* hier, welche mit einer Operngesellschaft bereits seit 14 Tagen für die gerade eintretende berühmte *Fiera* die Opernproben hielt. Die nächstfolgenden Tage besuchten wir das *Comunattheater*, wo zur Eröffnung der *Fiera*: *Zelmira* von *Rossini* gegeben wurde. Es ist ewig Schade, daß ein solcher Segen von erheiternder und erwärmender Materie fast für sich allein, ohne höheren Zweck abbrannte. Wie vieles hätte nicht bey diesem Feuer erwärmt werden können!

(Der Schluß folgt.)

### Einiges über Bauchrednerey, bey Gelegenheit des hier anwesenden Ventriloquisten.

Das Wort „Bauchredner“ gehört unter jene uneigentlichen Ausdrücke, die man, entweder aus Gewohnheit oder in Ermangelung einer bessern Bezeichnung, noch immer beybehält. Irrig wäre die Meinung, daß aus dem Bauche oder durch den Bauch articulirt könne geredet werden. Noch vor wenigen Jahren glaubte man in Frankreich, als der Bauchredner *Saint-Gille*, ein Krämer aus *Saint-Germain*, auftrat, der Bauch spiele dabey wirklich die Hauptrolle. Bald aber überzeugte man sich vom Gegentheile, nachdem die Akademie der Wissenschaften in Paris es nicht für zu geringfügig gehalten hatte, die Sache durch die Herren *de Fouchi* und *Leroy* förmlich untersuchen zu lassen. Dieß geschah den 22. December 1770, worauf dann der *Abbé de la Chapelle*, welcher sich für diesen Gegenstand mit vielem wissenschaftlichen Eifer interessirte, eine eigene Schrift über die Bauchrednerey heraus gab, die den Titel hat: *Le ventriloque, ou l'Engastimythe*, 12. Paris; sie ist 2 Theile stark, und hat 572 Seiten.

Es ergab sich aus jener Untersuchung, daß der Bauch so gut als gar nichts dabey zu schaffen hat, indem die Aufgabe des Ventriloquisten darin besteht, durch Verengerung oder Zusammenhalten der Muskeln des Hintermundes oder Schlundes die Töne nach seinen besondern Zwecken zu modificiren. Die ganze Stimme und Sprache des Bauchredners geht wie gewöhnlich durch den Kehlkopf, Gaumen, die Zunge, Lippen ic. vor sich, und zwar nicht, wie man zuweilen glaubt, mittelst Hinabdrücken der Luft, sondern vermöge der Expiration, und zwar bey möglichst geringer Lippenbewegung, die,



vornehmlich bey stärkern Tönen, der Aufmerksamkeit der Anwesenden entzogen zu werden pflegt, um die Täuschung zu unterhalten. Aus demselben Grunde wendet sich auch der Bauchredner nach derjenigen Gegend, von welcher es scheinen soll, daß fremde Stimmen sich vernehmen lassen.

Übrigens bedarf es, um Ventriloquist zu seyn, keiner eigens begünstigenden Constitution; nur muß diese nicht eben hinderlich, und das Individuum sonst rüstig, gesund, und mit ordentlichen festen Sprachorganen begabt seyn, denn dieß ist die Hauptsache. Die Bauchredneren ist durch anhaltende Übung nicht so schwer zu erlangen, als man vielleicht glaubt. Der oben genannte Saint-Bille hat sich selbe zu Martinique binnen acht Tagen eigen gemacht.

Die Bauchredner oder Ventriloquisten nennt man sonst auch noch: Engastrimanten, Engastrimythen, Posthomisten und Euryklyten, von Eurykles, der im Jahre 1014 zu Athen zuerst Bauchredneren trieb. Niemals aber kann ein Bauchredner: „Bauchsprachkünstler“ heißen, wie der hier anwesende Herr Schremsler auf seinen Ankündigungen sich nennt, denn Sprachkunst (angenommen, dieß Wort wäre logisch) ist natürlich etwas ganz Anderes, als Redneren, oder eigentlich Rederen. Polyloquist könnte vielleicht eher passen.

Geschichtliches läßt sich sonst von der Ventriloquistik manches beybringen. Schon Jesaias (XXIX. 4) erwähnt des Bauchredens. Im vierten Jahrhunderte verfaßte Eustathius, Erzbischof von Antiochien, einen Tractat von der Bauchredneren, worin er zu zeigen versucht, daß die Hexe zu Endor, als sie dem Saul geantwortet, dieß bauchrednerisch gethan habe. Tertullian, im sechzehnten Jahrhunderte, berührt diesen Gegenstand ebenfalls. In dem darauf folgenden Säculum schrieb Leo Allatius eine Abhandlung unter dem Titel: De Engastromytho syntagma, worin er das Aufrufen des Geistes Samuels für ventriloquistisch erklärt, die Fertigkeit selbst aber, wie dieß auch Eustathius thut, für ein Werk des Teufels hält. Die Antworten des delphischen Orakels, wie so mancher andern Charlatanerie dieser Art, mögen ohne Zweifel ebenfalls bauchrednerisch gewesen seyn.

Zwischen den Jahren 1770 und 80 hielt sich hier in Wien ein Baron Ferdinand von Mengden auf, der es in der Bauchredneren sehr weit gebracht hatte. Er war Oberstlieutenant, ein Mann von Kenntnissen, Bildung und feinem Weltton, und übte diese Geschicklichkeit eigentlich nur zu seinem Vergnügen und für gute Freunde aus. Als der oben berührte Abbé de la Chapelle davon hörte, schrieb er dem Baron zu, und erhielt von ihm auf das Bereitwilligste die genügendsten Aufschlüsse. Mengden, der sich schon von Kindheit auf in der Bauchredneren geübt hatte, hielt dafür, daß die beste Zeit, sie zu erlernen, das Alter vom 20. bis zum 25. Jahre sey. Er producirte sich unter andern auch am bayreuthischen Hofe, und erntete reichlichen Beyfall.

Zu den öffentlichen Bauchrednern neuester Zeit gehören der Genfer Comte, Heiser aus Erfurt, Alexander ic. Der Verfasser hat diesen und Herrn Schremsler gehört, und glaubt, seiner Seits, dem Letztern manchen Vorzug einräumen zu können. Indes sey die Frage erlaubt, ob es zur Beförderung der Illusion nicht wesentlich und durchaus nothwendig sey, daß Herr Schremsler bey den nachzunehmenden Stimmen seinen Dialect varire?

Schließlich merken wir noch an, daß Ostindien die geschicktesten Bauchredner hat.

Gräffer.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 23. December 1823.

153

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, wofür hier gegen Voranzahlung zusammen viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Ruinen von Anzur.

(Fortsetzung.)

Bettina genas nach mehreren Wochen, zur Freude ihrer Ältern und ihres ungeduldigen Bräutigams, der es fast nicht erwarten konnte, die reizende Braut zum Altar zu führen. Still und traurig war das holde Mädchen; eine rührende Blässe bedeckte ihr schönes Gesicht, über welches nur selten ein wehmüthiges Lächeln dahin flog, so wie der Mond oft auf Augenblicke durch düstre Nebelwolken schimmert. Ach! die Unglückliche! Sie kämpfte den Niesenkampf der Pflicht gegen die Leidenschaft; die erste siegte, aber ihr Herz zerriß dabey. Sie reichte dem Grafen ihre Hand am Altar, und beschwor den heiligen Bund der Treue, den sie zu halten sich fest vornahm. Nie kam Federico's Name mehr über ihre Lippen, sie bat die Mutter, die einst von ihm sprechen wollte, flehentlich, seiner nie wieder zu erwähnen. Auch ward er nirgends gesehen, und es schien als wäre er von der Erde verschwunden.

Der Graf von Castelmare fühlte sich unbeschreiblich glücklich an der Seite seiner schönen lebenswürdigen Gattinn; nur die stille Schwermuth, die über ihr ganzes Wesen verbreitet war, machte ihn oftmals um sie besorgt. Zwey Jahre waren sie bereits verheirathet, und noch zeigte sich keine Hoffnung einen Erben zu bekommen, dieß war die einzige Wolke, die den Horizont seines Glückes verdunkelte. Doch hoffte er von der Zukunft die Erfüllung seines Lieblingswunsches, und beieferte sich immer mehr, der Geliebten Glück zum einzigen Bestreben seines Daseyns zu machen. Bettina schätzte und ehrte den edlen Gemahl, dessen zarte Behandlung sie innigst rührte; aber Liebe konnte sie ihm nicht geben, noch immer lebte Federico's Bild in ihrem Herzen. Der Eindruck der ersten Liebe war unauslöschbar in selbes geprägt, nie, nie konnte sie ihn vergessen.

Indessen trieben die Räuber von Anzur ihr heillofes Unwesen ärger als je. Sie hatten einen neuen Hauptmann gewählt, dem sie seines kühnen Muthes und seiner Tapferkeit wegen, den Namen Cor di Leone beygelegt hatten.



Von diesem Hauptmanne erzählte man in der ganzen Gegend die sonderbarsten Dinge. Manche wußten viel von seiner Großmuth, seiner Freygebigkeit, welche er oft gegen die von seiner Bande Verraubten ausübte, zu erzählen; andre entdeckten wieder schauerhafte Züge von Grausamkeit und Rachsucht an ihm. Besonders waren die Besitzungen des Grafen Castelmare und des Marchese Altamonte den Verwüstungen der Räuber ausgesetzt. Vergebens ließ der Graf seine Truppen ausrücken, zu denen sich noch die Sbirren gesellten; die Unholde trieben die Frechheit so weit, beynähe unter den Augen der ausgestellten Wachen, das Vieh von den Heerden wegzutreiben, und brennende Luntten in die Dörfer zu werfen.

Nur das Schloß selbst ward stets von ihnen verschont; und oft wenn ein Haufe von mehreren Hunderten die gräßlichen Soldaten und Sbirren niedergeworfen hatte, und nun vollen Laufes den Schloßberg hinan stürmte, da erschien ein hoher schlanker Reiter auf einem schnaubenden Rappen. Schwarz war seine Kleidung, schwarze Federn wogten von dem hohen breitgekrempten Hute, unter welchem rabenschwarze Locken wild hervorflatterten, und das bräunliche Gesicht so umschatteten, daß nur der Feuerblick des rollenden Auges sichtbar ward. Ein Wink von ihm, und gehorsam kehrte die siegreiche Schar um, und sprengte ihrem Verstecke zu. Auffallend und unerklärbar war dieß Betragen allen, nur Bettinen war alles klar. Ach sie kannte den hohen Jüngling auf dem schnaubenden Rosse! zu tief war seine Gestalt ihrem Gedächtnisse eingeprägt, um sie zu verkennen.

Es waren von den Räubern gräßliche Thaten verübt worden; in Terracina waren sie des Nachts eingefallen, hatten geraubt, geplündert, und mehrere Frauen und Mädchen fortgeschleppt, welche sie nach ihren Felsenwohnungen brachten, und sie dort zwangen mit ihnen zu leben. Es wurde von den Gerichtsbarkeiten und den Güterbesitzern der ganzen Umgegend Rath gehalten, wie dem Unfug dieser Bösewichte gesteuert werden könne. Man bot die Landleute von Fondi, Ftri, Gaeta, und allen benachbarten Ortschaften, nebst allem was von Sbirren und Soldaten in der ganzen Gegend war, auf; man umstellte alle Zugänge zu der Fessenschlucht, und gedachte so sich mehrerer, oder doch des Hauptmanns zu bemächtigen, von welchem ausgekundschaftet ward, daß er oft allein eine einsame Capelle besuche, die hinter dem Schlosse Castelmare auf einer steilen Felsenhöhe, beschattet von dunklen Pinien, lag.

Bettina hörte die Verabredung und zitterte für den, den sie nicht mehr lieben durfte; aber ihn retten, ihn warnen, das durfte sie doch, und sie beschloß es zu thun, es koste was es wolle. Sie schrieb mit verstellter Hand einige Zeilen, in welchen sie ihn warnte, die Capelle zu besuchen, da dort Gefahr auf ihn lauere. Dann beschwor sie ihn bey dem Wilde des Gekreuzigten, das von dem Altar dieser Capelle auf ihn hernieder sähe, das schändliche Räuberhandwerk zu verlassen, und wieder zur Tugend zurück zu kehren. „Der Heiland,“ schrieb sie, „hat auch für dich sein Blut vergossen, soll er es vergebens gethan haben? — Kehre zurück, ach kehre zurück von dem schwarzen Pfuhl des Lasters, an welchem das Verderben dich umgarnen wird!“

Dieß Blatt steckte sie zu sich, und ging des Abends in den Garten. Ein verwachsender Pfad führte sie zwischen wildverschlungenem Gestrüpp an ein



halb eingesunkenes Pfortchen, das sie mit vieler Anstrengung öffnete, und sich nun im Walde befand, wo ein Fußsteig sich bis zur Felscapelle über die zackigten Steine hinauf wand. Mit Zittern trat sie in das Dunkel der schattenden Bäume, fürchtend, daß die Räuber sie entdecken und gefangen nehmen könnten, aber das Bewußtseyn einer guten Handlung, da sie einen Sünder der Tugend wieder zuführen wollte, gab ihr Muth und Vertrauen auf den Schutz höherer Mächte.

Sie betrat die heilige Stätte, als eben die Strahlen der sinkenden Sonne durch die bemalten Fensterscheiben das Antlitz des sterbenden Erlösers verklärten. Ergriffen von Wehmuth und Andacht sank sie an den Stufen des kleinen Altars auf die Knie, heiße Thränen entströmten ihren Augen, und bittend hob sie die Hände zu dem empor, von dem allein sie Trost für ihr zerrissenes Herz hoffte. Sie flehte um Rettung für den Unglücklichen, um seine Rückkehr zur Tugend. Lange lag sie da versunken in Schmerz, da schreckte sie ein Geräusch auf, sie legte das Blatt auf den Altar, und floh schnell in den Garten zurück. Es war ihr Glück, daß sie nicht zögerte, denn es war Federico, der sich den Weg zur Capelle durch die verwachsenen Gesträuche bahnte.

Federico suchte hier Schutz gegen die Verzweiflung, die, seit Bettina ihm entrisen war, sich seiner bemächtigt, und ihn unter die Räuber geführt hatte. Die Bande hatte ihren Hauptmann verloren, sie trug ihm diese Stelle an, und er, damals von wilder Rachsucht getrieben, nahm sie an. Bald fand er Ursache, den unseligen Bund zu bereuen, den er geschlossen hatte, denn bald entdeckte er, daß jene, welche er für Unglückliche, von einem ungerechten Schicksal Verfolgte gehalten hatte, nichts anders waren, als elende Auswürflinge der Menschheit, die ihr böses Geschick zehnfach verdient hatten, und die sich durch Raub, Mord und jede andere Schandthat, das verschaffen wollten, was sie auf rechtllichem Wege zu erwerben zu faul waren. Es fiel wie Schuppen von seinen Augen, und ihm graute vor der entsetzlichen Gesellschaft, der er einverleibt war. Oft flüchtete er aus ihrem Kreis in die Capelle; hier war er sicher, von ihnen nicht gestört zu werden, denn nach einer alten Sage war dieser Ort den Räubern stets gefährlich gewesen, und mehrere von ihnen waren schon hier gefangen worden. Federico lachte dieser Furcht, er verließ sich auf seine Waffen, seine Stärke und sein schnelles Roß, welches stets in der Nähe war. Hier in dem Halbdunkel des kleinen Gewölbes versank sein Geist oft in Träume, in welchen die Erinnerung den schönen Kranz entflohener Jugendtage ihm entgegen hielt. Als Kind war er oft von der frommen Mutter hierher geführt worden, hier hatte die theure Verbliebene oft für sein Wohl, für seine glückliche Zukunft gebetet! Er hatte so edle Altern gehabt, der Vater hatte Muth und Edelsinn, die Mutter Christenthum und Redlichkeit in seine Seele zu pflanzen gesucht. Mit den schönsten Hoffnungen waren Beyde hinübergegangen in das bessere Leben. Und Er! — Gott! wie schrecklich hatte er diese Hoffnungen getäuscht! herabgesunken zur verworfensten Menschenclasse, entweiht durch ihn der Menschheit heilig Recht! — ein Räuber, ein Mörder! Glühender Schmerz durchzuckte seine Brust bey diesen Betrachtungen, und heiße Thränen, wie gefallene Engel sie weinen würden, entfürzten den dunklen Augen. Da blickte ein Sonnenstrahl auf ihn herein, er mußte den Blick wenden, er erblickte Bettinens



Zettel. Ungeachtet der verstellten Züge erkannte er doch gleich die Schreiberrin; und der Gedanke, daß sie noch Antheil an ihm nehme, erfüllte ihn mit Entzücken. „Ja,“ rief er aus, „sie liebt mich noch! O gute Engelseele, wie leicht scheint es dir zu seyn, auf einem Pfade umzukehren, auf welchem man, wenn man den ersten Schritt gethan hat, rastlos fortgetrieben wird. Ach, ich kann nicht mehr zurück! die finstern Mächte haben mich umklammert, mich rettet nichts mehr aus ihren Klauen! — Aber beängstigen werde ich dich nicht mehr, du sollst nicht mehr um den Verbrecher hängen, und alles was zu den Deinigen gehört, soll um deinetwillen geschont werden.“

Wirklich wurden die Ausfälle der Räuber jetzt in dieser Gegend feltner, sie fielen auf einer andern Seite ein, und die Besitzungen von Altamonte und Castelmare blieben ruhig. Niemand fühlte sich glücklicher durch diese Ruhe, als der Graf und sein Schwiegervater. Ihre Zufriedenheit ward bald nachher noch erhöht, da Bettina endlich einmal Hoffnung hatte, Mutter zu werden. Nur die Kränklichkeit, die sie, seit sie diese süße Hoffnung nährte, befallen hatte, störte die Freude, welche die ganze Familie darüber empfand. Doch glaubte man, daß ihre Zufälle nur von ihren Umständen herrührten, und daß sie nach einer glücklichen Entbindung sich bald wieder vollkommen wohl befinden würde. Indessen zeigte sich wenig Wahrscheinlichkeit zur Erfüllung dieser tröstlichen Hoffnung, denn je weiter die Gräfinn in ihrer Schwangerschaft vorrückte, je kränker ward sie. Besonders litt sie viel von Krämpfen und convulsivischen Zufällen: sie ward oft plötzlich ohnmächtig, und lag dann stundenlang ohne Lebenszeichen. Äußerst besorgt war der Graf, waren die betrübten Ältern; sie wurden es noch mehr, als der Arzt äußerte: er fürchte, daß die Kranke einmal einem heftigen Anfall unterliegen, und nicht wieder erwachen würde. Leider ging seine Vorhersagung nur zu bald in Erfüllung; die liebenswürdige Bettina ward einmal mitten in dem Kreis ihrer Familie ohnmächtig, und alle angewandten Mittel konnten sie nicht mehr in's Leben zurück rufen. Unbeschreiblich war der Jammer des Gatten und der trostlosen Ältern, die mit dem geliebten Kinde jede Freude des Lebens verloren hatten.

Das Leichenbegängniß ward mit großer Pracht gefeyert, die schöne Leiche lag im weißen Sterbelleide, die schwarzen Haare gescheitelt und zu beyden Seiten in langen Flechten herab hangend, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, ein freundlich rührendes Bild des Todes, in der engen Behausung. In der marmornen Familiengruft der Grafen Castelmare ward sie beygesetzt. Traurend folgten die Verwandten ihrem Sarge, und weinten ihrem Verluste schmerzliche Thränen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### An die junge Freundin Anagora aus Milet.

Eine neuentdeckte Ode der Sappho.

Fasse die Leyer, Kind der holden Musen,  
 Laß die Saiten erklingen, gart und lieblich,  
 Wie der Seele Worte dir von den schönen  
 Lippen entgleiten.



Ohne Gefühl ist manches Herz! des Freundes  
Wohlfahrt rühret es nicht, nicht dessen Leiden;  
Nicht des Säuglings Zähre, des Kranken matte,  
Sterbende Stimme.

Grazien haben solch ein Herz nicht segnend  
Angelächelt; Apoll nicht, nicht Athene;  
Nicht des Mitleids, nicht der Empfindung sanfte,  
Fühlende Göttinn.

Fasse die Leier! Geuß in harte Seelen  
Den erweichenden Klang der Saiten. Dryheus  
Zähmte Tiger, rührte den Stein; sie horchten,  
Folgten, empfanden.

Schmelzende Weisen schweben von der Lyra  
Dir, und thauen in Ohr und Busen. Nühe  
Du die Macht der Saiten, Gefühl in alle  
Herzen zu flößen.

Uebersetzt von Joh. Rud. W y k, dem Ältern.

### Correspondenz-Nachricht.

Mailand, den 10. October 1823.

(S c h l u ß.)

Da die schöne Oper Zelmira durch ihre Siege zu Neapel und Wien bekannt genug ist, wird es überflüssig seyn, hier mehr davon zu sprechen; es sey indeß genug, zu wissen, daß kein Sänger, nicht einmal Sgra. Canzi, ihrem Parte gewachsen war; selbst das Orchester, obgleich unter Rovelli's Direction, schien seine Aufgabe schlecht zu lösen. So wurden uns also die Opernabende, wiewohl der tragische Ballet manche heftige Lachmomente gab, zur langsamen Folter. Das Schluß-Rondo der Sgra. Canzi wurde nebst mehreren Stellen im Laufe der Aufführungen beklatscht. Bey dem Soupée des ersten Abends erfuhren wir, daß diese Oper den Bergamaskern im Ganzen gefallen habe. Nun so erlebte ich auch hier wieder die Erfüllung des D'Alembertschen Satzes, dessen ich mir in Wien bey Anhörung der verdeutschten Rossinischen Opern nur zu oft bewußt wurde: wie der nämliche Körper belebt für die Einen, halb todt für die Andern erscheinen könne. Es lohnt nicht die Mühe auf die einzelnen Vorstellungen zurückzukommen, nur möge zur Erschütterung des Zwerchfells die Nachricht Platz finden, daß im Laufe der Vorstellungen Zelmira mit der Krone auf dem Haupte zu Anfange des zweenen Actes die Arie: *Una voce poco fa*, aus dem Barbier mit dem allersiebsten *ma se mi toccano, dov' è il mio debole*, unter Beyfallsbrüllen der musikalischen Gourmands absang. Der Triumph war also einer Deutschen vorbehalten, in einer originaltragischen Oper, mit einer Originalbuffo-Arie Furore zu machen! Möge dieser heroische Entschluß in deutschen Ländern nach Gebühr gerichtet werden! Der Tenor Bertozzi hat eine schwache, aber sehr gebildete Stimme, und wußte in der ersten Sortita: *Nume perdonami*, Beyfall zu gewinnen. — Sgra. Petralia brachte der Reprocität halber auch eine höchst unpassend gewählte Arie aus *Sisgimonde*, statt der schönen aus der Partitur mit. Über diese Sängerin kann ich überhaupt kein vortheilhaftes Urtheil fällen, denn „bald ist die Stimme zu matt, und ermangelt des kräftigen Ausdrucks, bald auch tönt sie zu voll, und empört der Empfindungen Zartheit; selber an Reinheit gebricht es noch oft.“

Eine andere Merkwürdigkeit ähnlicher Art erwartete uns am folgenden Festtage. Unter den verschiedenen Fremden, denen wir Besuche machten, oder die uns damit be-



ehrten, fand sich der berühmte alte David, Vater des in Wien vergötterten Tenors. Er versprach bey der Nachmittags-Vesper einige Soloverfetten zu singen. Aber o Himmel, welch' Getümmel! Wie der Alte bey dem gänzlichen Mangel an artikulirter Stimme heulte und rasete! Echt komisch schien es, wenn er den unnützen Schlacken, die seine beyden allzugeräumigen Sprachwerkzeuge auswarf, noch im Fluge das Ansehen von ungefaßten Brillanten, oder dem Hanf, den die rauhe Kehle spann, das von gesponnener Seide geben wollte. Und die Composition? Wahrlich solch' ein Gemische von musikalischem Nonsens ist uns auch in italischen Kirchen noch nie vorgekommen! Wir verlorren die Geduld noch vor Endigung der ersten Hälfte der Function, und verließen ganz verblüfft den Tempel des Herrn!

Tröstlich war uns zu Muthe, als wir endlich weiter von Bergamo abfuhren. Wir schlugen die malerische Straße über Lecco nach Como ein. Die ganze wunderliebliche Gegend, das heitere Wetter, die fröhliche Stimmung meiner Reisegefährten — alles wirkte magisch zusammen, um diese Tage unter die glücklichen zählen zu können. Wer könnte auch durch den schönen Garten der Brianza fahren, ohne mit Dankgefühl zu bekennen, daß ihn dieses paradiesische Ländchen heiterer gemacht habe. Ohne mich in nähere Beschreibungen der von uns besuchten interessanten Eisenhämmer und Kupferstreckwerke von Lecco einzulassen, bemerke ich nur, daß man in Lecco ein Schiff um ungefähr 15 — 20 Francs miethen kann, um die zwey Schenkel dieses schönen Sees sammt den darauf befindlichen Villen, Natur- und Kunstscenen (welche wir als oft beschriebene Gegenstände übergehen) bis Como zu befahren. Wir kamen nach einer ungefähr fünfstündigen Fahrt in Como an, und bereiteten uns für die Wasserfahrt des nächsten Tages, den Rest des Abends benützend, um einer Opernprobe von dem Pacinischen: *Falegname di Livonia* benzuwohnen. Wäre der herz- und leblose Vortrag der Prima Donna *Saglio*, so wie der geistlose des Basses *Ferreri* nicht so undankbar gewesen, wir hätten angehalten. Aber müde von der Reise, konnten wir in dem finsternen Raume des übrigens ganz hübschen Theaters nur bis zum Ende des ersten Actes der mittelmäßigen Musik huldigen.

Tags darauf, früh 7 Uhr, waren wir auf dem See, und fuhren zuerst in die Villa d'Este (welche die Herzoginn *Carolina Colles* vom FML. *Pino* erkaufte, und zu ihrem Vergnügen verschönert hatte, die jedoch jetzt nach ihrem Ableben einem römischen Cavalier durch Erbschaft zufließt). Diese Villa imponirt unter den vielen am malerischen See gelegenen ganz vorzüglich durch ihre herrliche Lage und gibt im Innern manche, jetzt zwar verwahrloste, Prachtgemächer und Luxusgegenstände zu schauen. Das interessanteste davon dünkte uns das geschmackvoll angelegte und decorirte Theater, das Bad, und verschiedene Toiletz- und Wohnzimmerchen im ersten Stock. Nachdem wir der Villa Lebewohl gesagt hatten, fuhren wir weiter gegen die *Pliniana*. Welch' eine himmlische Fahrt! Welch' göttliches Tableau! Wo man das entzückte Auge hintwendet, gibt es Genuß und Erquickung. Unauslöschlich mag gewiß jedem Fremden der erste Eindruck dieses stillen Paradieses seyn. Ist irgend etwas geeignet, Menschen zu erhabenen Gesinnungen zu begeistern, Gefühle edlerer Art in ihnen zu wecken, und zu befördern, so möchte es dieser Punct seyn. Wie manches Liebesgeständniß mag dieser See belauscht haben, und wie mancher holden Liebesscene traulicher Zeuge und Beförderer gewesen seyn! Und was der Triumph moralischer Wunderthaten seyn mag, hat man nach Versicherung mehrerer glaubwürdiger Schriftsteller auf diesem See verjährte Feindschaften ausgleichen, manche berühmt gewordene Freundschaftsbündnisse schließen und befestigen gesehen. — Die *Pliniana* besteht aus dem Überreste des Landhauses, das *Plinius* hier bewohnt haben soll. Wahrscheinlicher jedoch wird diese angehende Ruine von der mitten durch und unter dem Pallaste fließende Quelle, welche nach Art des Meeres Ab- und Zulauf — Ebbe und Fluth — hat, und von *Plinius* umständlich beschrieben ist, nach dessen Namen benannt. Wir durchstreiften alle ober- und unterirdischen Gemächer und die Gärten, und ergehten uns mehrere Stunden an alle dem Göttlichen, was uns See und Gegend boten. Wie wir endlich zur Rückfahrt in die Barke stiegen, fuhr eine andre dicht auf uns zu; ein recht frischer Greis von 103 Jahren, von seinem 70jährigen Sohne geführt, sprach uns um Almosen an. Der



setbe erzählte, beyde hätten seit ungefähr 60 Jahren kein weiteres Obdach als diese Barke, wo sie auch, nach ihrer Behauptung, sterben wollen. Um 2 Uhr Nachmittags wieder in der Stadt angelangt, labten wir uns an der Kühle des schönen, nach dem Muster des Mailänder erbauten Domes, wo ein ehrwürdiges Gemälde von Juino — die heilige Maria mit dem Jesukinde und mehrern Heiligen, an einem linken Seitenaltar, unsre ganze Aufmerksamkeit und Bewunderung in Anspruch nahm. Wenn man nach so vielem, welches Italien von Norden bis zum äußersten Süden bietet, durch ein Kunstwerk noch gefesselt werden kann, so muß es vortrefflich seyn. Den Rest des Tages verlebten wir in dem reinlichen Städtchen, wo wir übrigens von allem Nothig nahmen, was Gewerbe und Handel, Kunst und Natur Interessantes darboten.

Unsere Rückreise war eben so heiter als genussreich. Nie fühlte ich mit solchem Entzücken die Wahrheit und Innigkeit des Hölty'schen Rufes:

O wunderschön ist Gottes Erde,  
Und werth darauf vergnügt zu seyn;  
Drum will ich, bis ich Asche werde,  
Mich dieser schönen Erde freun.

### Schauspiel.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg, den 16. d. M. zum ersten Mal: *Alles wahr!* Posse in einem Aufzuge, nach *Scrisbe*.

Auf den ersten Blick glaubt man hier ein Seitenstück zu dem Lustspiel: *Der Lügner und sein Sohn* zu finden; der Name der Hauptperson scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Der Inhalt soll auch als eine Fortsetzung dieses Stückes betrachtet werden. Herr von *Schmalin*g nämlich hat seine Tochter *Nina* dem *Julius* von *Krack* versprochen, und die Verlobung soll an dem Tage der Handlung vor sich gehen, unter der Bedingung, daß der Bräutigam sich während dieser Zeit auf keiner Unwahrheit ertappen läßt. *Wilhelm*, der Diener des Herrn von *Kied*, hat großes Interesse, den jungen Mann zu unterstützen, denn seine Verbindung mit der Kammerjose des Fräuleins, nebst einer guten Aussteuer, hängt von dem Erfolg der Bewerbung des Herrn von *Krack* ab. Während nun der Lügner seinem Humor unwillkürlich immerfort den Zügel schießen läßt, erscheint der dienstfertige *Wilhelm* in verschiedenen Verkleidungen, die Rodomontaden des jungen Mannes zu bekräftigen. Dies gelingt zum Erstaunen selbst des Prahlers. Endlich aber kommt der Herr von *Kied* zu seinem Freund, dem alten Herrn *Julius*, der sich einer vertrauten Bekanntschaft mit ihm gerühmt, erkennt ihn nicht. Dies ist der entscheidende Augenblick. Plötzlich aber erscheint der metamorphosirte Diener wieder als ein anderer, jüngerer Herr von *Kied*, auf den sich *Julius* so eben ausgesprochen hat; die Zusammenkunft des Vermittlers mit seinem Herrn setzt ihn zwar in einige Verlegenheit, da indessen Herr von *Kied* dem jungen Menschen wohl will, weil er ihm einen Dienst erzeigte, und ihm sogar ein Anstellungs-Patent überbringt, so unterstützt er die Komödie, bis der Schwiegervater in die Verbindung des liebenden Paares eingewilligt hat.

Die Verwicklung ist nicht sehr künstlich, die Erscheinung des Dieners in verschiedenen Gestalten ein schon bekanntes Hülfsmittel, doch beyde Rollen sind wirksam und vermögend, ein Stück zu halten, wenn sie in gute Hände fallen; dann werden die Windbeutelleyen eines Lügners, wie sehr er im gemeinen Leben dadurch Langeweile macht, und so unwahrscheinlich es auch ist, daß ein Mensch in einem fort Unwahrheiten auf einander häuft, dennoch auf der Bühne jederzeit belustigend. Auch ist die Wendung neu, daß er wider seinen Willen endlich doch die Wahrheit sagt. Die letzte Erscheinung des dienstbaren Genius wirkt überraschend und mit komischer Kraft, wiewohl der Schluß nicht ganz befriedigt. Der Dialog ist fließend und voll guter Einfälle, das Ganze zeigt von einer fleißigen Behandlung und macht als eine Posse auf den der Gattung angemessenen bequern Spielraum Anspruch.



Herr Ungelmann stellte den Julius von Krak mit großer Regsamkeit und demjenigen Ton der guten Laune dar, der diesem Charakter wohl zu Statten kommt. Eine gewisse Monotonie könnte leicht vermieden werden. Die Actionen waren etwas zu häufig und weit ausgreifend, so daß der Schwiegervater hin und wieder mit ihnen in allzunähe Berechnung kam. Es ist nicht eben ausgemacht, daß ein Lügner auch gegen den guten Ton verstoßen soll; besonders dieser, der doch auf einer Seite etwas Interessantes haben muß. Je leichter solche Rollen überhaupt behandelt werden, desto mehr gewinnen sie an Wahrscheinlichkeit. Lob verdient die Geläufigkeit der Rede, da der glückliche Erfolg der Rolle auch von einem dankbaren und fleißigen Gedächtniß abhängt. Herr Wotke gab den Diener mit einer gewissen Eleganz und ohne die gewöhnlichen Grimassen, mit denen solche Theaterindividuen gewöhnlich ausgestattet werden. Die Verkleidungsscenen gelangen vorzüglich, und hier müssen wir abermals die Entschlossenheit des Künstlers von jeder allzugroßen Farbengebung rühmen.

Fräulein Nina war sehr elegant costumirt, konnte jedoch in diesem Fall etwas einfacher erscheinen. In Ansehung des Kammermädchens soll noch angemerkt werden, daß Deutlichkeit zu den schätzbaren Eigenschaften einer Theater-Soubrette gehört.

### D e b ü t t.

Auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore den 9. d. M.: Don Juan. Herr und Mad. Wächter, vom ständischen Theater in Pesth, traten zum zweiten Mal in diesem Künstlervereine als Don Juan und Zerline auf.

Der Held dieser Oper macht an den Darsteller und Sänger, ganz vorzüglich aber an den ersteren, so viele Forderungen zugleich, daß man sich begnügen muß, wenn in beider Hinsicht ein Theil derselben nur geleistet wird. Wir müssen gestehen, daß Herr Wächter im Gesang mehr befriedigte, als in der Darstellung, jedoch war der routinirte Schauspieler auch hier nicht zu verkennen. Das Duett mit Zerline, die muntere Arie: „Treibt der Champagner,“ und die Romanze mit Begleitung der Guitarre wurden auf Verlangen wiederholt.

Mad. Wächter gab das unbefangene Landmädchen mit möglichster Einfachheit. Ihre gute Aussprache kommt ihr sehr zu Statten, so wie im Spiel und Gesang ein ausdrucksvoller Vortrag, der Wohlklang und Correctheit ersetzte. Nach Endigung der Oper erhielt das fremde Künstlerpaar noch erfreuliche Beweise der Theilnahme.

Den 14. wurde die Hochzeit des Figaro aufgeführt. Die Fremden erschienen zum dritten Mal als Figaro und Cherubin. Wir müssen hier der Ungezwungenheit und des natürlichen Anstandes, durch welche die Darstellung des Grafen Almaviva sich auszeichnete, mit Lob erwähnen. Die Stimme hat den Vortheil, daß sie Kraftäuserung verträgt, ohne daß der Ton dadurch leidet; in ruhiger Bewegung wirkt sie zwar in den Ensembles etwas schwach, aber doch angenehm. Die Deutlichkeit der Aussprache ist ein besonderer Vorzug.

Mad. Wächter nahm sich im Costüm des Pagen sehr vorthellhaft aus, und spielte mit Gefühl, wobey eine zweckmäßige Lebhaftigkeit nicht vermist wurde. Beydes sprach besonders im Vortrag der ersten Arie an, und gewann der Darstellerinn regen Beifall. Die zweite Arie gelang weniger, und die Intonation war hin und wieder etwas zu tief. Doch war dieses Gesangsstück besonders fleißig einstudiert, und der Schluß machte wieder gut, was vorher mißlungen war. Beyde Künstler erhielten neue Beweise der Anerkennung ihrer Brauchbarkeit.

Mlle. Sonntag gab die schwierige Rolle der Susanne mit Gewandtheit, Zartheit und Anmuth; und so konnten schwerer zu befriedigende Zuschauer wohl auf höhere Anforderungen Verzicht leisten, um so viel eher, da hier durch Gesang so bedeutender Ersatz geleistet wird. Doch sang die junge Künstlerinn dies Mal zuweilen mit einer ungewöhnlichen Zurückhaltung, und wir vermisten die gerade hier so notwendige Deutlichkeit im Vortrag des Textes. Dies war besonders in der Arie des zweiten Actes der Fall. Andere Parthien gelangen wieder vorzüglich.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 25. December 1823.

154

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Ruinen von Unzur.

(Fortsetzung.)

Eine finstere, schwarze Nacht breitete ihre Rabensittige über die Gegend, das Meer schlug ungestüm an das Felsengestade, und sein wildes Tosen tönte furchtbar durch die lautlose Stille. Da schritt eine hohe dunkle Gestalt durch die Finsterniß umher, und nahte sich der Todtengruft. Ein Mann in einem schwarzen Mantel gehüllt, das blasse von Schmerz entstellte Gesicht von dunklen Locken umflattert, versuchte die eiserne Pforte zu öffnen.

Es war Federico. Er hatte Bettinens Krankheit vernommen, hatte in verschiedener Verkleidung das Schloß besucht, und sich von allem, was sie betraf, Nachricht zu verschaffen gewußt. Jede Hoffnung zur Genesung erfüllte sein Herz mit Freude, jede steigende Gefahr mit tödtender Angst. Nun hörte er, sie sey todt, und Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele. Von der Felsen-Capelle sah er den Leichenzug; er warf sich zur Erde, und heulte laut auf vor Schmerz; wüthend tobte der Sturm in seiner Brust. Plötzlich durchfuhr ein Gedanke seinen Sinn, und schnell war sein Entschluß gefaßt. Die theure Hülle der entschlafenen Geliebten wollte er in seine Felsenwohnung bringen, nahe an seinem Lager wollte er ihr eine Ruhestätte bereiten, und die heilige Stätte täglich mit seinen Thränen benetzen.

Das Schloß widerstand nicht lange seiner Gewalt, die Riegel wichen, und er trat in das hohe Gewölbe, in welchem die Sarkophage der Familie Castelmare in eruster Majestät ihm entgegen schimmerten. Nahe an der Thüre stand Bettinens Sarg; er hob den Deckel ab, und sah die Geliebte in ruhrender Blässe, die schönen Augen auf immer geschlossen in jenen Schummer eingewiegt, den kein böser Traum zu beunruhigen und zu stören vermag. Weinend warf er sich über sie, und drückte seine Lippen auf den erblaßten Mund; da war ihm als spüre er das Wehen eines leisen Athemzuges, er legte die Hand auf ihr Herz, und fühlte schwache Schläge. O welche Wonne, welches Entzücken durchströmte seine Brust! Er eilte, sie in's Freye zu brin-



gen, legte sie auf sein Roß, das er behutsam am Zügel führte, und brachte sie so in die Ruinen von Anpur, wo er sie auf sein Lager legte, und einige Frauen herbeyrief, ihr beyzustehen. Erst nach mehrern Stunden erholte sie sich so weit, daß sie die Gegenstände um sich her zu unterscheiden vermochte. Sie erschrak, sich an einem unbekanntem Orte zu sehen, sie fragte, wo sie wäre und wie sie hieher gekommen sey. Da trat Federico, der sich bisher verborgen gehalten hatte, hervor; sie erkannte ihn sogleich, und sein Anblick sagte ihr wohl, wo sie sey, aber sie konnte sich nicht erklären, was mit ihr vorgegangen war. Federico entfernte alle Zeugen; dann warf er sich an ihrem Lager nieder, faßte ihre Hand, und drückte sie mit wilder Freude an seine Lippen, an sein Herz. Er erzählte ihr nun, wie er sie aus dem Grabe geraubt, und dadurch dem Tode entrisen habe. „Nun,“ rief er aus, „bist du mein, und niemand soll dich mir mehr entreißen; für die Ältern und den Gatten bist du todt, denn sie haben dich dem Grabe übergeben, und können keine Forderung an dich mehr haben. Ich gab dich dem Leben zurück, und dein Daseyn ist nun mein Werk!“

„O Federico!“ sprach Bettina mit schwacher Stimme, „wie grausam bist du, daß du mich in das Leben zurückrußt, das keinen Werth für mich haben kann, wenn ich es mit dem Verlust meiner Tugend bezahlen soll! — Du weißt, daß ich Gattinn bin, und daß die Pflicht auch jetzt noch gebietet, die Treue zu halten, die ich am Altar gelobt habe.“

Da sah sie Federico mit schmerzhaften Blicken an; er bat sie sich zu beruhigen, und gelobte ihr sie als seine Schwester zu betrachten, und nie etwas von ihr zu verlangen, das ihr Zartgefühl beleidigen könne. Ihre Gegenwart allein machte ihn schon glücklich, die Nähe der Geliebten verwandelte seine wüsten Umgebungen zum Paradiese.

Mehrere Wochen vergingen, ehe sich Bettina ganz erholte. Sie trat einst hinaus in's Freye, und erstaunte über alles, was sie sah. Ihre Wohnung waren die Überreste eines Pallastes, in dessen Innern noch reiche Verzierungen von Gold und Marmor die Pracht bezeugten, die einst in ihm geherrscht hatte. Ein hoher Porticus führte sie auf eine Terrasse, von welcher sie das Meer in unabsehbarer Fläche tief unter sich liegen sah. Hohe gigantische Felsenmassen umgaben sie, und streckten ihre Riesenarme weit in die Flut hinaus. Es war am Morgen; die Strahlen der Sonne vergoldeten die Gipfel der Berge, und das Meer schien ein brennender Spiegel zu seyn. Ach da fiel es ihr so schwer auf's Herz, von Gatten und Ältern getrennt, der Willkür eines Mannes Preis gegeben zu seyn, der ein Räuber war! zu leben unter rohen Männern, unter Weibern, die die Gewohnheit an diese Verworfenen fesselte, und die alles anwendeten, auch sie zu bereden, ihrem Beyspiele zu folgen, und da sie einmal für die Ihrigen verloren sey, des Hauptmanns Gattinn zu werden. Ach! Bettina's Liebe für Federico war noch nicht erloschen, aber das Gefühl ihrer Pflicht siegte, sie fühlte, daß sie mit unauflösbaren Banden an den Gemahl gebunden sey; er war der Vater des Wesens, das unter ihrem Herzen sich regte, zu ihm zurückzukehren, gebot ihr Natur und Pflicht. Aber ach! Federico'n verlassen, ihn, der sie dem Tode entrisen hatte, der mit so heißer glühenden Leidenschaft an ihr hing, und doch so edel, so zart sie behandelte! Pflicht und Tugend zogen sie auf die eine, Liebe und



Dankbarkeit auf die andre Seite. Auch wirkte ihre Anwesenheit in den Ruinen wohlthätig auf die ganze Umgegend, denn Federico verließ nur selten Bettinen, ihre Bitten, ihre Vorstellungen lenkten ihn immer mehr zur Tugend zurück, und wäre es in seiner Macht gestanden sich loszureißen von dem furchtbaren Bunde, er würde es augenblicklich gethan haben. Aber da war kein Loskommen! zu groß war die Anzahl der Verbündeten, zu ausgedehnt ihre Macht. Sie würden ihn und Bettinen ereilt, und beyde ihrer Rache geopfert haben; ohnehin murrten sie schon alle, daß er, in den Banden der Liebe verstrickt, ihres Hauptzwecks vergäße, und sie oft an Ausführung der bedeutendsten Streiche verhindert habe.

Federico sah den Gram in Bettinens Busen wühlen. So schmerzhaft es ihm war, sich von ihr zu trennen, so versprach er ihr doch, sie den Ihrigen zurückzugeben, nur mußte er vorher wissen, wie die Sachen ständen, und ob ihre Rückkehr nach Castelmare sie zu ihrem Glücke führen werde. Unter dem Vorwande eine bequeme Gelegenheit zu einem Ausfall zu erkunden, verließ er die Ruinen, und begab sich nach Castelmare. Sein Raub war dort nicht geahnet worden, Bettinens Sarg stand uneröffnet auf seiner alten Stelle, und Niemand muthmaßte, daß er leer sey. Neben jenem waren noch zwey andere seither gestellt worden; der Marchese und seine Gemahlinn, unfähig den Schmerz um die geliebte Tochter zu ertragen, starben bald nach ihr, und ihre Särge wurden auf ihr Verlangen neben Bettinen gesetzt. Der Graf von Castelmare hatte, um seinen Kummer zu zerstreuen, eine Reise nach Spanien gemacht. Er hatte seinen Neffen zum Erben seiner Güter eingesetzt, und ihm einstweilen die Verwaltung derselben aufgetragen. Diese Nachrichten brachte Federico; sie waren nicht geeignet Bettinen zu erheitern, sie weinte dem Verlust der geliebten Ältern schmerzliche Thränen. Auch sah sie wohl ein, daß sie es unter diesen Umständen nicht wagen durfte, als eine vom Tode Erstandene zu erscheinen. Der junge Graf, der sich schon im Besitz der reichen Erbschaft des Oheims wähnte, würde wenig Freude über ihr Wieder-aufleben gehabt haben, ohne Schutz, da der Gemahl fern und die Ältern todt waren, wäre es für sie gefährlich gewesen, sich in seine Gewalt zu begeben. Auch würde man in sie gedrungen haben, den Zugang zu den Ruinen, den man schon so lange vergebens suchte, zu entdecken, und ehe sie dieß gethan, und ihren Freund Federico verrathen hätte, eher würde sie ihr Leben geopfert haben.

Federico tröstete sie, und versprach, sie bald nach ihrer Entbindung zu ihrem Gemahl zurück zu führen. Obwohl die heißeste Leidenschaft für sie in seiner Brust glühte, blieb er doch seinem Versprechen getreu, und nie äußerte er einen Wunsch, der Bettinens strenger Tugend hätte anstößig seyn können. Er war unaussprechlich glücklich, wenn er im Schimmer der Abendsonne an ihrer Seite saß, und die röthlichen Strahlen auf den zarten Wangen spielen sah; keine sinnliche Begierde regte sich dann in seinem Busen, an der Seite eines überirdischen Wesens wähnte er zu seyn.

Endlich erschien der Moment für Bettinens Erlösung, und sie gebar einen holden Knaben. Federico drückte das süße Geschöpf mit eben der Empfindung an die Brust, als ob es sein Kind gewesen wäre. Die Mutter weinte stille Thränen über den Sohn, der unter so besondern Umständen in die Welt kam.



Das Kind war zu zart um im Winter die Reise nach Spanien aushalten zu können, und Bettina mußte sich entschließen, bis zum Frühling in den Ruinen zu bleiben. Federico sorgte dafür, daß es ihr selbst in der rauhen Jahreszeit nicht an Bequemlichkeit für sich und ihren Säugling fehlte; dankbar erkannte sie die Aufmerksamkeit, mit der er jeden ihrer Wünsche erfüllte. Nur eines fehlte ihr, Bettina war fromm, schon seit so langer Zeit hatte sie keine geweihte Stätte betreten. Wohl wußte sie, daß Gottes Tempel überall sey, wo ein reines Herz seine Gebethe zum Himmel sendet. Aber der Mensch ist zu sehr an das Sinnliche gewöhnt, um jede Anregung von außen entbehren zu können; daher der Eindruck, welchen Bilder religiöser Art auf das Gemüth machen. Auch that es ihr weh, daß ihr Kind noch nicht getauft war, in den Ruinen befand sich kein Priester, und so hatte diese heilige Handlung bis jetzt noch unterbleiben müssen.

Einst führte sie Federico durch mehrere Gänge, die sie bisher noch nicht betreten hatte. Eine sanfte Helle schimmerte ihr aus einem reinen Gewölbe entgegen. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie hier eine Nachahmung der Felsen-Capelle fand, als sie eine wohlgetroffene Copie des herrlichen Kreuzbildes auf dem kleinen Altar, von einer Ampel beleuchtet, erblickte. Dankbar sah sie ihren Begleiter an, und Thränen der Rührung glänzten in ihren Augen. Federico verließ sie, um sie ihren Empfindungen und ihrer Andacht ungestört zu überlassen.

Bettina trat an den Altar, und legte ihren Sohn auf denselben, indem sie ihn dem Heiland zum Opfer brachte. „Laß!“ so bethete sie, „dieß Kind, das hier unter zerstörten Trümmern, in einer Räubergenossenschaft geboren, noch die Weihe nicht empfing, die es der Gemeinde der Christenheit einverleiben soll, laß dieß arme, hilfbedürftige Wesen deiner Huld empfohlen seyn! Laß das, was ich hier vor deinem Bilde verrichte, einstweilen gültig zu jenem großen Bunde seyn, bis günstigere Umstände mir gestatten werden, es durch geweihte Hände vollziehen zu lassen!“ Hier entblöste sie das Haupt des Säuglings, und goß aus einer mit Wasser gefüllten Schale die helle Flut darüber. Sie nannte den Knaben Lorenzo, zum Angedenken ihres Vaters, und hielt ihn unter innigem Gebethe nochmals zu dem Bilde des Erlösers empor, dann drückte sie einen zärtlichen Kuß auf die Stirne des kleinen Christen, und fühlte nun ihr Herz beruhigt und erleichtert.

Wochen und Monden vergingen; der kleine Lorenzo wurde unter der pflegenden Hand der Mutter immer stärker, schon lächelte er, und sah sie mit seinen großen schwarzen Augen so sprechend an, als verstände er sie. Der Winter ging hin; die Lüfte wurden lauer; zwischen den Steinen sproßen schon Gräser und Frühblumen hervor; die muntere Lerche wirbelte ihr Lied durch das blaue Gewölbe des Himmels. Die Räuber wurden ungeduldig, sie machten ihrem Hauptmann bittere Vorwürfe, daß er sie schon so lange unter nichtigen Vorwänden abgehalten hatte, auszuziehen; sie drangen in ihn, sie wieder auf Streifzüge auszuführen. Sie hatten ausgekundschaftet, daß ein reicher Graf mit seinem Gefolge die Straße ziehn werde, da hofften sie reiche Beute zu machen. Gezwungen mußte er thun, was er jetzt verabscheute; er theilte ihnen Befehle aus, und hieß sie bey einbrechender Dunkelheit die Straße besetzen. Bettina warf sich vor ihm nieder, und flehte um Schonung für



die Unglücklichen, die seine Gefährten dem Tode geweiht hatten. Sie bat ihn, sich loszureißen von den Verbrechern, und zur Tugend zurückzukehren. Ach! es war unmöglich! aber Menschenleben zu schonen, das stand in seiner Macht, und dieß gelobte er ihr.

Die Nacht brach herein, die Mordgesellen brachen auf und zogen, ihren Hauptmann an ihrer Spitze, den Reisenden entgegen. Sie lagerten an der Felsenstraße, die längs der Meeresküste sich hinzieht. Der Mond trat eben hinter den Wolken hervor, als des Grafen Wagen, von einer beträchtlichen Anzahl bewaffneter Diener umgeben, heransuhr. Des Grafen Gefolge war auf einen Angriff vorbereitet, und es entstand ein hitziges Gefecht, in welchem von beyden Seiten mehrere Todte und Verwundete blieben. Doch endlich siegte die Übermacht der Räuber. Der Graf ward aus dem Wagen gerissen, und wäre sicher getödtet worden, wenn nicht Federico befohlen hätte, seiner zu schonen. Er hatte ihn erkannt, es war der Graf Castelmare, der aus Spanien in seine Heimath zurückkehrte. Federico gab dem Grafen sein eigenes Pferd, und führte es ehrerbietig am Zügel. So kamen sie in die Ruinen, wo er seinen Gefangenen in sein Gemach führte, und ihm sein eigenes Lager zur Ruhestätte überließ. Dann suchte er Bettinen auf, die er in der Capelle fand, wo sie die Nacht in Thränen und Gebeth, bangend für sein Leben, zugebracht hatte. Sie flog mit einem Ausruf der Freude ihm entgegen, er aber sagte ihr nicht, daß ihr Gemahl so nahe sey, weil er für den kommenden Morgen ihr eine Überraschung zgedacht hatte.

(Der Schluß folgt.)

### Zweysylbige Charade.

#### Erste Sylbe.

Mit leichtbewegtem, hellem Flügel  
Umkreis't sie uns're Erdenwelt,  
Sie wagt kein Sterblicher zu zügeln,  
Hier ist's, wo uns're Schranke fällt.

Ihr hat kein Herrscher noch geboten,  
Doch dient sie willig jedermann,  
Und bis zum stillen Haus der Todten  
Spricht jeder sie zum Leben an.

#### Zweite Sylbe.

Die blieb uns noch aus alten Tagen,  
Ob auch die alte Zeit entchwand;  
Es halten viele tausend Sagen  
An ihr mit wunderbarer Hand.

Es drängt uns hin zu jenem Frieden,  
Der über ihren Resten weht;  
Denn, ob die Schöpfer auch geschieden,  
Ihr angestauntes Denkmal — steht.

#### Das Ganze.

Es baut der Mensch durch's ganze Leben  
Mit unverwandtem Eifer dran,  
Und was sich Holdes ihm begeben,  
Er fügt es jenen Pfeilern an.

Es zieht vor ihm durch Krieg und Frieden,  
Es zielt des Träumers Einsamkeit:  
Doch ist es einst von ihm geschieden,  
So schied auch eine schöne Zeit.



Zwar eifern kalte Lebensweisen,  
Und mancher hat es streng versucht;  
Doch ist nicht was er sucht zu preisen,  
Das, was er zu zerstören sucht?

S. S. 6-1.

### Correspondenz-Nachricht.

Dresden, Ende October 1823.

Der Abend dieses Jahres ist bey uns so überaus schön und mild, daß der Genuß der Natur sowohl, als der Kunstsammlungen, noch gar nicht gestört ist. Bey einem Besuch der herrlichen königlichen Gemälde-Gallerie sah ich, daß nun endlich die berühmte Sirtinische Madonna von Raphael von der Wand genommen, und bey dem mittlern Fenster aufgestellt ist. Es wurde eine Art von Portal oder Triumphbogen errichtet, um das Gemälde aufzustellen, welcher dasselbe zwar würdig und edel umschließt, im Ganzen aber für den Raum der Gallerie doch fast zu colossal erscheint. Der Schlagschatten, den dieses Gerüst auf so viele andere Gemälde wirft, ist unangenehm; im schönern Licht steht das Gemälde allerdings, aber der Vortheil, den man den copirenden Künstlern davon versprach, ist gering, indem eine sehr breite Balustrade sie so weit davon entfernt, daß das genaue Erkennen der Details, welches bey gewissenhaft treuen Copien so wichtig ist, fast unmöglich wird. Es ist für echte Künstler, die gewiß den Werth eines solchen Kunstwerks am innigsten zu schätzen wissen, wohl sehr kränkend, daß diese Schranken ihnen gerade gesetzt wurden, da man längs den Wänden, wo jedes Kind, jeder noch so rohe Fremdling die Gemälde berühren kann, nie Barrieren errichtete! In mancher andern Gallerie sind an allen Wänden Schranken, und sie werden nur da weggenommen, wo Künstler arbeiten.

Das Concert, welches Maria Szymanowska am ersten October hier im Hôtel de Pologne gab, gewährte allen Musikfreunden einen hohen, unvergeßlichen Genuß. Diese seltne Künstlerin weiß durch ihren herrlichen Vortrag das Pianoforte wunderbar zu besetzen. Mit Sicherheit und Grazie überwindet sie jede Schwierigkeit; Zartheit und tiefe Innigkeit beleben ihr Spiel so hinreißend, daß selbst unser gewöhnlich sehr kaltes und strenges Publicum ihr den rauschendsten einstimmigsten Beyfall zollte; wer die liebenswürdige, anspruchlose Künstlerin näher kannte, interessirte sich doppelt für sie, da höhere Bildung sie eben so auszeichnet, wie ihr herrliches Talent. Unsere herzlichsten Segenswünsche begleiten sie auf ihrer fernern Kunstreise. Sie spielte hier in ihrem Concert: die erste Abtheilung von Hummels Concert aus H-moll, Adagio und Rondo von demselben Meister, aus A-moll, eine Romanze mit Violoncell-Begleitung von ihrer eigenen Composition, und ein Rondo mit Orchester-Begleitung von Field. Mad. Sandrini und die Herren Zezi und Voccaccini sangen recht brav und erhöhten dadurch noch den reichen Genuß dieses Abendes.

Am 10. gab Kammermusikus Fürstenau Concert. Der Ruhm dieses trefflichen Flötenspielers ist fest gegründet, er kann nicht anders als meisterhaft spielen, indes erwachte doch bey manchem Zuhörer der Wunsch, daß er nicht zu großen Werth auf die Besiegung der Schwierigkeiten legen möchte; der süße Schmelz des seelenvollen Vortrags, den er auch ganz in seiner Macht hat, gewährt höhere Freude, als alle Staccato-Läufe und springenden Passagen, so künstlich diese auch seyn mögen. Er spielte ein sehr hübsch componirtes Concert von Dohauer, ein Divertissement mit seinem Schüler, Herrn Bizob, und sehr brillante Variationen von eigener Composition. Die Ouverture von Kuhlau zur Oper: die Zauberharfe, war brav gearbeitet, doch fand die größere Menge sie fast zu gelehrt. Mad. Devrient sang eine Arie von Rossini, und die Herren Benincasa und Zezi sangen ein komisches Duett von Saffaroli, eine Parodie auf die beliebte Cavatine: „Di tanti palpiti.“

Ein recht braver Pianofortespieler aus Warschau, Herr Würfel, gab auch Concert, welches leider nicht so besucht war, wie dieser Künstler es verdient hätte; sein Vortrag ist sehr geschmackvoll und brillant. Kammermusikus Otto Kreßner verschö-



nete dieß Concert durch sein treffliches Flötenspiel; dieser junge Künstler verdient die ehrenvollste Erwähnung.

Eine ganz neue italiänische Oper vom hiesigen Capellmeister *Mortacchi* verdiente und fand den wärmsten Beyfall, das Haus ist bey jedesmaliger Wiederholung voll, und die mannigfaltigen Schönheiten der charaktervollen reizenden Musik werden immer mehr empfunden und anerkannt. Das Sujet ist allerliebste, die Oper heißt: „*la Gioventù di Enrico V.*“ und das Buch ist ganz nach dem französischen Lustspiel gleiches Namens bearbeitet. Selten findet man bey einer Oper das *Feinkomische* in der Musik so treffend, lebenvoll und originell behandelt; kennt man doch kaum eine andere Gattung als *Opera buffa* oder *seria*, rechnet man noch die romantischen und trivischen Opern dazu, und nennt man solche *eroikomische*, wo alles ernst ist, und nur ein *Buffo* mitunter als furchtsamer Diener oder postrender Alte durch seine *Lazzi* die gähnenden Zuhörer ermuntert, so scheint der Kreis geschlossen; unser *Mortacchi* zeigte schon in seinem *Barbiere di Siviglia* und *Gianni di Parigi* ein entschiedenes Talent für das *Edelkomische*, in dieser neuen Oper bewährt sich dieß auf das Erfreulichste. Schon die *Symphonie* ist ganz in diesem Styl geschrieben, anmuthig scherzend, neu und grazios; die Charaktere des gutmüthigen, heftig aufbrausenden und leichtbefänftigten alten *Corsarenhauptmanns*, der naiven *Bettina* und des schalkhaften aber glühendliebenden *Pagen* sind in der Musik treffend dargestellt. Auch der fröhliche, allen Zwang hassende *Prinz* und der feine *Hofmann* sind mit heiterer Laune hingezeichnet. Es ist das höchste Lob dieser echt-dramatischen Musik, daß kein Satz daraus passend wäre, in Concerten gelungen zu werden, so innig verwebt ist jeder in die Situation. Nicht eine einzige Scene ist uninteressant; von jeder ließen sich ganz eigenthümliche Schönheiten bezeichnen. Um nicht zu weitläufig zu werden, bemerke ich indeß nur folgende ganz ausgezeichnet reizende Musikstücke: das allerliebste erste Duett, zwischen *Bettina* und *Eduardo*, wo er leidenschaftlich aufstammend seine Gefühle nicht länger verbergen kann und sie solche mit kindlicher Unschuld treuherzig erwiedert; das herrliche Finale des ersten Actes, wo alles mit Feuer und raschem Leben fortschreitet und sich steigert im Ausdruck. Die *Arie* des *Pagen* ist ein kunstvolles Spiel, ein zartgewobner Scherz. Ganz meisterhaft ist die große komische Scene des *Capitän Coop*, jedes Wort, jeder Wechsel der Empfindungen ist hier im reichsten Colorit der Tonsprache gemalt. Der rauschendste, anhaltendste Beyfall ertönt jedes Mal bey dieser Scene; das nächste *Quintett*: „*Che sorpresa o è pur vero?*“ ist vortrefflich gearbeitet, und muß die strengsten Kenner befriedigen. Die *Bravour-Arie* der *Bettina* nebst Chor zum Schluß ist eben so glänzend als reizend und eigenthümlich. Diese Oper wurde aber auch mit Lust und Liebe ausgeführt; *Mlle. Funf* zeigte als *Bettina* zum ersten Mal, wie allerliebste sie solche ganz naive Rollen darzustellen versteht. *Costanza Tibaldi* war als *Page* überaus reizend, selbst ihr stummes Spiel war voll Ausdruck und Schalkhaftigkeit. Der *Tonsetzer*, den Fleiß und das rühmliche Vorwärtstreben dieser jungen Künstlerinn erkennend, gab ihr manche schwierige Aufgabe zu lösen, was ihr auch vollkommen gelang. Vortrefflich ist aber Herr *Venincasa* als *Capitän Coop*. Er hat sich den Charakter dieser Rolle ganz eigen gemacht, und gibt ihn mit unerschöpflicher Laune. *Sgnr. Bezzi* gab den *Prinzen* recht brav, besonders gelang ihm in den spätern Vorstellungen der *Ton* der *Jovialität*, welcher hier so fern von *Gemeinheit* bleiben muß. *Sgnr. Tibaldi* gab den *Kocher* sehr lobenswerth.

(Der Schluß folgt.)

### Musik-Anzeige.

Die beliebten Quartetten des Herrn *Schuppanzia* im kleinen Verein-Saale, (unter den Tuchlauben beym rothen Thel) werden vom 28. December an immer Sonntags Nachmittag, von halb 5 bis halb 7 Uhr fortgesetzt. Man kann sich täglich in den Kunsthandlungen der Herren *Steiner* und *Comp.*, *Mechetti* und *Sauer* und *Leidesdorf* abonniren, und zwar für sechs Productionen mit 10 fl. W. W.

### Ankündigung.

Indem wir hiermit die Fortsetzung dieser Zeitschrift ankündigen, ziemt uns vor Allen ein Wort des Dankes an die Günstigen, die sie mit steigendem Beyfall beehren. Er ist die schönste Anerkennung so vieler Trefflichen, das geistreiche Männer und Frauen in diesen Blättern niedergelegt, und für uns die kräftigste Aufforderung, auf der, unter mancherley Hindernissen zurückgelegten Laufbahn muthig fortzuschreiten. Gewohnt, unsere Versprechungen nicht sowohl zu erfüllen, als durch unsere Leistungen zu überbie-



ten, werden wir fortfahren, für eine Mannigfaltigkeit von bloß Original-Aufsätzen zu sorgen, die, zusammengenommen, angemessene Belehrung mit sinniger Unterhaltung verbinden. Es scheint überflüssig, zu bemerken: daß uns hierben nicht kleinliche Berechnungen des Eigennuzes, sondern bloß der Wunsch leiten werde, die Summe geistiger Genüsse im deutschen Vaterlande zu vermehren, und dem hohen Ziele, das wir uns vorgesteckt, schrittweise näher zu rücken. In diesem Geiste erklären wir uns bereit, beurtheilende Anzeigen von neu erscheinenden belletristischen und artistischen Werken gegen frankirte Einsendung eines Exemplars unentgeltlich liefern zu wollen.

Auf gleiche Art werden wir bedacht seyn, die von dem Costum-Director der k. k. Hoftheater Hrn. von Stubenrauch entworfenen und von Hrn. Franz Stöber ausgeführten Modebilder, die nöthigen Falles zur Erleichterung der Nachahmung von zwey Ansichten dargestellt werden sollen, immer einer steigenden Vervollkommnung entgegen zu führen. Von dem Zusammenwirken zweyer Künstler, deren bisherige Arbeiten, nach dem Urtheile aller Kenner, hinter keiner der Forderungen zurückblieben, die Engländer und Franzosen an die ihrigen dieser Art machen, ist dieß mit voller Veruhigung zu erwarten.

Die Bedingungen für die Abnehmer der Wiener Zeitschrift sind folgende: Dieselbe erscheint wöchentlich drey Mal, nämlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modenbilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien vierteljährig 6, halbjährig 12, und jährlich 24 fl. C. M., ohne Modebilder (doch aber mit allen außerordentlichen Kupfer- und Musik-Beilagen), vierteljährig 3 fl. 36 kr., halbjährig 7 fl. 12 kr. und jährlich 14 fl. 24 kr. C. M. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß (Dorotheergasse Nr. 1108) abgelassen. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modebilder vom Texte nicht statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden, und halbjährig 13 fl. 12 kr., jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. zahlen. Pränumeranten, die ihre Exemplare, mit hartem Wachs und mit dem Amtsstempel geschlossen, zu erhalten wünschen, zahlen halbjährig 48 kr., und jährlich 1 fl. 36 kr. C. M. mehr. Für obige Preise wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen, wöchentlich zwey Mal, expedirt. Die Versendung am Tage der jedesmaligen Erscheinung kostet halbjährig 2 fl. und jährlich 4 fl. C. M. mehr.

Den geehrten Herren Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Obersthofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition machen, steht es frey, die erscheinenden Blätter der Wiener Zeitschrift hier zu beziehen, oder sich, bey ihrer etwaigen Abreise von Wien auf Landgüter etc. innerhalb des Kaiserstaats allenthalben nachsenden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Der Preis der Modebilder allein wird vierteljährig mit 4, halbjährig mit 8, und jährlich mit 16 fl. C. M. entrichtet. Einzelne Modebilder kosten in der Handlung zum goldenen Stern am Petersplatz 24 kr. C. M.

NB. Es ist den (Titl.) Pränumeranten frey gestellt, die Zahlung in der angeführten Conventions-Münze oder in Wiener Währung zum Curs von 250% zu entrichten.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift ganzjährig mit und ohne Modebilder um die oben bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Herrn Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen, und der bisherigen acht Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art von Beiträgen, wovon die aufgenommenen mit fünfzehn Thaler Sächs. Cour. für unsern Druckbogen honorirt werden, geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, am Petersplatz, zum goldenen Stern.

### Modenbild LII.

Ein Überrock von Parisienne mit Atlas verziert. Der umgeschlagene Kragen ist von Gaze-Tris und mit schmalen Blonden verziert. Das Bonnet von Blonden.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.





*P. v. St. del.*

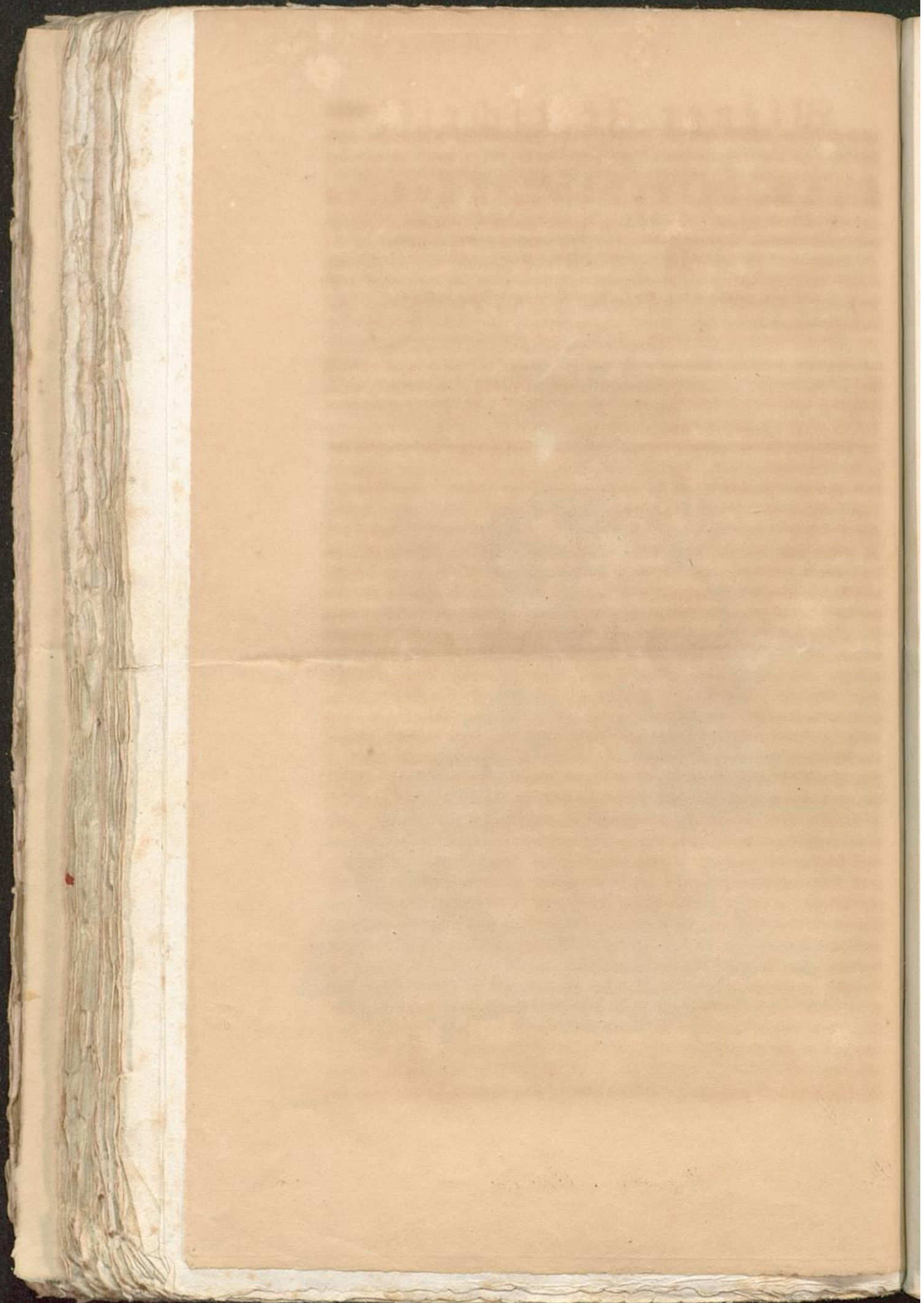
*St. Huber. sc.*

III.

*Wiener Moden.*

*154.  
1823*







# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Sonnabend, den 27. December 1823.

155

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die Ruinen von Uxur.

(S c h l u ß.)

Bettina war gewohnt jeden Morgen mit ihrem Säugling auf dem Arm in der Capelle zu bethen, und jetzt holte sie den Kleinen. Sie kniete an den Altar, und bethete um Schutz für sich und ihr Kind, um Vergebung für den unglücklichen Räuber. Dann bethete sie laut für das Wohl ihres Gatten, und flehte, daß ihr der Himmel doch vergönnen wolle, in seine Arme zurückzuführen. Da hörte sie Geräusch hinter sich, sie sah sich um, und erblickte Federico'n, an seiner Seite einen hohen Mann, in welchem sie sogleich ihren Gemahl erkannte. Sie stieß einen Schrey aus, und sank ohnmächtig zu Boden. Castelmare war starr vor Erstaunen, als auch er die todt gewähnte Gattinn erkannte. Federico hob Bettinen vom Boden auf, und legte sie in des Grafen Arme. „Bögere nicht,“ rief er aus, „die treue Gattinn an die Brust zu drücken, es ist nicht ihr Geist, wie du etwa wähnst, sie ist es selbst, die du umfassest. Ich habe sie aus dem Grabe geraubt; ihre theuern Überreste wollte ich besitzen, dadurch ward sie von ihrem Scheintode in's Leben zurückgebracht. Mein, wähnst' ich, sey sie nun, und forderte ihre Liebe; aber die Tugendhafte wies mich zurück, und führte durch ihr Beyspiel mich selbst wieder zur Tugend. Rein und unentweihet gebe ich sie dir wieder mit dem Sohn, den sie dir hier gebar. Ach ich gebe dir mit ihr das ganze Glück meines Lebens, denn ihre Gegenwart schuf mir diese grauenvollen Ruinen zum Paradiese um, und ihre reine Engelsseele gab mir Trost und Beruhigung, wenn meine qualvolle Lage mich der Verzweiflung nahe brachte.“

Mit Entzücken drückte der Graf die wiedergefundene Geliebte und das holde Pfand ihrer Liebe an sein Herz, und dankte mit den lebhaftesten Gefühlen dem Retter ihres Lebens. Dann berieth man sich, was ferner zu thun sey, und wie es Federico anfangen wolle, seinen Gefangenen nebst Bettinen und dem kleinen Lorenzo zu befreyen. Obgleich Federico das Oberhaupt der Räubergesellschaft war, durfte er doch nicht eigenmächtig handeln; nach den



Gefeszen, welche sie festgesetzt hatten, und welche jedes Mitglied des Bundes beschwören mußte, waren die Gefangenen ein Gemeingut, und konnten ohne allgemeine Einwilligung selbst nicht gegen Lösegeld frey gelassen werden. Federico hoffte die Räuber zu bereden, gegen eine große Summe, die ihrer Habsucht zusagen würde, den Grafen nebst den Seinen los zu geben. Er berief daher die vornehmsten aus ihnen in die große Halle, in welcher sie stets zusammenkamen, wenn sie über Wichtiges sich zu berathen hatten.

Die Überreste eines ehemaligen Tempels waren diesem Zwecke gewidmet; ein hohes Gewölbe in edlem Style gebaut, mit einem Säulengange umgeben. Das Licht, das durch hohe Bogenfenster hereinsiel, brach sich an den mit Gold und Marmor bekleideten Wänden, und verbreitete ein feyerliches Hell Dunkel in dieser Rotonde, welche ein Gemisch von stolzer Pracht und grauenvoller Verfallenheit darstellte. Die Räuber traten herein; große colossalische Gestalten, mit wild umherflatternden Haaren und dunkelblickenden Augen, die kaum zwischen den buschichten Braunen und den verwachsenen Bärten durchzublicken vermochten. Es waren ihrer wohl fünfzig an der Zahl; außer Federico war ein einziger darunter, dessen Züge vermuthen ließen, er sey eines bessern Schicksals werth. Er war der Einzige, den Federico seiner Freundschaft werth hielt, denn auch ihn hatte ein rascher, schon oft bereuter Entschluß, unter diese Ungeheuer geführt. Dieser Mann hatte sich bey der Bande beynähe in so großes Ansehen zu setzen gewußt, als Federico selbst, und auf seinen Ausspruch kam hier alles an. Die beyden Freunde hatten sich schon vorher besprochen, und es gelang ihnen nach einigem Widerstand, die Genossen zu bereden, das große Lösegeld anzunehmen, das ihnen der Graf anbieten ließ. Es hielt schwer, sie zu bewegen, auch Bettinen zu entlassen, die sie als ein besonderes Eigenthum des Hauptmanns ansahen; sie behaupteten, sie müsse sich als seine Gattinn betrachten, und dürfe ihn nimmer verlassen. Nur die Versicherung Federico's, daß er selbst ihre Entfernung wünsche, und das Versprechen das Lösegeld für sie zu verdoppeln, bestimmte sie endlich zur Einwilligung.

Der Graf schrieb nun seinem Neffen, und befahl ihm, die bestimmte Summe in die Hände des Bothen auszuliefern. Er untersagte ihm, den Bothen zurückzuhalten, oder die geringste Feindseligkeit gegen die Räuber auszuüben, weil sonst sein und der Seinigen Leben gefährdet wären. Der junge Graf erstaunt, und eben nicht sehr erfreut über Bettinens Erziehung aus dem Grabe, dachte doch redlich genug, um so bald als möglich die erforderliche Summe zur Auslösung der gefangenen Verwandten zusammen zu bringen. Das Geld wurde an Ort und Stelle gebracht, und die Gefangenen noch dieselbe Nacht aus den Ruinen geführt, von welchen Bettina, besonders von ihrer lieben Capelle, nicht ohne Thränen Abschied nahm. Federico'n beschwor sie nochmals den häßlichen Bund zu verlassen; er versprach es ihr, drückte ihre Hand an seine Lippen, riß sich heftig los, und verbarg sich in den wüsten Trümmern um dort seinen Schmerz ausweinen zu können.

Die Gefangenen wurden mit verbundenen Augen auf Rosse gesetzt, deren Zügel von Führern geleitet wurden. Auf der Straße wurden ihnen die Binden abgenommen, und man ließ sie ihres Weges ziehn. Mit der Umgebung bekannt, erreichten sie bald das Schloß Castelmare, in dessen Nähe ih-



nen der junge Graf im Geleite der ganzen Dienerschaft entgegen kam, und alles schon zu ihrem Empfange bereitet war.

Bettinens Wiedererscheinung erregte das größte Erstaunen in der ganzen Gegend. Ihr langer Aufenthalt in den Ruinen an Federico's Seite, dessen ehemaliges Verhältniß mit ihr nicht unbekannt war, gab den Lästern Stoff zu mancher zweydeutigen Rede. Der Graf war von der Unschuld seiner Gattinn überzeugt, doch verdrossen ihn die hämischen Bemerkungen des benachbarten Adels; ihrer von Herzen überdrüssig, beschloß er sich auf immer aus dieser Gegend zu entfernen. Er übergab nun seinem Neffen einen Theil seiner Besitzungen als Eigenthum, verkaufte das Übrige, und kehrte mit Bettinen und seinem kleinen Sohne nach Spanien zurück, wo er sich ein Landgut kaufte, und dort in dem kleinen Kreis seiner Familie sehr glücklich lebte. Bettina hatte das Schloß Castelmare, das ihr so viel schmerzliche Erinnerungen bot, gern verlassen.

Jahre waren vergangen, seit sie in Spanien lebten; Lorenzo war ein bildschöner, hochherziger Jüngling geworden, der des Vaters Stolz, der Mutter Freude war. Da führte einst eine Reise mit mehrern Jugendgespielen ihn in die Gegend des Montserrat. Sich in der Nähe dieses merkwürdigen Gebirges befinden, und es nicht besteigen, wäre wohl unverzeihlich gewesen; die Gesellschaft beschloß daher, die Reise bis auf den höchsten Gipfel zu unternehmen. Munter traten die jungen Leute die äußerst beschwerliche Wanderung an. In der Einsiedeley des heiligen Bernhards ruhten sie von dem ermüdenden Steigen aus, und genossen der herrlichen Aussicht. Lorenzo unterhielt sich mit dem Bewohner dieser Einsiedeley, einem freundlichen, gesprächigen Alten, der ihn auf die Schönheit der Aussicht aufmerksam zu machen bemüht war. Der Jüngling äußerte sein Erstaunen, daß er hier in dieser Höhe, wo schon jetzt die Luft sehr rauh und kalt sey, überwintern könne. „O," sprach der Greis, „hier will es noch nichts sagen, aber blicke empor, junger Mann! dort auf jener Felsenspitze, welche halb in Wolken verhüllt ist, dort lebt seit einigen Jahren ein Mann bloß dem Gebethe und den strengsten Büssungen." „Und ist es erlaubt, ihn zu besuchen?" fragte Lorenzo. „Wenn ihr einen sehr beschwerlichen Weg von mehr als zwey Stunden nicht scheut, so wird euch fra Benedetto gewiß freundlich empfangen, denn Gastfreundschaft ist eine der heiligsten Pflichten unsers Ordens." Lorenzo erklärte nun seinen Gefährten, daß er jenen Felsen erklimmen wolle; diese fühlten sich zu ermüdet, ihn zu begleiten, es ward daher verabredet, daß sie ihn hier erwarten würden, und er trat die Wanderung allein an. Mit unendlichen Schwierigkeiten hatte er zu kämpfen, doch endlich als die Sonne schon im Sinken war, erreichte er das Ziel seiner Reise.

Er fand den Einsiedler auf einer Moosbank vor der kleinen Thür seiner Hütte. Sobald er den Fremden gewahr wurde, ging er ihm entgegen, und begrüßte ihn freundlich. Es war eine hohe Gestalt; majestätisch war seine Haltung; sein Gesicht drückte den ehemaligen Kampf heftiger Leidenschaften aus; Zeit und Überwindung hatten aber einen Schleyer von Ruhe darüber gebreitet, durch welchen die vergangenen Stürme noch durchblickten, wie die fernen halb in Nebel gehüllten Felsenmassen im Hintergrund einer freund-



lichen Landschaft. Er betrachtete den Jüngling mit Erstaunen, seine Wangen rötheten sich, und sein dunkles Auge blihte lebhafter auf, als es forschend auf Lorenzo's Zügen weilte. Er hieß ihn willkommen, und bot ihm einen Sitz an seiner Seite an. Des Jünglings Blick hing wonnetrunken an dem herrlichen Schauspiel der untergehenden Sonne, die ringsumher die Felsenkuppen vergoldete. Er sah unter sich ein graues Meer von Felsenwellen, zwischen denen die Häuschen der Einsiedler mit ihren kleinen, blumenreichen Gärtchen hervorblickten, und so das Grauensvolle durch das Liebliche gemildert wurde. Gegen Osten hin sah sein Blick eine reizende weit ausgedehnte Landschaft vor sich, deren weiteste Ferne sich im röthlichen Schimmer verlor. Benedetto holte Früchte und reines Quellwasser, und Lorenzo erquickte sich an dem frugalen Mahle. Der Weg war zu weit und zu gefährlich um ihn in der Dunkelheit zurück zu machen. Benedetto lud den Jüngling ein, die Nacht bey ihm auf einem Mooslager zuzubringen. Da die Andern gesonnen waren, in der Einsiedelei des heiligen Bernhards zu übernachten, und auf sein Außenbleiben vorbereitet waren, so nahm er keinen Anstand das Anbieten des guten Bruders anzunehmen.

Benedetto hatte den Jüngling um seine Herkunft befragt; als ihm dieser seinen Vater den Grafen Castelmare nannte, da schloß er ihn in die Arme, und drückte ihn zärtlich an die Brust. Es war Federico, der hier in der Abgeschiedenheit durch strenge Büssungen die Verbrechen zu sühnen suchte, zu welchen einst regellose Leidenschaften ihn verführt hatten.

Als Lorenzo ermüdet auf dem Mooslager entschlief, hatte sich Benedetto bey dem Schein der Lampe hingesezt, und lange geschrieben. Als er am Morgen Abschied von ihm nahm, übergab er ihm einen Brief an seine Mutter. Er begleitete den jungen Mann eine gute Strecke, dann nahm er Abschied, indem er ihn noch einmal zärtlich umarmte. Lorenzo ward von seinen Gefährten schon erwartet, die Rückreise fröhlich und heiter vollbracht, und bald darauf kehrte er nach dem Landgute seiner Ältern zurück, wo er der Mutter Benedetto's Brief übergab. Sie empfing ihn nicht ohne Erschütterung, denn sie ahnete den Schreiber; mit zitternden Händen öffnete sie dasselbe, und las Folgendes: „Schön ist es am Abend eines unruhigen qualvollen Lebens, aus dem Asyl der Ruhe hinabzublicken in die Stürme des Erdenhals. Daß ich es kann, daß meine Brust, befreyt von der Zentnerlast drückender Schuld, die reine Himmelsluft wieder einzuathmen vermag, wem danke ich es? — dir du Engelsseele! dir, die durch Lehre und Beyspiel mich aus dem Pfuhl des Verbrechens herausriß; die durch ihre Tugend mich zurecht gewiesen, und auf den Pfad geführt hat, auf dem ich nun dem Ziele meiner Lebenstage mit heiterer Ruhe entgegen gehe. Bettina! ich habe mein Versprechen gehalten! Losgerissen habe ich mich von den Spießgesellen der Hölle, mit Gefahr mein Leben zu verlieren, durchgewunden habe ich mich durch beynahe unüberwindliche Hindernisse; oft wollte ich unterliegen, aber der Gedanke an dich und die Tugend, deren Vorbild du mir warst, gab mir Kraft auch das Ärgste zu überstehen.“

„Ich habe das Land, das du bewohnst, zu meinem Aufenthalte, die höchste Spitze des Montserrat zu meinem Wohnplatz erkoren. Wenn ich von meiner Höhe das Land überblicke, so ist es mir ein süßer Trost, daß ich, ob-



wohl im ungewissen Schimmer, doch das Fleckchen Erde sehe, wo du, noch immer geliebte Freundin, wohnst! Ich habe deinen Sohn gesehn, deine Züge sprachen auf seinem Gesichte mich an. Wie liebe ich ihn den schönen Jüngling! wie vergegenwärtigte sein Anblick mir die Scenen der Vergangenheit! als er, noch ein Säugling, auf deinen Armen ruhte, der Abendsonne Rosenlicht auf deinen schönen Wangen spielte, wie jetzt hier auf den seinigen!

„Lebe wohl! Hier werden wir uns nicht wiedersehn; aber dort, in einer jener hehren Welten, die jetzt funkelnd von ihrer Höhe auf mich herableuchten; dort wo das Nachtstück unsers Erdenlebens in Nichts versinkt, dort finde ich dich wieder, im Kreis all unserer Lieben! bis dahin lebe wohl!“

Bettina war äußerst gerührt bey Durchlesung dieser Zeilen. Sie dankte Gott, daß er dem Verirrten die Gnade verliehen hatte, zur Tugend zurückzukehren. Sie theilte das Schreiben ihrem Gatten mit, der auch warmen Antheil an Federico's Rückkehr zur Tugend nahm.

Die Ältern, für Lorenzo's Heil besorgt, theilten ihm Federico's Geschichte mit, und warnten ihn vor der Gefahr, sich der Heftigkeit glühender Leidenschaften zu überlassen. Der feurige Jüngling horchte aufmerksam den Lehren, welche die Urheber seines Daseyns ihm gaben, schöne Vorsätze und Gelübde, der Tugend und Rechtschaffenheit getreu zu bleiben, entfloßen seinen Lippen. Zweymal besuchte er noch den Einsiedler des Montserrat, und erhielt von ihm Lehren und Anleitung zum Guten. Als er das dritte Mal ihn besuchen wollte, da zeigte man ihm einen kleinen mit Moos bewachsenen Hügel im Gärtchen, unter welchem er schlummerte. Einsam stand die Hütte; Lorenzo setzte sich auf die Moosbank, welche er sonst mit Benedetto getheilt hatte. Still und einsam saß er da, und die Abendsonne spiegelte sich in den Thränen, die um den entschlafenen Freund seinen Augen entfielen.

### Zweysylbige Charade.

Die erste Sylbe, fern von Lybiens Stut,  
Ist an des Eismeers winterlicher Fluth;  
Die zweyte nennt die schönste Himmelsgabe,  
Wer sie entbehrt, und sie nicht fühlen kann,  
Ist unglücklich bey der reichsten Habe,  
Gehört, ein Lebender, den Todten an.  
Das Ganze ist des Ersten höchste Wonne,  
Und glänzet dort, statt der verschwundenen Sonne.

S. G. Vass.

### Correspondenz-Nachricht.

Berlin, den 12. December.

Ich soll Ihnen die Feiertlichkeiten, die der Vermählung unsers geliebten Kronprinzen mit der schon allgemein verehrten Prinzessin Elisabeth von Baiern vorausgegangen und gefolgt sind, „kurz und doch vollständig“ beschreiben. Eine angenehme, aber



nicht leicht zu lösende Aufgabe, wenn sie Ihrem Wunsche und der Erwartung Ihres Publicums entsprechen soll. Versuchen wir es, sie, so gut wir können, zu lösen. Schon seit Jahren hoffte man eine Verbindung, die sich auf gegenseitige Zuneigung und Achtung gründet, und wobey die Politik — diese große Ehevermittlerin bey Großen — gewiß nur die zweyte Rolle spielt. Unser Kronprinz hatte die persönliche Bekanntschaft seiner durchlauchtigsten Gemahlinn in München gemacht. Diese Bekanntschaft war bald in die zärtlichste Liebe übergegangen, und jetzt sind alle Wünsche seines Herzens erfüllt, und Preußen freut sich dieser Vollendung und des Glücks seines künftigen Beherrschers. Der hohe Bräutigam reisete der hohen Braut bis Zeitz — der Landesgrenze nach Sachsen zu, entgegen. Zufällig sind in dem Namen dieser Stadt die beyden letzten Buchstaben des A, B, C: g und h, enthalten. Hieraus entstand folgender Scherz:

Le prince Frédéric-Guillaume  
Vole au-devant d'Elisabeth,  
Jusqu'aux limites du royaume,  
Et jusqu'au bout de — l'alphabet.

Von der Grenze bis zur Hauptstadt verwandelte sich die Reise der Prinzessin in einen Festzug. In jeder Stadt, durch welche sie kam, wurde sie mit Ehrenpforten, Inschriften, Kränzen, Gedichten, Freundsbezeugungen und Glückwünschen huldigend empfangen. Jedes Dorf war festlich geschmückt; jede wiederholte im Kleinen und ersetzte durch Herzlichkeit, was dem Außern fehlte. Von Seiten der Stadt Zeitz war der erste Empfang feyerlich und sinnvoll eingerichtet. Wittenberg, Treuenbriehen, Delitz weit-eiferten mit einander im Ausdruck der Verehrung, Huldigung und Liebe. Zwischen Delitz und Potsdam liegt das Dorf Müntendorf. Der König war der Prinzessin entgegengefahren, und erwartete dort seine künftige Tochter mit zärtlicher Sehnsucht. Als die Wagen ankamen, trat er vor den, worin die Prinzessin halb schlummernd saß, weckte sie und empfing die froh überraschte in seine Arme. Die dankbare Prinzessin hat wiederholt versichert, daß sie diese gütige Bewillkommung des Monarchen, dessen ersten Anblick, ihre eigene heiße Verwirrung, kurz den ganzen Auftritt nie — nie vergessen werde.

In Potsdam waren zum Empfange der Prinzessin alle Einrichtungen von Seiten der Stadt auf's Beste getroffen. Sie athmeten reinen, warmen Patriotismus, allgemeine Übereinstimmung, herzliche Freude, reife Überlegung und einen geläuterten Geschmack. Die Prinzessin wurde feyerlich eingeholt; sie erwiderte die Huldigungen der Stadt mit Leutseligkeit und Gefühl, und brachte in Potsdam die erste Nacht im Schooße der königlichen Familie zu.

Am folgenden Morgen (den 28.) führte sie Sr. Majestät der König, in Begleitung des königlichen Hauses, nach Charlottenburg, woselbst der Prinzessin, von der Stadt, ein feyerlicher Empfang bereitet war. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Schlosse, trat sie, in Begleitung der Prinzessin Wilhelm, Gemahlinn des Prinz Wilhelm, Bruders Sr. Majestät, den übrigen kurzen aber desto feyerlichern Theil ihrer Reise — den Zug nach Berlin an. Hier in's Umständliche gehen zu wollen, hiesse nicht ein Paar Blätter in Ihrer Zeitschrift, sondern das ganze Heft in Beschlag nehmen. Dabey könnte man sich's gar bequem machen; man dürfte nur das ausgegebene Programm und die Berlinischen Zeitungen nachschreiben. Dafür lieber einzelne Bemerkungen und abgebroschene Züge der Gemälde. Das Wetter war vorzüglich schön und begünstigend. Die bekannte Pünctlichkeit Sr. Majestät des Königs, zeigte sich auch bey dieser Gelegenheit. Alles erfolgte auf die Minute. Bey der unabsehblichen Menge von Zuschauern zwischen Charlottenburg bey Berlin, und in Berlin vom Thore bis an das Schloß; bey der leicht zu erklärenden und noch mehr zu entschuldigenden Neugier, Alles und wieder Alles zu sehen, gab es zwar Gedränge, doch ohne Unordnung. Bisweilen Stockungen, wo es an Abgängen fehlte; doch nirgend rohe Ausbrüche, mit Ausnahme weniger einzelnen, von der bessern Menge sogleich gemißbilligten und gehemmtten Unfuge; es gab keine Excesse der Trunkenheit, des Widerstandes; keine Ausschweifung in den niedern



Classen; ein lobenswerthes Gefühl der Schickslichkeit, das Gefühl der Tagesfeier, und was ich so gern die „Selbstpolizey einer Stadt“ nennen möchte.

Am Eingang des Thores, und während der Donner der Kanonen die Einfahrt ankündigte, empfing der Magistrat, der Verein der Stadtverordneten, der Verein der Bezirksvorsteher die Prinzessin. Die Geistlichkeit fehlte. Innerhalb eines am entgegengesetzten Ende der Linden, im neuen Geschmack erbauten, mit Gewinden, Blumen und Orangerie geschmückten offenen, freystehenden Säulenkreises, erwarteten 150 Töchter der Stadt, in weiß und blauer Kleidung (die Farben Baierns) die hohe Braut. So erreichte die Prinzessin, vom Brandenburger Thore die Linden entlang, langsam fahrend, unter Vorreiten und Nachtreten der Bürger-Innungen und Körperschaften, den Säulencircus, empfing huldreich die Huldigungen und Wünsche der jungen Mädchen, fuhr — die erste — über die neue Schloßbrücke, erreichte das Schloß und ruhte von dem schönen Triumphe aus, der sie sichtbar geführt, erfreut, aber auch sichtbar angegriffen hatte.

Zwey Nächte hinter einander (am 28. und 29.) war die Stadt allgemein, überall reich, an mehreren Stellen prächtig und glänzend beleuchtet. Das Rathhaus, der Säulengang an der Schloßbrücke, die Akademie der Künste, die Hotels des bairischen, russischen und anderer Gesandten etc., wetteiferten mit dem Schönsten, was bisher in dieser Gattung gesehen worden war. Leider mußte dieser herrliche Genuß am ersten Abend durch ein großes Unglück gestört werden. Auf der Interimsbrücke neben der neuen Schloßbrücke, welche für die Wagen bestimmt, aber nicht für die Fußgänger gesperrt war, entstand, durch einen zufälligen Andrang von beyden Seiten, und durch den Ausruf: „Die Brücke stürzt ein!“ eine so fürchterliche Stockung und Anhäufung von Personen aus allen Ständen, Männer und Frauen, Civil und Militär, Bürger und Polizey unter einander, daß in der kürzesten Zeit, und ehe sich die Angst legen, und der Knäuel entwirren konnte, zwischen 30 und 40 Personen, theils auf der Brücke selbst erdrückt und zertreten waren, theils ins Wasser sprangen und ertranken. Wie es heißt, soll eine Untersuchung angestellt werden, von welcher man aber, bey der Unmöglichkeit, den Grund dieses Andrangs und panischen Schreckens aufzufinden, kein anderes Resultat erwarten kann, als daß sie dahin führen wird, die Anzahl und Namen der Verunglückten, und zugleich die Mittel anzugeben, in der Zukunft ähnlichen Fällen durch vorläufige Maßregeln heilsam und kräftig vorzubeugen. Unser menschenfreundlicher Monarch soll erklärt haben, für die Wittwen und Waisen der Verunglückten Sorge tragen zu wollen. In den ersten Tagen d. M. erließ Se. Majestät eine Cabinets-Ordnung, worin die polizeylichen Behörden von aller Schuld freigesprochen werden, und diese einzig und allein dem Ungestüm der Volksmasse bengelegt wird. Mitveranlassung zu dem unglücklichen Ereigniß mag wohl auch, doch ganz unverschuldeter Weise, ein gerade zu dieser Zeit vollendeter Fackelzug der hiesigen Studierenden gewesen seyn. Sie hatten dem hohen Brautpaar, nach erhaltener Erlaubniß, auf dem Schlosse ein Lebehoch gebracht, und löschten nach dem Rückzuge unter Musik, die Fackeln im Lustgarten (wohin die Interimsbrücke führt) aus. Dieses Schauspiel neuer Art lockte die Neugierigen; sie strömten der Hilfsbrücke zu, während die frühern Zuschauer, um den Lustgarten zu verlassen, wo nun alles vorüber war, ihrer Seits derselben Brücke zueilten. Unseliges Mißverständniß! Unselige Verwirrung!

Am nächstfolgenden Tage (den 29.) war die Vermählung des hohen Brautpaares. Wir erwähnen hier nur den Umstand, daß hier das Ceremoniell im Hintergrunde stand; daß die Vereinigung der Hände und der Herzen nur Eins war, und daß wir der glücklichsten Verbindung des uns so theuren Paares zuversichtlich entgegensehen. Zwey und siebenzig Kanonenschüsse meldeten der Stadt den Augenblick der heiligen Handlung, welche der Bischof, Herr E l e r t, verrichtete. — Am Sonntage (den 30.) wohnte der König, mit den Neuvermählten und dem gesammten königlichen Hause, in der Schloß- und Domkirche, dem Gottesdienste bey. — Von den übrigen Hoffesten und Bällen, von der schönen geschmackvollen Fête bey dem königlich bairischen Gesandten, Herrn Grafen v. R e c h b e r g; von dem am 1. December ersten Erscheinen der Kronprinzessin und ihrem Empfang im Opernhause; von dem dort veranstalteten pantomimischen Vorspiel: „Die



Rückkehr des Frühlings," von der Oper Libussa (hier mit Abänderungen und Zusätzen, und mit der gewohnten Prachtverschwendung gegeben); von der eben so ehrfurcht- als seelenvollen Begrüßung der Prinzessin im Schauspielhause, zu welchem Behuf das an Beziehungen so reiche Stück: „Herrmann und Dorothea," sinnig und bedeutungsvoll ausgesucht worden war — von diesen Allen, und vorzüglich von dem huldreichen, leutseligen, herablassenden Wesen der Prinzessin, und von allem Guten, was von ihrem Herzen und Geiste gesprochen und angeführt wird — würde ich Sie gern noch länger unterhalten, wenn ich nicht schon längst, in meiner freudigen Geschwätzigkeit, die mir angewiesenen Grenzen übersprungen hätte. 3.

### L i t e r a t u r.

Spiegel der großen Welt und ihrer Forderungen. Das Buch ist Allen, die in jene treten, und diesen entsprechen wollen, insbesondere jungen Frauenzimmern gewidmet, von Caroline von Wolmann. Pesth und Leipzig, in C. A. Hartleben's Verlag. Mit der Jahreszahl 1824. Die nächste Veranlassung zu dieser beherzigungswerthen Schrift gab der Beyfall, dessen sich das bekannte Werk von Professor Wenzel: „Der Mann von Welt," seit einer Reihe von Jahren erfreut, und endlich der Wunsch, den häufigen Aufforderungen zu genügen, ein ähnliches zum Behuf der weiblichen Jugend zu schreiben. Wie sehr die Verfasserin geeignet ist, in diesem Fach etwas Befriedigendes zu leisten, beweist die Gelegenheit, die ihr zu Theil geworden, in der geselligen Welt zu leben, und mit dem Treiben aller gebildeten Stände, in seinen verschiedensten Abstufungen, durch unmittelbare Theilnahme vertraut zu werden. Wirklich findet der Leser in dem genannten Buch einen Schatz der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen, die sich auf Beobachtung und Erfahrung gründen. Es ist bekannt, wie sehr das Bedürfnis eines solchen Werkes in gegenwärtiger Zeit empfunden wird, die sich so großer Fortschritte in der Cultur rühmen darf, womit jedoch das nur allzu oft verletzende, rohe, läbliche, ja ungeschliffene Benehmen junger Leute, selbst solcher, die mit der Modenbrille auf der Nase frühzeitig die Literatoren spielen wollen, sehr bedeutend contrastirt. Diese mögen recht oft in den hier aufgestellten Spiegel blicken, was man ihrer Eitelkeit sehr gern verzeihen wird, und den Spruch beherzigen: „Erlaubt ist, was gefällt! Erlaubt ist, was sich ziemt!" — der auf dem Titelblatt des Buchs enthalten ist, das als eins der edelsten und zweckmäßigsten Weihnachtsgeschenke, nicht nur für die Jugend beyderley Geschlechts, sondern auch für viele Erwachsene zu betrachten ist, die in den Zirkeln der gebildeten Welt gefallen wollen.

Im Comptoir des österreichischen Beobachters ist diese Schrift zu haben, um den billigen Preis von einem Gulden C. M.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Luftschloß.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 30. December 1823.

156

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet

An dem frühen Grabe M<sup>s</sup>. Gfn. v. J.

Am 21. November.

„Engel brachten Dir den Kranz, und riefen,  
Und Du gingst in Gottes Ruh’.“

Steyer.

Blasses Mondlicht schläft auf Todtenmalen;  
Schatten weben um die grauen Rüstern;  
Welke Kränze hang’ im Winde flüstern;  
Herblich thaut das trübe Nachtgewölk.

Hier, wo halbversunk’ne Hügel grauen,  
Von der weißen Mondnacht hehr umschauert,  
Von der Thränenweide stumm umtrauert,  
Dämmert still ein thränenfeuchtes Grab.

Wiederhall von kaum verklung’nen Klagen  
Scheint noch um die Nasengruft zu beben,  
Trauer um ein frühverblühtes Leben  
Jeder Laut zu künden dieser Nacht.

Horch! es regt sich, — Schlummerathemzüge  
Ziehen durch das ernste düstre Schweigen,  
Und der Fliederstrauch mit leisem Neigen  
Schmiegt sich inn’ger um die Schläferinn.

Tritte rauschen durch die Herbstgesträuche,  
Wankend naht es, — Thränenblicke irren,  
Aufgeschwechte träge Falter schwirren  
Um die schwarzbestorbte Gramgestalt.

„Suchst du diesen frischen Schlummerhügel,  
Mitternäch’tge Wandlerinn?“ — der Schleyer  
Hebt sich, düstre bange Todtenfeyer  
Hallet tief aus schmerzzerrißner Brust.



„Weh! dieß Grab dein weißes Hochzeitsbette!  
 „Thau der Mitternacht dein Brautgeschmeide!  
 „Niederhangend Laub der Trauerweide  
 „Bindet dir den bleichen Jungfrau'kranz.

„Dort die Schatten weben dir den Reigen,  
 „Statt dem Chor der festlichen Gespielen!  
 „Nimmer wird von bräutlichen Gefühlen  
 „Schlagen dieses kalt erstarrte Herz. . . .“

Schaurig hallt die Klage durch die Lüfte;  
 Banger lispeln die verwelkten Kränze;  
 Grauser schlingen sich die Schattentänze;  
 Trüber weint das graue Nachtgewölk.

Leise öffnet sich die Gruft, — sie schlummert! —  
 Um die Schläfe schatten weiße Rosen,  
 „Mutter!“ scheint sie wie im Traum zu kosen,  
 „Rothgeschlafen die beglänzte Wang.“ —

Purpurschein umwallt den falben Nasen,  
 Aufwacht morgenwähnend das Gefieder,  
 Silberlispel säufeln leis' hernieder,  
 Träufeln heitren lindern Himmelstrost:

„Trockne deine Thränen, süße Mutter!  
 „Ausgerungen ist das herbe Wehe;  
 „In der Glanzgefilde sel'gen Nähe  
 „Sank, verklärt in Wonne, jeder Schmerz.“

„Lichtgestalten schwebten mir entgegen;  
 „Nannten Schwester mich, Gespielinn, schwangen  
 „Goldne Himmelsmyrthenkränze, schlangen  
 „Lächelnd sie um deines Kindes Haupt.“

„„Sey gegrüßt! Du lebst von uns Verklärte!““  
 Riefen sie, „„erkennst du nicht die sieben  
 „„Blüth' auf Blüthe dir entschwunden Lieben?  
 „„Hier im Licht' erblüht das Wiedersehn!““

„„Unter Palmen uns ergeh'n, den Chören  
 „„Lauschen, die in hehren Feyerkreisen  
 „„Tiefanbethend den Dreyein'gen preisen  
 „„Werden wir, vereint dem Weltchoral.““

„Dort im Lichte blüht das Wiedersehn!“ . . . .

Leise weht's wie Flug von Engelschwingen,  
 Heiße Thränen sinken . . . . .

Lichter wallt der Purpurschein, die Sterne  
 Blaffen, rosig glüht die duff'ge Ferne,  
 Und das Grab erglänzt im Morgenroth!

Ferdinand Maria Wertheim.



## D a s C o r s e t.

Bekanntlich befand sich auf der großen Ausstellung der französischen National-Industrie im Louvre, ein von einer der größten Corset-Künstlerinnen und Couturières von Paris, Mad. Zamboni, gefertigtes Corset von weißem Atlas, das für Ihre königliche Hoheit die Frau Herzoginn von Berry bestimmt war; es stand hinter Glas, und war der Gegenstand der Bewunderung der weiblichen Welt, die sich stets in den, der Ausstellung gewidmeten, 52 Sälen des Pallastes drängte.

Ein Pariser Theaterblatt, das sich auch zuweilen mit den Moden beschäftigt, enthielt bey dieser Gelegenheit einen kleinen Aufsatz über die Corsets, worin es mit ungemeinem Witz, die Vorzüge geltend zu machen sucht, welche den männlichen Corset-Künstlern vor den weiblichen in Betreff der vollendeten Ausführung gebühre.

Der Verfasser macht vor allem den weiblichen Corset-Artistinnen den Vorwurf, daß sie kalt bey Reizen blieben, die sie doch geltend machen, denen sie Relief, Schwung und Fassung geben sollen.

„Die Gleichgültigkeit, sagt er, ist dem Enthusiasmus entgegen; der Enthusiasmus aber das alleinige Princip des Genie, und nur dem Genie allein verdanken wir die Meisterwerke aller und jeder Kunst; folglich muß jedes Corset, das aus weiblichen Händen hervorging, das Gepräge der Routine tragen, und nichts als eine unvollkommene Skizze der hinreißenden weiblichen Formen seyn. Welche Unbehüllichkeit in ihrem Schnitte, welche steife Härte in ihren Umrissen! welcher Mißklang in ihren Proportionen!

Können Sie wohl von einer weiblichen Nieder-Arbeiterinn jenen so feinen Tact verlangen, welcher bald den Muthwillen mit Anmuth zu zügeln, bald das Taubenfromme vor der Bedrückung des Blankscheits zu schirmen versteht; jenen treffenden Blick, welcher das volle Ideal eines schönen Ganzen ergreifend, Fliehende zurückruft, die Bescheidenen erhebt, die allzu Stolzen erniedriget; jene so unschätzbare Kunst, jeder Sache ihre gehörige Stelle anzuweisen, jene so zarte und sinnige Klugheit endlich, welche auch die allergeringsten Gegenstände geltend macht.

Nur ein Mann ist solcher Werke fähig, und Sie werden mir doch zugeben, daß eine in diesem oben angegebenen Geiste gearbeitete Schnürbrust ein kostbares Stück ist. Sie werden mir vielleicht einwenden, daß dieß einzig daher komme, weil der männliche Schnürleib-Künstler sich gerne und mit voller Seele in die Schönheit der Formen, denen er, gleich dem Goldschmiede den Juwelen, die Fassung bereitet, hineindenken mag, daß er daher öfter ein Meisterwerk hervorbringt, daß endlich eben diese lüsterne Begeisterung seinem Wirken das Gepräge der Unsittlichkeit ausdrücke. Der feinfühlende Artist gestattet nicht nur, daß man die Gegenstände, die ihn nur allzu häufig blenden könnten, seinen Blicken verschleyere; sondern sein Auge kann, weit entfernt in diese Geheimnisse eindringen zu wollen, sich im Nothfalle mit dem Außern der Formen begnügen.

Schüchterne Schöne, unterlaßt dann über die Folgen eines Brauchs zu erschrecken, den die Mode gutheißt, die Kunst und Natur nicht zu mißbilligen vermöchten, und dem die Schönheit so viele Vortheile verdankt.“



## Correspondenz-Nachrichten.

## Brand des Theaters in Grätz, in der Christnacht 1823.

Unser Theater sollte neu ausgemalt und verschönert werden; zu diesem Ende ward am letzten Samstag dasselbe geschlossen und sogleich zu arbeiten angefangen, um es morgen wieder mit vermehrtem Glanze zu eröffnen. Der Himmel wollte es anders!

Leergebrannt ist die Stätte,  
 Wilder Stürme raubes Bette;  
 In den öden Fensterhöhlen  
 Wohnt das Grauen,  
 Und die Wolken schauen  
 Hoch hinein.

In vergangner Nacht, gegen halb drei Uhr, weckten uns plötzlich vier Kanonenschüsse. Feuer, im Theater! war bald der allgemeine Ruf, und in einigen Minuten fanden die entferntesten Gegenstände in lichter Glut. Unvorsichtigkeit der Arbeiter hatte den Brand verursacht, der schon eine Weile im Innern gewüthet, eh' die ausbrechende Flamme das Schreckliche dem Feuerwächter auf dem Schlossberge kund gab. Schon war die ganze Bühne, die Logen und das Parterre ein Raub des verheerenden Elements, bevor man zweckmäßige Rettungsversuche anstellen konnte. Der eifrigsten Bemühungen ungeachtet, der Civil- sowohl, als vorzüglich der Militärbehörden, war es nicht möglich, vom Theater oder vom Redouten-Saale Etwas zu retten. In ersterem ist beynahe die ganze Garderobe, die Bücher- und Notensammlung, die Instrumente, die Decorationen, und alle Einrichtung vernichtet, im letzteren ging, nebst dem Dahingehörenden, auch noch an Instrumenten und Musikalien alles verloren, was vom Musikvereine zur Ausführung des auf heute! angekündigten großen Concertes, dahin geschafft worden war. Auch der Musikverein hat also großen Verlust dabey.

Als man sah, daß alle Rettungsversuche im Theatergebäude selbst ganz unnütz und vergeblich wären, beschränkte man sich bloß darauf, die nah' darneben stehenden Häuser, die Burg, das Bibliotheksgebäude, das Zeughaus und die Zeugamtskanzley vor ähnlichem Schicksal zu bewahren. Der Communicationsgang zwischen Burg und Theater wurde zwar sogleich abgerissen, doch stand erstere noch bis Morgens in größter Gefahr, und noch jezt (4 Uhr Nachmittags) ist man in einiger Besorgniß.

Unser Theater ist also in Zeit von einigen Stunden bis auf die fahlen Wände zerstört, und sowohl vom Schauspiel und der Bühne, als auch vom Redoutensaale, dem Caffehause und den Spielzimmern ist fast keine Spur mehr zu finden. Die Stätte ist im vollen Sinne ausgebrannt. Seit dem Jahre 1775 hatten die Gräzer hier sich über manches Gute erfreut.

Ein Zimmermann stürzte vom Dach in den Flammenpfuhl, ein Schornsteinfeger und mehrere Andere sollen beschädigt seyn.

Die Bälle werden, wie man hört, im kommenden Carneval, im Landhause, ein Surrogat des Schauspiels in der ständischen Reitschule eingerichtet werden.

Dresden. Ende October 1823.

(S c h l u ß.)

Mit unverdienter Kälte wurden dagegen die sehr braven Aufführungen des „Moise in Egitto“ von Rossini aufgenommen, da doch diese Oper unstreitig zu den besten Werken des berühmten Meisters gehört, und sie hier mit großer Sorgfalt einstudiert, und mit Eleganz und Pracht aufgeführt wurde. Die wunderliche Laune Rossini's zu manchen Opern keine Symphonie zu schreiben, scheint ihnen zu schaden. Die Introduction ist herrlich durchgeführt, und von großer Wirkung, man kann überhaupt vielen Musikstücken dieser Oper nicht absprechen, daß sie im erhabnen Styl und von ergreifender Schönheit sind; diese hätten es verdient, mehr ausgezeichnet zu werden, wenn man auch mit Recht bedauern kann, daß Rossini hier oft die erst hervorgebrachte Wirkung



zu zerstören scheint. An das Tragisch- Erhabne grenzen andere Stellen, deren süße Tändeleien nur in komische Opern paßte. Die Introduction; das Gebet, als das Licht wiederkehrt; das Quartett, das Finale des zweyten Actes, und das herrliche, einfachrührende Gebet im dritten Act gehören zu dem Schönsten, was Rossini je schrieb. Wie schade ist es, daß selbst bey dem Schluß noch ein rauschender Opernchor sich an das Gebet anschließt, der nur durch das national Hebräische, was in ihm wie im ersten Finale liegt, zu entschuldigen ist. Mlle. F u n f zeigte als Eleia eine so hohe tragische Kraft und glühende Begeisterung wie noch nie zuvor; diese Künstlerinn hat die auffallendsten Fortschritte gemacht, ihr Spiel ist edel und seelenvoll, ihre schöne Stimme nahm an Kraft und Fülle des Tones merklich zu. Wenige Sängereinnen werden ihr in der herrlichen Stelle im Finale des zweyten Actes gleich kommen, wo sie im tiefsten Schmerz über den plötzlichen Tod ihres Geliebten klagt; dies sind Klänge des Herzens, so erschütternd und hinreißend, wie keine Kunst, sondern nur Gefühl sie lehren kann. Mit sicherer Kühnheit wagt sie diese tiefrührenden Schmerzenslaute, welche, auf dem Gipfel lyrischer Declamation stehend, sich in reinen Wohlklang auflösen. Der orientalische, weiße Turban, und die einfache hebräische Tracht kleiden sie vortreflich. Mlle. V e l t s h e i m sang die Amathea sehr gut, die Sicherheit und Rundung, womit sie die Passagen auch in den höchsten Tönen ausführt, erwerben der fleißigen Künstlerinn stets rauschenden Beyfall. Sgr. B e z i gab den Pharao recht brav; seine herrliche Bassstimme machte große Wirkung, und seine hohe Gestalt paßte sehr gut zu dem trefflich angeordneten ägyptischen Costüm. Sgr. V o c c a c c i n i gab sich als Osiride viele Mühe, aber da er deutlich sieht, wie wenig er gefällt, so nimmt seine Befangenheit immer zu, sein Spiel wird noch steifer und ängstlicher. Es erweckt Bedauern, diesen mit Gefühl begabten Künstler so entmuthigt zu sehen. Ausgezeichnet ist Sgr. T i b a l d i als Aron, sein Spiel und seine Stellungen sind ausdrucksvoll und malerisch; Sgr. S a s s a r o l i gibt den Moses mit einfacher Würde recht gut. Alle Costümes sind richtig und schön, und die Theater-Effecte gut berechnet. Zum ersten Mal hatten wir bey dieser Oper die Freude eine Pedalharfe im Orchester zu hören, sie gehört unentbehrlich zur Begleitung der beyden Gebethe und des Quartetts im zweyten Act, und die schöne Wirkung dieses herrlichröhrenden Instrumentes läßt sich durch kein Surrogat ersetzen. Es war doppelt erfreulich, hier, mitten unter den Virtuosen und Veteranen der königl. Capelle, ein zartes Mädchen, die zwölfjährige Tochter des Hofcantors Schmidt, zu sehen, das mit Sicherheit und Kraft in die Saiten griff, und zu schönen Hoffnungen berechtiget.

Im deutschen Theater zeichnete sich eine treffliche Aufführung des Clavigo aus; Herr Devrient als Clavigo, Pauli als Carlos, Julius als Beaumarchais und Mad. Schirmer als Marie ließen nichts zu wünschen übrig. Jetzt studiert man die Oper: Libussa von K r e u z e r ein.

Buden mit Wachsfiguren (worunter die Sammlung des Herrn G l e d u recht vorzüglich seyn soll) und andere mit wilden Thieren etc. geben dem von Promenaden umgebenen Demolirungsplatz ein recht fröhliches Boulevard-ähnliches Ansehen.

Am 19. October wurde die Befreyung der königlichen Majestäten von Spanien durch ein Te Deum unter Abfeuerung der Kanonen und Salven gefeyert, und am 21. ein schönes Feuerwerk zur Feyer dieser für Sachsen so erfreulichen Begebenheit abgebrannt. Der Hof wohnte letzterem im Gartenpalais des Prinzen Maximilian bey. Es wurde theils am entgegengesetzten Elbufer bey dem Palaisgarten, theils auf der Elbe selbst abgebrannt, welcher Platz sehr gut gewählt war, da Tausende es hier von allen Seiten sehen und bewundern konnten. Die mitbeste Mondnacht begünstigte das schöne Fest. Die Wirkung dieses Feuerwerks, welches mit Flammenkreisen und Sternbogen beyde Ufer zu verbinden schien, wurde durch den sanften Mondesdämmer nicht vermindert, und wohlthuend war das stille Licht für das geblendete Auge, als jene Strahlenbüsche erloschen. Längst schon war dieses herrliche Feuerwerk bereitet, und man hatte seit Jahren (!) auf eine Gelegenheit gewartet, die würdig war, es abzubrennen.



## Schauspiel.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien: Der böse Krollö. Altschweizerisches Ritterschauspiel in einem Aufzuge, frey nach dem Englischen des Maturin, vom Verfasser des Drama's: Der falsche Schlüssel.

Dieser böse Krollö ist ein Leibeigner des Bernhard von Adelswyl, der vor zehn Jahren den Entführer seiner Gattinn erschlug. Das Bewußtseyn dieser That peinigt ihn. Nur ein Knabe, Ubaldo, war dessen Zeuge. In der Folge knüpft sich zwischen diesem und Bernhards Tochter Ulrike ein Herzensverständnis an. Der Jüngling rettet ihr das Leben. Dennoch verfolgt, mißhandelt ihn auf alle Weise der reuerfüllte Ritter, weil er stets besorgen muß, von ihm verrathen zu werden. Krollö weiß nun das Geheimniß, ein Abschaum innerlich und äußerlich, wagt er es, sich um Ulrike zu bewerben. Auch Rudolph, der Erbe des Ermordeten, fordert sie zur Gattinn. Beyde werden abgewiesen. Jetzt entdeckt der Leibeigne dem jungen Rudolph den Schuldigen an seines Vaters Tode. Dieser überfällt den Ritter Bernhard, nimmt ihn gefangen, und weicht ihn dem Tode. Durch Ubaldo's List wird er befreyt. Wir übergehen hier einige Nebenumstände, und erwähnen noch den Schluß. Krollö wird von Bernhards Reiffgen ergriffen, und seiner Thaten Lohn gewärtig, fortgeschleppt. Plötzlich kehrt er aber frey zurück, stürzt von der einen Seite, so wie Rudolph von der andern, mit gezücktem Schwert auf Ubaldo ein, der schnell zurücktritt, so daß die Bösewichter nun einander selbst durchbohren.

Unwahrscheinlichkeiten und Mangel an Zusammenhang herrschen vor in diesem Schauspiel; viele Scenen sind über die Gebühr gedehnt, und die wenigsten Schauspielers haben in Stücken dieser Art den rechten Tact, um durch zweckmäßige Beschleunigung der Rede diesen Fehler abzuheffen; sie dehnen jeden Perioden nur noch mehr. Was dem Stück indessen abgeht an Werth und innerm Gehalt, ersetzen die Spectakel- und Effectscenen, die besonders am Schlusse jedes Aufzugs angebracht sind. Man merkt ihnen jedoch oft die gezwungene Herbeyführung an, und daß sie durch keine innere Nothwendigkeit bedingt werden. Dessen ungeachtet gehört der böse Krollö, dramatisch betrachtet, zu den bessern seiner Gattung. Der Theater-Coup in der letzten Scene kann in hohem Grade feck genannt werden, auch ist die dadurch hervorgebrachte Wirkung gemischter Art, jedoch befriedigender, als in vielen andern Schauspielen; denn was kann frappanter seyn, als diese seltsame Art und Weise, wie zwey Schurken an einander Gerechtigkeit ausüben! Die Bearbeitung ist fleißig, der Dialog in ungereimten Versen, fließend und natürlich.

Die Darstellung verdient im Allgemeinen auch das Lob des Fleißes. Herr Kott, als Bernhard von Adelswyl, zeigte sich in einer ihm vorzüglich angemessenen Sphäre. Ton, Haltung und Ausführung machten jede Scene mehr oder weniger gelingen. Die Abgangscene im vierten Act, vor der Verwandlung, verdient besonders erwähnt zu werden. Herr Palmier schien in der Rolle des bösen Krollö ein wackres Muster vor Augen zu haben, das er größten Theils mit glücklichem Erfolg copirte. Es ist schwer, in Rollen dieser Art dem Versuch zum Kariikiren ganz zu widerstehen. Im vierten Act war es auch, wo Herr Sichter als Ubaldo, dessen Spiel vorher etwas Gespreiztes hatte, sich in der Scene, als er mit verbundnem Kopf vor Adelswyl erscheint, sich recht vortheilhaft benahm. Mlle. Neumann führte jenen Theil der Scene nach der Verwandlung, in dem sie kraftlos von der Anhöhe herunterwannt und dann zusammensinkt, mit malerischen Zügen aus.

Den 18. wurde dieses Schauspiel, wie vorher schon mehrmals, wiederholt. Den Anfang machte eine Overture von der Composition des Vice-Orchesterdirectors im Hoftheater am Isarthor in München, Jacob Zeghner, die sich durch Feuer und Lebendigkeit, wie durch gute Verwendung der Instrumente auszeichnete. Zwischen dem ersten und zweyten Act trug Franz Richter eine Polonaise für das Horn vor. Der Ton ist äußerst weich und gesangreich, besonders in der Höhe; die Intonation auch im bewegteren Tempo größten Theils rein, und die flackirten Töne gelingen vorzüglich gut. Zwischen dem zweyten und dritten Act wurden von Jacob Zeghner Varia-



tionen für die Violine, von F. Stahl, mit Zartheit, Anmuth und großer Präcision vorgetragen. Leichtigkeit wetteiferte mit der Kunstfertigkeit. Zum Schluß ertönten wieder die mit Beyfall aufgenommenen oberösterreichischen National-Lieder der zwey jungen Natursänger. So interessant diese Lieder sind, erregen die, ihre dürftige Mutter unterstützenden Kleinen doch mehr Mitleid, als sie eigentliche Unterhaltung gewähren.

### S i n g s p i e l.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien zum Vortheil des Opern-Directors, Ignaz Ritter v. Seyfried, zum ersten Mal: Die Ochsenmenette. Singspiel in einem Act, nach einer wahren Anekdote und dem französischen Vaudeville: Haydn, ou le Menuet du boeuf, frey bearbeitet. (Die Musik aus den Werken Haydn's gezogen, und von dem Opern-Director zur scenischen Darstellung eingerichtet.)

Wir haben bis jetzt vergebens auf eine zweyte Vorstellung dieses Singspiels gewartet, worin wir einige Abänderungen vermutheten. Die Anekdote ist bey Gelegenheit der Ankündigung in No. 147 dieser Zeitschrift erwähnt worden, die Ochsenmenette (oder nach unserer Art zu reden: der Ochsenmennet — le Menuet) darf uns als Titel daher nicht befremden. Die zweyte Veranlassung des Singspiels, nämlich das Vaudeville, möchte man bezweifeln, wenigstens scheint der Charakter des deutschen Stücks, der einen ganz localen Anstrich hat, zu widersprechen. Der Text hat außer der geschichtlichen Beziehung wenig Werth. Die Erscheinung Haydn's auf der Bühne möchte in Paris eher zulässig seyn, als hier, wo die Erinnerung an die würdige Persönlichkeit des unsterblichen Tondichters einem großen Theil der Zeitgenossen noch zu gegenwärtig ist. Die in dem Stück vorkommende Haushälterinn mag theatralisch wirksam seyn; historisch interessanter wäre wohl der alte Diener, durch lange Jahre seines Herrn und Meisters treuester Gefährte. Was die Musik betrifft, so ist die Verwendung von Tonstücken aus den Werken Haydn's allerdings zweckmäßig, und der Bearbeiter hat bey ähnlicher Benützung Mozartscher Quartett- und Fortepianos Compositionen, die er für das ganze Orchester instrumentirte, seine Einsicht und Gewandtheit für solche Umgestaltungen bewährt; daß hier aber größten Theils Gesangstücke aus dem Oratorium, die Jahreszeiten, verwendet wurden, hatten wir für einen Mißgriff, und leidenschaftliche Verehrer dieses großen Nationalwerkes möchten die Beziehung derselben auf ein solches Bühnenstück wohl leicht für eine Profanation erklären. Am schärfsten spricht dieser Mißgriff in dem letzten Chor sich aus, wozu der Chor der Winger aus dem genannten Oratorium genommen ist, um hier in einem ungehörigen Wirthshaus anbestimmt zu werden. Anfangs überraschten diese Erscheinungen manchen Zuhörer und Beschauer allerdings nicht unbehaglich; man hört die unschätzbare Tondichtung, zu welcher sie gehören, noch immer viel zu selten, und es begegnet einem, wie dem Wanderer in der Fremde, dem die Töne heimathlicher Lieder erklingen, und die Brust mit wehmüthsvoller Lust erfüllen. Bald jedoch gesellt dort die ruhige Betrachtung sich hinzu und stört den Eindruck.

Herr Demmer stellte Haydn dar, und hatte vielen Fleiß auf das Äußere verwendet; vertrauten Freunden des berühmten Mannes mochte aber dennoch mancher wehmüthige Zweifel die Täuschung allzu sehr erschweren. Herr Spitzeder kam für die Darstellung sein komisches Talent zu Statten; der nationalen Individualität fehlte jedoch Einiges, was man in diesem Fall nicht wohl verlangen kann. Seine gute Bassstimme unterstützte der angemessene Vortrag, und die in das Quodlibet eingeschobene Beziehung auf jenes allbeliebte Volkslied, das bey festlichen Gelegenheiten jedes vaterländische Gemüth erhebt, wirkte sehr ergreifend. Mad. Vogel benahm sich im Charakter der zänkischen Haushälterinn sehr schicklich. Mlle. Schwarzböck machte dieß Mal als Therese auch im Gesang einen theatralischen Versuch, und verspricht viel Angenehmes für die Zukunft, was sie, von einer glücklichen Persönlichkeit begünstigt, unter einer guten Leitung ohne Zweifel leisten wird. Einige Extragaben, die



diesem Singpiel folgten, werden wir bloß anzuführen nöthig haben. Die zuerst von den beyden Naturkünstlern vorgetragenen oberösterreichischen National-Lieder wurden schon erwähnt. Die vom Herrn Felix, nach einer von ihm neu erfundenen Methode, und ohne Beyhülfe eines musikalischen Instruments gespielten Flageolet-Variationen mögen als Nachahmung des Waldgefanges im Winter noch passieren; im Sommer erlassen wir dem Virtuosen diese Mühe. Solche Kunststücke gehören in die Kategorie derjenigen, deren eines der große Alexander mit einer wohlbekannten Münze lobnte. Das ritterliche Divertissement mit einem Fahnentanz-Solo und Kindertänzen ausgestattet, von der Erfindung des Herrn Minetti, both sammt und sonders nichts vorzüglich Interessantes dar.

### A k a d e m i e .

Am 15. December ließ Herr Moschles zum dritten Mal im k. k. Hoftheater am Kärlsthor sich hören, und zwar bey übervollem Hause. Die Ankündigung, daß er zum letzten Male vor seiner Abreise spielen werde, hatte die Zahl der Zuhörer verdoppelt. Die Akademie begann mit einer Ouverture von Beethoven, die ziemlich gut executirt wurde.

Herr Moschles spielte hierauf sein Concert in Es, in welchem er nicht allein eine sehr effectreiche und geschmackvolle Instrumentirung angebracht, sondern auch seiner eminenten Kunstfertigkeit die glänzendsten Momente bereitet hat. Die Rundung, Nettigkeit und Eleganz seines Spiels erregte einen neuen Grad von Bewunderung. Das Schwerste und Glänzendste scheint Herr Moschles zur letzten Akademie aufgespart zu haben. Seine außerordentliche Fertigkeit war immer durch interessante Schattirungen gehoben; die schnellsten und schwersten Passagen zeichneten sich besonders dadurch aus, daß sie oft im leisesten Piano vorgetragen wurden. Der Beyfall war groß, und zweymal wurde der Künstler nach einander hervor gerufen.

Das zweyte Tonstück, das die Theilnahme der Zuhörer bis zum Enthusiasmus steigerte, war der Alexandermarsch mit Variationen; ein glänzendes, effectvolles und ergreifendes Tonstück. Sein Staccato führt er in einem überraschenden, schnellen Tempo aus, und es entschlüpft ihm keine Note. Er führte diese beyden Stücke, so wie früher, auf einem Fortepiano von Leschen in Wien aus, das seinem Spiele durch die höchste Präcision des Anschlags, Kraft des Tons und Lieblichkeit des Piano, besonders aber durch die feste Stimmung sehr zu Statten kommt.

Das letzte Stück, eine freye Phantasie, wirkte um so mehr, weil der Virtuos das Lied „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ zum Thema nahm, und damit die schönste Saite in allen Herzen berührte, das sein Gemüth und seine Kunst zugleich erhob. Er mischte kunstreich ein Thema von Händel ein, und trug dieses Tonstück auf einem englischen Fortepiano von Broadwood vor, das von London unserm hochgeschätzten Beethoven zum Geschenk übersendet wurde.

Der Ton dieses Instruments ist, wenn es im Forte angegriffen wird, zu grell und nimmt etwas Klirrendes an. Die schwache Besaitung, die der englische Verfertiger wählte, um dem Instrumente mehr Gesang zu geben, ist für das Concertspiel zu kraftlos. Der Bass ist besonders schwach; die Dämpfung, auf englische Art, auch nicht präcis, sondern der Ton klingt nach. Die äußere Form hat für unsern jetzigen Geschmack etwas Widerstrebendes. Alles ist spindelartig gedreht an den Füßen. Einstimmig erkannte man die deutschen Flügel im Ton und in der Behandlung für vorzüglicher, als die englischen. Wien hat es darin auf den höchsten Grad gebracht. Herr Moschles wurde auch jetzt zwey Mal hervorgerufen.

Als Ruhepunkte für den Spieler wurden folgende Tonstücke aufgeführt. Zuerst sang Mad. Grünbaum eine italienische Scene mit vieler Bravour und guter Stimme. Sie erhielt großen Beyfall. Dann wurde von Ule. Sonntag und Herrn Hajzinger ein Duett beyfallswürdig vorgetragen. Einen großen Enthusiasmus erregte das reizende Spiel des Herrn Manseder, der täglich mehr als Meister auf der Violine sich hervorthut. Diese Akademie ist seitdem auf vielfältiges Begehren wiederholt werden.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Nordlicht.

(Mit einer Musik-Beylage.)

Auf dem Wasser zu singen. Gedichtet von Leopold von Stollberg. — In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Auf der

Gedichtet

Mässig geschwind.

Singstimme.

Pianoforte.

The first system of music features a vocal line (Singstimme) and piano accompaniment (Pianoforte). The tempo is marked 'Mässig geschwind.' The key signature has two flats (B-flat and E-flat), and the time signature is 6/8. The piano part begins with a piano (*pp*) dynamic and includes accents over the notes.

1. Mit - ten im Schim - mer  
2. Ue - ber den Wi - pfel  
3. Ach, es entschin - de

The second system continues the musical notation. The piano part includes a *pp* dynamic marking and accents. The lyrics are: 1. Mit - ten im Schim - mer, 2. Ue - ber den Wi - pfel, 3. Ach, es entschin - de.

schim - mern - den Wel - len Gleit - tet die See - le da - hin wie der Ka  
öst - li - chen Hai - nes Säu - selt der Cal - mus im röth - li - chen Sch  
schim - mern - dem Flü - gel Wie - der wie ge - stern und heu - te die Zei

The third system continues the musical notation. The piano part includes a *cresc.* (crescendo) marking. The lyrics are: schim - mern - den Wel - len Gleit - tet die See - le da - hin wie der Ka, öst - li - chen Hai - nes Säu - selt der Cal - mus im röth - li - chen Sch, schim - mern - dem Flü - gel Wie - der wie ge - stern und heu - te die Zei.



# Auf dem Wasser zu singen.

Gedichtet von Leopold Grafen von Stollberg.

In Musik gesetzt  
von  
Franz Schubert.

Mäßig geschwind.

Singstimme.

Pianoforte.

1. Mit - ten im Schim - mer der epte - gel - den Wel - len Glei - tet wie Schwä - ne der wan - len - de Kaba. Ach, auf der Freu - de sanft  
2. Un - ter den Wl - pfeln des west - li - chen Hal - nes Win - let uns freund - lich der rüth - li - che Scheln; Un - ter den Zwei - gen des  
3. Ach, es entschwin - det mit thau - i - gen Flä - gel Mit - auf den wie - gen - den Wel - len die Zeit. Mor - gen ent - schwin - det mit

schim - mern - den Wel - len Glei - tet die See - le da - hin wie der Kaba. Ach, auf der Freu - de sanft schim - mern - den Wel - len Glei - tet die See - le da - hin wie der Kaba.  
rüt - li - chen Hal - nes Sch - elt der Cal - mas im rüt - li - chen Scheln; Un - ter den Zwei - gen des rüt - li - chen Hal - nes Sch - elt der Cal - mas im rüt - li - chen Scheln.  
schim - mern - den Flä - gel Wie - der wie ge - stern und heu - te die Zeit. Mor - gen ent - schwin - det mit schim - mern - den Flä - gel Wie - der wie ge - stern und heu - te die Zeit.



Denn von dem Him - mel her - ab auf die Wöl - len    Ton - set das A - bend-roth rund um den Kahn,    Ton - - - - - set das  
 Frau - de der Him - mels und Ra - he des Hal - nes    Ath - met die Seel' im er - rü - then-den Schein,    Ath - - - - - met die  
 Bis ich auf hö - he - ren strah - len-den Flä - gel    Sel - ber ent-schwin - de der wech - seln - den Zeit,    Sel - - - - - ber ent-

A - bendroth rund um den Kahn.    1 2  
 Sel' im er - rü - then-den Schein.    3 4  
 schwin - de der wech - seln - den Zeit.    5 6    *decres.*    7 8

*decres.*

Gedruckt bey Anton Strauss.



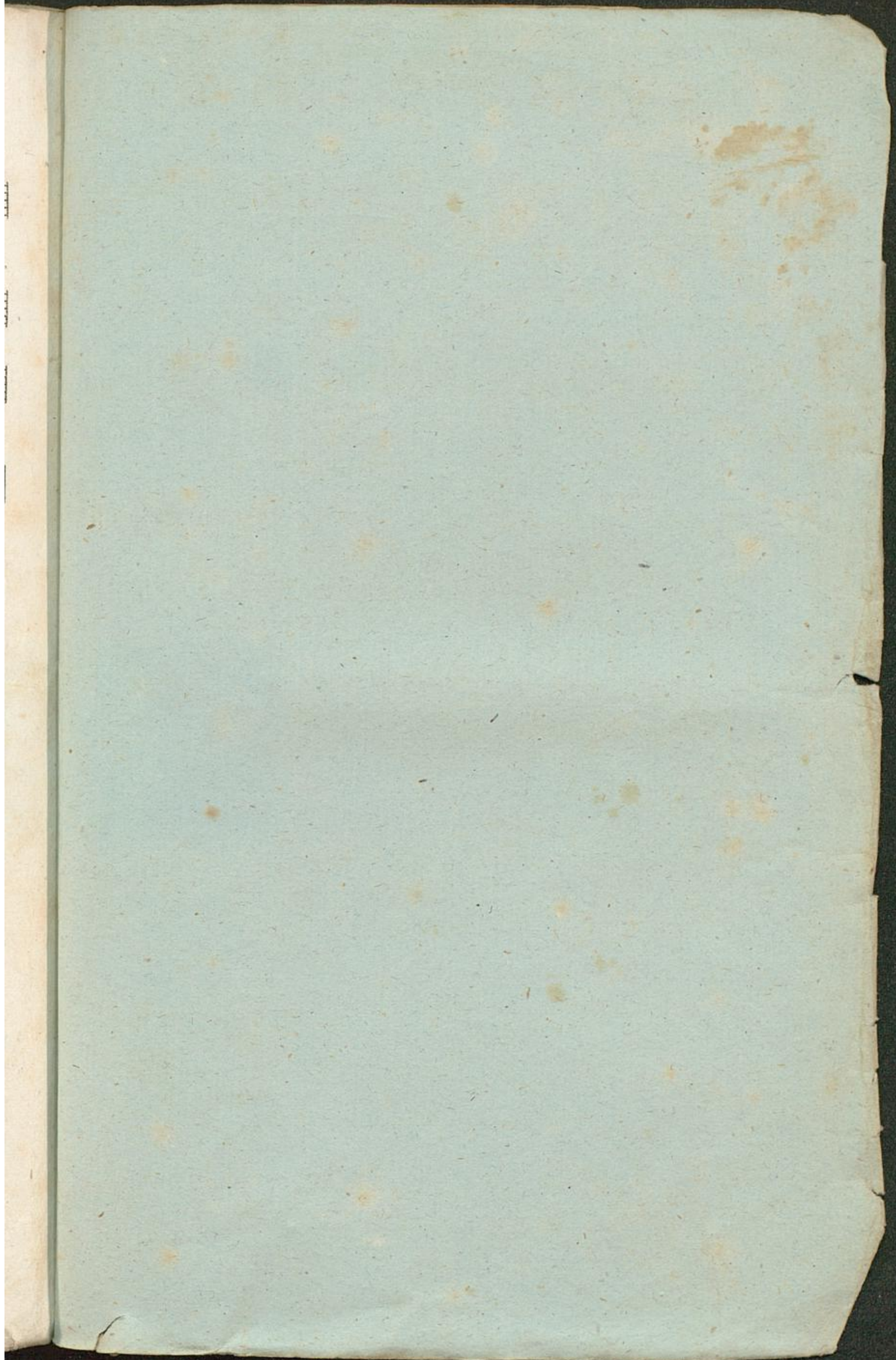
Denn von dem Him - mel her  
 Freu - de des Him - mels und  
 Bis ich auf hö - he - ren

zet das  
 met die  
 ber ent-

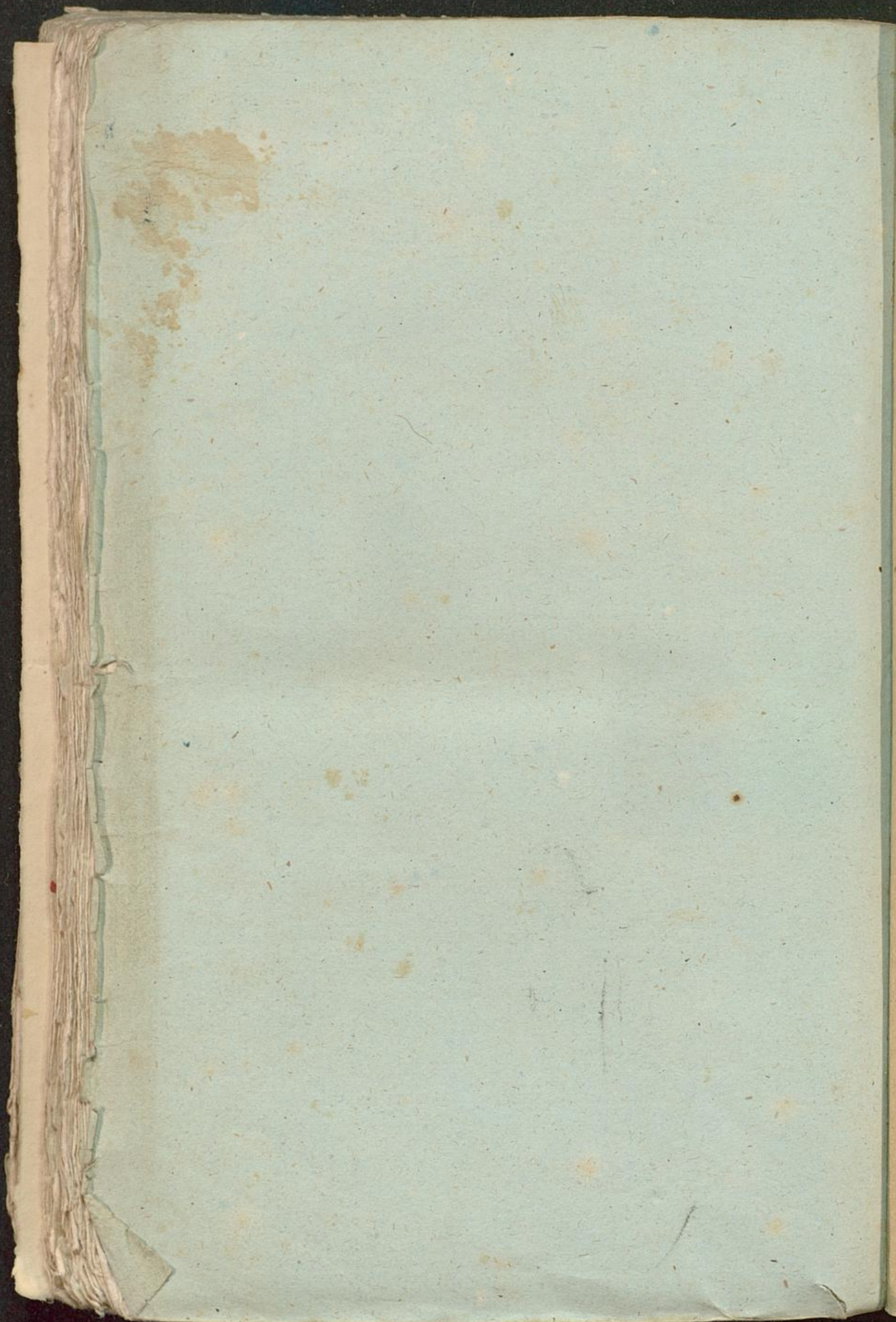
A - bendroth rund um den Kahn.  
 Seel' im er - rö - then-den Schein.  
 schwin - de der wech - seln-den Zeit.

decrease.















Wien, gedruckt bey Anton Strauß.